Lesebuch

für

die Kapitulantenschulen.

Zweiter Theil.

Zum Dienstgebrauch ausgegeben

vom

Königlich Bayerischen Kriegsministerium.

Nach dem gleichnamigen Königl. Preußischen Lesebuche.

Berlin 1879.
Gedruckt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
Königliche Hofbuchhandlung und Buchdruckerei
Kochstraße 69. 70.

Inhalt.

I. Poesie.

A. Lyrisch.

Seite

1. Fürst und Vaterland.

1. Das deutsche Land. G. Ph. Schmidt von Lübeck 1
2. Deutscher Sinn und Brauch . . . 1
3. Das Lied der Deutschen. H. Hoffmann von Fallersleben 2
4. Gruß an Deutschland. H. Hoffmann von Fallersleben 2
5. Das Lied von den deutschen Strömen. K. Buchner 3
6. Das Lied vom deutschen Kaiser. E. v. Geibel 4
7. Bayrisch steht dem Bayern gut. F. Huber 4
8. Bayrisch leben, bayrisch sterben. F. Beck 4
9. Dem deutschen Vaterland. R. Reinick 5

2. Gemüth.

1. Geduld. Ph. Spitta 5
2. O lieb, so lang du lieben kannst! F. Freiligrath 6
3. Aus dem Walde. E. v. Geibel . 6
4. Hoffnung. E. v. Geibel 7
5. Deutscher Trost. E. M. Arndt . 7
6. Die flüchtige Zeit. J. L. Gleim . 8
7. Des Meeres Einladung. K. Ludwig I. 8
8. Lebensmuth. F. H. K. de la Motte Fouqué 8
9. Die Muhme. A. Grün 9
10. Beherzigung. W. v. Göthe . . . 9
11. Der Gruß. H. Heine 9
12. Wenn du noch eine Heimat hast. A. Träger 9
13. Wandrers Nachtlied. W. v. Göthe 10
14. O wie wunderschön ist die Frühlingszeit! F. Bodenstedt 10
15. Frohsinn. O. v. Redwitz . . . 11
16. Am Sarge. H. Loé 11
17. Gebet. E. v. Geibel 12

Seite

3. Kriegerleben.

1. Die Erklärung des Soldaten . . 12
2. Landsknechtslied. H. Lingg . . 13
3. Soldaten-Abschied. Müller . . . 13
4. Soldatenherz 14
5. Marschgedanken 14
6. Der Stelzfusz. A. F. E. Langbein 15
7. Der schwäbische Ritter und sein Sohn. F. L. G. v. Stolberg 16
8. Artillerie-Lied 16
9. Pionier-Lied 17
10. Das Schwert. L. Uhland . . . 18
11. Der Feldkaplan. J. Chr. v. Zedlitz 18
12. Bayerisches Fahnenlied. Nach F. Seufferheld 19
13. Unsere Parole. K. v. Spruner . 20
14. Vorwärts! Marsch! J. P. v. Hartz 20
15. Soldatenehre F. Seufferheld . . 21
16. Der Landwehrmann. L. Scharrer 21

4. Gedichte historischen Inhalts.

(Die Gedichte dieser Abtheilung sind den historischen Darstellungen in Prosa eingereiht.)

1. Herzog Luitpolds Tod in der Schlacht an der Ennsburg. F. Beck . . . 309
2. Die Kaiserwahl. L. Uhland . . . 319
3. Friedrich Rothbart. E. v. Geibel . 323
4. Der reichste Fürst. J. Kerner . . 338
5. Der Kurfürst vor Belgrad. E. v. Geibel 349
6. Prinz Eugen vor Belgrad. Volkslied 354
7. Prinz Eugen, der edle Ritter. F. Freiligrath 355
8. Nächtliche Erscheinung zu Speyer. W. Müller v. Königswinter . . . 376
9. Die unechten Fahnen der Hanauerschlacht. F. Rückert 377
10. Der Heldentod des Herzogs Friedrich Wilhelm v. Braunschweig. R. Heilmann 377
11. Belle-Alliance. J. Sturm 388
12. Kriegslied. E. v. Geibel 392

	Seite
13. Der erste gefangne Turko. W. Winckler	403
14. Sedan. H. Arnold	407
15. Die Bayernschanze. Aus F. W. v. Ditfurths „Volksliedern des bayerischen Heeres“	416
16. Orleans. H. Arnold	426
17. An Moltke. O. F. Gruppe	433
18. Dem König. A. Erhard	434
19. Den Gefallenen. E. Scherenberg	434

B. Episch.

	Seite
1. Die Bürgschaft. F. v. Schiller	21
2. Der Graf von Habsburg. F. v. Schiller	24
3. Des Sängers Fluch. L. Uhland	26
4. Erlkönig. W. v. Göthe	27
5. Der Schatzgräber. W. v. Goethe	28
6. Der Sänger. W. v. Goethe	29
7. Das Mahl zu Heidelberg. G. Schwab	29
8. Die Martinswand. A. Grün	30
9. Der Mohrenkopf im Lauinger Wappen. A. Schöppner	32
10. Herzog Christophs Stein. Aus dem Festkalender von F. v. Pocci und G. Görres	33
11. Die Tabakspfeife. G. K. Pfeffel	34
12. Der sterbende General. A. v. Droste-Hülshoff	35
13. Das Mädchen v. Saragossa. E. A. Seemann	36
14. Die Feldwacht. D. Zöllner	38

C. Didaktisch.

	Seite
Sprüche. Von verschiednen Verfassern.	
a. Militärische	41
b. Allgemeine	46

II. Prosa.

A. Erzählungen und Schilderungen.

	Seite
1. Gruit van Steen. H. v. Schubert	58
2. Der Christ und der Muhammedaner. E. v. Houwald	62
3. Der Handel des Fugger'schen Hauses. G. Rau	68
4. Ein Opfer der Nächstenliebe.	72
5. Der Trunk Wasser. A. Erhard	73
6. Ein erfolgreicher Rath des Feldmarschalls Wrede. Nach K. W. v. Heideck	76
7. Der Kriegsmuth der Bayern. A. Erhard	78
8. Einige Züge aus dem Leben Maximilians II. Nach F. W. Bruckbräu	82

B. Lehrhaftes.

	Seite
1. An meinen Sohn Johannes. M. Claudius	85
2. Militärische Grundsätze. Aus den Dienstvorschriften des königl. preuß. Gardekorps v. 1828	88
3. Die Religion des Soldaten. Frei nach K. Graf Bigot v. St. Quentin	92
4. Ein militärischer Spaziergang. Nach K. E. v. Pönitz	95
5. Der Großvater dem Enkel. Ansprache S. M. des Kaisers Wilhelm I.	104
6. Aus dem deutschen Sprichwörterschatze.	
a. Militärisches	105
b. Allgemeines	107

C. Naturbilder.

	Seite
1. Das arabische Pferd. A. Brehm	109
2. Die Bedeutung der Vögel. A. Brehm	112
3. Der Steinadler. A. Brehm	115
4. Die Riesenschildkröte. H. Masius	118
5. Die Seidenraupe. K. Ruß	119
6. Die Termiten. E. Taschenberg	123
7. Die Korallen. G. Hartwig	126
8. Die Kokospalme. G. Hartwig	128
9. Der Brotbaum. G. Forster	130
10. Letzter Herbstgang. E. A. Roßmäßler	133
11. Der Bernstein. Nach W. Runge	136
12. Die Eisenbahn und der Dampfwagen. Nach L. Thomas	140
13. Das Dampfschiff. L. Thomas	143

Seite
14. Der Luftballon. Nach L. Thomas 146
15. Die Legung des transatlantischen Kabels. Nach A. Bernstein . . . 147
16. Die Baumwolle 152
17. Der Bergbau. L. Tutschek . . . 153
18. Die Bereitung des Zuckers. L. Tutschek 155
19. Die Papierfabrikation. L. Tutschek 156
20. Das Eis als Handelsartikel. J. G. Kutzner 158
21. Der Nutzen des Mikroskops. Frei nach J. Thäter 159

D. Bilder aus der Erd- und Völkerkunde.

Seite

a. Allgemeines.
1. Die Kulturstufen der Menschheit. W. Pütz 162
2. Geographische Betrachtungen über die Hauptnahrungsmittel der Menschen. A. Grube 164
3. Ueber die Bedeutung der Ströme. G. Kohl 167
4. Die Vulkane. H. Masius . . . 170

b. Bilder aus der Heimat.
1. Deutschland, das Land der Mitte. Steinhard 172
2. Das Riesengebirge. J. G. Kutzner 175
3. Das schwimmende Dock des deutschen Reichs. A. Bernstein . . . 179
4. Bayerns Klima. F. W. Walther . 181
5. Das bayerische Hochland 183
6. Zur Winterzeit am Chiemsee. Nach H. Noé 185
7. Das Gleisenthal. J. Wimmer . . 187
8. Der Bodensee. M. Geistbeck . . 190
9. Landschaftsbilder aus Franken. Nach F. Lampert 192
a. Hohenlandsberg 193
b. Frankenberg 196
c. Bullnheimer- oder St. Kunigunden-Berg 201
10. Westbayern. Nach F. W. Walther und M. Geistbeck 204
11. Drei bayerische Städte.
a. Regensburg. Z. Th. nach H. Graf v. Walderdorff, S. Riezler, Ch. H. Kleinstäuber u. J. Rodenberg 212
b. Augsburg. Zum Theil nach L. Schönchen 227
c. Würzburg. Zum Theil nach A. Schäffler, K. v. Spruner, U. Hubert u. K. L. Urlichs . . . 244
12. Das bayerische Volk. Frei nach J. W. Walther u. S. Riezler . . . 258

c. Bilder aus der Fremde.
aa. Europa.
1. Die südrussische Steppe. H. Stahl nach G. Kohl 268
2. Der Lappländer und das Rennthier. Nach Th. Mügge 273
3. Straßen und Straßenleben in London. Nach F. Lewald und E. Weyden 275
4. Die Pußten. Nach F. v. Löher . 278
5. Die Gemsenjagd in Tyrol. Friedrich v. Tschudi 280
6. Das Volksleben in Neapel. K. A. Mayer 282
7. Ein Stiergefecht in Madrid . . . 285

bb. Die außereuropäischen Erdtheile.
1. Japanische Industrie. Berg . . . 289
2. Schilderung einer ostindischen Stadt. Th. Skinner 293
3. Der Nil und seine Ueberschwemmungen. A. v. Kremer und S. W. Baker 295
4. San Francisco. M. Eyth . . . 299
5. Die Wunder der Polargegend . . 301

E. Bilder aus der deutschen Geschichte.

Die mit * bezeichneten Nummern enthalten Gedichte.

Seite
1. Armin, der Befreier Deutschlands, und die teutoburger Schlacht. A. Grube 303
2. Karl der Große.
1. Seine Persönlichkeit und sein Charakter. Nach Einhard und Schröder 306
2. Sein Hof. W. v. Giesebrecht . 308
*3. Herzog Luitpolds Tod in der Schlacht an der Ennsburg. F. Beck 309
4. Heinrich der Finkler. O. Schwebel.
1. Sein Regierungsantritt . . . 310
2. Sein Kampf gegen die Ungarn 311
5. Ottos I. Wahl und Krönung. W. v. Giesebrecht 312
6. Die Schlacht auf dem Lechfelde. W. v. Giesebrecht 314
*7. Die Kaiserwahl. L. Uhland . . . 319
8. Kaiser Friedrich I. Barbarossa. R. Köpke 320
*9. Friedrich Rothbart. E. v. Geibel. 323
10. Rudolf von Habsburg. L. Stacke. 324
11. Der Schweizer Befreiungskampf. J. K. Andrä.
1. Die Grausamkeit der Landvögte 328
2. Der Rütlibund 328

Seite
3. Wilhelm Tell 329
4. Die Eidgenossen. Arnold von Winkelried 329
12. Die Schlacht von Mühldorf. J. Würdinger 330
13. Ein Bayernsieg über die Hussiten. J. Würdinger 335
14. Die Erfindung der Buchdruckerkunst. E. Duller 336
*15. Der reichste Fürst. J. Kerner . . 338
16. Zwei Wittelsbacher auf dem Schlachtfelde. J. Würdinger 338
a. Die Schlacht von Seckenheim . 339
b. Die Schlacht bei Giengen . . 344
17. Die Türken vor Wien. L. Stacke 348
*18. Der Kurfürst vor Belgrad. E. v. Geibel 349
19. Peter der Große. L. Stacke . . 350
*20. Prinz Eugen vor Belgrad. Volkslied 354
*21. Prinz Eugen, der edle Ritter. F. Freiligrath 355
22. Aus dem österreichischen Erbfolgekrieg. Nach K. v. Spruner u. J. Würdinger 355
a. Bürger und Soldaten vertheidigen Straubing 355
b. Franz Karl Cura's Leistungen bei der Einnahme Burghausens . . 358
23. Maria Anna, Bayerns unvergeßliche Herzogin. A. Erhard . . . 359
24. Die Völkerschlacht bei Leipzig. F. Schmidt 368
1. Die Schlacht bei Wartenburg . 368
2. Der Vorabend der Völkerschlacht bei Leipzig 370
3. Der 16. und 17. Oktober . . 371
4. Der 18. Oktober 374

Seite
*25. Nächtliche Erscheinung zu Speyer. W. Müller von Königswinter . . 376
*26. Die unechten Fahnen der Hanauerschlacht. F. Rückert 377
*27. Der Heldentod des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig. R. Heilmann 377
28. Die Schlacht bei Waterloo. L. Häusser 379
*29. Belle-Alliance. J. Sturm . . . 388
30. Der Kriegsvorwand 1870 . . . 389
*31. Kriegslied. E. v. Geibel . . . 392
32. Weißenburg. 4. August 1870. Nach G. Hiltl 393
*33. Der erste gefangne Turko. W. Winckler 403
34. Die Kapitulation von Sedan. Aus dem „Generalstabswerk“ . . . 404
*35. Sedan. H. Arnold 407
36. Die Eroberung des Plateaus von Chatillon am 19. September 1870 M. Heilmann 410
*37. Die Bayernschanze. Aus F. W. v. Ditfurths „Volksliedern des bayerischen Heeres“ 416
38. Die erste Einnahme von Orleans am 11. Oktober 1870. H. v. Helvig 416
*39. Orleans. H. Arnold 426
40. In der Batterie Nr. 17 vor Paris. K. Landmann 428
a. Auf Batteriebau 428
b. Während der Beschießung . . 429
c. Einstellung des Feuers . . . 432
*41. An Moltke. O. F. Gruppe . . 433
42. Ein Armeebefehl des Königs Ludwig II. von Bayern 434
*43. Dem König. A. Erhard . . . 434
*44. Den Gefallenen. C. Scherenberg . 434

I. Poesie.

A. Lyrisch.

1. Fürst und Vaterland.

1. Das deutsche Land.

Georg Philipp Schmidt von Lübeck.

Von allen Ländern in der Welt
das deutsche mir am besten gefällt:
es träuft von Gottes Segen.
Es hat nicht Gold noch Edelstein,
doch Männer hat es, Korn und Wein,
und Mädchen allerwegen.

Von allen Sprachen in der Welt
die deutsche mir am besten gefällt:
ist freilich nicht von Seiden!
Doch wo das Herz zum Herzen spricht,
ihr nimmermehr das Wort gebricht,
in Freuden und in Leiden.

Von allen Mädchen in der Welt
das deutsche mir am besten gefällt:
ist gar ein herzig Veilchen.
Sie hält es treulich wie sie soll,
stets munter, schaffig, anmuthsvoll,
und blüht ein artig weilchen.

Von allen Sitten in der Welt
die deutsche mir am besten gefällt:
ist eine feine Sitte.
Gesund an Leib und Geist und Herz,
zur rechten Zeit den Ernst und Scherz,
und Becher in der Mitte.

Es lebe die gesammte Welt!
Der Deutsche liebt, was Deutschen gefällt,
und hält sich selbst in Ehren;
und läßt den Nachbar links und rechts
wes Landes, Glaubens und Geschlechts
nach Herzenslust gewähren.

2. Deutscher Sinn und Brauch.

Ein deutscher Gruß ist Goldes werth,
und süß ein Druck der Hand:
er knüpfet, wie Natur uns lehrt,
der deutschen Treue Band.

Willkommen! sagt nicht nur der Mund,
wenn es der Deutsche spricht:
im Blicke thut sein Herz sich kund
und zeichnet sein Gesicht.

Das offne Lächeln sonder Trug,
die Stirne rein und frei
verkünden schweigend schon genug
die deutsche Biedertreu.

Wie Harfenton erfreulich klingt
ein deutsches: Guten Tag!
Ein Du, das zu dem Herzen dringt,
wie Nachtigallenschlag.

Des Franzen eitler Firlefanz,
des Franzen eitle Kunst
verhaucht des Herzens Spiegelglanz
mit lauter losem Dunst.

Das Beifallhungern in dem Blick,
des Lächelns fader Zwang
verscheucht der Herzen Bruderglück,
verstimmt der Seele Klang.

Ein deutscher Gruß ist Goldes werth,
und süß ein Druck der Hand.
Er knüpfet, wie Natur es lehrt,
der deutschen Treue Band.

3. Das Lied der Deutschen.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt,
wenn es stets zu Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält,
von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang
sollen in der Welt behalten
ihren alten, schönen Klang,
uns zu edler That begeistern
unser ganzes Leben lang —
deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang.

Einigkeit und Recht und Freiheit
für das deutsche Vaterland, —
danach laszt uns alle streben
brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand, —
blüh' im Glanze dieses Glückes,
blühe deutsches Vaterland.

4. Gruß an Deutschland.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Deutsche Worte hör' ich wieder —
sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Land der Freude, Land der Lieder,
schönes, heitres Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!

O wie sehnt' ich mich so lange
doch nach dir, du meine Braut,
und wie ward mir freudebange,
als ich wieder dich erschaut!
Weg mit welschem Lug und Tand —
Deutschland ist mein Vaterland!

Alles guten, alles schönen
reiche, sel'ge Heimat du!
Fluch den Fremden, die dich höhnen,
Fluch den Feinden deiner Ruh!
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Deutschland, du mein Vaterland!

5. Das Lied von den deutschen Strömen.

Karl Buchner.

Laszt uns die deutschen Ströme singen
im deutschen, festlichen Verein,
und zwischendurch die Gläser klingen,
denn sie beschenken uns mit Wein;
auf ihre Töne laszt uns lauschen,
die alle jetzt herüberwehn,
und bald der Wellen lautes Rauschen,
bald ihren leisern Grusz verstehn.

Zuerst gedenkt des alten Rheines,
der flutend durch die Ufer schwillt,
und seines goldnen Labeweines,
der aus der Traube lustig quillt;
denkt seiner schön bekränzten Höhen
und seiner Burgen im Gesang,
die stolz auf jene Fluren sehen,
die jüngst das deutsche Volk bezwang.

Tief in des Fichtelberges Klüften,
mit grauen Nebeln angethan,
umweht von nordisch kalten Lüften,
beginnt der Main die Heldenbahn.
Er kämpft in muthigem Gefechte
sich hin bis zu dem Vater Rhein
und drängt, bekränzt mit Weingeflechte,
in seine Ufer sich hinein.

Im Land der Schwaben auferzogen,
eilt rasch und leicht der Neckar hin;
wenn auch nicht mit gewölbten Bogen
gewalt'ge Brücken drüberziehn,
doch spiegeln gleich den schönsten Kränzen,
sich Dörfer in der klaren Flut,
und dunkelblau mit sanftem Glänzen,
der Himmel, der darüber ruht.

Gestiegen aus verborgnen Quellen,
im grünen, lustigen Gewand,
um welches tausend Falten schwellen,
strömt weit die Donau durch das Land.
Die Städte, die sich drin erblicken,
erzählen von vergangner Zeit
und fragen dann mit stillem Nicken:
Wann wird die alte Pracht erneut?

Durch alle Gau'n der freien Sachsen
ergeht sich stolz das Riesenkind;
es sieht, wie sonst, die Eichen wachsen,
doch sucht es seinen Wittekind;
und denkt es der gesunknen Helden,
dann zögert es im raschen Lauf,
und wünscht, was alte Sagen melden,
herauf, aus seiner Flut herauf.

So nah dem hochbeglückten Lande,
wo Zwingherrnblut die Erde trank
und nach gelöstem Sklavenbande
das Römerjoch zu Boden sank,
vernimm, o Weser, unsre Grüsze,
sie sollen jubelnd zu dir ziehn!
Voll Ernst und stiller Würde fliesze,
du Freiheitsstrom zum Weltmeer hin!

Es sei der Oder jetzt gesungen,
der letzte, schallende Gesang,
einst hat ja laut um sie geklungen
das deutsche Volk im Waffenklang.
Als es sich still und stark erhoben
in seiner ganzen Riesenmacht,
da half der Helfer ihm von oben,
geschlagen ward die Völkerschlacht.

So rauscht, ihr Ströme, denn zusammen
in ein gewaltig Heldenlied;
zum Himmel schlagt, ihr hellen Flammen,
die ihr im tiefsten Herzen glüht!
Eins wollen wir uns treu bewahren,
doch eins erwerben auch zugleich;
du, Herr, beschütz es vor Gefahren,
und zu uns komm dein freies Reich!

6. Das Lied vom deutschen Kaiser.

Emanuel v. Geibel.

Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
und beugt die knospenden Reiser,
es klingt im Wind ein altes Lied,
das Lied vom deutschen Kaiser.

Mein Herz ist jung, mein Herz ist schwer,
und kann nicht lassen vom Lauschen.
Es klingt, als zög' in den Wolken ein Heer,
es klingt wie Adlers Rauschen.

Viel tausend Herzen heimlich glühn
und harren wie das meine,
sie hören den Klang und hoffen kühn,
daß bald der Tag erscheine.

Deutschland, du schön geschmückte Braut,
schon träumt sie leis' und leiser.
Wann weckst du sie mit Trommetenlaut,
wann führst du sie heim, mein Kaiser?

7. Bayrisch steht dem Bayern gut.

Franz Huber. (Gekürzt.)

Bayrisch steht dem Bayern gut,
bayrisch soll er leben,
bayrisch soll er Gut und Blut
für sein Bayern geben!

Pflug und Streitaxt in der Hand,
in der Brust die Ehre,
stehn für Gott und Vaterland
wir und König Wehre.

Blühn wir unverwitterlich,
fest wie unsre Eichen,
glühn wir stark und ritterlich,
echter Mannheit Zeichen.

Ist dann unser Ende da,
ei, das schreckt uns wenig!
Heil dir, o Bavaria,
Heil dir, Heil dem König!

Bayrisch steht dem Bayern gut,
bayrisch soll er leben,
bayrisch soll er Gut und Blut
für sein Bayern geben!

8. Bayrisch leben, bayrisch sterben.

Friedrich Beck.

Durch das Dunkel banger Zeiten,
wo das Feste stürzt und bricht,
wird ein heller Stern uns leiten —
Bayerntreue wanket nicht.
Und im Herzen fort und fort
tönet unser Losungswort:
„Alter Sitte treue Erben!
Bayrisch leben, bayrisch sterben!"

Nimmer zittern in Gefahren,
Rechte schirmen und Vertrag,
Schwüre bis zum Tod bewahren,
komme, was da kommen mag!
So gedeutet fort und fort
soll bewähren sich das Wort:
„Alter Sitte treue Erben!
Bayrisch leben, bayrisch sterben!"

Wie die Väter es den Söhnen
lehrten ohne Prunk und Schein,
wird der Spruch dem Enkel tönen,
ihm ins Herz geschrieben sein;
und von Mund zu Munde fort
pflanze sich das biedre Wort:
„Alter Sitte treue Erben!
Bayrisch leben, bayrisch sterben!"

Von der Erde flieht der Glaube,
und die Tugend wird zum Spott;
doch aus unserm Herzen raube
keine Macht den alten Gott!
Gott mit uns — so hier als dort!
Und so sei erfüllt das Wort:
„Alter Sitte treue Erben!
Bayrisch leben, bayrisch sterben!"

Frühlingsgleich ist anzuschauen
in dem Friedensschmuck das Land;
aber auf den Frieden bauen
mit dem Schwert wir in der Hand;
Friede ist ein sichrer Port,
doch im Kampfe gilt das Wort:
„Alter Sitte treue Erben!
Bayrisch leben, bayrisch sterben!"

Trommeln wirbeln, Büchsen knattern,
und des Führers Ruf erschallt;
weiß und blau die Fähnlein flattern,
dicht vom Pulverdampf umwallt;
durch die Reihen brauset fort
unsrer Krieger Losungswort:
„Alter Sitte treue Erben!
Bayrisch leben, bayrisch sterben!"

Für den König hingegeben
und der Heimat theures Gut,
aus der Wunde strömt das Leben,
fließt der Tapfern Heldenblut;
doch sie rufen: Kämpfet fort!
Sinken mit dem letzten Wort:
„Alter Sitte treue Erben!
Bayrisch leben, bayrisch sterben!"

9. Dem deutschen Vaterland.

Robert Reinick.

Dem Vaterland!
Das ist ein hohes, helles Wort,
das hallt durch unsre Herzen fort
wie Waldesrauschen, Glockenklang,
Drommetenschmettern, Lerchensang;
das fällt, ein Blitz, in unsre Brust;
zu heil'ger Flamme wird die Lust.
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
Das seinen Töchtern hat beschert
der keuschen Liebe stillen Herd;
das seinen Söhnen gab als Hort
die freie That, das treue Wort;
das seiner Ehren blanken Schild
zu wahren allzeit sei gewillt —
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
Das Wort gibt Flügel dir, o Herz!
Flieg auf, flieg auf, schau niederwärts
die Wälder, Ströme, Thal' und Höhn!
O deutsches Land, wie bist du schön!
Und überall klingt Liederschall
und überall ein Wiederhall:
Dem Vaterland!

Dem Vaterland!
O hohes Wort, o helles Wort,
du tön für alle Zeiten fort
wie Waldesrauschen, Glockenklang.
Drommetenschmettern, Lerchensang!
Zu heil'ger Flamme weih' die Lust,
so lange schlägt die deutsche Brust
dem Vaterland!

Heil dir, Heil dir, du deutsches Land!

2. Gemüth.

1. Geduld.

Philipp Spitta.

Es zieht ein stiller Engel
durch dieses Erdenland,
zum Trost für Erdenmängel
hat ihn der Herr gesandt.

In seinem Blick ist Frieden
und milde, sanfte Huld;
o folg ihm stets hienieden,
dem Engel der Geduld!

Er führt dich immer treulich
durch alles Erdenleid
und redet so erfreulich
von einer schönern Zeit.
Denn willst du ganz verzagen,
hat er doch guten Muth!
er hilft das Kreuz dir tragen
und macht noch alles gut.

Er macht zu linder Wehmuth
den herbsten Seelenschmerz
und taucht in stille Demuth
das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
allmählich wieder hell,
er heilet jede Wunde
gewiß, wenn auch nicht schnell.

Er zürnt nicht deinen Thränen,
wenn er dich trösten will;
er tadelt nicht dein Sehnen,
nur macht er's fromm und still.
Und wenn im Sturmestoben
du murrend fragst: Warum?
so deutet er nach oben,
mild lächelnd, aber stumm.

Er hat für jede Frage
nicht Antwort gleich bereit,
sein Wahlspruch heißt: Ertrage, —
die Ruhstatt ist nicht weit!
So geht er dir zur Seite —
und redet gar nicht viel —
und denkt nur in die Weite
ans schöne, große Ziel.

2. O lieb, so lang du lieben kannst!

Ferdinand Freiligrath.

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und sorge, dasz dein Herze glüht
und Liebe hegt und Liebe trägt,
so lang ihm noch ein ander Herz
in Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschlieszt,
o thu ihm, was du kannst, zu lieb!
Und mach ihm jede Stunde froh,
und mach ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
der andre aber geht und klagt.

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
und birgst die Augen, trüb und nasz,
— sie sehn den andern nimmermehr —
ins lange, feuchte Kirchhofsgras

Und sprichst: O schau auf mich herab,
der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, dasz ich gekränkt dich hab!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
kommt nicht, dasz du ihn froh umfängst;
der Mund, der oft dich küszte, spricht
nie wieder: Ich vergab dir längst!

Er that's, vergab dir lange schon,
doch manche heisse Thräne fiel
um dich und um dein herbes Wort, —
doch still, — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst.

3. Aus dem Walde.

Emanuel v. Geibel.

Mit dem alten Förster heut
bin ich durch den Wald gegangen,
während hell im Festgeläut'
aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre,
fast, als ob's der ganze Hag
wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen ins Revier,
wo, umrauscht von alten Bäumen,
junge Stämmlein, sonder Zier,
sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

Denn es gilt ein ewig Recht,
wo die hohen Wipfel rauschen;
von Geschlechte zu Geschlecht
geht im Wald ein heilig Tauschen.

Was uns noth ist, uns zum Heil
ward's gegründet von den Vätern;
aber das ist unser Theil,
daß wir gründen für die Spätern.

Drum im Forst auf meinem Stand
ist mir's oft, als böt' ich linde
meinem Ahnherrn diese Hand,
jene meinem Kindeskinde.

Und sobald ich pflanzen will,
pocht das Herz mir, daß ich's merke,
und ein frommes Sprüchlein still
muß ich beten zu dem Werke:

Schütz' euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euern Kronen,
rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

Und ihr Enkel, still erfreut,
mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
wie's mit frommem Dank mich heut
an die Väter will gemahnen!"

Wie verstummend im Gebet
schwieg der Mann, der tiefergraute,
klaren Auges, ein Prophet,
welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
sah ich dann die Händ' ihn breiten;
aber in den Wipfeln ging's
wie ein Gruß aus alten Zeiten.

4. Hoffnung.

Emanuel v. Geibel.

Und dräut der Winter noch so sehr
mit trotzigen Geberden,
und streut er Eis und Schnee umher,
es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
sich vor den Blick der Sonne,
sie wecket doch mit ihrem Licht
einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
mir soll darob nicht bangen.
Auf leisen Sohlen über Nacht
kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
weiß nicht, wie ihr geschehen,
und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
und schmückt sich mit Rosen und Aehren
und läßt die Brünnlein rieseln klar,
als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
o Herz, gib dich zufrieden, —
es ist ein großer Maientag
der ganzen Welt beschieden!

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
als sei die Höll' auf Erden,
nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden!

5. Deutscher Trost.

Ernst Moritz Arndt.

Deutsches Herz, verzage nicht,
thu, was dein Gewissen spricht,
dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte nichts!

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest
und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
stehn dir wohl, o Sohn vom Teut.

Wohl steht dir das grade Wort,
wohl der Speer, der grade bohrt,
wohl das Schwert, das offen ficht
und von vorn die Brust durchsticht.

Laß den Welschen Heuchelei,
du sei redlich, fromm und frei;
laß den Welschen Sklavenzier,
schlichte Treue sei mit dir!

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
deutscher Glaube ohne Spott,
deutsches Herz und deutscher Stahl
sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
diese fechten alles durch,
diese halten tapfer aus
in Gefahr und Todesbraus.

Deutsches Herz, verzage nicht,
thu, was dein Gewissen spricht;
redlich folge seiner Spur,
redlich hält es seinen Schwur.

6. Die flüchtige Zeit.

Johann Ludwig Gleim.

Rosen pflücke, Rosen blühn,
morgen ist nicht heut!
Keine Stunde lasz entfliehn!
Flüchtig ist die Zeit.

Zu Genusz und Arbeit ist
heut Gelegenheit.
Weiszt du, was du morgen bist?
Flüchtig ist die Zeit.

Aufschub einer guten That
hat schon oft gereut.
Thätig leben ist mein Rath.
Flüchtig ist die Zeit.

7. Des Meeres Einladung.

König Ludwig I. (Gekürzt.)

Fröhlich laden die silbernen, hellen,
sanft bewegenden, schwankenden Wellen
ein uns in ihr krystallnes Gebiet.
Wie sie kommen, wie kräftig sie schwellen,
wie sie weichen, entgegen sich stellen! —
Und kein Ende das Auge ersieht.

Laßt uns tauschen die Wege, die rauhen,
mit den sanften des Meeres, den blauen,
laßt uns eilen ins Schiff jetzt hinein,
gläubig, heiter den Fluten vertrauen!
Denn einst wird nur der Glaubende schauen,
ihm geöffnet der Himmel allein.

8. Lebensmuth.

Friedrich Heinrich Karl de la Motte Fouqué.

Das Schwert an der Seite,
die Leyer zur Hand —
wohl lockt in der Weite
manch liebliches Land.
Wohl winken Gestalten
von Helden dir zu,
vertrau ihrem Walten,
entstrebe der Ruh!

Was wolltest du zagen?
Bist rüstig, belebt,
vermagst ja zu wagen,
wo Schwachsinn erbebt;
vermagst ja zu singen
manch kräftiges Lied;
viel kann ja erringen,
wen Muse [1]) durchglüht!

[1]) Die neun Musen waren in der griechischen Fabellehre des Alterthums die Schutzgöttinnen der schönen Künste und Wissenschaften.

Und ob dich verkennen
die Thoren umher,
im Busen doch brennen
dir Flammen so sehr!
Nie glänzet dem Matten
das Sonnenlicht frei,
leicht ziehen die Schatten
dem Kühnen vorbei.

9. Die Muhme.

Anastasius Grün. (Anton Alexander Graf v. Auersperg.)

Ich hab' eine alte Muhme,
die ein altes Büchlein hat;
es liegt in dem alten Buche
ein altes, dürres Blatt.
So dürr sind wohl auch die Hände,
die einst im Lenz ihr's gepflückt.
Was mag doch die Alte haben? —
Sie weint, so oft sie's erblickt.

10. Beherzigung.

Wolfgang v. Göthe.

Feiger Gedanken
bängliches Schwanken,
weibisches Zagen,
ängstliches Klagen
wendet kein Elend,
macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
zum Trutz sich erhalten,
nimmer sich beugen,
kräftig sich zeigen,
rufet die Arme
der Götter herbei.

11. Der Gruß.

Heinrich Heine.

Leise zieht durch mein Gemüth
liebliches Geläute;
klinge, kleines Frühlingslied,
kling hinaus ins Weite!

Kling hinaus bis an das Haus,
wo die Blumen sprießen;
wenn du eine Rose siehst,
sag', ich laß sie grüßen!

12. Wenn du noch eine Heimat hast.

Albert Träger.

Wenn du noch eine Heimat hast,
so nimm den Ranzen und den Stecken
und wandre, wandre ohne Rast,
bis du erreichst den theuren Flecken.

Und strecken nur zwei Arme sich
in freud'ger Sehnsucht dir entgegen,
fließt eine Thräne nur um dich,
spricht dir ein einz'ger Mund den Segen:

ob du ein Bettler, du bist reich,
ob krank dein Herz, dein Muth beklommen,
gesunden wirst du alsogleich,
hörst du das süße Wort: Willkommen!

Und ist verweht auch jede Spur,
zeigt nichts sich deinem Blick, dem nassen,
als grün berast ein Hügel nur
von allem, was du einst verlassen:

o nirgends weint es sich so gut,
wie weit dich deine Füße tragen,
als da, wo still ein Herze ruht,
daß einstens warm für dich geschlagen!

13. Wandrers Nachtlied.

Wolfgang v. Göthe.[1])

Ueber allen Gipfeln
ist Ruh.
In allen Wipfeln
spürest du
kaum einen Hauch;
die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
ruhest du auch!

14. O wie wunderschön ist die Frühlingszeit!

Friedrich Bodenstedt.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt,
und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt;
wenn das erste Grün am Baum sich zeigt,
und im Gras das erste Blümlein sprießt;
wenn vorbei im Thal
nun mit einemmal
alle Regenzeit und Winterqual:
schallt es von den Höhn
bis zum Thale weit:
O wie wunderschön
ist die Frühlingszeit!

Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt;
wenn die Quelle von den Bergen springt,
alles rings mit frischem Grün sich deckt,
und das Lustgetön der Wälder klingt,
Lüfte lind und lau
würzt die goldne Au,
und der Himmel lacht so rein und blau:
schallt es von den Höhn
bis zum Thale weit:
O wie wunderschön
ist die Frühlingszeit!

---

[1]) Das Göthe-Häuschen auf dem Gickelhahn bei Ilmenau, auf dessen Bretterwand der Dichter am 7. September 1783 mit Blei die Verse, jedoch in etwas andrer Form, schrieb, deren Schriftzüge er am 29. August 1813 noch einmal mit dem Stifte überzog, ist am 12. August 1870 leider ein Raub der Flammen geworden. (A. Engelien und H. Fechner. Deutsches Lesebuch. Berlin. 1874. S. 279.)

15. Frohsinn.

Aus Oskar v. Redwitz' „Amaranth."

So lang mein Himmel heiter blaut,
will ich nicht an die Wolke denken;
so lang die Locke nicht ergraut,
will ich mein blühend Haupt nicht senken.

Denkt denn die Blume ans Verblühn,
wenn sie der Knospe sich entwindet?
Denkt denn der Stern in seinem Glühn,
daß er am Morgen schon erblindet? —

Wem ewig jung das Herz verblieben,
dem ist das Leben ewig jung:
Am Morgen Streiterlust und Lieben,
am Abend die Erinnerung.

16. Am Sarge.

Heinrich Loé.

Wenn Einer stirbt, wird jede bittre Zähre,
die auf ihn fällt, ein drückendes Gewicht.
Du rufst umsonst in deines Kummers Schwere,
doch hört des Todten Ohr dich nicht.

Noch einmal möchtest du die Lippe küssen,
die jetzt erblaszt kein freundlich Wort mehr spricht.
Du fühlst zu ihr dich weinend hingerissen,
doch küszt des Todten Mund dich nicht.

Das treue Auge willst du nochmal schauen;
es ist dahin, wie der Krystall zerbricht,
und nie wird dir sein Himmel wieder thauen;
dich sieht des Todten Auge nicht.

Du möchtest einmal noch mit heiszem Jammern
das Herz umfassen, das voll Zuversicht
warm für dich schlug; doch, willst du es umklammern,
die Brust des Todten fühlt es nicht.

Der Leib zerfällt im Schosz der Mutter Erde;
mit ihm versinkt auch langsam dein Gericht.
Was du gefehlt, es schwebt als dein Gefährte
durchs ganze Leben dir vor Angesicht.

So halte dich, wenn du ein Herz gefunden,
auch fest daran als an dein Lebenslicht.
Die Reue, die am Sarge du empfunden,
sie kommt zu spät, wenn auch das Herz dir bricht.

17. Gebet.

Emanuel v. Geibel.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!
Im Brand des Sommers, der dem Mann die Wange bräunt,
wie in der Jugend Rosenhage sei du mit mir!
Behüte mich am Born der Freude vor Uebermuth,
und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!
Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei;
und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir!
Dein Segen ist wie Thau den Reben, nichts kann ich selbst;
doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

3. Kriegerleben.

1. Die Erklärung des Soldaten.

(Militis explanatio.)

Aus der Handschriften-Sammlung der münchener Hof- und Staatsbibliothek.

Ich bin schon lang ein Kavalier,
wie ich seit vielen Jahrn probier,
von ritterlichem Namen.
Kein Reichthum hab ich noch viel Gut,
jedoch frisch Blut und allzeit Muth,
Courage ehrt mein Stammen. 1)

Mein Schloß ist nur ein kleines Zelt,
darin mein Wohnung ist bestellt,
sehr schlecht ist sie gezieret;
auf grüner Haid, auf kühler Erd
hat mir mein Gott das Glück beschert,
damit favorisieret. 2)

Mein Traktament ist Käs und Brot;
und was sonst ist beschert von Gott,
thut alles mir belieben;
Brot, Wasser und ein Pfeif Tabak,
der Lebensmittel bester G'schmack,
mich überaus begnügen. 3)

Die beid Pistol sind mein Gewehr,
darauf ich mich verlasse sehr,
muß Ehr damit erwerben;
wenn ich komm vor mein Feind ins Feld,
so heißt es rund: Blut oder Geld!
Ein Theil muß darauf sterben.

Mein Bett ist zwar die harte Erd,
zu mir leg ich mein scharfes Schwert,
dies muß mich g'wiß bewahren;
nur meinem Gott befehl ich mich,
und fürcht kein Feind, kein Schuß noch Stich,
steh sicher in Gefahren.

Durch Gottes Hilf bin ich nit krumm,
nicht blind, nicht sprachlos oder dumm,
befind mich wohl bei Kräften.
Noch frisch und g'sund ist mein Geblüt,
ganz aufrecht b'stehet mein Gemüth,
g'naturt 4) zu Kriegsgeschäften.

Wo man hin-, herschießt Tag und Nacht,
allzeit mirs Herz im Leibe lacht;
und thut sehr wohl gefallen,
wo die Trompeten brausen sehr;
Stuck 5) und Kartaunen 6) noch viel mehr
sind über Musikschallen.

Wo man sich rüst't zu Roß und Fuß,
daß jeder stürmen laufen 7) muß,
da laß ich mich befinden 8);
mit großer Furi 9) setz ich an,
gleich wie geziemt eim 10) Rittersmann,
verbleib niemal dahinten.

---

1) meinen Stamm; 2) begünstigt; 3) mir überaus genügen; 4) der Natur nach geeignet; 5) Stücke = Geschütze; 6) ein Viertelsstück (lat. quartana), welches 25 Pfund schoß, das größte hingegen 100 Pfund; überhaupt „grobes Geschütz“, besonders in der Dichtersprache des 17. und 18. Jahrhunderts; 7) sturmlaufen; 8) lasse ich mich finden; 9) Furie = Wuth; 10) einem.

Ich weiß zwar nit, ob wiederum
von solchem Ort mit Leben komm,
doch thut mir auch nicht grauen;
daß mir kein Kugel schaden thut,
gedenk ich oft in meinem Muth,
pfleg alles Gott z'vertrauen.

Wann ich das Leben dann verlier,
gereicht es mir zu Lob und Zier
ohn Spott, ohn Schand, ohn Klagen;
da wird man mich ganz ritterlich,
wie's eim Soldat gebühret sich,
in Ehren auch begraben.

Da lieg ich sanft in steter Ruh,
drei Salven gibt man mir dazu,
schlaf süß in tiefer Erden;
damit mein Seel nicht leide Noth,
befehlet mich nur meinem Gott,
ihr Freund und ihr Gefährten!

2. Landsknechtslied.

Hermann Lingg.

Kriegslust, dir sind wir ergeben!
Kampf und Streit
alle Zeit
ist uns Lust und Leben,
Von der Wacht
in die Schlacht
stürmen wir durch Schanz und Gräben.

Hört ihr die Trompete schallen?
Brüder seht.
hochher weht
uns're Fahne, seht sie wallen!
Nur mit ihr
wollen wir
siegreich stehen oder fallen!

Ueber Feigen, über Schlechten
soll sie nie
wehen hie.
Wackrer Fähnrich, deiner Rechten
angetraut
als die Braut
wirst du sie mit Muth verfechten!

Wird die Rechte dir zerschossen,
nimm sie du
immer zu
mit der Linken unverdrossen;
ohne Hand
halt ihr Band
mit den Zähnen noch umschlossen!

Fällst du, soll's dem Feind nichts nützen.
Hüll dich fein
in sie ein
bis zum letzten Blutverspritzen.
um sie dann
als ihr Mann
treulich noch im Tod zu schützen!

3. Soldaten-Abschied.

(Aus dem Jahre 1776.)

Müller.

Heute scheid' ich, heute wandr' ich,
keine Seele weint um mich.
Sind's nicht diese, sind's doch andre,
die da trauern, wenn ich wandre.
Holder Schatz, ich denk an dich!

An dem Lechstrom hängen Weiden,
in den Thälern liegt der Schnee.
Trautes Kind, daß ich muß scheiden,
muß nun unsre Heimat meiden,
tief im Herzen thut mir's weh!

Hunderttausend Kugeln pfeifen
über meinem Haupte hin;
wo ich fall', scharrt man mich nieder
ohne Klang und ohne Lieder,
niemand fraget, wer ich bin.

Du allein wirst um mich weinen,
siehst du meinen Todtenschein.
Trautes Kind, sollt er erscheinen,
thu im Stillen um mich weinen
und gedenk auf immer mein!

Hörst? Die Trommel ruft zu scheiden,
drück ich dir die weiße Hand.
Still die Thränen, laß mich scheiden,
muß nun für die Ehre streiten,
streiten für mein Vaterland!

Sollt ich unter freiem Himmel
schlafen in der Feldschlacht ein,
soll aus meinem Grabe blühen,
soll auf meinem Grabe blühen
Blümchen süß: „Vergiß nicht mein!"

4. Soldatenherz.

Soldatenherz ein muntres Herz,
wie sichs vor Gott gebührt,
das über schlimme Zeit und Schmerz
recht lustig wegmarschiert.
Soldatenherz und kühne Brust,
das, Kamerad, du haben mußt!

Soldatenherz ein treues Herz,
wenns mit der Fahne zieht
und so recht freudig himmelwärts
das Weißblau flattern sieht.
Das unsre Freud und uns nicht läßt;
drum, Führer, halt die Fahne fest!

Und wie das Herz in einem schlägt,
voll Treue, Muth und Lust,
so wirds auch überall bewegt
in aller Krieger Brust;
so halten auch die Herzen Schritt
und ziehen mit und kämpfen mit.

5. Marschgedanken.

In des Sommers größter Hitze
ziehen wir durch Feld und Wald,
achten Regen nicht und Blitze,
uns ists gleich, warm oder kalt.

Unser Bett ist Gottes Erde,
unser Dach das Himmelszelt;
frei von Sorge und Beschwerde
wandern froh wir durch die Welt.

Gibts auch manchmal nichts zu nagen,
nun, das ist dem Magen gut;
zu viel essen bringt nur Schaden
und verdirbt das beste Blut.

Hat das Fasten nun ein Ende,
geht man fröhlich ins Quartier,
setzt sich an den Tisch behende,
Stärkung gibt dann Wein und Bier.

Und der Wirt steht fein bescheiden
mit der Mütze in der Hand
an der Thür. Ja, uns beneiden
Groß und Klein im ganzen Land!

Und wir, frei von falschem Stolze,
nöthigen den Wirt herbei,
räumen ihm den Stuhl von Holze,
daß er mit uns fröhlich sei.

Nein, es gibt im ganzen Lande
nichts, in dem mir's so gefällt,
als im muntern Kriegerstande;
unser ist die weite Welt!

Kriegerstand, hoch sollst du leben!
Stimmet ein: Er lebe hoch!
Unser König hoch! daneben
viele, viele Jahre noch.

6. Der Stelzfusz.

August Friedrich Ernst Langbein.

Ich ging, als eben die Sonne schied
am Heerweg im schattigen Haine,
da stelzte vorbei und pfiff sich ein Lied
ein alter Soldat ohne Beine.

O Himmel, dacht ich, was musz und kann
der Mensch auf Erden ertragen! —
Darauf grüszt' ich den Alten: „Ihr armer Mann,
habt viel von Unglück zu sagen!"

„Von Unglück? — Ha! davon weisz ich kein Wort",
versetzte der Stelzfusz und lachte.
„Nein, Landsmann, das Schlachtfeld war eben der Ort,
der Heil und Segen mir brachte!

„Da traf mich ein Schusz; wie ein Donnerschlag
hui! waren beide Beine verschwunden.
Dafür bin ich dankbar bis heutigen Tag
der braven Kanone verbunden.

„Ich möchte zwar, hinkend auf todtem Holz,
den fliehenden Hirsch nicht ereilen;
doch sonst leb ich froher, als ging ich stolz
auf euren lebendigen Säulen.

„Strumpfwirker und Schuhmacher lösen von mir
nicht einen verschimmelten Heller.
Mich labt für das Spargeld mit Wein und Bier
am Sonntag der wirtliche Keller.

„Gern tastet die Zecher das Zipperlein an;
mich aber kann es nicht zwicken.
Mich schreckt nicht des wüthenden Hundes Zahn,
mich stechen nicht Bremsen und Mücken.

„Ich lauf' über Dornen und rauhes Gestein,
als wären es weiche Violen;
und brech' ich die Beine, so sind aus dem Hain
mir bald ein paar neue zu holen.

„Oft schwingt sie mein Arm wie sein Schwert der Husar,
wenn Spötter zum Zorne mich reizen;
wird eins zum Marschieren mir unbrauchbar,
so musz es den Ofen noch heizen.

„Entstelzt bin ich fast nur so grosz wie ein Kind;
und das ist dann einst, wenn ich sterbe,
ein Umstand, bei dem meine Hausfrau gewinnt;
mein Sarg schmälert minder das Erbe.

„Schlaft wohl denn! Mein Hüttchen ist hier nicht mehr weit;
lebt immer, wie ich, fein zufrieden!" —
So sprach er mit herzlicher Lustigkeit
und pfiff wieder rasch, als wir schieden.

7. Der schwäbische Ritter und sein Sohn.

Friedrich Leopold Graf v. Stolberg.

Mein Arm wird stark und groß mein Muth;
gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut!
Ich bin der Väter werth.

Ich finde fürder keine Ruh
im weichen Knabenstand;
ich stürb', o Vater, stolz wie du
den Tod fürs Vaterland!

Schon früh in meiner Kindheit war
mein täglich Spiel der Krieg;
im Bette träumt' ich nur Gefahr
und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeschrei erweckte mich
aus mancher Türkenschlacht;
noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
dem Bassa[1]) zugedacht.

Da neulich unsrer Krieger Schar
auf dieser Straße zog,
und wie ein Vogel der Husar
das Haus vorüberflog,

da gaffte starr und freute sich
der Knaben froher Schwarm,
ich aber, Vater, härmte mich
und prüfte meinen Arm!

Mein Arm ist stark und groß mein Muth;
gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut!
Ich bin der Väter werth.

8. Artillerie-Lied.

Aus Hermann v. Scharff von Scharffensteins bayerischen Soldatenliedern.
(Gekürzt.)

Was rasselt und rollt dort die Straße entlang
und eilet auf muthigen Schwingen?
Es drängen die Rosse mit Macht in den Strang.
Mit Feuer ins Feuer, mit rauschendem Klang
geht's vorwärts, den Feind zu bezwingen.
Und seht ihr den feurigen, leuchtenden Blitz,
das ist unser schweres und leichtes Geschütz.

Mit schwerem Geschütz und mit leichtem Gemüth
geht's lustig dem Feinde entgegen;
und wenn erst ein Fünkchen der Kampflust erglüht,
dann wird aus den ehernen Schlünden gesprüht,
es fallen Granaten wie Regen.
Und wo dann am feindlichsten leuchtet der Blitz,
da spielt unser schweres und leichtes Geschütz.

Und sehn wir die Unsern bedrängt und in Noth,
wie sehnend sie all' auf uns hoffen,
dann ruft uns ein inneres heil'ges Gebot
dorthin, wo Verderben die Brüder bedroht;
wir kommen; die Hölle steh' offen.
Und wo am verwegensten leuchtet der Blitz,
da hält unser schweres und leichtes Geschütz.

---

[1]) Bassa oder richtiger Pascha heißt bei den Türken derjenige, welcher als Statthalter über eine Provinz gesetzt ist und im Kriege die Soldaten seines Verwaltungsbezirkes als General führt.

Nur muthig und munter ins kühne Gefecht,
laßt walten den Lenker der Welten!
Wer tapfer vertheidigt des Vaterlands Recht,
dem blühen noch Kränze im spät'sten Geschlecht,
dem wird es sein König vergelten.
Drum wo nur am trotzigsten leuchtet der Blitz,
da steht unser schweres und leichtes Geschütz.

Lebt wohl, ihr Geliebten! Leb, Vaterland, wohl!
Bald seht ihr als Sieger uns wieder;
dann tönen die Räder auch nicht mehr so hohl;
leicht wird euch ums Herze, uns allen ist wohl.
Kein Auge senkt dann sich mehr nieder.
Und seht ihr noch einmal den leuchtenden Blitz,
das ist unser donnernd Saluten-Geschütz [1]).

9. Pionier-Lied.

Aus Hermann v. Scharff von Scharffensteins „bayerischen Soldatenliedern".

Wir graben und schaufeln mit fleißiger Hand
und rühren die Arme geschäftig.
Drum werden wir auch Pioniere genannt,
sind arbeitsam, munter und kräftig.
Und schlagen wir gleich mit dem Schwert selten drein,
so wollen wir dennoch die letzten nicht sein
beim blut'gen Geschäfte des Krieges.

Wohl Tage und Monden verweilet das Heer
vor grabenumzogenen Wällen,
bis daß die Sapeure die feindliche Wehr
mit künstlichen Linien umstellen.
Es regt sich die Schaufel im Dunkel der Nacht;
im Hagel von sausenden Kugeln vollbracht,
erheben sich schützende Gänge.

Und türmen sich riesige Mauern euch vor,
wie mögt ihr sie wohl übersteigen?
Sind wir nicht die ersten am hemmenden Thor,
den schwierigen Weg euch zu zeigen?
Es kracht die Petarde, [2]) es wanket der Turm.
Auf, Brüder; mit blinkender Waffe zum Sturm!
Die klaffende Thür ist geöffnet.

Wenn längst ihr schlummert auf schwellendem Moos,
so ist der Mineur noch lebendig;
durchwühlet der Erde tiefinnersten Schoß
und setzet die Felder verständig.
Beim spärlichen Grubenlicht setzt er den Schacht.
Jetzt zündet der Funke; dumpftönend erkracht
die alles zerschmetternde Mine.

---

[1]) Salutations- oder Begrüßungsgeschütz.

[2]) Ein glockenförmiges, mit Pulver gefülltes Gefäß nebst Stoßbrett, das, an eine Pforte gehängt oder gestemmt, minenartig wirkt.

Versperrt euch der Feind durch Verhaue den Weg,
versteht unser Arm sie zu theilen.
Heran, Pioniere, sollt bahnen den Steg
mit kräftig geschwungenen Beilen!
Sinkt hier oder dort auch ein Bruder ins Grab,
so löset ein andrer den Fehlenden ab,
damit nur die Tapfern nicht harren.

Und hemmt eure Schritte der reißende Fluß,
bau'n euch Pontoniere die Brücken.
Verachtet den tödtenden feindlichen Schuß,
ihr braucht nur hinüber zu rücken! —
Mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel
erstürmt ihr des Ruhmes hochstrahlendes Ziel;
und wir, wir dürfen ihn theilen.

Sei fährlich[1]) und hart unser mühsamer Stand,
wir mögen doch niemand beneiden;
wir lassen nicht ruhn die geschäftige Hand
und opfern das Leben mit Freuden.
Die rastlos und streng ihre Pflichten erfüllt,
wenn Vaterland, König und Ehre es gilt,
sind werth, treue Bayern zu heißen.

10. Das Schwert.

Ludwig Uhland.

Zur Schmiede ging ein junger Held;
er hatt' ein gutes Schwert bestellt.
Doch als er's wog in freier Hand,
das Schwert er viel zu schwer erfand.

Der alte Schmied den Bart sich streicht:
„Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht;
zu schwach ist euer Arm, ich mein;
doch morgen soll geholfen sein."

„Nein, heut, bei aller Ritterschaft,
durch meine, nicht des Feuers Kraft!"
Der Jüngling spricht's; ihn Kraft durchdringt,
das Schwert er in den Lüften schwingt.

11. Der Feldkaplan.

Johann Christian v. Zedlitz.

Ein Priester wallt durchs Leichenfeld,
ein waffenloser Pilger,
ein frommer, milder Gottesheld,
ein Retter, kein Vertilger.

Und wo ein Mann im herben Schmerz
verblutet an den Wunden,
hat er mit Trost gestärkt sein Herz,
mit Linnen ihn verbunden.

Und wo am heiszesten der Kampf,
im dichten Kugelregen,
steht er gehüllt in Pulverdampf
und spricht den Sterbesegen. —

Einst rannten sich die Schützen an,
die Büchsen sprühn Verderben,
da sinkt getroffen hin ein Mann
aufs Schlachtfeld, um zu sterben.

---

1) Gefährlich.

Und hineilt, eh' der Geist entflieht,
der Priester voll Erbarmen
und hält ihn, der verscheidend liegt,
empor in seinen Armen.

Die Kugeln sausen nah und fern,
doch er reicht auf die Reise
dem Sterbenden den Leib des Herrn,
die süsze Himmelsspeise.

Da ruht der Kampf; die beiden Reihn,
sie stehen fern geschieden
und schauen ernst und schweigend drein
und halten Gottesfrieden.

Doch als der Held sein Werk vollbracht,
des Todten Seel' entflogen,
da brausten wild, wie erst, der Schlacht
getrennte, blut'ge Wogen.

12. Bayerisches Fahnenlied.

Nach F. Seufferheld.

Bayrisch Banner, blau und weiß,[1]
reich an manchem Lorber-Reis,
fliege stolz zum blauen Himmel,
führ' uns in das Schlachtgetümmel!
Bayrisch Banner, Gott mit dir,
kühn voran, gern folgen wir!

Bayrisch Banner, stark und treu
hüten dich der Löwen zwei!
Stark wie sie mit tapfrer Rechten
deines Volkes Söhne fechten;
halten wie die Löwen Stand,
gilt's dem theuren Vaterland.

Bayrisch Banner, siegesreich,
welch ein andres ist dir gleich?
Deines Volkes Sagen melden
Siegeswunder seiner Helden;
deiner Wittelsbacher Ruhm
ragt aus grauem Alterthum.

Bayrisch Banner, kühn voran
flogst du auf des Lechfelds Plan!
Gammelsdorf und Ampfing glänzen
hell in Ludwigs Siegeskränzen;
Sendlings Gräber, saget an,
was der Bayern Treue kann!

Bayrisch Banner, über'n Rhein
flogst du, Deutschland zu befrein!
Dorten an der Seine Strande
brachst auch du die fremden Bande,
Brienn', Arcis, Bar sur Aube
künden deiner Waffen Lob.

Bayrisch Banner, über'n Rhein
mit den Brüdern im Verein
sah'n wir wieder jüngst dich fliegen
glänzend in den neuen Siegen:
Weißenburg und Wörth, Sedan,
vor Paris, in Orleans!

Bayrisch Banner, immergrün
soll hinfort dein Lorber blühn!
Mögen die Geschicke stürmen,
Gottes Rechte wird dich schirmen,
bis der Bau der ganzen Welt
einst in grause Trümmer fällt.

Bayrisch Banner, du als Braut
mir vom König anvertraut,
freudig will ich dich umfassen
und dich nur im Tode lassen!
Ueber meine Leiche nur
gehe deiner Feinde Spur.

Bayrisch Banner, blau und weiß,
Gott, du hörst es, also sei's!
Trifft mich einst des Todes Wunde,
ruf ich in der letzten Stunde:
Bayrisch Banner, Gott mit dir,
Sieg und Ehre für und für!

---

[1] Die bayerischen Farben sind „weiß und blau"; die obige Versetzung der Worte ist nur wegen des Reimes geschehen.

13. Unsere Parole.

Karl v. Spruner. (Gekürzt.)

Ich bin ein Bayer: blau und weiß[1])
sind unsres Landes Farben,
für die in Kämpfen blutig heiß
schon unsre Ahnen starben.
Stürmt's auch im Ost, stürmt's auch im West,
mein Wahlspruch heißt: „In Treue fest!“ —
Bei dem will ich verbleiben.

Der Volksbeglücker Lügenwort,
wir wollen es nicht hören,
und lachend jagen wir sie fort,
zum Teufel sich zu scheren.
Ja, predigt nur und schmeichelt nur,
wir halten treu an unserm Schwur
und unserm guten König.

Wir weichen nicht und wanken nicht,
wenn ringsum alle wanken;
wenn alles auch zusammenbricht,
wir treten in die Schranken.
Komm dann heran, verirrt Geschlecht!
Für alte Sitte, Zucht und Recht
stehn wir zum Kampf gerüstet.

Nicht soll uns euer frecher Hohn
je diese Güter rauben.
Für ihres Königs heil'gen Thron,
für ihrer Väter Glauben
hält scharfe Wacht der Bayern Treu:
„Ludwig“ heißt unser Feldgeschrei
und „Wittelsbach“ Parole.

14. Vorwärts! Marsch!

Johann Peter v. Hartz.

Glüht es roth auf Berges Höhen,
wird es laut im stillen Thal,
sollen Bayerns Fahnen wehen
in dem ersten Morgenstrahl.
Vorwärts! ist des Feldherrn Sinnen.
Vorwärts! schlägt's im Busen drinnen.
Vorwärts! Marsch!

Vor der Städte reichem Glanze
ziehen fröhlich wir vorbei;
in der Berge Riesenkranze
schweift der Krieger frank und frei.
Dahin, wo die Schlacht erglühet,
wo der Lorber uns erblühet,
vorwärts! Marsch!

Frage nicht: „Wo ist die Brücke?“
Nicht: „Wo geht's zum Fels hinan?“
Denn im freud'gen Kriegesglücke
macht sich jeder eigne Bahn.
Ueber Stock und Stein und Felder,
durch die Ströme, durch die Wälder,
vorwärts! Marsch!

Und so nahen wir dem Ziele,
wo sich Männerkraft bewährt;
Thatenlust zum Schlachtenspiele
hat der Frieden lang genährt.
Singt mit frohen Kriegersängen
eurer Herzen Jugenddrängen:
Vorwärts! Marsch!

Und des Kampfes Wüthen brauset
wie das sturmempörte Meer.
Hat das Blei das Herz durchsauset,
und es hebt sich todesschwer,
wird's noch unter Rosses Hufen
seinen Siegesbrüdern rufen:
Vorwärts! Marsch!

Vorwärts! Marsch! zum schönsten Siege!
Vorwärts! Marsch! zum schönsten Tod!
Kämpft' ich doch im heil'gen Kriege,
wie's mein König mir gebot.
Eins wird mein von diesen beiden:
Siegesheimkehr — blutig Scheiden —
Vorwärts! Marsch!

---

[1]) Vergl. Note auf Seite 19.

15. Soldatenehre.

F. Seufferheld.

Was ist Soldatenehre? —
Der Schimmer ist es nicht,
der von der blanken Wehre
euch in die Augen sticht.
Sie steht[1]) in festem Muth,
der standhaft in Gefahren
durchbricht der Feinde Scharen,
gilt's Leben auch und Blut.

Was ist Soldatenehre? —
Sie steht in treuem Sinn,
der sich mit Herz und Wehre
gibt seinem König hin,
und läßt nicht von der Fahn',
wenn sie auf rauhen Wegen
durch scharfen Kugelregen,
ihm zeigt die Ehrenbahn.

Was ist Soldatenehre? —
Nicht wilde Kriegeswuth,
die in des Feindes Zähre
nur kühlt des Zornes Glut.
Wenn echte Menschlichkeit,
die des Besiegten schonet,
in Kriegerherzen wohnet,
das ist ihr Ehrenkleid.

Das ist Soldatenehre.
Heil, Kameraden, euch,
wenn in dem ganzen Heere
die drei stets walten gleich!
Muth, Menschlichkeit und Treu
die deutschen Krieger zieren
mit hellem Schmuck und führen
uns ew'gen Ruhm herbei.

16. Der Landwehrmann.

Ludwig Scharrer.

Das Feuer zankt auf seinem Herd,
in seiner Scheide klirrt das Schwert.
Laßt rasseln es und dräun heran!
Noch lebt der deutsche Landwehrmann.

Er kocht am Herde still das Kraut,
das er mit seinem Schweiß gebaut;
doch noch ein ander Kraut[2]) hat er,
das legt er still auf sein Gewehr.

Er dreht den Hahnen wohl am Faß
und labt mit frischem Trank sich baß;
doch ruft das Vaterland ihn her,
spannt er den Hahnen am Gewehr.

Er wahrt sein Feld vor müß'gem Dorn
und erntet froh sein gülden Korn;
und kömmt ein müß'ger Gast daher,
nimmt ihn aufs Korn sein treu Gewehr.

Ob überm Haupt ein Vogel girrt,
ob eine scharfe Klinge schwirrt,
stets ist das liebe deutsche Feld
durch einen Landwehrmann bestellt.

Drum laßt es rasseln, dräun heran!
Noch lebt der deutsche Landwehrmann;
er blickt zuvor zu Gott hinauf
und dann auf des Gewehres Lauf.

B. Episch.

1. Die Bürgschaft.

Friedrich v. Schiller.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande,
ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!"
entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
„Das sollst du am Kreuze bereuen!"

---

[1]) Besteht. [2]) Das Zündkraut, welches hier so viel als Pulver bedeutet.

„Ich bin“, spricht jener, „zu sterben bereit
und bitte nicht um mein Leben,
doch willst du Gnade mir geben,
ich flehe dich um drei Tage Zeit,
bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
ich lasse den Freund dir als Bürgen, —
ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List
und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
eh' du zurück mir gegeben bist,
so musz er statt deiner erblassen,
doch dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
dasz ich am Kreuz mit dem Leben
bezahle das frevelnde Streben;
doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
so bleib' du dem König zum Pfande,
bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
und liefert sich aus dem Tyrannen,
der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
eilt heim mit sorgender Seele,
damit er die Frist nicht verfehle.

Da gieszt unendlicher Regen herab,
von den Bergen stürzen die Quellen,
und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
da reiszet die Brücke der Strudel hinab,
und donnernd sprengen die Wogen
des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand.
Wie weit er auch spähet und blicket
und die Stimme, die rufende, schicket,
da stöszt kein Nachen vom sichern Strand,
der ihn setze an das gewünschte Land,
kein Schiffer lenket die Fähre, —
und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
die Sonne, und wenn sie niedergeht,
und ich kann die Stadt nicht erreichen,
so musz der Freund mir erbleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
und Welle auf Welle zerrinnet,
und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibet die Angst ihn, da faszt er sich Muth
und wirft sich hinein in die brausende Flut
und theilt mit gewaltigen Armen
den Strom, — und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
und danket dem rettenden Gotte;
da stürzet die raubende Rotte
hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
und hemmet des Wanderers Eile
mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„ich habe nichts als mein Leben,
das musz ich dem Könige geben!“
Und entreiszt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
und von der unendlichen Mühe
ermattet, sinken die Kniee.
„O, hast du mich gnädig aus Räuberhand,
aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
und soll hier verschmachtend verderben,
und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch! da sprudelt es silberhell
ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
und stille hält er, zu lauschen.
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig schnell,
springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
und freudig bückt er sich nieder
und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
und malt auf den glänzenden Matten
der Bäume gigantische Schatten,
und zwei Wandrer sieht er die Strasze ziehn,
will eilenden Laufes vorüber fliehn,
da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fusz,
ihn jagen der Sorge Qualen;
da schimmern in Abendroths Strahlen
von ferne die Zinnen von Syrakus,
und entgegen kommt ihm Philostratus,
des Hauses redlicher Hüter,
der erkennet entsetzt den Gebieter.

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
so rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
mit hoffender Seele der Wiederkehr;
ihm konnte den muthigen Glauben
der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
ein Retter willkommen erscheinen,
so soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
dasz der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
er schlachte der Opfer zweie
und glaube an Liebe und Treue!"

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
und sieht das Kreuz schon erhöhet,
das die Menge gaffend umstehet;
an dem Seile schon zieht man den Freund empor,
da zertrennt er gewaltig den dichten Chor, —
„Mich, Henker!" ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
in den Armen liegen sich beide
und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
und zum Könige bringt man die Wundermär;
der fühlt ein menschliches Rühren,
läszt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an;
drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
ihr habt das Herz mir bezwungen, —
und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
in eurem Bunde der dritte!"

2. Der Graf von Habsburg.

Friedrich v. Schiller.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
im alterthümlichen Saale,
saß König Rudolfs heilige Macht
beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
und alle die Wähler, die sieben,
wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
das Volk in freud'gem Gedränge,
laut mischte sich in der Posaunen Ton
das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
war die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl
mein königlich Herz zu entzücken;
doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer
der Lust,
der mit süßem Klang mir bewege die Brust
und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ich's gehalten von Jugend an,
und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh, in der Fürsten umgebenden Kreis
trat der Sänger im langen Talare,
ihm glänzte die Locke silberweiß,
gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
der Sänger singt von der Minne Sold,
er preiset das höchste, das beste,
was das Herz sich wünscht, was der Sinn
begehrt;
doch sage, was ist des Kaisers werth
an seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger", spricht
der Herrscher mit lächelndem Munde,
„er steht in des größeren Herren Pflicht,
er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
man weiß nicht, von wannen er kommt und
braust,
wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
so des Sängers Lied aus dem Innern schallt
und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
und als er auf seinem stattlichen Roß
in eine Au' kommt geritten,
ein Glöcklein hört er erklingen fern,
ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
das Haupt in Demuth entblößet,
zu verehren mit gläubigem Christensinn,
was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
von des Gießbachs reißenden Fluten ge-
schwellt,
das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit legt jener das Sakrament,
von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
damit er das Bächlein durchschritte.

Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
der ihn verwundert betrachtet. —
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
der nach der Himmelskost schmachtet,
und da ich mich nahe des Baches Steg,
da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
so will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
und reicht ihm die prächtigen Zäume,
daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
bescheiden am Zügel geführet.

Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthssinn
der Graf, daß zum Streiten und Jagen
das Roß ich beschritte fürderhin,
das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem
Gewinnst,
so bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
von dem ich Ehre und irdisches Gut
zu Lehen trage und Leib und Blut
und Seele und Athem und Leben.

So mög' Euch Gott, der allmächtige Hort,
der das Flehen der Schwachen erhöret,
zu Ehren bringen hier und dort,
so wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
und glänzen die spät'sten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
als dächt' er vergangener Zeiten;
jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
in des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
und erkannte den Grafen, der das gethan,
und verehrte das göttliche Walten.

3. Des Sängers Fluch.

Ludwig Uhland.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr;
weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
d'rin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
der alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der alte sprach zum jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton!
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal
und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl, —
der König furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtschein,
die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
des Alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
sie singen von allem süßen, was Menschenbrust durchbebt,
sie singen von allem hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott;
des Königs trotz'ge Krieger sie beugen sich vor Gott;
die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib;
er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm, —
der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß;
er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis, —
an einer Marmorsäule da hat er sie zerschellt;
dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh' euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
durch eure Räume wieder, nie Saite, noch Gesang,
nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh' euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh' dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms, —
dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!" —

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört, —
die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings statt duft'ger Gärten ein ödes Heideland, —
kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch, —
versunken und vergessen, — das ist des Sängers Fluch.

4. Erlkönig.

Wolfgang v. Goethe.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind.
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
den Erlenkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
manch bunte Blumen sind an dem Strand,
meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
in dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
meine Töchter, führen den nächtlichen Reihn
und wiegen und tanzen und singen dich ein." —

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!" —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's; er reitet geschwind,
er hält in den Armen das ächzende Kind,
erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
in seinen Armen das Kind war todt.

5. Der Schatzgräber.

Wolfgang v. Goethe.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die gröszte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
ging ich einen Schatz zu graben.
„Meine Seele sollst du haben!"
schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen,
die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
grub ich nach dem alten Schatze
auf dem angezeigten Platze;
schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
und es kam gleich einem Sterne
hinten aus der fernsten Ferne,
eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten;
heller ward's mit einem Male
von dem Glanz der vollen Schale,
die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
unter dichtem Blumenkranze;
in des Trankes Himmelsglanze
trat er in den Kreis herein.
Und er hiesz mich freundlich trinken,
und ich dacht': Es kann der Knabe
mit der schönen, lichten Gabe
wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
kommst mit ängstlicher Beschwörung
nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, abends Gäste,
saure Wochen, frohe Feste —
sei dein künftig Zauberwort!"

6. Der Sänger.

Wolfgang v. Goethe.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
im Saale wiederhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit
sich staunend zu ergetzen."

Der Sänger drückt' die Augen ein
und schlug in vollen Tönen;
die Ritter schauten muthig drein —
und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
eine goldne Kette holen.

„Die goldne Kette gib mir nicht,
die Kette gib den Rittern,
vor deren kühnem Angesicht
der Feinde Lanzen splittern.
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
und laß ihn noch die goldne Last
zu andern Lasten tragen!

Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet;
das Lied, das aus der Kehle dringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet;
doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laßt mir den besten Becher Weins
in purem Golde reichen!"

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's Euch wohl, so denkt an mich,
und danket Gott so warm, als ich
für diesen Trunk Euch danke!"

7. Das Mahl zu Heidelberg.

Gustav Schwab.

Von Württemberg und Baden
die Herren zogen aus,
von Metz des Bischofs Gnaden
vergaß das Gotteshaus:
sie zogen aus zu kriegen
wohl in die Pfalz am Rhein,
sie sahen da sie liegen
im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüte
sie tränkt mit mildem Duft,
umsonst des Himmels Güte
aus Aehrenfeldern ruft,
sie brannten Hof und Scheuer,
daß heulte groß und klein;
da leuchtete vom Feuer
der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
sieht es der Pfälzer Fritz;
heißt springen auf die Rosse
zween Mann auf einen Sitz.

Mit enggedrängtem Volke
sprengt er durch Feld und Wald,
doch ward die kleine Wolke
zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten,
da sind sie schon umringt,
und über ihren Rotten
sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
das heidelberger Schloß,
dorthin führt er gefangen
die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer
da ragt ein Turm so fest,
das ist ein Sitz der Trauer,
der Schlang' und Eule Nest;
dort sollen sie ihm büßen
im Kerker trüb und kalt,
es gähnt zu ihren Füßen
ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
der Württemberger Utz,
der Bischof hält ein Fasten,
der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
um Leib und Leben sein,
da trat am andern Morgen
der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, ihr Herrn, gestiegen
in meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
in Finsternis und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
die Tafel ist gedeckt,
drum, wenn es euch gelüstet,
versucht, ob es euch schmeckt!“

Sie lauschen mit Gefallen,
wie er so lächelnd spricht,
sie wandeln durch die Hallen
ans goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
ein herrliches Gelag,
es dampfet und es blinket,
was nur das Land vermag.

Es setzten sich die Fürsten;
da mocht' es seltsam sein!
sie hungern und sie dürsten
beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's euch nicht behagen?
es fehlt doch, deucht mir, nichts?
worüber ist zu klagen?
an was, ihr Herrn, gebricht's?

Es schickt zu meinem Tische
der Odenwald das Schwein,
der Neckar seine Fische,
den frommen Trank der Rhein.
Ihr habt ja sonst erfahren,
was meine Pfalz beschert,
was wollt ihr heute sparen,
wo keiner es euch wehrt?“

Die Fürsten sah'n verlegen
den andern jeder an,
am Ende doch verwegen
der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Bissen,
doch eines thut ihm Noth,
das mag kein Knecht vermissen!
wo ließest du das Brot?“

„Wo ich das Brot gelassen?“
sprach da der Pfälzer Fritz,
er traf, die bei ihm saßen,
mit seiner Augen Blitz;
er that die Fensterpforten
weit auf im hohen Saal,
da sah man aller Orten
ins offne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
und blickten in das Land,
da rauchten alle Mühlen
rings von des Krieges Brand;
kein Hof ist da zu schauen,
wo nicht die Scheune dampft,
von Rosses Huf und Klauen
ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht, von wessen Schulden
ist so mein Mahl bestellt?
ihr müßt euch wohl gedulden,
bis ihr besä't mein Feld,
bis in des Sommers Schwüle
mir reifet eure Saat,
und bis mir in der Mühle
sich wieder dreht ein Rad.

Ihr seht, der Westwind fächelt
in Stoppeln und Gesträuch;
ihr seht, die Sonne lächelt,
sie wartet nur auf euch!
drum sendet flugs die Schlüssel
und öffnet euren Schatz,
so findet bei der Schüssel
das Brot den rechten Platz!“

8. Die Martinswand.

Anastasius Grün. (Anton Graf v. Auersperg.)

Willkommen, Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt,
willkommen, Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt,
ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft! —

Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,
des Aug' so flammend glühet wie hoher Königsblick,
des Herz so still sich freuet an kühnem Jägerglück?

Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd,
seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf,
hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! Jetzt ist er fest gebannt,
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite, und oben jähe Wand!

Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast,
des Fittichs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaszt;
wollt' einer von hier zum Thale hinab ein Stieglein baun,
müszt', traun, ganz Tirol und Steier die Steine dazu behaun.

Wohl hat die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
dasz schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand,
jetzt kann er's sehn, ob dem Bilde sie treue Farben geborgt.
Dasz er's nicht weiter plaudre, dafür ist schon gesorgt.

Da steht der Kaisersprosse, Fels ist sein Throngezelt,
sein Szepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält,
auch ist eine Aussicht droben, so weit und wunderschön,
dasz ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergehn.

Tief unten liegt das Innthal, ein Teppich lustig grün,
wie Fäden durchs Gewebe ziehn Strasz' und Strom dahin.
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zu hauf
und schaun wie Friedhofhügel zu Maxen mahnend auf.

Jetzt stöszt er, Hilfe rufend, mit Macht hinein ins Horn,
dasz es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn;
ein Teufelchen, das kichert im nahen Felsenspalt:
Es dringt ja nicht zuthale des Hilferufs Gewalt.

Ins Horn nun stöszt er wieder, dasz es fast platzend bricht;
ho, ho, nicht so gelärmet! da hilft das Schreien nicht.
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag!

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' gesehn;
die unten sahn ihn schweben auf pfadlos steilen Höhn,
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
von Kirche zu Kirche wallfährt der bange Menschenstrom.

Jetzt an dem Fusz des Felsens erscheint ein bunter Chor,
ein Priester inmitten weisend das Sakrament empor;
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Thalesflur,
er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Fahr wohl nun, Welt und Leben! Schwer fällt der Abschied mir,
o unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüten, — dein Blitz hat ihn erschlagen, —
ach gerne hätt' er früher noch süsze Frucht getragen!

Ich schien ein Bauherr, türmend den Dom zu deinem Ruhm, —
nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligthum! —
ein Priester — plötzlich stürzend todt an des Altars Stufen,
er hätte gern erst Segen noch übers Volk gerufen!

So mag dies Herz denn brechen, von Lieb' und Segen voll,
so modre nun mein Busen, der thatenschwanger schwoll,
verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeihn!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!"

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
und in die Kniee sinkt er und betet still und warm,
da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor;
„Komm heim, du bist gerettet!" so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er, froh lächelnd vor sich stehn,
der faszt ihn fest beim Arme und winkt ihm fürder zu gehn,
mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt,
wo Maxens Fusztritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

Der lädt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd drohn,
wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zuthal, wo jauchzend Tirol empfängt die zwei,
kein Spötter kann belächeln die seltne Reiterei.

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit,
ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist, stark und kühn,
des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand,
noch lebt die edle Kunde und jubelt himmmelwärts
aus manchen Sängers Munde, aus aller Tiroler Herz!

9. Der Mohrenkopf im Lauinger Wappen.[1])

Alexander Schöppner.

Ein Schuster war in Lauingen; im Frieden flickt' er Schuh;
im Kriege schlug er ritterlich mit seiner Klinge zu.

Da kamen die Hungaren von Osten in das Land
auf ihren schnellen Rossen mit Morden und mit Brand.

Bei Augsburg auf dem Lechfeld geschah die große Schlacht;[2])
da hat der Kaiser Otto den Räubern warm gemacht.

Da war auch unser Schuster von Lauingen dabei;
der schlug gar manchen Schädel auf einen Hieb entzwei.

Ein Goliat der andre im Ungarnheer sich fand;
wohl mancher deutsche Degen erlag von seiner Hand.

Da kam der wackre Schuster von Lauingen daher:
„Ei, lasset mich zusammen mit diesem alten Bär!"

---

1) Eine Sage. 2) Am 10. August 955.

Nun ging ein scharfes Klingen der blanken Schwerter los;
es dröhnten Schild und Panzer von manchem harten Stoß.

Ein Hieb durchbrach den Schädel; er stürzt. Viktoria!
Da lag der große Flegel in seinem Blute da.

Und lauter Jubel schallte durchs ganze deutsche Heer;
der Kaiser selber eilet auf seinem Roß daher.

Und eine goldne Kette, ein Mohrenkopf daran,
die hängt der deutsche Kaiser dem braven Schuster an.

Darnach beschloß zu Lauingen ein hochwohlweiser Rath
zu Ehren eines Lauinger Schuhmachers Heldenthat:

„Es soll derselbe Mohrenkopf hinfort im Wappen stehn."
Und also ist zu selber Stund in Lauingen geschehn.

10. Herzog Christophs Stein.[1])

Aus dem „Festkalender von Franz v. Pocci und Guido Görres".

Zu München in dem Bayerland,
da ist's gar hübsch und fein;
zu München in dem Königsschloß,
da liegt ein großer Stein.

Er liegt gebunden gut und fest
an einer Kette dort;
doch sagen kann ich nicht warum;
ihn trüg ja keiner fort.

Wohl gehn der jungen Herren viel
zu München aus und ein;
doch alle lassen ruhig stehn
denselben großen Stein.

Ein Herzog war im Bayerland,
der war gar keck und kühn;
der warf den Stein mit leichter Hand
ein gut Stück Wegs dahin.

Und Christoph hieß der Herzog kühn,
ein Held so wohlbekannt;
wie weit er warf, wie hoch er sprang,
das steht dort an der Wand.

Und kömmst du einst nach München hin
und gehst ins Schloß hinein,
vergesse mir vor allem nicht
des Herzogs großen Stein.

Und wirfst du ihn, wie er so weit,
und springst du so gewandt:
dann schreibt man deinen Namen auch
zum Herzog an die Wand.

Doch weil noch keiner kam und sprang
und warf so weit den Stein,
drum soll der Fürst der Bayern stets
von uns gepriesen sein.

Und möge unsern Fürsten all
der liebe Gott verleihn
aus jeder Noth den rechten Sprung
und Kraft für jeden Stein!

---

[1]) Herzog Christoph, der Sohn Albrechts III. und Bruder Herzog Albrechts IV., des Weisen, lebte von 1449—1493.

11. Die Tabakspfeife.

Gottlieb Konrad Pfeffel.

„Gott grüsz' euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Weis't her! — Ein Blumentopf
von rothem Thon mit goldnem Reifchen!
Was wollt ihr für den Kopf?" —

„„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
der ihn, Gott weisz es, welchem Bassen[1])
bei Belgrad abgewann.[2])

„„Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen![3])
Wie Grummet sah man unsre Leute
der Türken Glieder mähn.""

„Ein andermal von euren Thaten;
hier, Alter, seid kein Tropf,
nehmt diesen doppelten Dukaten
für euren Pfeifenkopf!" —

---

[1]) Vgl. S. 16, Note 1.

[2]) Siehe die nächstfolgende Note.

[3]) Eugen, Prinz von Savoyen, geb. 18. Oktober 1663 zu Paris, trat früh in österreichische Dienste und eröffnete seine militärische Laufbahn mit vieler Auszeichnung in dem Türkenkriege des Jahres 1683. Dann kommandierte er als Feldmarschall mit Glück und Ehre gegen Frankreich 1692, sowie bald darauf gegen die Türken 1697. Vom Jahre 1701 an führte er im spanischen Erbfolgekrieg, welcher 1714 durch den utrechter Frieden geendigt wurde, die österreichischen Truppen an und erwarb sich unsterblichen Ruhm, gleichwie in dem nachher neu eröffneten Türkenkriege 1716—1718. Er war anfangs zum geistlichen Stande bestimmt und auch für denselben vorbereitet worden, hatte aber noch vor der Vollendung seiner Studien den Militärdienst der priesterlichen Laufbahn vorgezogen. Klein von Gestalt und dem Anschein nach schwächlich, erregte er in seinem neuen Berufe so wenig Erwartungen, dasz die kaiserlichen Soldaten anfangs scherzend sagten, der kleine Kapuziner werde wohl nicht vielen Türken den Bart ausrupfen; aber bald erwarb er sich durch seine Tapferkeit, seinen Charakter, seine Kenntnisse und seinen Verstand so grosze Achtung und Liebe, dasz er, wie Feldmarschall Blücher, der gefeierte Held seiner Tage wurde und noch jetzt im Andenken des deutschen Volks lebt. Seine Regsamkeit und Thätigkeit war so grosz, dasz er im kräftigen Mannesalter oft nur drei Stunden schlief. Obgleich kein Oesterreicher von Geburt, war er doch dem Hause Oesterreich treu ergeben, und alle mit den glänzendsten Versprechungen verbundenen Versuche des französischen Königs, ihn seinem Heere zu gewinnen, scheiterten an der unwandelbaren Anhänglichkeit desselben an das neue Vaterland. Er starb zu Wien am 21. April 1736 im 73. Jahre seines Lebens.

Die oben erwähnte Schlacht bei Belgrad wurde am 16. August 1717 geliefert und ist einer der glänzendsten Siege, welche je von christlichen Heeren über die Türken erfochten wurden. Es kämpften, die türkische Besatzung von 30 000 Mann, welche in Belgrad lag, nicht mitgerechnet, 150 000 Türken gegen 80 000 Christen. Von den erstern blieben 10 000, von den letztern 2000 Mann; 3000 Mann des christlichen Heeres, unter ihnen Eugen selbst, wurden verwundet. Die Beute der Sieger bestand aus 166 Geschützen, 51 Fahnen und anderem; zwei Tage nach der Schlacht ergab sich Belgrad dem Prinzen Eugen.

Den Bayern, geführt vom Feldmarschall-Lieutenant von Maffei, welche etwa 5000 Mann stark, unter den Augen des Kurprinzen Karl Albrecht und seines Bruders Ferdinand fochten, gebührte ein schönes Blatt von dem blutigen Lorber des Tages. Ihre Bataillone standen auf dem linken Flügel des ersten und zweiten Treffens. Sie stürzten sich auf einen Stückwall (eine Batterie) von 18 Geschützen, der von 20 000 Janitscharen (s. Note 1 der nächsten Seite) und 4000 Tartaren vertheidigt wurde. Die leichte Reiterei und das Fuszvolk des Prinzen Alexander von Württemberg unterstützten den Angriff. Der Stückwall ward genommen und spielte nun wider die Türken. Ein Pascha und mehrere Agas (Hauptleute) nebst 1200 Türken geriethen in die Hände der Bayern, welche 78 Todte und 231 Verwundete zählten. Unter den 14 gefallenen Offizieren befand sich der Oberst des Leibregiments Marquis de Ceretto. Die zwei Grenadier-Kapitäne des letztgenannten Regiments, Baron Sazenhofen und Duffey, hatten sich besonders ausgezeichnet und wurden zu Stabsoffizieren befördert.

„„Ich bin ein alter Kerl und lebe
von meinem Gnadensold;
doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
ich nicht um alles Gold!

„„Hört nur! Einst jagten wir Husaren
den Feind nach Herzenslust;
da schosz ein Hund von Janitscharen[1])
dem Hauptmann in die Brust.

„„Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel —
er hätt' es auch gethan —
und trug ihn sanft aus dem Getümmel
zu einem Edelmann.

„„Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
reicht' er mir all sein Geld
und diesen Kopf, drückt' mir die Hände
und blieb im Tod noch Held.

„„Das Geld muszt du dem Wirte schenken,
der dreimal Plündrung litt,
so dacht' ich, und zum Angedenken
nahm ich die Pfeife mit.

„Ich trug auf allen meinen Zügen
sie wie ein Heiligthum,
wir mochten weichen oder siegen,
im Stiefel mit herum.

„„Vor Prag[2]) verlor ich auf der Streife
das Bein durch einen Schusz,
da griff ich erst nach meiner Pfeife
und dann nach meinem Fusz.““ —

„Ihr rühret, Freund, mich bis zu Zähren!
O sagt, wie hiesz der Mann,
damit auch mein Herz ihn verehren
und ihn beweinen kann!“ —

„„Man hiesz ihn nur den tapfern Walter;
dort lag sein Gut am Rhein.““ —
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
und jenes Gut ist mein!

„Kommt, Freund, ihr sollt bei mir nun leben,
vergesset eure Noth,
kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
und eszt von Walters Brot!“ —

„„Nun topp! Ihr seid ein wackrer Erbe.
Ich ziehe morgen ein,
und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
die Türkenpfeife sein.““

12. Der sterbende General.

Annette v. Droste-Hülshoff.

Er lag im dichtverhängten Saal,
wo grau der Sonnenstrahl sich brach,
auf seinem Schmerzensbette lag
der alte, kranke General.
Genüber ihm am Spiegel hing
Scharpe[3]), Orden, Feldherrnstab.
Still war die Luft, am Fenster ging
langsam die Schildwach auf und ab.

Wie der verwitterte Soldat
so stumm die letzte Fehde kämpft! —
Zwölf Stunden, seit zuletzt gedämpft
um „Wasser“ er, um „Wasser“ bat.

An seinem Kissen standen zwei —
des einen Auge rothgeweint,
des andern düster, fest und treu —
ein Diener und ein alter Freund.

„Tritt seitwärts“, sprach der eine, „laß
ihn seines Standes Ehren sehn! —
Den Vorhang weg, daß flatternd wehn
die Bänder an dem Spiegelglas!“
Der Kranke schlug die Augen auf;
man sah wohl, daß er ihn verstand;
ein Blick, ein leuchtender, und drauf
hat er sich düster abgewandt.

1) Jeni Tscheri, neue Truppe, hiesz bei den Türken ein 1329 errichtetes und 1826 gewaltsam aufgehobenes Korps, welches aus den Tapfersten und Geübtesten des ganzen Fuszvolks bestand.

2) Entweder während des österreichischen Erbfolgekriegs im Oktober 1742 und September 1744 oder während des siebenjährigen Kriegs im Mai 1757.

3) Schärpe.

„Denkst du, mein alter Kamerad,
der jubelnden Viktoria!
Wie flogen unsre Banner da
durch der gemähten Feinde Saat!
Denkst du an unsers Prinzen Wort:
„„Man sieht es gleich, hier stand der Wart?““—
Schnell, Konrad, nehmt die Decke fort,
sein Odem wird so kurz und hart!“

Der Obrist lauscht, er murmelt sacht:
„Verkümmert wie ein welkes Blatt!
Das Dutzend Friedensjahre hat
zum Kapuziner ihn gemacht. —
Wart, Wart! Du hast so frisch und licht,
so oft dem Tode dich gestellt,
die Furcht, ich weiß es, kennst du nicht,
so stirb auch freudig wie ein Held!

Stirb wie ein Leue, adelich,
in seiner Brust das Bleigeschoß,
o stirb nicht wie ein zahnlos Roß,
das zappelt vor des Henkers Stich! —
— Ha, seinem Auge kehrt der Strahl! —
Stirb, alter Freund, stirb wie ein Mann!
Der Kranke zuckt, zuckt noch einmal,
und „Wasser, Wasser!“ stöhnt er dann.

Leer ist die Flasche. — „Wache dort,
he, Wache, du bist abgelöst!
Schau, wo ans Haus das Gitter stößt,
lauf, Wache, lauf zum Borne fort! —
's ist auch ein grauer Knasterbart
und strauchelt wie ein Dromedar —
nur schnell, die Sohlen nicht gespart!
Was, alter Bursche, Thränen gar!“ —

„Mein Kommandant“, spricht der Ulan
grimmig verschämt, „ich dachte nach,
wie ich blessiert am Strauche lag,
der General mir nebenan,
und wie er mir die Flasche bot,
selbst dürstend in dem Sonnenbrand,
und sprach: „„Du hast die schlimmste Noth.““ —
D'ran dacht' ich nur, mein Kommandant!“

Der Kranke horcht; durch sein Gesicht
zieht ein verwittert Lächeln, dann
schaut fest den Veteran er an. —
Die Seele, der Viktoria nicht,
nicht Fürstenwort gelöst den Flug,
auf einem Tropfen Menschlichkeit
schwimmt mit dem letzten Athemzug
sie lächelnd in die Ewigkeit.

13. Das Mädchen von Saragossa.

E. A. Seemann.

Wie sausen die schnaubenden Rosse davon
so leicht, als trügen sie Flügel!
Das schönste Mädchen von Aragon [1])
hält fest in den Händen die Zügel.
Wie faßt ihr Auge so still und klar
das stolz sich brüstende Rossepaar,
das seinesgleichen nicht findet!

Das schönste Mädchen von Aragon
trug nimmer der Liebe Verlangen,
noch hatt' kein Hidalgo [2]) den Minnelohn
von dem stolzen Weibe empfangen.
Wohl buhlten die Besten um ihre Gunst,
die am meisten erfahren in jeglicher Kunst,
die Herzen der Frauen zu rühren.

Kein Lied der Liebe, kein Schmeichelton
vermochte sie zu erreichen,
das schönste Mädchen von Aragon
verschmähte den Reichsten der Reichen.
Es bat die Mutter wohl hundertmal:
„Nimm endlich dir ein Ehegemahl,
mein Kind, eh du welkst wie die Rose!“

Da sprach das Mädchen zuletzt: „Wohlan,
nicht länger sollt ihr schmälen!
Den tapfersten und den kühnsten Mann,
den will ich zum Gatten erwählen.
Den besten allein, der Spaniens Schmach
mit rächendem Arme zu tilgen vermag,
dem will ich als Weib mich ergeben.

[1]) Aragonien, eine Provinz des nordöstlichen Spaniens; ihre bedeutendste Stadt Saragossa zeigte Juni 1808 bis Februar 1809 den Franzosen gegenüber hartnäckigsten Muth.
[2]) Ein Angehöriger des niedern Adels.

„Vor Saragossa, der herrlichen, stehn
gerüstet die feindlichen Heere;
da will ich den tapfersten Krieger erspähn,
der kämpft für Spaniens Ehre.
Und wenn von Aragons felsigen Höhn
frei wieder die spanischen Banner wehn,
da folg' ich ihm zum Altare."

Das schönste Mädchen von Aragon
hält fest in den Händen die Zügel;
die schnaubenden Rosse sausen davon
so leicht, als trügen sie Flügel.
Und eh noch die Sonne zu Thale sich neigt,
da hat sie die herrliche Feste erreicht,
die stolze am Ebrostrome.

Wild wogte der Kampf, heiß war die Schlacht
in des Sommers glühender Hitze;
es schwieg bei Tag nicht, nicht bei Nacht
das Donnergekrach der Geschütze.
Da fochten die Kämpfer mit trotzigem Muth,
da floß in Strömen viel edeles Blut
für Freiheit, Ruhm und Ehre.

In Saragossa, der prächtigen Stadt,
gibt's keine Zeit zum Trauern,
des Feindes Geschütze werden nicht matt,
schon schwanken und wanken die Mauern.
Held Palafox,[1]) bald sinkt dein Stern!
Naht noch keine Hilfe, bleibt länger sie fern,
so stürzt Aragoniens Feste.

Am Kloster San Francisco stehn,[2])
dem Tode sich zu weihen,
zu siegen oder zu Grunde zu gehn,
die Kämpfer in dichten Reihen.
Der Feind zum letzten Sturme naht;
da treffen wie Hagelwetter die Saat
Kartätschen die stürmenden Scharen.

Doch mehr und mehr und näher heran
die Heereshaufen rücken,
bis endlich Mann nun gegen Mann
sie Dolch und Schwerter zücken.
Da färbte des Ebro Flut sich roth,
da hielt eine grausige Ernte der Tod,
da häuften sich Leichen auf Leichen.

Noch schwankt der Kampf, da stürzt ein Held
blutend aus vielen Wunden;
Diego von Huesca fällt,
sein Banner ist verschwunden.
Und stürmischer dringen die Feinde ein,
schon öffnen sich die geschlossenen Reihn
der Kämpfer von Saragossa.

Da plötzlich in des Kampfes Noth
aufleuchten Kanonenblitze.
Verderben bringen und jähen Tod
dem Feinde ferne Geschütze.
Kein Halten war, kein Kämpfen mehr!
In wilder Flucht löst sich das Heer;
gerettet ist Saragossa.

Wer gab mit Feldherrnblick den Rath,
wer hat die Kanonen gerichtet,
wer hat vollführt so kühne That,
die Scharen der Feinde vernichtet? —
Ein Knabe war es, jung und zart,
ein Knabe, dem noch nicht der Bart
die rothen Lippen deckte.

Zu San Francisco im Klostergang,
an Don Diegos Grabe,
da saß und weinte stundenlang
der muthige Heldenknabe.
Verwandelt ward er über Nacht,
trug eine schwarze Frauentracht
und einen schwarzen Schleier.

Das war die Schöne von Aragon.
Dem T a p f e r s t e n v o n a l l e n
galt ihrer Stimme Klageton
in öden Klosterhallen.
So hat geliebt nach ihrer Wahl
ein einz'ges und ein letztes Mal
das Mädchen von Saragossa. —

---

[1]) Don José de Palafox y Melzi, Herzog von Saragossa, geb. 1780, gehörte einer vornehmen aragonischen Familie an und erwarb sich unsterblichen Ruhm durch die Vertheidigung Saragossas, deren Bewohner weltgeschichtlichen Opfermuth bewiesen. Palafox starb als Generalkapitän der spanischen Garden 1847.

[2]) Am 12. Februar 1809.

14. Die Feldwacht.[1])

D. Zöllner.

Von Stroh erbaut war unser kleines Zelt
auf ebnem Wiesenplan, im offnen Feld,
am tiefgefurchten, trägen Egaabache.[2])
Rechts ragte auf der Helgenäser Kamm;[3])
und vom Kanonenboot am Küstendamm,
vom schwarzen, wehte stolz die Dan'brogflagge.[4])

Weit vorgeschoben stand die einz'lne Wacht,
genüber uns der Feind mit Uebermacht
wohl in der Näh von siebenhundert Schritten:
Dragoner auf den Posten, hoch zu Rosz,
mit weh'ndem Helmbusch, blinkendem Geschosz —
die Erde dröhnte von der Hufe Tritten.

Vom nahen Kirchhof, wo der Kern der Schar
gelagert hinter Wall und Mauern war,
sahn in das Zelt uns zwei Kanonenrohre;
doch schmauchten wir die Pfeifen dem zum Trutz,
ob unsre Flinten auch der einzige Schutz
und Haufen Torf im binsenreichen Moore.

Der Tag war heisz, wir streckten uns ins Gras,
und unter Sang und Kartenspiel vergasz
das kleine Häuflein drohende Gefahren.
Da plötzlich schallt des Schildrers Ruf: „Jetzt auf!
Seht ihr vom Berg nicht nahn den Reiterhauf?
Der Feind verstärkt sich, treibet uns zu Paaren!"

„Halloh Husar!" Der schläft. „Aufs Pferd, aufs Pferd
Ins Hauptquartier! Sporn es, dasz Kies und Erd'
vom Huf ihm fliegen! Noth heischt rasche Eile!"
Ein Trunk, ein Sprung aufs Rosz und ventre à terre,[5])
im Sturme fort, und hinter beiden her
von Staub und Rauch 'ne dichte Wolkensäule.

„Zur Brücke nun! Auf jede Seite zwei!
Gut aufgepaszt! Und kommen sie herbei,
legt Feuer an die Pech- und Schwefelwische!
Die andern hierher an die Uferwand!
Nun laszt die Rothen stürmen — Mord und Brand! —
Sie sollen schwimmen wie die todten Fische!"

---

1) Die Begebenheit fällt in die Kämpfe der Deutschen mit den Dänen 1848—1850.

2) Flieszt zwischen den Ortschaften Egaa und Veilby im jütischen Amte Aarhuus in das Kattegat.

3) Ein Bergzug im Kirchspiel Helgenäs an der Ostseite von Jütland, auf der südwärts gerichteten, gleichnamigen Landzunge, Stift Aarhuus, gegenüber der Insel Samsöe.

4) Das Wort „Brog" bedeutet im Altdänischen so viel wie Tuch, Gewand, Danebrog ist demnach das Tuch, d. h. Panier, der Dänen.

5) Den „Bauch auf der Erde", sinnbildlich für gestrecktesten Galopp.

So standen wir, die Flinten in der Hand,
des Angriffs harrend, bis auf Meer und Land
des Nordens Dämmerung sich niedersenkte.
Nicht Dorf, nicht Feind war deutlich mehr zu sehn,
ein Reiter manchmal nur, der auf den Höhn
wie ein Gespenst im Flug vorübersprengte.

Und dunkler ward's und stiller in dem Feld,
der Wogen Rauschen trug der Wind vom Belt
herüber nur in monotonen Weisen.
Zuweilen hellte wohl ein Blitz die Nacht,
zuweilen tönte dumpf der Ruf der Wacht,
und in der Scheide klirrte leis das Eisen.

Da — naher Hufschlag hinter uns — es war
vom Hauptquartier rückkehrend der Husar
mit wen'gen auserles'nen Büchsenschützen.
Im Rohr die sichre Kugel, frischen Muth
in tapfrer Brust, stets bei der Vorderhut —
wir konnten schon auf ihre Hilf' uns stützen.

Ich nahm die Mannschaft mit zurück zum Zelt,
die Posten waren doppelt ausgestellt,
und spähend warf ich in das Gras mich nieder;
umsonst doch kämpfte mit der Dunkelheit
der scharfe Blick den ungleich harten Streit;
der Schlaf sank endlich auf die Augenlider:

So leis indessen, was sie sprachen dort,
dasz ich es hört' und träumte, Wort für Wort,
auf meinem feuchten, duft'gen Halmenpfühle.
Erst in die Heimat führte mich der Traum
zu Weib und Kind, dann in des Lagers Raum,
dann wieder in der heiszen Schlacht Gewühle.

Und „auf! auf!" ruft mir zu mein Kamerad,
„da kommen sie, die Dänen, in der That,
sie reiten auf uns zu — dort! Gegenüber!"
Auf sprang ich, schaut' ins trübe Morgengraun,
da hielten sie gerade vor uns, traun!
Dragoner waren's, zehn — zwölf — auch wohl drüber.

Doch standen plaudernd sie in dichtem Kreis —
was sie zu sprechen hatten, nun wer weisz! —
Der Führer mitten drin, der sie geleitet.
So hielten sie vierhundert Schritt vom Tod,
der, wenn im Frieden meist nur schleichend droht,
doch schnell im Kampf auf Büchsenkugeln reitet.

Es pochte laut das Herz mir in der Brust.
Da standen sie voll Muth und Kampfeslust
in schmucker Waffenpracht und Jugendschöne.
Ihr Tod, der Brüder und der Freunde Leid,
der Tod vielleicht der treuen Herzensmaid —
ins Auge stahl sich mir die heisze Thräne.

Und doch — wer hiesz sie in den Schusz uns gehn,
wer, unsrer Feldwacht Stellung auszuspähn?
Wer trieb dem sichern Tod sie in die Krallen?
Da standen neben mir die zehen Mann,
das Aug' am Rohre und den Hahn im Spann:
dann plötzlich — Blitz auf Blitz und Knall auf Knallen!

Nicht deutlich sah ich; trüb war Luft und Blick,
doch war's ein wild-lebendig Schlachtenstück:
mit scheuen Pferden, hochgeschwungnen Säbeln,
mit wehnden Mänteln, aufgepeitschtem Sand,
im Nu verschwunden, wie's im Nu entstand,
in Pulverdampf und flücht'gen Morgennebeln!

Mir war zu Muth wie jemand, der erwacht
von einem wirren, wüsten Traum der Nacht;
noch hält das Graun die Sinne lang gefangen.
So wollte nicht aus meiner Seele gehn
der wilde, nächt'ge Spuk, bis ich gesehn
das goldne Frühroth auf den Bergen hangen.

Nicht lange drauf, und lichter Tagesglanz
umflosz die Thäler und die Höhen ganz,
und vor uns lag das Meer, ein Silberspiegel.
Die Kriegesdampfer brausten drauf einher,
Kanonendonner rollte dumpf und schwer,
dasz drob erdröhnten Thale rings und Hügel.

Da dachten wir an Abzug allgemach.
Schon sasz auf unsrer Halmenhütte Dach
der rothe Hahn mit feurigem Gefieder;
und wie im Takt wir zogen querfeldein,
da furchten Kugeln um uns Wies' und Rain;
und weit ins Land hin schallten unsre Lieder.

C. Didaktisch.

Sprüche.

(Von verschiedenen Verfassern.)

Es lerne Mann wie Jugend
die deutsche Treu' und Tugend
zunächst an deutschem Wort!

a. Militärische.

Aeltere:

1. Eisen trag ich,
Wunden schlag ich.

2. Was bringt zu Ehren?
Sich tüchtig wehren.

3. Im Rathe die Zunge,
im Kampfe den Arm!

4. Zu Wasser und zu Land
Krieg ist mein Stand.

5. Und was das Herz erhebet,
das stählet auch den Muth.

6. Unfrieden meid ich,
Unbill nimmer leid ich;
Mein Schwert ist scharf und schneidig.

7. Den frommen Landsknechten
prägt man weidlich ein,
ritterlich Schlacht zu fechten
und ehrlich Volk zu sein.

8. Gemächlichkeit das ist der Ehre Tod,
da man zu lange und zu viel
sie in der Kindheit pflegen will.

9. Man lerne in der Kindheit
Tugend und Gefügigkeit,
schirmen und springen,
laufen und auch ringen,
bis man kommt zu seinen Tagen,
da man sollt haben getragen
Schwert und Manneswehr.

10. Mitsammen frommen den Jungen
zumeist die weisen Lehren
von Tugend, Züchten und Ehren,
von Ritterbrauch und Wehren.

11. Es erhebe frohe Lieder,
wer die Heimat wieder sieht,
wem noch frisch das Leben blüht! —
Denn nicht alle kehren wieder.

12. Allen Respekt vor der Gelehrsamkeit;
doch lebe Säbel und Bajonett!

13. Trau nicht auf deinen Tressenhut,
noch auf den Klunker dran!
Ein großes Maul es auch nicht thut,
das lern vom langen Mann;
und von dem kleinen lerne wohl,
wie man mit Ehren fechten soll.[1])

14. Sind Muth und List vereint in Wehr,
wird einer Herr wohl einem Heer.

15. Der ist nicht mann- und ehrenfest,
der thut, was er verbieten läßt.

16. Wer fleißig bet't und schlägt frisch drein,
der mag ein rechter Kriegsmann sein.

17. Wenn einzelne zurücke kriechen
und können nicht das Pulver riechen,
so wendet sich von Stunde an
ein jeder, der sich wenden kann.
Daraus dann kommt der ganzen Schar
ein unvermeidlich groß Gefahr.

18. Wenn ihr einst an den Feind ran sollt
und eine Feldschlacht haben wollt,
bei welcher, wie ihr selber wißt,
das Lachen zu verbeißen ist:
so schaut, daß ihr bei Tag und Nacht
mit allem Ernst euch fertig macht
und also richtet Pferd und Wagen,
als sollt't ihr alle Stunden schlagen!

---

[1]) Hier ist an den Zweikampf des philistäischen Riesen Goliath mit dem Israeliten David zu denken, der jedoch weniger klein als vielmehr jung war, da ihm der große König Saul seine Rüstung anbot.

19. Wohin du mich willst haben,
mein Herr, ich bin bereit
zu frommen Liebesgaben
und auch zu wackerm Streit!
Dein Bot' in Schlacht und Reise,[1])
dein Bot' in stillem Haus,
ruh' ich auf alle Weise
einst doch im Himmel aus.

20. Wenn ihr brav fort mit euern Stücken
den Feinden wollt entgegenrücken
und alles unter einander kracht,
auch Tromm'l und Trompet Lärmen
macht,
daß jeder Knecht und Reiter fromm
ein unverzagtes Herz bekomm:
so gebt dem lieben Vaterland
zu Dienst das Leben mit Bestand.

Neuere:

1. Wer Gott vertraut,
brav um sich haut,
wird nimmermehr zu schanden.

2. Die Kraft ist wohl gut,
doch nichts ohne Muth.

3. Ein mild Gemüthe
voll Menschengüte
ziert selbst den Held
im Kriegesfeld.

4. Der Bayer still,
wenn Fried im Land,
doch droht Gefahr:
das Schwert zur Hand.

5. Trommeln und Pfeifen,
krieg'rischer Klang;
wandern und streifen
die Welt entlang;
Rosse gelenkt,
muthig geschwenkt;
Schwert an der Seite,
frisch in die Weite
flüchtig und flink!
Frei wie der Fink
auf Sträuchern und Bäumen
in Himmelsräumen!
Heisa, ich folge des Vaterlands
Fahn!

6. Drauf und dran,
spannt den Hahn,
offen ist die Ehrenbahn!
Büchsenknall
überall
bei der Hörner Schall.
Ja, wir ziehen in das Feld;
Kampf allein befreit die Welt.
Darum frei
Jägerei
stets gepriesen sei.

7. Ich zieh' ins Feld.
Wie macht's der Held? —
In der Schlacht — hochherzig;
ist sie gewonnen — barmherzig;
mit hübschen Kindern — liebherzig.
So, Herr Soldat,
das wär mein Rath!

8. Trotzend allem Spott,
brechen deutsche Streiter
ihre Bahnen weiter,
und das Ziel ist Gott.

9. Stoßt in die Trompete
den lauten Schlachtengruß! —
Für brave deutsche Streiter
ist er ein Hochgenuß.

10. Kennt ihr sie wohl,
die bayrische Parol?
„Es lebe unser König hoch!"
sie immer lauten soll;
und dann auch dabei
in lautem Feldgeschrei:
„Es lebe unser Vaterland!"
Das rufet frisch und frei.

11. Ob zu Fuße, ob zu Pferd
oder hinter der Kanone,
schützen wir der Heimat Herd
und dem König seine Krone.

---

[1]) Im Sinne von Heerfahrt, Feldzug.

12. Bayrische Schneid,
man kennt sie weit und breit;
und die ist über Geld und Gut,
kommt eine schlimme Zeit.
Bayrische Treu
gottlob ist auch nicht neu;
und daran bricht noch manchem Wicht
sein Argument[1]) entzwei.

13. Auf, lustig zur Schlacht,
hinein in die feindlichen Heere!
„Für Vaterland, Fürst und die
Ehre!"
sei Losung zur Schlacht.

14. Lustig ist's Soldatenleben,
für den König darf man's geben;
und wir weihn mit frohem Muth
ihm den letzten Tropfen Blut.

15. Feuerscheue Kakerlaken
sind ein Fressen für Kosaken.[2])

16. Oft ist nicht anders zu rathen
als durch brave deutsche Soldaten.

17. Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung!

18. Was ist Soldatenglück? —
Wenn nach des Kampfes Mühen
uns Siegesreiser blühen,
und fröhlich heimwärts ziehen
uns läßt ein gut Geschick:
das ist Soldatenglück!

19. Der König trägt die Krone
zu seiner Bayern Glück
und schaut von seinem Throne
auf sie mit Vaterblick.
Zum Schutze der Gesetze
hat der Soldat das Schwert,
daß es nur den verletze,
der Recht in Unrecht kehrt.

20. Schelme aus dem Lande laufen,
lüstern stets nach Fremdlingssolde;
jedem gern ihr Blut verkaufen,
der es ihnen wägt mit Golde.

21. Ein heitrer Sinn, gesundes Blut
im Frieden wie im Kriege,
dem Feind entgegen — froher Muth,
bei Mädchen frische Liebesglut,
führt überall zum Siege.

22. Seht, wie die Fahne herrlich wallt
in weiß und blauen Wogen!
Hört, wie durch Flur und Wies und Wald
die Feldmusik so kräftig schallt!
So kommen wir gezogen.

23. O Landessohn, du starker Held,
wer sollte dich nicht preisen!
Mitleidig auf dem Siegesfeld,
im Kampf wie Stahl und Eisen.

24. Kein schönres Leben auf dieser Welt
als wie der edle Soldatenstand;
dem haben sich viele ergeben,
die muthvoll streiten fürs Vaterland.

25. Wo Kürassiere nicht mehr stehn,
da steht kein andrer weiter;
wir sind zu schwer, uns umzudrehn,
und können niemals rückwärts gehn,
und heißen schwere Reiter.

26. Wo treibt die Kraft, wo quillt der Muth,
da ist ein recht Soldatenblut.
Die Trommel ruft den Buben; drum
hängt bald ihm den Tornister um.

27. Der Feind schläft nicht, ist stark und listig;
so bleibt auch ihr fein wach und rüstig,
auf daß uns nicht erwürg' im Schlaf
der Feind, den unsre Keule traf.

28. Frisch auf, ihr tapfern Soldaten,
von deutschem Stamm und deutschem
Blut;
frisch auf, frisch auf mit frommem Muth
zu großen, herrlichen Thaten!

29. Im Kriege wild, doch menschlich auch,
im Frieden still und den Gesetzen treu,
ist man als Krieger, Unterthan und
Mensch
der Ehre wie der Liebe werth.

---

[1]) Beweismittel.

[2]) Dieser Spruch stammt aus dem Jahre 1812, in welchem die Deutschen als Verbündete Kaiser Napoleons I. gegen die Russen fochten.

30. Der Talar macht nicht zum Priester,
nicht zum Helden Schild und Schwert.

31. Soldatengeist, hüte dich vor dem Zeitgeist,
Zeitgeist, hüte dich vor dem Soldatengeist!

32. Du bist kein Held — drob schelt' ich nicht;
doch sei ein Mann und sei kein Wicht!

33. Wer ist ein unbrauchbarer Mann?
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

34. Aus dem Soldaten kann alles werden,
wenn der Krieg ist die Losung auf Erden.

35. Bis in den Tod muß fest die Treue halten;
denn höher als das Leben steht die Ehre.

36. Wer dem Tod ins Angesicht schauen kann,
der Soldat allein, ist der freie Mann.

37. Und wer den Tod so treu im Dienste fand,
ruht auch am Meeresgrunde im Vaterland.[1])

38. Wer muthig für sein Vaterland gefallen,
der baut sich selbst ein ewig Monument
im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.

39. Rekrut! Hast du es wohl erwogen? —
Einen neuen Menschen hast du angezogen;
mit dem Helme und Wehrgehäng
schließt du dich an eine würdige Meng'.
Es muß ein vornehmer Geist in dich fahren.

40. Der Soldat muß sich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll er frisch um sein Leben spielen,
muß er selbst gelten noch viel mehr.

41. Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?
Oft von allem Glanz und Schimmer
nichts als Müh, manchmal selbst Schmerzen,
und — wofür er sich hält im Herzen.

42. Wo alles geht nach Kriegessitt,
zeigt jedes einen großen Schnitt;
und der Geist, der im ganzen Korps thut leben,
reißet gewaltig wie Windesweben
auch die untersten Krieger mit.

43. Nur muthig und munter ins kühne Gefecht,
laßt walten den Lenker der Welten!
Wer tapfer vertheidigt des Vaterlands Recht,
dem blühen noch Kränze im spät'sten Geschlecht,
dem wird es sein König vergelten.

44. Nun! Wer merkt uns wohl das noch an,
daß wir aus Süden und aus Norden
zusammengeführt und befehligt worden? —
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
in einander auf Wort und Wink?

45. Mein Eid soll nie Meineid werden,
meine Hand kein Stehler
noch auch ein Hehler
an meiner Mutter, der deutschen Erden.
Daß keiner sie knechte! —
Wer die Hand legt an ihre Grenzen und Rechte,
den treffe blutig meine eiserne Rechte.

---

[1]) Eine passende Aenderung der zwei Schlußzeilen des Albert Methfessel'schen, auch in der bayerischen Armee weit verbreiteten Soldatenliedes: „Hinaus in die Ferne“ u. s. w., welche mit Beziehung auf den tief beklagenswerthen Untergang des stolzen deutschen Kriegsschiffes „Großer Kurfürst“ im englischen Kanal bei Folkestone am 31. Mai 1878 in öffentlichen Blättern erschien.

46. Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
alles will es nur eben machen,
möchte fast die Welt verflachen.
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
alles erhebt er zum Ungemeinen;
und was ewig recht ist und gut,
läßt er keimen aus Menschenblut.

47. Wie lustig ist mit Sang und Klang
ins Feld ein kühner Waffengang;
wie lustig, ringen um den Sieg
im ehrenreichen Krieg!
Da zeigt sich's, wer ein Mann,
wer wagen und schlagen kann;
drum haben die Soldaten
ein Gaudium[1]) daran!

48. Gott, unser Schutz, gib Friede unsern Zeiten
und Glück und Heil zu jedem Stand;
doch ruft die Pflicht, so laß uns muthig streiten
für unser theures Vaterland;
und selbst im Kampf sei mit uns jederzeit
Gerechtigkeit und wahre Menschlichkeit!

49. Ein deutscher Kriegsmann in Wort und That:
fest ist sein Sinn, gerecht — und kühn sein Pfad.
Der Lüg' und Knechtschaft trotzt er sonder Scheu,
er liebt die Wahrheit und bleibt ihr getreu.
Sein Glaube ahnt des Jenseits Morgenroth
und führt einst siegend ihn zum Heldentod.

50. O laß mich stets allein, o Vater,
auf dich und deine Vorsicht schaun;
auf dich, den mächtigsten Berather,
und nicht auf Menschenhilfe baun,
die ohne dich uns gar nichts nützt,
die nur durch dich uns kräftig schützt!
Die allerfeinsten Kriegeslisten
vereitele dein weiser Rath;
vor allem segne deine Hand,
barmherz'ger Gott, das Vaterland!

51. Frisch voran mit dem klingenden Spiel!
Es ruft die Trommel uns ins Feld,
es wettert wieder in der Welt;
drum frisch voran, komm's, wie es will!
Einem bayrisch echten Soldatenblut
war die Ehre ja immer das höchste Gut;
und wir wollen sie wahren mit treuer Hand
für den König und fürs Land.

52. Ihr Söhne des Heldenruhms und der Ehre,
hoch schwinget und haltet das Banner der Treue;
schlagt klirrend zusammen die eiserne Wehre
und schwört es laut als Männer und Freie:
„Fest wollen wir stehen und nimmer erzittern
in Stürmen des Aufruhrs — in Schlachtengewittern;
und bräche des Himmels Gewölbe selbst ein —
treu werden der Pflicht und der Ehre wir sein!"

53. Im Glanz des Ruhmes seht die hohen Sprossen
aus Wittelsbach im kampferfüllten Feld,
umringt von ihren treuen Kriegsgenossen;
aus aller Augen strahlet schon der Held.
Ein Jeder trägt des Königs Ehrenkleid,
ein jeder hat das Schwert gefreit.
Als Glaubensheld wird Kurfürst Max stets glänzen;
er schirmte kühn den Kaiser und das Land;
ein Max Emanuel erschlug an Ungarns Grenzen
den Muselmann[2]) mit seiner starken Hand.
Der Helden Enkel, nennet einen mir! —
Sie alle sind des Vaterlandes Zier.

---

[1]) Vergnügen, Ergötzung, Freude.
[2]) Verderbt aus dem arabischen Plural Moslem=Moslemin, d. h. Rechtgläubige, Gläubige an Muhammeds Lehre, Muhammedaner.

54\. Stell dich in Reih und Glied, das Ganze zu verstärken,
mag auch, wer's Ganze sieht, dich nicht darin bemerken!
Mag auch, wer's Ganze sieht, dich nicht darin bemerken;
das Ganze wirkt, und du bist drin mit deinen Werken.
Stell dich in Reih und Glied und schare dich den Scharen;
und theilst du nicht den Ruhm, so theilst du die Gefahren!
Wird nicht der Musterer den Einzelmann gewahren,
mit Lust doch wird er sehn vollzählig seine Scharen.
Damit im Lanzenwald nicht fehlet eine Lanze,
heb deine fein und sei gefaßt auf jede Schanze!
Sei nur ein Blatt im Kranz, ein Ring im Ringeltanze,
fühl dich im Ganzen ganz und ewig wie das Ganze!

b. Allgemeine.

Aeltere:

1\. Gott mein Hort
hie und dort.

2\. Gott getraut,
gut gebaut.

3\. Wie Gott will,
halt' ich still.

4\. Mir genügt,
was Gott fügt.

5\. Ich wag's,
Gott vermag's.

6\. Gottes Fügen
mein Vergnügen.

7\. Gib das Hier,
nie das Dort.

8\. Erst wäg's,
dann wag's.

9\. Froher Muth —
großes Gut.

10\. Erst schauen,
dann trauen.

11\. Lieber gebeten
als getreten.

12\. Wer gern will,
thut auch viel.

13\. Klag's dem Stein,
behalt's allein!

14\. Wer Gott verehrt,
bleibt unversehrt.

15\. Bitter dem Mund,
dem Herzen gesund.

16\. Glücklich ist,
der vergißt,
das, was nicht zu ändern ist.

17\. Lauf und schnauf,
schab und grab,
treib und schreib,
leid und streit,
wetz und hetz,
hau und bau,
stück und flick,
hopf und klopf,
laß und paß,
heb und trag —
sieh, Mensch, das sind deine Tag!

18\. Von Gott allein
die Hilf' muß sein.

19\. Wissen
ist oft wider Gewissen.

20\. Wer fürchtet Gott,
wird nicht zum Spott.

21\. Weiber-Regiment
nimmt kein gut End.

22\. Ehr' und Eid
gilt mehr als Land und Leut.

23. Hin geht die Zeit,
her kommt der Tod.
O Mensch, thu recht
und fürchte Gott;
geh deinen Weg
auf rechtem Steg;
fahr fort und leid,
trag keinen Neid;
bet, hoff' auf Gott
in aller Noth!

24. Um Schmach zu meiden
und Mißgeschick,
voran soll schreiten
ein scharfer Blick.

25. Ehrlich und arm,
dabei zwei gesunde Arm;
pfiffig und Gold im Schrein,
dabei im Gewissen nicht rein:
Heid oder Christ,
wähle, was besser ist!

26. Von Mund zu Mund geflogen
ist ein Geschrei;
du denke dabei:
Geschrei hat oft gelogen.

27. Glocken und Thoren
läuten gern aller Ohren.

28. Borgen und schmausen
das endigt mit Grausen.

29. Träume beflügeln Thoren,
ihr Leben ist verloren.

30. Welt, wie du willt,[1])
Gott ist mein Schild.

31. Hie Leid, dort Lohn,
hie Kampf, dort Kron.

32. Gott das eben braucht,
was hier nicht taugt.

33. O du dumme Welt,
wer sich an dich lehnt, der fällt!

34. In Friede und in Streit
ein Lied ist gut Geleit.

35. Fromm, weis', ehrlich, mild —
gehört in des Adels Schild.

36. So lang die Augen offen,
sollst du noch immer hoffen.

37. Mit vielem hält man Haus,
mit wenig kommt man aus.

38. Nicht grämt mich, was geschehen,
nicht fürcht' ich, was geschieht.

39. Einem jedem recht zu thun,
soll sich niemand unterstuhn.[2])

40. Brüder haben ein Geblüte,
selten aber ein Gemüthe.

41. Doppelte Wage, doppeltes Maß —
Greuel in Gottes Aug' ist das.

42. Du selber sei ein Kerl;[3])
doch einen andern Kerl
halt' auch für einen Kerl!

43. Ein Gewissen frei und rein
ist über Gold und Edelstein.

44. Du, schmeidige die Zunge
und lerne, weich zu sprechen!
Denn weiche Worte können
steinharte Knochen brechen.

45. Nicht allzu stolz begrüße
den Kleinen, nicht veracht' ihn!
Was geht über Honigs Süße? —
Die kleine Biene macht ihn.

46. Auf ein Gemüth von Adel
wirkt schon ein leiser Tadel;
vergebens durchgebläut
wird stumpfe Niedrigkeit.

47. Wird sich der irdene Topf
am ehernen Kessel rächen?
Es wird der arme Tropf
anprallen und zerbrechen.

48. Nicht störe mit Geschwätze,
wenn schöne Töne wallen;
verspare deine Weisheit,
bis daß sie nicht mehr schallen.

---

[1]) willst; [2]) unterstehn; [3]) hier im Sinne von „tüchtiger Mann" zu nehmen.

49. Nein, zeige nicht so wilde,
so grimmige Geberden!
Es ließ des Himmels Milde
dich, Mensch, geboren werden.

50. Vollendet ist der Glocke Guß.
Wär' alles gut und schöne,[1])
allein der Klöppel fehlt zum Schluß,
damit sie schwingend töne.

51. Wes Sehnen nach dem Tode steht,
der ist ein armer Mann;
wer ihm mit Angst entgegengeht,
der ist noch ärmer dran.

52. Wer gern am Tisch von Leuten sagt[2])
und einen hinterrücks verklagt,
dem soll man ja nicht glauben bald,
es ist mit ihm ja schlecht bestallt.[3])

53. Halt fest an Sitt' und Treue,
dann fühlst du keine Reue!

54. Zu Gott meine Hoffnung steht allein;
das andre acht' ich alles klein.

55. Henne scharrt zu allen Stunden,
endlich ist ein Korn gefunden.

56. Dem gilt das Wort so viel als Schlag,
wer zu Ehren kommen mag;[4])
Zucht mit Ruthen zwingen,
selten wird's gelingen.

57. Fröhlich und mit leichtem Sinn
tanzt der Thor am Abgrund hin.

58. Allzeit fröhlich ist gefährlich,
allzeit traurig ist beschwerlich,
allzeit glücklich ist betrüglich,
eins ums andre ist vergnüglich.

59. Stoß im Mörser einen Narren!
Unzerstoßen bleibt sein Sparren.

60. Wort anzuhören, sei schnell achtsam,
Antwort zu geben, wohl bedachtsam!

61. Wenn der Neid brennte wie das Feuer,
wär das Holz nicht halb so theuer.

62. Liedlein, welche lieblich klingen,
mag man zweimal, dreimal singen.

63. Rinder und Schafe gehen im Chor;
der Adler steigt allein empor.

64. Gott schenkt die Nuß; sie aufzubeißen,
hast du dich selber zu befleißen.

65. Dir nicht das Haar zu raufen,
sei nicht zu rasch im Kaufen!

66. Die herrlichste Musik erklingt,
wenn Herz und Mund zusammen singt.

67. Sechs starke Rosse ziehen gut;
noch mehr Natur und junges Blut.

68. So hoch vonnöthen junger Brust
als Speis und Trank ist Scherz und Lust.

69. Zum Tanze braucht man nicht nur Schuh,
man braucht auch tücht'ge Füß' dazu.

70. Thu' immer alles schlecht und recht,[5])
bleibst ewiglich ein armer Knecht.

71. Es hilft dem Auge keine Brille,
fehlt ihm zum Sehn der gute Wille.

72. Kein Fuhrmann fährt so tücht'ger Weise —
er fährt zuweilen aus dem G'leise.

73. Wenn Gottes Gnad' und Glück nicht will,
so hilft dir Kunst und Witz nicht viel.

74. Nimmermehr nach Wamms und Mütze
miß den Mann und seine Witze!

75. Schwer ist es, andre zu betrügen,
nicht schwer, sich selber zu belügen.

76. Die Krankheit kommt zu Pferd geritten,
und schleicht davon mit Schneckenschritten.

77. Trägt einer am Haupte seine Wunden,
umsonst wird ihm der Fuß verbunden.

78. Gilt's um ein Huhn zu rechten, sei gescheidt;
nimm du ein Ei dafür und laß den Streit!

---

[1]) schön; [2]) Uebles sagt; [3]) bestellt; [4]) will; [5]) d. h. mittelmäßig.

79. Freundschaft und Liebe sind von Glase
nur,
Ungunst und Neid unsterblicher Natur.

80. Der Fügsame beweist, daß er verständig;
Schwachsinn bekundet, wer unbändig.

81. In menschlicher Zunge Gewalt gegeben
ist Wohl und Weh, ist Tod und Leben.

82. Nicht spärlich hast du dich bereichert —
rein bleibend, hast du schwerlich aufgespeichert.

83. Dem Flehenden in Drang und Sorgen
hilf ungesäumt und sage nicht: „Komm
morgen!"

84. Sprich nicht: „Wie mir der Feind gethan,
so thu' ich ihm!" Ungleiche That steht
besser an.

85. Mit deinem Brote speise deinen Hasser,
und dürstet ihn, lab' ihn mit deinem
Wasser!

86. Der Geisel Schlag prägt Striemen ein,
der Zunge Schlag zerschmettert das
Gebein.

87. Lerne, als wenn du ewig lebtest;
lebe, als wenn du morgen stürbest!

88. Herrscht der Teufel heut' auf Erden,
morgen wird Gott Meister werden.

89. Schwertstiche fahren aus gemeinem
Munde;
aus edlem träufelt Balsam auf die
Wunde.

90. Sanftmüth'ge Worte wenden Haß und
Grimm;
doch böse machen schlimmer noch, was
schlimm.

91. Um wen du seist, nimm wohl in Acht:
z'viel g'sellig sein oft Unmuth bracht![1]

92. Keinen Freund soll man zu hoch erheben,
die Zeit wird ihn dir zu erkennen geben.

93. Nichts beff'res hab' ich auf Erden gefunden
denn rein von Herzen und still von
Munden.[2]

94. Es bändige deiner Zunge Lauf ein
streng Gesetz:
Es fällt der Thor in seiner eignen
Lippe Netz.

95. Wo einen Gott hinzeucht,[3] da lebt es
sich am besten,
es sei in Süd, in Nord, im Osten
oder Westen.

96. Die Dreie, wenn enthoben
der Bändigung, das Wasser und das
Feuer,
und wüthiger Menge Toben,
sind über alles schrecklich und ungeheuer.

97. Will einer wissen, was er sei,
so schelt' er einen, schelte zwei;
wird's einer, werden's zwei vertragen,
wird ihm der dritte die Wahrheit
sagen.

98. „Gewöhne dich, Katze, gewöhne dich
dran!
Es kommt nur auf die Gewohnheit an."
So sagte der Bäcker weise belehrend,
mit der Katze den glühenden Ofen
kehrend.

99. Kunst, Tugend, Ehr' und Redlichkeit
ist ein gar schön, köstlich Kleid.
Wer mit solchem ist angethan,
ist gewiß ein rechter Edelmann.

100. Der wär' ein Narr, der schiffen wollt,
obschon das Schiff wär voller[4] Gold,
sollt' aber gehn zu Stücken;
also deutsch Herz und welsches Maul,
ein starker Mann und lahmer Gaul
zusammen sich nicht schicken.

---

[1]) hat gebracht; [2]) von Mund; [3]) hinzieht; [4]) voll an Gold.

101. Ich ging zu dem Acker des Faulen,
ich ging zu des Thoren Weinberg:
Da sprossete Fülle des Unkrauts,
da wucherte Dorn und Distel,
zu verfallen begann die Mauer.
Ich sah's mit Schrecken und Trauer;
ich nahm mir ein Exempel;[1])
ich prägte mir's ins Herz.

102. Das Glück hat der Neider viel,
und g'schieht doch gleichwohl, was Gott will.
Drum komm, gut Glück mit Seligkeit,
so überwind' ich all mein Leid!
Kommst aber nit mit Seligkeit,
so bleib nur aus in Ewigkeit!

Neuere:

1. Wer Gott vertraut,
ist schon auferbaut.

2. Edel sei der Mensch,
hilfreich und gut.

3. Wann die Welt lacht,
freu dich ihrer!
Wann sie herb macht
ihre Mienen,
laß sie herb sein!
Sie wird heller.
Kehr indes ein
bei dir selber!

4. Ohne Vertrauen
wirst du nie schauen
verborgene Wahrheit,
entzückende Klarheit.

5. Den flüchtigen Tagen
wehrt keine Gewalt;
die Räder am Wagen
entfliehn nicht so bald.
Gleich flammenden Blitzen
enteilen sie hin;
drum will ich sie nützen,
so lang ich noch bin.

6. Jedem redlichen Bemühn
sei Beharrlichkeit verliehn.

7. Gott muß zu allen Dingen,
die sollen wohl gelingen,
selbst geben Segen, Rath und That.

8. Gar rasch ist entrückt,
was hoch uns entzückt.

9. Wer alles aufs Spiel gesetzt,
hat sicher zu viel gesetzt.

10. Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.

11. Doppelt gibt, wer gleich gibt;
hundertfach, der gleich gibt,
was man wünscht und liebt.

12. In jedes Menschen Gesichte
steht seine Geschichte,
sein Hassen und Lieben
deutlich geschrieben;
sein innerstes Wesen,
es tritt hier ans Licht —
doch nicht jeder kanns lesen,
verstehn jeder nicht.

13. Nach dem einer ringt,
also ihm gelingt,
wenn Manneskraft und Hab
ihm Gott zum Willen gab.

14. Dem Mann von Kraft und Muthe
gilt dieses als das Rechte,
das Gute für das Gute,
das Schlechte für das Schlechte.

15. Das halb gefüllte Töpflein
wird voll durch Sud am Feuer;
dann strudelt's überm Rande;
und wenn sich legt der Strudel,
ist's weniger als halb voll.
So geht's dem wilden Muthe,
wenn er sich überhoben
in strudelnder Begeisterung;
wenn diese nachgelassen,
ist er, statt größer, kleiner.

16. Ziert Bescheidenheit den Jüngling,
nicht verkenn' er seinen Werth.

[1]) Beispiel, Muster, Vorbild.

17. Wird man wo gut aufgenommen,
muß man nicht gleich wiederkommen.

18. Wenn den Esel trifft die Reih,
laß vom Amt ihn lieber frei!

19. Weißt du recht nur zu erzählen,
wird's an Hörern dir nicht fehlen.

20. Wer zum Meisenfang will gehen,
muß aufs Pfeifen sich verstehen.

21. Was dem Adlerkönig eigen,
darf sich nicht der Eule zeigen.

22. Wer mit Brot ist nicht zufrieden,
dem wird Staub statt Mehl beschieden.

23. Willst du hoch vor andern ragen,
mußt du auch den Scherz vertragen.

24. Wer die Dummheit will verdecken,
pflegt sich hintern Stand zu stecken.

25. Wenn du gehst nach fremdem Schmause,
laß dein Sauerkraut zu Hause!

26. Hin zum Lichte drängt das Licht,
doch der Blinde sieht es nicht.

27. Den Argwohn kannst du leicht betrügen.
Sprich wahr, so wird er sich selbst belügen!

28. Willst du nichts unnützes kaufen,
mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

29. Verbittre dir das junge Leben nicht,
verschmähe, was dir Gott gegeben, nicht!

30. Klug zu reden ist oft schwer,
klug zu schweigen noch viel mehr.

31. Deutsches Banner, Lied und Wort
eint in Liebe Süd und Nord.

32. Geht es schlecht, so laß es gehen;
geht es gut, so heiß' es stehen!

33. Ich trete frei und stolz einher
und brüste mich und singe:
„Ich bin ein Mann, wer ist es mehr?
Der hüpfe hoch und springe."

34. Schaff', als ob des Lebens Noth
nie von deinen Wangen schwände;
aber leb', als ob der Tod
schon vor deiner Thüre stände!

35. Wer mit dem Leben spielt,
kommt nie zurecht;
wer sich nicht selbst befiehlt,
bleibt immer ein Knecht.

36. Von Jahren zu Jahren
muß man viel Fremdes erfahren;
du trachte, wie du lebst und leibst,
daß du nur immer derselbe bleibst.

37. Wenn einer auch sich überschätzt,
die Sterne kann er nicht erreichen;
zu tief wird er herabgesetzt;
da ist denn alles bald im Gleichen.

38. Die Menschen, die nach Ruhe suchen,
die finden Ruhe nimmermehr,
weil sie die Ruhe, die sie suchen,
in Eile jagen vor sich her.

39. Wie der Reichthum ist ein Rauch,
kann dich mancher Schornstein lehren:
Gold und Silber flog hinauf,
Ruß wird man herunter kehren.

40. Nicht der ist auf der Welt verwaist,
dessen Vater und Mutter gestorben,
sondern der für Herz und Geist
keine Lieb' und kein Wissen erworben.

41. Wenn ein Mühlstein vom Berge rollt,
kannst ohne Schande du zur Seite springen.
Wenn dir ein Unvernünftiger grollt,
mit ihm zu streiten, soll dir's Ehre bringen?

42. Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
neigen sich die Aeste freundlich nieder.
Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt,
neigt er sich, damit er andern helfe.

43. Wenn die Armut durch die Thüre
kommt geschlichen in das Haus,
stürzt auch schon die falsche Freundschaft
aus dem Fenster sich heraus.

44. Fühlt auch das Herz sich im Verlust
gespalten und getheilt;
gib willig, was du geben mußt,
und jede Wunde heilt!

45. Ist das Wort der Lipp' entflohen,
du ergreifst es nimmermehr,
fährt die Reu' auch mit vier Pferden
augenblicklich hinterher.

46. Es trifft mit seinen herbsten Schlägen
das Schicksal oft zur rechten Zeit
und träufelt dem aufs Haupt den Segen,
der fast dem Untergang geweiht.

47. Fragst du nach der Kunst zu leben?
Lern mit Narr und Sünder leben!
Mit dem Weisen und dem Guten
wird es sich von selber geben.

48. Wer über andre Schlechtes hört,
soll es nicht weiter noch verkünden.
Gar leicht wird Menschenglück zerstört;
doch schwer ist Menschenglück zu gründen.

49. Hast du einmal das Rechte gethan
und sieht ein Feind nur Scheles daran,
so wird er gelegentlich spät oder früh
dasselbe thun, er weiß nicht wie.

50. Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
die Sonne könnt' es nie erblicken;
läg nicht in uns des Gottes Kraft,
wie könnt' uns Göttliches entzücken!

51. Eines schickt sich nicht für alle;
sehe jeder, wie er's treibe,
sehe jeder, wo er bleibe,
und wer steht — daß er nicht falle!

52. Genieße, was dir Gott beschieden,
entbehre gern, was du nicht hast!
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
ein jeder Stand hat seine Last.

53. Man kann nicht immer zusammenstehn,
am wenigsten mit großen Haufen.
Seine Freunde, die läßt man gehn,
die Menge läßt man laufen.

54. Das „Vater unser" ist ein schön Gebet,
es dient und hilft in allen Nöthen.
Wenn einer auch „Unser Vater" fleht,
in Gottes Namen laß' ihn beten!

55. Was dies und das und jen's bedeute,
das laß du deine Sache sein!
Ich rede so wie andre Leute;
doch was ich denke, das ist mein.

56. Das Leben ist ein köstlich Essen,
die Welt ein wohlbesetztes Mahl;
jedoch ist's Salz nicht zu vergessen,
sonst schmeckt es herzerbärmlich schal.

57. Beschränke weislich dein Verlangen
allein auf den gegebnen Tag!
Denn was dahin ist, ist vergangen
und kommen wird, was kommen mag.

58. Zähle nicht am Baum des Lebens,
wie viel Blättchen raupenfräßig,
gallenblasig, wurmgenagt sind;
zähl' auch nicht, wie viel dagegen
frisch noch sind und unbeschädigt;
sondern freue dich am Baume,
daß er grün im ganzen blieb!

59. Die Sonnenblume liebt das Licht,
sie will sich stets zur Sonne drehen;
so mußt du Gottes Angesicht,
willst du nicht irren, auch ansehen.

60. Nullen, tretend hinter ein Eins,
würden Tausende zählen;
weil sie den Führer nicht wählen,
zählen sie alle zusammen keins.

61. Wer oben steht, such' oben sich zu halten;
wer unten ist, der tracht' hinauf!
Ruh' und Bewegung sind die zwei Gewalten,
durch die die Welt sich hält im Lauf.

62. Mit Recht hältst du dich oben auf;
dein Käufer dingt herunter dich.
Für was du auch dich schlagest an,
man nimmt für mehr dich nicht,
als man — dich brauchen kann.

63. Stets im Spiegel sich zu schaun,
kann den Gecken nur erbaun.
Wirke! — Nur in seinen Werken
kann der Mensch sich selbst bemerken.

64. Großer Menschen Werke zu sehn,
schlägt einen nieder;
doch erhebt es auch wieder,
daß so etwas durch Menschen geschehn.

65. Des reinen Herzens festen Glauben
an Tugend, Gott, Unsterblichkeit
laß dir durch keinen Zweifler rauben!
Er hebt dich über Zeit und Ewigkeit.

66. Die ihr so groß und klug euch däuchtet,
mögt ihr das eine doch bedenken:
die Sonne selbst, wenn sie uns leuchtet,
muß ihren Strahl zur Erde senken.

67. Vergebens wird die rohe Hand
am Schönen sich vergreifen;
man kann den einen Diamant
nur mit dem andern schleifen.

68. Wer glücklich ist, der ist auch gut,
das zeigt bei jedem Schritt sich;
denn wer auf Erden Böses thut,
trägt seine Strafe mit sich.

69. Wer glücklich ist, der bringt das Glück
und nimmt es nicht im Leben.
Es kommt von ihm und kehrt zurück
zu ihm, der es gegeben.

70. Was Gott uns gab hienieden,
das nennt man hier die Zeit;
was jenseits uns beschieden,
benennt man Ewigkeit.
Zum Unglück oder Glücke
bereitet uns die Zeit —
der Tod schlägt dann die Brücke
zur blauen Ewigkeit.
Harrt unser Böses, Gutes,
wenn wir einst scheiden hier? —
Ich bin ganz frohen Muthes
und spreche selbst zu mir:
Wer in der Zeit vernünftig,
ist glücklich in der Zeit
und wird so bleiben künftig
in alle Ewigkeit.

71. Wie auf dem Felde nur die Frucht gedeiht,
wenn sie Sonne und Regen hat:
also die Thaten des Menschen nur,
wenn er Glück und Segen hat.

72. Zweierlei laß dir gesagt sein,
willst du stets in Weisheit wandeln
und von Thorheit nie geplagt sein:
Laß das Glück nie deine Herrin,
nie das Unglück deine Magd sein!

73. Sammle dich zu jeglichem Geschäfte,
nie zersplittre deine Kräfte!
Theilnahmsvoll erschließe Herz und Sinn,
daß du freundlich andern dich verbindest —
doch nur da gib ganz dich hin,
wo du ganz dich wiederfindest!

74. Der kluge Mann hält sich zurück
und streift im Fluge nur das Glück;
es immer zu erschöpfen,
ziemt nur den hohlen Köpfen,
die glauben, daß dem Hochgenuß
ein tiefer Fall stets folgen muß.

75. Das Vaterland erblühet
aus Ordnung nur und Recht.
Wo Leidenschaft erglühet,
gedeiht die Freiheit schlecht.
Da heben die Parteien
alltäglich neu ihr Haupt,
und Haß und Mord entzweien,
die Brüder man geglaubt.

76. Was die Schickung schickt, ertrage!
wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
tapfer ist der Weltbezwinger,
tapfrer — wer sich selbst bezwang.

77. Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
und neues gewinnen.
Ehre verloren — sehr viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
da werden die Leute sich anders besinnen.
Muth verloren — alles verloren!
Da wär' es besser, nicht geboren.

78. Wo sich Kraft will offenbaren,
wird sie Widerstand erfahren;
Schlechtes sucht mit Gutem Streit —
ist sie klein, wird sie erliegen,
ist sie groß, so wird sie siegen
über Tücke, Haß und Neid.
Aus derselben Ackerkrume
wächst das Unkraut wie die Blume —
und das Unkraut macht sich breit.
Doch es raubt nichts von dem Ruhme,
Duft und Glanz der schönen Blume.

79. Niemand hört dir gläubig zu,
wenn du beginnst: „Ich bin klüger als du.“
Drum wenn du andre willst belehren,
mußt du dich erst zu ihnen bekehren.

80. Der kluge Mann schweift nicht nach dem Fernen,
um Nahes zu finden,
und seine Hand greift nicht nach den Sternen,
um Licht anzuzünden.

81. Wer nicht im Leben erstrebt das Beste
was Gottes Gnade bereitet auf Erden,
dem bleiben zu viele irdische Reste,
der kann auch im Himmel nicht glücklich werden.

82. Die Widersacher stiegen mir zu Leibe,
mit Schwert und Spieß, mit Pfeil und Dolch bewehrt.
Zwar mancher traf in meines Herzens Scheibe,
Gott Lob! Das Centrum ist noch unversehrt.

83. Was wir haben, ist uns nur geliehen,
plötzlich kann das Erdenglück entfliehen,
alles Ird'sche pflückt die Zeit einst ab.
Willst du etwas Bleibendes erwerben,
werde gut! Dann kannst du ruhig sterben;
Tugend folgt dir über Tod und Grab.

84. Willst du das wahre Glück erstreben,
so weiche nie von deiner Pflicht!
Die Tugend leite dich durchs Leben
und Gott sei deine Zuversicht;
dann wandelst du mit Freudigkeit
durch Lust und Schmerz zur Seligkeit.

85. Was dir das Schicksal auch gegeben,
sei's Freude oder Sorg' und Schmerz,
bleibt nur von Schuld dir rein das Leben
und kindlich stets dir Sinn und Herz:
dann kannst du immer mit Vertraun
und heiter in die Zukunft schaun.

86. Man hört in einer großen Stadt,
die viel der bösen Zungen hat,
wohl über alles, über jeden
stets viel der ärgsten Dinge reden.
Die Leute schimpfen auf einander ganz unsäglich
und leben mit einander ganz erträglich.

87. Im Glück nicht stolz sein und im Leid nicht zagen,
das Unvermeidliche mit Würde tragen,
das Rechte thun, am Schönen sich erfreuen,
das Leben lieben und den Tod nicht scheuen
und fest an Gott und bessre Zukunft glauben:
heißt leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.

88. Trägt der Igel Stacheln außen an der Haut,
ist es recht; sie stehn an ihrer Statt.
Anders hab ich manchen Mann geschaut,
der die Stacheln in dem Herzen hat.
Hüte dich vor ihm und trau
nicht dem umgekehrten Igel,
der von innen rauh
und von außen glatt ist wie ein Spiegel!

89. Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern.
Und wäre dir auch was verloren,
mußt immer thun wie neu geboren;
was jeder Tag will, wird er sagen;
mußt dich an eignem Thun ergötzen;
was andre thun, das wirst du schätzen,
besonders keinen Menschen hassen
und das Uebrige Gott überlassen.

90. Willst du am Ganzen dich erquicken,
so mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

91. Immer strebe zum Ganzen; und kannst du selber kein Ganzes
werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

92. Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
als ihm ein würdig Haupt zu finden.

93. Geht's in der Welt dir endlich schlecht,
thu' was du willst, nur habe nicht recht!

94. Nein, heut' ist mir das Glück erbost!
Du, sattle gut und reite getrost!

95. Was gibt uns wohl den schönsten Frieden,
als frei am eignen Glück zu schmieden?

96. Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
als des Feindes Verdienst erkennen.

97. Glaube dich nicht allzu gut gebettet!
Ein gewarnter Mann ist halb gerettet.

98. Noch ist es Tag; da rühre sich der Mann.
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

99. Etwas fürchten und hoffen und sorgen
muß der Mensch für den kommenden Morgen.

100. Zu wenig und zu viel, ist beides ein Verdruß;
so fehl ist überm Ziel, wie unterm Ziel ein Schuß.

101. Die Sache wird schlimmer mit jedem Tag.
Wer weiß, was da noch werden mag?

102. Es sei ein Merk's für jeden klugen Mann,
daß er richte keine größern Wetter an,
als er übersehen und bemeistern kann.

103. Am leicht'sten schartig werden scharfe Messer;
doch schneidet man deshalb mit stumpfen besser? —

104. In einer Stunde streckt man einen Baum zur Erden,
der hundert Jahre hat gebraucht, um groß zu werden.

105. Sohn, fürchte Gott, damit dein Inn'res furchtlos sei!
Denn Gottesfurcht nur macht von Menschenfurcht dich frei.

106. Erkenne, was dir fehlet! Es ist zweierlei:
Eins, das du haben solltest, haben könntest auch,
eins, das zu werden dir ist von Natur versagt.
Laß dies, und jenes such' — und ruh' nicht, bis du's hast!

107. Des Bäumchens Nebentriebe stutzt der Gärtner ab,
damit der Haupttrieb kräftig in die Höhe dringt.
Zu vielerlei wer treiben will, der bringt's nicht weit;
auf eines richte deine Kraft, so wirst du groß!

108. Wer immer recht bequem ist und faul,
flög dem eine gebratene Taube ins Maul,
er würde höflich sich's verbitten,
wär sie nicht auch geschickt zerschnitten.

109. Wer sich nach andern bilden will und achten,
hat ihren guten Seiten nachzutrachten.
Das heißt gewiß sein Vorbild nicht erreichen,
im Räuspern nur und Spucken ihm zu gleichen.

110. Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen gibt es zu kauen:
wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

111. Am liebsten sammelt sich ein Mann Erfahrungen
im höhern Alter, wenn er nicht mehr hoffen kann,
sie selbst zu brauchen, noch auch, daß ein jüngerer
sie brauche; denn wo nähme Rath die Jugend an,
die klug durch ihren eignen Schaden werden will?

112. Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an,
das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

113. Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
weiß und an fremdem Genuß sich wie am eignen zu freun.

114. Theuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen;
zeigt mir der Freund, was ich kann, zeigt mir der Feind, was ich soll.

115. Wer reich zu werden sucht, muß Zeit und Ort betrachten
und lernen Geld und Gut bald viel, bald wenig achten.

116. Wo das Reden doch nicht fruchtet, hat das Schweigen bessre Statt.
Besser, daß man nicht geredet, als umsonst geredet hat.

117. Daß die Hand gesichert bleibe, faßt man Kohlen an mit Zangen.
Die gefährlichen Geschäfte sind mit Vorsicht anzufangen.

118. Sag', o Weiser, wodurch du zu solchem Wissen gelangtest!
„Dadurch daß ich mich nie andre zu fragen geschämt."

119. Ein weiser Mann, der sich den Bart lang wachsen lassen,
gefragt, warum er's that, sprach: „Mich daran zu fassen,
zu fühlen dran, daß ich kein Weib sei und kein Kind,
und Dinge nicht zu thun, die nur für beide sind."

120. Dem Bäumchen, das mit eigner Kraft nicht stehen kann,
gib einen Pfahl zur Stütze bei und bind' es an,
zu locker nicht aus Schonung! Sonst im Winde schwankt's
und reibt sich wund die Rinde, die du schonen willst.
Fest bind es, nur nicht allzu fest, so steht es fest!
Und wächst es dann, so dehnt es schon und sprengt das Band.

121. Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer!
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Und wenn ein Freund dich kränkt, verzeih's ihm und versteh,
es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät' er dir nicht weh!
Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zur Lieb' ein Sporn!
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

122. Das Leben ist ein Darlehn, keine Gabe —
du weißt nicht, wie viel Schritt du gehst zum Grabe;
drum nütze klug die Zeit; auf jedem Schritt
nimm das Bewußtsein deiner Pflichten mit!
Gewöhne dich — da stets der Tod dir dräut —
dankbar zu nehmen, was das Leben beut;
die Wünsche nicht nach Aeußerm zu gestalten,
sondern den Kern im Innern zu entfalten;
nicht fremder Meinung unterthan zu sein,
die Dinge nicht zu schätzen nach dem Schein;
nicht zu verlangen, daß sie sollen gehn,
wie wir es wünschen — sondern sie verstehn;
daß wir uns bei Erfüllung unsrer Pflichten,
da sie's nach uns nicht thun, nach ihnen richten!

123. Der Vater straft sein Kind und fühlet selbst den Streich;
die Härt' ist ein Verdienst, wo dir das Herz zu weich.

124. O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren!

125. Es weichen Sonne und Mond einander freundlich aus;
selbst ihnen wäre sonst zu eng ihr weites Haus.

126. Zum Feinde sag': „Ist Tod uns beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder, komm und laß uns Freunde sein!"

127. Sei gut und laß von dir die Menschen Böses sagen!
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

128. Zu deinem Hochmuth sprich: „Staub wird, was ist von Erden;
komm, laß uns werden Staub, eh' wir zum Staube werden!"

129. Gibst du dem Feinde nach, so gibt er dir den Frieden,
und gibst du dir nicht nach, so ist dir Sieg beschieden.

130. Wer ist dein ärgster Feind? Des Herzens böse Lust,
die widerspenst'ger wird, je mehr du Lieb's ihr thust.

131. Wer einem Fremdling nicht sich freundlich mag erweisen,
der war wohl selber nie in fremdem Land auf Reisen.

132. Weißt, wo es keinen Herrn und keinen Diener gibt?
Wo eins dem andern dient, weil eins das andre liebt.

133. Vernichtung weht dich an, so lang du einzeln bist;
o fühl im Ganzen dich, das unvernichtbar ist!

134. Wie groß für dich du seist, vor'm Ganzen bist du nichtig;
doch als des Ganzen Glied bist du als kleinstes wichtig.

135. Die kleine Biene steht dem Feind so ritterlich,
weil sie für sich nicht ist; sie fühlt ihr Volk in sich.

136. Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

137. O Herz, versuch' es nur! so leicht ist, gut zu sein;
und es zu scheinen, ist so eine schwere Pein.

138. Wer erst sein Tagewerk gethan hat, kann dann ruhn;
o fördere dich, geschwind dein Tagewerk zu thun!

139. Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll;
so lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

140. Wer jetzo mich verkennt, der spornet nur mich an,
zu werden so, daß man mich nicht verkennen kann.

141. Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände,
ich glaubt' ans Gute doch, weil ich's in mir empfände.

142. Welch Herz noch etwas liebt, das ist noch nicht verlassen;
ein Fäserchen genügt, Wurzel in Gott zu fassen.

143. Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben;
willst du ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben!

144. Der Prüfstein trügt dich nie: gut ist, was wohl dir thut;
und das ist schlimm, o Herz, wobei dir schlimm zu Muth!

145. Vor Gott ist keine Flucht als nur zu ihm. Nicht Trutz,
vor Vaters Strenge ist, nur Liebe Kindes Schutz.

146. Sechs Wörtchen nehmen mich in Anspruch jeden Tag:
ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.
Ich soll, ist das Gesetz, von Gott ins Herz geschrieben,
das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben.
Ich muß, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt
von einer, die Natur von andrer Seite hält.
Ich kann, das ist das Maß der mir verlieh'nen Kraft,
der That, der Fertigkeit, der Kunst und Wissenschaft.
Ich will, die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt,
der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt.
Ich darf, das ist zugleich die Inschrift bei dem Siegel,
beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel.
Ich mag, das endlich ist, was zwischen allen schwimmt,
ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt.
Nur wenn du stets mich lehrst, weiß ich, was jeden Tag
ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

147. Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz!

148. Im dämmernden Schatten des Laubes versteckt, da reifen die Früchte der Reben:
So muß, wer gedeihen im Innersten will, sich des äußeren Schimmers begeben.

Nur eine Weisheit führt zum Ziele,
doch ihrer Sprüche giebt es viele.

II. Prosa.

A. Erzählungen und Schilderungen.

1. Gruit van Steen.

Heinrich v. Schubert.

Das Handelshaus Gruit van Steen war im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten, reichsten und festbegründetsten in Hamburg. Das Oberhaupt des Hauses war damals Hermann Gruit, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters mit der Handlung und dem Hause auch den alten Jansen als Erbstück mit überkommen hatte, einen goldtreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele, wie sonst dem alten, nun dem jungen Herrn zugethan, welchen er schon als Kind auf den Knien geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen damaliger Zeit bis in seine äußersten Verzweigungen so von Grund

aus wie der alte Jansen; daher galt auch sein Wort in der Schreibstube wie das des Herrn selbst. Der dreißigjährige Krieg verheerte schon seit zwanzig Jahren unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand von einem Ende zum andern; Städte und Dörfer waren zu hunderten verheert und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberischen, blutigen Händen der gottlosen Kriegsleute zu retten. Unter diesen Umständen und namentlich auch bei der Unsicherheit der Straßen in allen Ländern war es kein Wunder, daß der Handel stockte, und vorzüglich der Vertrieb ins Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Kontore des Hermann Gruit, da schon seit längrer Zeit viel seltner und weniger bepackt die Saumrosse und Frachtwagen vor dem Hause hielten, und drinnen war's oft wochenlang so still wie in einer Kirche, während es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft herging als auf dem Markte.

Da geschah es eines Morgens, daß, nachdem der alte Jansen im Kontore lange den Kopf geschüttelt und dann noch länger gedankenvoll von seinen Briefen weg hinauf an die braun getäfelte Zimmerdecke so starr geschaut hatte, als wolle er die Fliegen oben zählen, er sechsmal nach einander mit seinem Schwanenkiel in das große silberne Tintenfaß tunkte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief, von oben bis unten mit Tintenflecken marmoriert, auf einmal fertig machte. Hermann, ihm gegenüber sitzend, fuhr fast erschrocken vom Sitze auf und sagte: „Ei, Jansen, haben wir denn heute St. Veitstag, oder seid Ihr vielleicht zum ersten Mal in Euerm Leben so früh schon in den Rathskeller gerathen und habt von einem spanischen Fäßchen gekostet?" — „Nein, Herr", antwortete Jansen mürrisch, „aber so geht's nimmer. Bei uns in Deutschland ist's aus mit dem Gewinn auf dem gewöhnlichen Wege bei dem verwetterten Krieg. Was hilft uns unser großes Schiff, das immer an der Küste wie eine Schnecke sich hinwindet, um uns die sündtheuern Waaren von den geizigen Mynheers aus Holland beizuholen? Wir müssen zwanzigfach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben könnten von ihren Nachbarn, den Engländern und in Amerika selbst. Gebt mir auf ein Jahr das Schiff und soviel Geld und nürnberger Waaren als möglich, und laßt mich nach der neuen Welt fahren; Ihr wißt, der alte Jansen war schon zweimal dort und versteht den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängstlich und meinte, es lasse sich ja ohne großes Wagnis schon bei uns was gewinnen, aber es ist nun anders geworden, drum muß man's anders treiben." Da standen die beiden Herren auf, gingen lange im Zimmer auf und ab und berathschlagten. Nachdem nun jedes für und wider hinreichend erwogen worden, wie es verständigen Männern ziemt, wurde beschlossen, daß Jansen reisen sollte. Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Rathsherrngewande mit Jansen neben und zwei schwer bepackten Dienern hinter sich dem Hafen zu. Die den ganzen Hafendamm bedeckende Menge des Volks, die unter Musik und Jauchzen der Zurüstung und Abfahrt des großen Handelschiffs harrte, machte, als Gruit mit Jansen ankam, ehrerbietig Platz; denn der wackre Mann war geliebt und geachtet von alt und jung, vornehm und gering. Einige Rathsherren, Freunde der beiden, traten freundlich grüßend hinzu, und der ältre, ein Mann mit greisem Haar und Bart, sprach: „Freund Hermann, Euer Schiff ist schier schwer bepackt und geladen, Ihr habt doch nicht zu viel gewagt? Denn weit ist der Weg und gefährlich die Fahrt, und unser Jansen ist eben auch keiner der Jüngsten mehr!" Herr Hermann

zuckte die Achsel und sprach: „Der Jansen hat's auf sich; ihm, seiner Treue, Kenntnis und Geschicklichkeit hab' ich vertraut und alles überlassen." Aber Jansen antwortete munter: „Laßt's Euch nicht anfechten, Ihr Herren, es ist das dritte Mal, daß ich die Fahrt mache, und aller guten Dinge sind ja drei, drum hoffe ich fest, wir sehen uns gesund und freudig wieder; wir haben ja das Sprichwort: Gott verläßt keinen Deutschen — und den alten Jansen nun schon einmal gar nicht, drum lebt wohl!" Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, das ihn einnehmen sollte zur Ueberfahrt nach dem Schiffe, hatte eben gelandet. Der ehrliche Jansen drückte seinem Herrn noch einmal kräftig beide Hände; ein paar Thränen träufelten dem alten Junggesellen in den grauen Bart, und er stieg ein. Die Musik ertönte lebhafter; leicht hinziehend über die spiegelglatte Fläche, langte schnell das Boot am Schiffe an. Hinauf stieg Jansen, und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt, alle Wimpel flaggten, und stolz flog das Schiff dahin, alle Segel gebläht vom günstigen Winde; vom Verdeck winkte noch einmal Jansen mit dem Tuche das letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum mehr sichtbar. Die Menge verlief sich, und die Herren schritten unter freundlichen Gesprächen ihren Wohnungen zu.

Drei Vierteljahre waren verflossen, und kein Jansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm, wohl aber hatten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, welche in der Gegend von Neu-Amsterdam gescheitert seien, verbreitet. Immer bedenklicher ward die Miene des Herrn und immer sorgenvoller seine Stirn. Einen großen Verlust nach dem andern hatte er erlitten durch den Fall mehrerer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Gruit war eben daran, seine Bilanz zu ziehen, drum war's auf der Schreibstube so still, wie im Grabe; kaum hörte man athmen und das leise Schnarren der Federn der emsig schreibenden Gehilfen, die nur manchmal ängstlich die Augenlider hoben, ohne ihre Körperstellung zu verändern, wenn ein schwerer Seufzer des Herrn wie ein klagender Geist durchs Zimmer klang, oder ein großer Schweißtropfen von der gefalteten Stirn auf das Papier niederfiel. Endlich schlug der Herr die Augen auf, sah starr nach dem ihm gegenüber hängenden Bilde seines Vaters, und eine große, schwere Thräne tropfte herab auf das Hauptbuch. Da schrak er zusammen, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, wie aus einem schweren Traum erwachend, legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu und ging hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Rathsherr, küßte seine Frau und seine muntern drei Knaben und ging mit der Aeußerung, daß heute Sitzung sei, sie sollten mit dem Essen nicht warten, hinunter. Die grüne Gasse entlang schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathssaale legte er vor den erstaunten Kollegen die Ehrenzeichen seiner Würde ab und gab sich als insolvent (zahlungsunfähig) an. Die Herren erschraken, sahen seine Bücher ein, erkannten daraus seine Schuldlosigkeit und beschlossen einstimmig, daß ihm noch eine halbjährige Frist gestattet sein solle, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurück erwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt sei.

Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren schon verstrichen, Jansen war nicht gekommen. Hermanns Umstände hatten, statt sich zu heben, sich nur verschlimmert; da drangen die schon durch die Fristvergünstigung erbitterten Gläubiger so ungestüm auf den strengsten Vollzug des Gants, daß der Magistrat

nothgedrungen dem Rechte in voller Ausdehnung seinen Gang lassen mußte. Das Haus war versiegelt worden, und dem armen Gruit nebst Familie nur das kleine Stübchen, wo sonst der Hausknecht schlief, links am Haupteingange geblieben. Eben hatte die Versteigerung der fahrenden Habe im geräumigen Kontore, jenem Stübchen gegenüber, begonnen, gedrängt voll Menschen war das Zimmer, laut tönte die Stimme des Ausrufers. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Hermann drüben im Stübchen, und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwert durchs Herz; er saß, den Kopf in die Hand gestützt, tiefsinnig am Fenster und starrte das Schild seines Nachbars, des Wirts zum Westindienfahrer, an, als wolle er es mit den Augen festnageln. Die gute Frau Elisabeth aber saß am Ofen, die rothgeweinten Augen zur Erde gewandt, die Hände gefaltet und fest zusammengepreßt, während die beiden jungen Knaben, unbekümmert um alles, mit der großen Angorakatze spielten. Fritz, der älteste, aber hielt den quer vor der Thür liegenden zottigen Boll, den Haushund, bei beiden Ohren fest, als er auf ein Anklopfen an die Thür knurrend aufspringen wollte, und sagte begütigend: „Sei nur still, Boll, ich leid's nicht, daß sie dich verkaufen! Vorsichtig über den Hund wegschreitend, trat Stephan, der Rathsdiener herein, ein gutmüthiger Alter, der früher so oft mit freundlichem Bücklinge Herrn Hermann in bessern Zeiten die Thür des Rathssaales geöffnet hatte, und sagte mit vor Mitleid zitternder Stimme: „Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen." Da wandte Hermann den Blick und sprach seufzend: „Ach, das ist das härteste; doch dein Wille, o Gott, geschehe!" Es war der mit grünem Sammet beschlagene Lehnsessel des seligen alten Herrn, worin er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen ertheilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligthum im Hause gehalten. Hinaus ward der Sessel getragen, und ihm folgte mechanisch die ganze Familie nach, als könne sie sich nicht davon trennen, Fritz mit dem Boll voraus. Der Auktionator rief: „Nr. 120, ein noch wohl konditionirter Lehnsessel mit Sammet beschlagen!" und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewandt hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: „Vier Mark!" „Also vier Mark zum ersten", rief der Auktionator mißmuthig, — in diesem Augenblicke riß sich der schon seit einigen Minuten unruhig schnüffelnde Boll von Fritz los und sprang, wie besessen, freudig bellend vors Haus, und zum offen stehenden Fenster herein rief eine starke Baßstimme: „40 Mark zum ersten!" Einen Augenblick darauf trat hastig ins Zimmer ein von der Eile ganz erhitzter Mann mit sonnverbranntem Gesicht in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Boll, und wiederholte mit Donnerstimme: „400 Mark zum andern, zum dritten und letzten mal!" und schlug mit seinem spanischen Rohr dergestalt auf den Tisch, daß des Auktionators Papiere umherflogen, und dieser wie die ganze Menge zusammenschrak. „Herr Gott, unser Jansen!" rief Hermann und fiel ihm um den Hals; der aber fuhr fort: „Ja ich bin's, unser Schiff liegt voll Waaren, worunter auch Goldbarren, im Hafen; aus ist die Auktion; nun fort ihr alle!" Dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin. „Morgen kommt aufs Rathhaus, da soll alles sammt Interessen bezahlt werden; denn wissen sollt ihr: Unser alter Herrgott lebt noch, unser gutes Haus steht noch, und die Firma Hermann Gruit van Steen florirt noch! Und nun erst seid freudig gegrüßt in der Heimat, mein Herr Hermann und Frau Elisabeth von eurem alten Jansen!"

2. Der Christ und der Muhammedaner.

Ernst v. Houwald.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich einst nach Malta ein. Der Vater hatte früh schon den jüngsten in die Ordensliste der Malteserritter eintragen lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich nach dieser Insel, um dort dem Orden als wirklicher Ritter zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich von ihm hätte trennen mögen. Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Raimund nach Malta und kaufte dort schöne Ländereien an. Hier wurde er ein glücklicher Gatte und Vater und erschuf, während der Bruder im Dienste des Ordens oft gegen die Korsaren zur See focht, mit frommem, häuslichen Sinne sich ein kleines Paradies. Aus den gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandnen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege erfreute und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben, dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl auch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse als das bloße Schwert.

So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen hatten, auszuführen beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf, er kehrte aber nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch manches, wozu denn besonders das Schiff gehörte, auf welchem Raimund gefochten hatte. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, das jenes Schiff erst nach dem Verluste aller darauf fechtenden Ritter genommen worden, und daß auch Raimund gefallen wäre.

Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete ein härteres Schicksal auf ihn. Die Seeräuber bemerkten kaum das noch zögernde Leben in dem schwerverwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sklavenmarkte zu Algier mit frechem Hohne zum Verkauf auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog viele Käufer an; man freute sich, einen der furchtbaren Ritter als Sklaven quälen zu können; aber der Korsar forderte einen zu hohen Preis, und Raimund mußte manche schrecklich lange Stunde auf seinen Verkauf warten. Endlich erschien ein junger, vornehmer Türke, mit Namen Eid Muley, besah und prüfte den Gliederbau des Unglücklichen, wie man ein Zugthier vor dem Kaufe zu untersuchen pflegt, und bezahlte endlich die geforderte große Summe.

„Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christen-Sklave", sprach er, „auf daß ich nicht umsonst für dich eine solche Summe ausgegeben habe!"

Er hielt sein schreckliches Versprechen. Raimund ward der Willkür unbarmherziger Aufseher übergeben und von diesen auf das grausamste zu den schwersten Arbeiten getrieben. Wer kann seine Lage beschreiben, wer vermag zu schildern, was bei dieser unwürdigen Behandlung in seinem kräftigen, edeln Gemüthe vorging? — Mehrere seiner Mitsklaven wurden durch ein bedeutendes Lösegeld wieder in Freiheit gesetzt; nur er hatte keine Hoffnung dazu, denn nach des

Ordens strengen Gesetzen durfte keines Ritters Freiheit jemals durch Lösegeld wieder erkauft werden. — Zwar hatte er fest beschlossen, mit Ergebung in den Willen der Vorsehung sein schweres Schicksal zu tragen und den Uebermuth und die Grausamkeit seiner Feinde mit Verachtung zu vergelten, allein Muth und Kräfte erlagen doch endlich. Bei einer Gelegenheit, wo der stolze Eid Muley, den seine Sklaven nur selten zu Gesicht bekamen, einstmals bei ihrer Arbeit gegenwärtig war, warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder und bat ihn um den Tod.

„Den Tod nicht!" entgegnete Muley, „dafür hab' ich dich zu theuer bezahlt! Aber ich weiß, man kann sich auf dich verlassen, selbst meine Aufseher loben dich unter den Sklaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; ich kam hierher, um seine Stelle durch einen andern von euch zu ersetzen, und meine Wahl ist auf dich gefallen!"

Raimund mußte gehorchen und sich glücklich preisen, daß er nicht mehr in dem elenden, stallartigen Behältnisse der übrigen Sklaven seine Nächte zubringen, nicht mehr unter den Peitschenhieben unmenschlicher Aufseher seine schweren Arbeiten verrichten durfte; denn diejenigen Sklaven, welche die Gärten des Gebieters bestellten, standen unter seiner unmittelbaren Aufsicht und wurden besser gehalten als die übrigen.

Muley, ein eifriger Muhammedaner und kluger Mann, nahm hier oft Gelegenheit, sich mit diesen Sklaven in ein Gespräch einzulassen. Es lag ihm daran, sie durch alle Künste der Ueberredung, wie auch durch Drohungen und Versprechungen zum Uebertritt zur muhammedanischen Religion zu bewegen. Bei einigen, die zu schwach und zu sinnlich waren, um in frommer Ergebung das Joch der Sklaverei zur Ehre ihrer Religion zu tragen, war es ihm gelungen. Mit sündlicher Verleugnung ihres heiligen Glaubens hatten sie sich eine elende Freiheit erkauft und waren, weil sie als Renegaten jeder Christenpflicht überhoben zu sein glaubten, dem Beispiel ihrer neuen Glaubensgenossen folgend, durch manches unerlaubte Mittel zu großen Reichthümern gelangt. Bei Raimund hingegen blieb jeder Versuch vergeblich.

„Ich bin ein christlicher Ritter!" antwortete er, „und das werd' ich auch als Sklave noch bleiben bis in den Tod! Ihr habt mir das Kreuz von der Brust genommen, aber aus dem Herzen könnt ihr mir es nimmer reißen. — Nicht die Kraft deiner Beredsamkeit, nicht das Gewicht eurer Glaubenslehre, nein! — einzig nur eure Grausamkeit, nur die blutige Geißel eurer Sklavenvögte brachte jene schwachen, in Leiden ungeübten Christen zur äußerlichen Verleugnung ihres Glaubens. Aber an dem Felsen im Meere des Lebens, an dem wahren Christen scheitern alle eure furchtbaren Versuche. — Und zweifelst du vielleicht an der Wahrheit meiner Worte? — Wohlan, ich stelle mich dir zur Probe!" —

Muley wandte sich erzürnt, jedoch auch beschämt von ihm ab, denn er verkannte das Heldenmüthige seiner Denkart nicht und gestand sich wohl, daß er kaum selbst diese Prüfung bestehen möchte. Dabei gewann er nach und nach eine hohe Achtung für Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte, obgleich er sowohl des Gebieters Strenge, wie auch seine Freundlichkeit mit Verachtung vergalt und auch im Sklavenkittel der stolze, unbeugsame Ritter blieb.

So verstrichen mehrere traurige Jahre, in denen Raimund sein Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sklaven schlichen die Gespenster der Rache und des Verraths umher und reizten sie zur Empörung. Einer ihrer Aufseher, ein harter, gewissenloser Mensch, war ein Renegat. Wie

er sich leichtsinnig vom Christenthume losgesagt hatte, so war ihm auch kein andres Verhältnis mehr heilig. Er fand unter den Sklaven mehrere seines Volks aus ihm bekannten, reichen Familien, gab ihren geheimen Versprechungen Gehör und ließ sich mit acht derselben in eine Verschwörung ein, welche den Tod des Cid Muley, den Raub seiner großen Kostbarkeiten und ihre Flucht auf einem bereitstehenden Fahrzeuge zur Absicht hatte. Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theile des Gartens und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grams. Nicht fern von ihm stand hinter einer dichten Feigenhecke, von üppig gewachsenen Maulbeer- und Orangenbäumen umgeben, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Er dachte eben voll Sehnsucht an seine Heimat zurück, an den geliebten Bruder und dessen freundliche Kinder; die jetzt wohl schöner noch aufblühen möchten als diese Blumen; — da vernahm er von dem Gartenhause her ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke und eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Muley überwältigt am Boden; die Verschwornen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust kniete und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln bemüht war.

„Halt ein, Verräther!“ rief Raimund und schmetterte mit seinem schweren Grabscheit den Renegaten zu Boden. Furchtbar, mit flammensprühenden Blicken stand der christliche Ritter da, und mit den Worten: „Fort, ihr Verwegnen! Durch Mord und Verrath darf kein Christ seine Freiheit erkaufen!“ trieb er die erschrocknen, noch unbewaffneten Empörer zur Thür hinaus.

Muley hatte sich indes wieder erholt; man hatte ihn im Schlummer überfallen. Er sah Raimunds heldenmüthige That, hörte den blutenden, hartgetroffenen Renegaten im Todeskampfe neben sich röcheln und überschaute leicht das Ganze. Zitternd richtete er sich vom Boden auf und sank mit den Worten: „O du großmüthiger Retter meines Lebens!“ an seines Sklaven Brust. Dieser wies aber jeden Dank, jede Belohnung stolz und kalt von sich ab. — „Ich würde im offnen Kampf dich gern erlegt haben“, sprach er ernst, „allein gegen Verrath und Meuchelmord schützt der christliche Ritter selbst den Feind!“

Muley war von Raimunds edlen, großherzigen Gesinnungen tief ergriffen; er führte ihn in seinen Palast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwor, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, alles mit ihm theilen und ein Muhammedaner werden möchte. Er zeigte ihm alle seine unermeßlichen Reichthümer, seine schönen Besitzungen; er schilderte ihm mit glühenden Farben das reizende Leben, welches er ihm bereiten wolle. Aber Raimund entgegnete ernst und mild: „Du würdest mich gewiß nicht mehr achten und mir nicht mehr trauen, wenn ich deine Wünsche erfüllte! Sieh, über jenen Renegaten, den ich als deinen Mörder erschlug, glaubtest du schon gesiegt zu haben, allein du hast beinahe durch den Verlust deines Lebens erfahren, daß dem, welcher das Heiligste verleugnen konnte, auch alles andre nichts mehr gilt! — Als aber Muley beschämt und traurig vor ihm stand, weil er jeden ihm gebotnen Dank zurückwies, als er ihn beschwor, nun selbst zu fordern, und bei dem Namen des Propheten jede Forderung zu erfüllen versprach, — da bat Raimund endlich um Gnade und Freiheit für jene unglücklichen Verschworenen, deren Martertod schon beschlossen war.

Der Türke zögerte finster; — aber er hatte bei dem Namen des Propheten geschworen, er wollte an Großmuth seinem Sklaven nicht nachstehen und antwortete: „Wohlan, so nimm das Leben jener Elenden von mir als ein Geschenk und schalte damit nach Gefallen! Du selbst aber darfst nicht mehr mein

Sklave bleiben; was du zu stolz bist, von mir zu fordern, will ich dir nun freiwillig schenken, — — deine Freiheit! Nimm dir von meinen Schätzen, so viel dich gelüstet, zieh heim in dein Vaterland und gedenke an den dankbaren Cid Muley!"

Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit; aber alle übrigen ihm dargebotnen Schätze verschmähend, nahm er nur sein Sklavenkleid als Andenken jener traurigen Jahre mit und schiffte sich in Begleitung der acht Freigelassnen, denen sein Heldensinn ein Verbrechen erspart und die Freiheit errungen hatte, nach Malta ein. —

Wolfgang lebte indes ruhig und glücklich im Kreise seiner zahlreichen Familie. Das Andenken an den geliebten Bruder verließ ihn nie; in tiefer Wehmuth erzählte er oft den Seinigen von der festen, brüderlichen Freundschaft, von der nie gestörten Einigkeit ihres thätigen Lebens und gab sich der seligsten Rührung hin, wenn seine beiden Söhne sich bei der Erzählung des Vaters still die Hände reichten, als gelobten sie sich einen gleichen Bruderbund. —

Wer beschreibt das Fest des Wiedersehens, als der todtgeglaubte Raimund in diesen Kreis lebend eintrat? — als die alt gewordnen Brüder sich mit ihrer jung gebliebnen Liebe wieder in den Armen lagen, die zu Jünglingen und Jungfrauen aufgeblühten Kinder den Wiederauferstandnen jauchzend umfingen, und das Entzücken keine Worte mehr hatte, sondern nur Thränen! — —

Raimund mußte endlich seine Schicksale erzählen. — Als er geendet hatte, reichte ihm der Bruder die Hand und sprach: „Selig sind, die an dem Herrn festhalten! Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher als sein Schwert!" Und die Mutter und die Kinder falteten still die Hände und sprachen: „Amen!" —

Des Ritters Rückkehr machte großes Aufsehn; jene acht unglücklichen, durch seinen Edelmuth in Freiheit gesetzten Christensklaven unterließen nicht, den ganzen Vorgang zu berichten und ihren Retter zu preisen. Der Orden selbst gewann eine hohe Achtung vor ihm und ertheilte ihm bald die höchsten Ehrenstellen.

So begann denn nun wieder das alte, glückliche Leben der beiden Brüder; so zog die Zeit unter froher Thätigkeit, Liebe und Frömmigkeit unbemerkt dahin; so wurden die Brüder heitre, kräftige Greise und wiegten Wolfgangs freundliche Enkel auf ihren Knien.

Die Ritter setzten indes den scheinbar verdienstlichen Kampf gegen die Ungläubigen fort. Raimunds hohes Ordensamt hielt ihn jedoch unmittelbar davon zurück und auf Malta fest. Man begann wieder neue Rüstungen, denn die Sarazenen hatten den Christen großen Verlust zugefügt, und diese glühten, eine recht empfindliche Rache an dem Feinde zu nehmen. Es gelang auch; die Ritter kehrten siegreich zurück und führten zwei feindliche Schiffe mit vielen gefangnen Sarazenen in den Hafen von Malta ein.

Um seinen Triumph vollständig zu feiern, ließ der Großmeister unter dem Zujauchzen des Volks die gefesselten Gefangnen durch die Straßen bis in den Vorhof seines Palastes führen. Hier waren alle Ritter versammelt, über das Schicksal der Unglücklichen zu entscheiden. Raimund, jetzt Komthur des Ordens, stand an der Seite des Großmeisters und ließ gedankenvoll seine Augen auf den Gefangnen ruhen; denn ihm trat der Augenblick vor die Seele, in welchem er in gleicher Lage einst auf dem Markt zu Algier gestanden hatte. Da begegneten seine Blicke plötzlich bekannten Zügen, — und — — er täuschte sich nicht, — Cid Muley war unter den Gefangnen. Der stolze, kühne Mann stand von der Last seines Schicksals niedergebeugt und wagte nicht, vom Boden aufzuschauen.

Raimund zog den Großmeister hastig auf die Seite und ließ nach einer kurzen Verständigung seinen Bruder herbeirufen, welcher, nachdem auch er von allem unterrichtet war, den gefangnen Cid Muley um einen hohen Preis vom Orden als Sklaven erhandelte.

„Kaufe mich nicht!" sprach dieser, „du wirst an mir weder einen arbeitsamen, noch gehorsamen Sklaven finden, denn ich bin zu vornehm, um beides kennen gelernt zu haben!"

„Du wirst es aber lernen!" entgegnete Wolfgang; „wir Christen haben vielleicht noch kräftigere Mittel in Händen, unsere Sklaven zu bezwingen, als ihr!"

Sie langten in Wolfgangs Landsitz an. Man brachte den Türken in ein bequemes Gemach, nahm ihm hier seine Fesseln ab und war bemüht, ihn mit Speise zu erquicken und seine schlecht besorgten Wunden, die er im Seegefecht erhalten hatte, zu verbinden. Wolfgangs kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen oft so mitleidig an und hätten ihn so gern gefragt, was ihm fehle, wenn der Mann nur nicht so finster vor sich hingeblickt hätte. —

Nachdem mehrere Tage verflossen waren, trat Wolfgang eines Morgens zu ihm in das Zimmer. „Du hast dich nun wieder erholt", sprach er, „deine Wunden sind geheilt, so folge mir denn, wir wollen an die Arbeit gehn!"

Düster schweigend gehorchte Muley. Der Gebieter führte ihn in seine reizenden Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmiedeter Sklave, hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche. Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und statt der Seufzer und Jammertöne, an welche Muleys Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder.

„Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden und die reifen Trauben abnehmen helfen?" sagte Wolfgang liebreich zu Muley. Dieser trat rasch hinzu, als könne er so freundlich erbetne Hilfe nicht abschlagen, und arbeitete emsig mit. Als die glühend heißen Stunden des Mittags kamen, führte ihn Wolfgang auf sein kühles Zimmer zurück, sendete ihm erquickende Speisen und erlaubte ihm, einige Stunden zu ruhen. Dann holte er ihn wieder zur Arbeit ab, wußte ihn aufs neue zu beschäftigen und in williger Thätigkeit zu erhalten, bis der Abend kam.

„Du hast mir heute treulich in meiner Arbeit beigestanden, so magst du denn auch meine Erholungen mit mir theilen!" sprach Wolfgang und führte den Muhammedaner in eine große, schattige Laube, von wo aus sie die freie Aussicht auf das Meer hatten.

Hier setzten sie sich auf eine weiche Ruhebank, und während sie das große Schauspiel der ins Meer untergehenden Sonne genossen, befragte Wolfgang seinen Gefangnen, was ihn, einen so vornehmen Mann, denn zu Schiffe getrieben habe, und der Grund seiner Gefangennehmung gewesen sei?

Dieser zögerte nicht, mit finsterm Unmuth und dem Aufflammen eines nicht zu verbergenden Zorns ihm zu erzählen, wie er sich eingeschifft hätte, um mehreren ihm entflohenen Christensklaven nachzusetzen, und wie er, als er sie fast erreicht, den feindlichen Rittern in die Hände gefallen sei. Er brach hierbei in die bittersten Klagen über die Treulosigkeit der Christen und über sein hartes Schicksal aus.

„Armer Mann!" sprach Wolfgang, „du hattest wohl niemand, der dir mit

Liebe und Treue anhing? Kein Herz wartet in Sehnsucht daheim auf dich, denn deinen Sklaven ist der Verlust ihres Tyrannen ein lang ersehntes Fest!"

Muley schwieg finster.

„Sieh", fuhr Wolfgang fort, „hier lebt alles in Freiheit, alles in froher, selbstgewählter Thätigkeit, alles in treuer Liebe!"

Sie wurden unterbrochen; des Greises Töchter und Schwiegertöchter kamen mit ihren Kindern herbei. Sie wußten, daß der Großvater an diesem Lieblingsplätzchen gern den Sonnenuntergang abwarte, und eilten, ihn nun hier aufzusuchen. Welch ein frohes Gewühl lieblicher Gestalten umgab bald den Großvater! Die jungen, schönen Frauen reichten ihm ihre Säuglinge hin, die auch schon ihre Aermchen lächelnd ihm entgegen streckten, während die andern Kinder jubelnd von allen Seiten an ihm heraufkletterten, und jedes auf dem Schoße oder an dem Busen des liebreichen Alten ruhen wollte. Der heitre, kräftige Greis mit silberweißem Bart und Haar glich hier einem von Engeln umgebnen Heiligen.

Cid Muley konnte seine Blicke nicht abwenden von diesem Himmelsbilde häuslicher Liebe und Glückseligkeit. Ein nie geahntes Gefühl durchzog seine Brust, und halb träumend folgte er der Familie in das Wohnhaus, wo die jungen Männer von der Arbeit eben zurückkehrten und die alte, freundliche Großmutter das Nachtmahl bereitete. Er stand tief ergriffen, als der Greis im andächtigen Kreise der Seinigen endlich das Abendgebet verrichtete, und er legte sich mit einer nie gefühlten Ruhe der Seele schlafen.

So verstrich ein Tag dem andern gleich. Sie waren alle mit Arbeit und häuslicher Freude erfüllt. Wolfgang vermied geflissentlich den Schein, den Muhammedaner bekehren zu wollen; denn erleben sollte er erst mit ihnen die christliche Religion, das Heil erst empfinden lernen, das in der Befolgung ihrer Lehren beruht, und so in der Sehnsucht nach ihr erst reifen zur Aufnahme in den christlichen Bund.

Der alte, fromme Komthur Raimund hatte seinem Bruder diesen Weg vorgeschrieben und kam oft, nach dem Gelingen zu fragen. Doch ließ er sich niemals vor Muley sehen, denn dieser sollte ihn jetzt noch nicht wieder erkennen.

Muleys finstrer Gram verschwand nach und nach, und die Sehnsucht nach seiner Heimat machte endlich der Liebe zu Wolfgangs Familie Platz. Er konnte nicht mehr ohne die Kinder sein, die so innig an ihm hingen; er freute sich, wenn der Morgen kam, mit den Eltern an die Arbeit zu gehn, das Mahl in froher Unterhaltung mit ihnen zu theilen, und am Abend Wolfgangs ernsten Gesprächen über Menschenwerth und Bestimmung, über Tugend und Religion zuzuhören. Langsam, aber endlich doch, fielen ihm die Schuppen von den Augen, und die Strahlen der christlichen Lehre fingen an, sein Herz zu erwärmen und zu erfreuen.

Einst belauschte ihn Wolfgang, wie er in einer Laube unter den Kindern saß und ihm das älteste Mädchen ein einfaches Crucifix von Ebenholz zeigte, welches sie an ihrem Geburtstage heut von der Großmutter zum Geschenk erhalten hatte.

„Aber du armer Mann", sprach das Kind, „du kennst den Heiland wohl noch nicht, der hier ans Kreuz geschlagen ist? — Ich will dir von ihm erzählen!" — Und hiermit begann das Kind seine einfach rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen, gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte und den sie auswendig konnten.

Muley hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte: denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender und zog viel tröstlicher in sein Herz.

„Und nun sieh dir den lieben gekreuzigten Heiland nur recht innig an“, fuhr das Kind fort, „wie selbst der Tod sein freundliches Antlitz nicht hat entstellen können, und küsse das liebe Bild einmal recht herzlich; denn seit du uns so lieb hast, denk' ich immer, du seist auch wohl schon ein Christ; denn Jesus sagt ja: Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt!“

„Und vor allen liebte er auch die Kinder“, fiel ein Knabe ein, „und sagte sogar einmal zu seinen Jüngern: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!“

„Ja!“ rief Muley, durch diese kindliche Einfalt auf das tiefste erschüttert, „ja, in eurem reinen Herzen wohnt der Friede Gottes! — O du großer, heiliger Mann, laß ihn auch in meine Brust einziehen!“ Und hiermit ergriff er das Crucifix, welches ihm das Kind noch hinhielt, und drückte weinend sein Gesicht darauf.

Da trat Wolfgang auf ihn zu und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: „Du bist nun ein Jahr bei mir. Ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unsrer Religion unsre Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehn; jetzt bist du frei, du kannst in deine Heimat zurückkehren, wann es dir gefällt!“

Muley schwieg betroffen und schaute auf das Crucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hingen sich an ihn und riefen: „Nein, du sollst uns nicht wieder verlassen! Du sollst bei uns bleiben, denn dort hat dich niemand so lieb als wir!“

Da stürzte er weinend in die Arme des Greises und rief: „Ja, behaltet mich hier! Stoßt mich nicht wieder hinaus in die leere, lieblose Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist!“

Und vor ihnen stand der alte Komthur Raimund. — „Muley!“ rief er, die Arme ausbreitend. — Da erkannte er ihn wieder, und sie hielten sich lange sprachlos umfaßt, und nur die Herzen schlugen laut an einander.

„Du bist mein Schutzgeist!“ sprach Muley. „Du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet!“

Der fromme Komthur schüttelte aber sanft das Haupt und antwortete: „Nicht ich, der Herr nur ist mächtig in den Schwachen, und Christus allein ist die Wahrheit und das Leben!“

3. Der Handel des Fugger'schen Hauses.

Georg Rau.

Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts hoben sich zu Augsburg Handel und Gewerbe mit besonders raschem Aufschwung. Unter den Handwerken war das der Weber, wie überhaupt in ganz Schwaben, so auch hier das blühendste; der starke Absatz, den ihre Waare — meist Barchent und Haustücher — in Deutschland und Italien fand, machte reiche und mächtige Leute aus denen, welche theils arbeiteten, theils den auswärtigen Verschleiß der Waare besorgten.

Um diese Zeit, etwa im Jahre 1370, ließ sich Hans Fugger, Sohn eines Webers in dem unweit Augsburg gelegnen Dorfe Graben, häuslich in dieser

Stadt nieder und trieb daselbst neben dem Handwerk seines Vaters einen kleinen Handel mit Leinwaare, wobei er sich das für jene Zeit nicht unbedeutende Vermögen von 3000 Gulden erwarb. Seine Söhne Andreas und Jakob erweiterten das Handelsgeschäft, und zwar mit solchem Geschick und Glück, daß der ältre bald der „reiche Fugger" hieß, und auch der jüngre, der besonders an dem lebhaften Verkehr zwischen Augsburg und Venedig theilnahm, den Wohlstand seiner zahlreichen Nachkommenschaft — er hatte sieben Söhne und vier Töchter — dauerhaft zu begründen vermochte. Zwar des Andreas Nachkommen waren nicht lange im Stande, den glänzenden Beinamen ihres Ahnherrn zu behaupten; schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts verarmten sie wieder, und starben, ohne weiter beachtet worden zu sein, 1583 aus. Um so glücklicher waren Jakobs Söhne, die allein daher auch als die Urheber der großen Bedeutsamkeit gelten können, zu welcher das Fugger'sche Haus rasch emporstieg, und in der es lange Zeit hindurch sich rühmlichst zu erhalten wußte.

Ulrich Fugger nämlich, Jakobs ältester Sohn, eröffnete sich zunächst durch verwandtschaftliche Verbindungen mit einem hervorragenden ungarischen Hause einen sehr gewinnreichen Verkehr mit den östlich an Deutschland grenzenden Ländern, Ungarn und Polen; sein jüngster Bruder, gleiches Namens wie der Vater, fand noch günstigere Verhältnisse. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war das Bergwesen in den süddeutschen Ländern zu auffallend reicher Blüte gediehen, besonders Tirol schien an edlem Metall unerschöpflich. Bei Rattenberg, bei Schwaz zeigten sich die ergiebigsten Silberadern, so daß während des einzigen Jahres 1483 an letzterm Orte allein 48 097 Mark Brandsilber gemacht wurden, und noch späterhin dasselbe Werk der Regierung jährlich 300 000 Goldgulden reinen Ertrag lieferte. In Steiermark, in Oesterreich grub man an mehreren Orten Silber, in dem benachbarten Ungarn Gold und Kupfer. Das ließ Jakob Fugger nicht unbeachtet. Er pachtete die kostbaren Erzadern zu Schwaz und in Ungarn Kupferminen, wohl in Verbindung mit seinem Bruder. Der Gewinn war erstaunlich. Das Bergwerk in Tirol trug jährlich 200 000 Gulden reine Einkünfte; mit ungarischem Kupfer befrachteten die Gebrüder Fugger bald Schiffe, welche von Krakau aus die Weichsel hinab nach Danzig gingen. Durch die Pachtungen in Tirol waren die Fugger in nähere Verbindung mit den habsburgischen Fürsten gekommen: für diese übernahm das reiche Handelshaus bald die wichtigsten Geldgeschäfte. So z. B. im Jahre 1508, wo Jakob Fugger dem Kaiser Maximilian I. in Zeit von vierzehn Tagen 40 000 und in wenigen Wochen darnach 130 000 Dukaten durch Wechsel verschaffte, welche Summe der päpstliche, französische und spanische Hof dem Kaiser zur Führung des Kriegs gegen Venedig zugesagt hatten. So kurz vorher, wo derselbe Fugger dem nämlichen Fürsten 70 000 Gulden vorgestreckt und dafür die Grafschaft Kirchberg verpfändet erhalten hatte. Bald wandten sich andre Höfe in gleichen Angelegenheiten an das sichre Haus, wobei die Verbindung mit dem päpstlichen besonders wichtig wurde; denn für diesen besorgten die Fugger die reichen Einkünfte, die ihm aus Deutschland zu jener Zeit jährlich zuflossen.

Wichtiger jedoch als diese Geldgeschäfte waren die kühnen und großartigen Unternehmungen, auf welche sie sich unter den damaligen Verhältnissen einließen. Bisher nämlich hatte Venedig den Norden von Europa mit den Waaren des Orients versorgt, und Antwerpen, wo auch die Hansa,[1]) die mächtige Ge-

[1]) So hieß die vom 13. bis ins 17. Jahrhundert bestehende Verbindung deutscher Städte zur Wahrung der allgemeinen Handelsinteressen im Auslande.

bieterin über den Verkehr des nördlichen und nordöstlichen Europas, ihre Niederlage hielt, als Hauptstapelplatz benützt. Da der Handelszug dorthin hauptsächlich zu Lande über Augsburg, Frankfurt und die Städte am Rhein hinab ging, so gewann besonders Augsburg große Bedeutung, weil von da aus die übrigen Provinzen des südlichen Deutschlands, sodann Ungarn und Schlesien die levantischen[1]) Waaren erhielten. Die Portugiesen nun, seit 1498 Herren des Seewegs nach Ostindien, beeiferten sich, den Venetianern diesen wichtigen Handel zu entziehn, brachten zur See dieselben Waaren nach Antwerpen und suchten durch Vermittlung der Kaufleute daselbst auch die oberdeutschen Handlungshäuser für sich zu gewinnen. Diese, die Fugger an der Spitze, entschlossen sich rasch zu einem Versuche. Drei Schiffe wurden um 60 000 Dukaten ausgerüstet und zugleich mit der portugiesischen Flotte 1505 nach Ostindien geschickt; sie kamen zwar erst 1509 zurück, doch trug die Unternehmung 175 Prozent reinen Gewinn, und, was noch wichtiger war, die kühnen Oberdeutschen hatten sich den selbständigen Verkehr mit dem Orient gesichert. Von der Zeit an hielten die Fugger ein Haus zu Antwerpen eigens für den Handel nach Ostindien.

Im Jahre 1525 starb Jakob Fugger, der Gründer des großartigen Handels und Reichthums seiner Familie. Er ist es auch, der mit seinen Brüdern in der Jakober-Vorstadt zu Augsburg Häuser kaufte, sie niederreißen und dafür 108 kleinre bauen ließ, welche dann armen Bürgern gegen geringen Zins übergeben wurden. So entstand die „Fuggerei", die unter diesem Namen noch gegenwärtig erhalten ist.

Von des wohlthätigen Jakob beiden Neffen, Raimund und Anton, nach welchen sich fortan die beiden Hauptlinien des ganzen Geschlechts nannten, erneuerte und sicherte jener die Verbindung mit der ungarischen Familie, die ihrem Verkehr dorthin so vortheilhaft war; Anton aber nahm die Stelle des großen Oheims im Hause selbst ein. Wie dieser mit Kaiser Maximilian I., so stand Anton Fugger mit dessen Enkel und Nachfolger Karl V., der zugleich auch den spanischen Thron inne hatte, im besten Vernehmen: ein Verhältniß, besonders deshalb so wichtig, weil es dem Fugger'schen Hause die vortheilhafteste Gelegenheit verschaffte, die durch die Spanier entdeckten Handelswege ersprießlich zu benützen, so daß auch die neue Welt nun in den weiten Kreis ihres Verkehrs trat. Nach allen Gegenden der Erde gingen jetzt ihre Waaren, und fast jede Straße, jedes Meer trug Fugger'sche Lastwagen und Schiffe.

So nach allen Seiten hin thätig, überall das Neue kühn auffassend und benützend, das lange her Bewährte mit kluger Sorgfalt pflegend, mochten die Fugger um die Mitte des 16. Jahrhunderts den Höhepunkt ihres Wohlstandes und ihres Einflusses auf das politische und kommerzielle Leben der damaligen Zeit erreicht haben. Ihr Vermögen war so bedeutend, daß sie 1535 dem Rathe ihrer Vaterstadt erklärten: „da ihr Handel so weitschichtig geworden, so seien ihre Kapitalien dermaßen in der halben Welt zerstreut, daß sie den gewöhnlichen Steuereid nun nicht mehr leisten könnten; sie wollten jährlich überhaupt eine gewisse Summe zahlen." Von der Zeit an geben sie 2400 Gulden Jahressteuer. Als Anton Fugger 1560 starb, hinterließ er an baarem Gelde allein sechs Millionen Gulden; sein Vetter Christoph, der reichste aller Fugger,

---

[1]) Die Levante, d. h. das Morgenland, ist ein in ganz Europa verbreiteter geographischer Begriff, der im weitern Sinne alle von Italien aus nach Osten liegenden Länder am mittelländischen Meere umfaßt, also die europäische Türkei, Griechenland und die jonischen Inseln, Kleinasien, Syrien und Aegypten; im engern Sinne versteht man unter Levante dagegen nur die zuletzt genannten drei Landstriche.

erwarb noch mehr. Ihr politischer Einfluß war in Augsburg sowohl, wo Anton 1528 für seine Familie das Patriziat[1]) erhalten hatte, als auswärts durch ihre Verbindung mit fast allen Höfen Südeuropas, so mächtig, daß wohl keine wichtige Angelegenheit durchgeführt wurde, in welcher nicht der Nerv ihres Geldes wesentlich mitgewirkt hätte. In ihren Handelsverhältnissen hielten sie sich, während neben ihnen die ersten Häuser zu Augsburg fallirten, bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts unerschüttert an der Spitze des oberdeutschen Verkehrs, und noch 1591 mochte der Berg von Leinwandballen, der zu Augsburg, bei dem glänzenden Hochzeitfeste eines Fuggers mit einer Gräfin Montfort, von verdeckten Maschinen, während oben auf seinem Gipfel Spielleute lustig musizierten, auf dem Weinmarkt herumgetrieben wurde, in Wahrheit als Sinnbild des festen Grundes gelten, aus dem sie ihre Schätze zu Tage förderten.

Aber nicht lange darnach trat eine Verkettung so feindlich wirkender Ursachen ein, daß die gesammten Verhältnisse des Fugger'schen Hauses eine andre Gestalt bekamen. Zunächst nämlich wirkte nach Anton Fugger keiner aus der Familie mehr mit so überwiegender Einsicht an der Spitze des ganzen Geschäfts; die Güterverwalter, denen die Leitung übertragen wurde, ließen in den Hauptkontors Unordnungen entstehen und geriethen dann unter sich selbst in langwierigen Streit; andre Familienglieder entzweiten sich mehrmals über die Theilung von Kapitalien, die als Erbe ausgesetzt waren, einzelne wirtschafteten mit ihrem Antheil so übel, daß sie auf Antrag der Familie selbst von Obrigkeit wegen als Verschwender erklärt wurden: alles dies konnte natürlich dem Kredit des Hauses nur schaden. Zu diesen innren Schäden gesellte sich die Ungunst der äußern Verhältnisse. Die bedeutende Abnahme der Bergwerke in Süddeutschland, wo die meisten nach und nach ganz aufgegeben werden mußten; die traurige Störung des Verkehrs mit den Niederlanden durch die infolge des Abfalls von Spanien entstandnen Kriegsunruhen; die Unordnung im Münzwesen Deutschlands, die in dieser Zeit eine schreckende Höhe erreichte, endlich das Unheil des dreißigjährigen Kriegs, der Deutschlands, und unter dessen einzelnen Theilen besonders Augsburgs, Wohlstand und Handel auf lange Zeit gänzlich zu grunde richtete: diese Umstände verletzten den blühenden Stand des Fugger'schen Hauses so empfindlich, daß dasselbe sich genöthigt sah, nach und nach von allem Handelsverkehr zurückzutreten und sich mit dem Genuß des bedeutenden Länderbesitzes zu begnügen, den es allein aus dem Unglück der Zeiten retten konnte.

Uebrigens hat es den Ruhm davon getragen, länger als ein Jahrhundert hindurch den Handel Oberdeutschlands in den Tagen seiner höchsten Entwicklung glänzend geleitet und dabei gezeigt zu haben, wie deutscher Fleiß und deutscher Unternehmungsgeist dem Hause eines einfachen Handelsmanns eine Stellung und Würde zu verschaffen vermochte, in welchen heutzutage noch dessen Nachkommen, in einer Linie sogar mit dem Fürstenhute geschmückt, unter den ersten Familien unsers bayerischen Vaterlandes blühen.

---

[1]) Das Patrizierthum entstand im 12. und 13. Jahrhundert in den deutschen und schweizerischen Reichsstädten aus den darin ansässigen freien Geschlechtern, die eine ausschließende Berechtigung zum Eintritt in den Stadtrath und gleichen Rang mit den Ritterbürtigen beanspruchten, ihre Herrschaft aber späterhin meistens mit den Zünften der Handwerker theilen mußten. Im gewöhnlichen Leben nennt man wohl noch jetzt einflußreiche und mit der Geschichte einer Stadt verwachsene Geschlechter Patrizier.

4. Ein Opfer der Nächstenliebe.

Aus dem „Deutschen Lesebuche“ von Georg Ludwig Kriegk.

Herzog Leopold von Braunschweig, der als preuszischer General in Frankfurt an der Oder lebte, zeichnete sich stets durch aufopfernde Menschenliebe und unermüdliche Thätigkeit aus. Wenn er von einem Armen oder Kranken hörte, so suchte er ihn auf, um ihm mit Rath und That beizustehn; eben so hilfreich und thätig war er bei mehreren Feuersbrünsten, welche in jener Stadt ausbrachen. Seiner Hingebung und Einsicht verdankte man es allein, dasz, als einmal das steigende Wasser der Oder einen Theil der Stadt mit einer Ueberschwemmung bedrohte, derselbe gerettet wurde. Aber seine gröszte und schönste That ist die bei der fürchterlichen Ueberschwemmung im Jahre 1785 versuchte Rettung der unglücklichen Bewohner der Vorstadt.

Die Oder stieg nämlich im Frühling dieses Jahres so sehr, dasz die Vorstadt unerwartet schnell unter Wasser stand. Da baten die hierdurch sehr bedrängten Bewohner des Dammes, dasz man zu ihrer Rettung einen Durchbruch machen möchte; der Herzog unterstützte ihr Gesuch und erhob die dringendsten Vorstellungen, aber er konnte es nicht durchsetzen. Er suchte also auf eine andre Art zu helfen. Schon in früher Morgendämmrung des 27. April eilt er an die gefährlichsten Plätze, schickt Kähne fort, läszt seine Pferde anspannen und arbeitet selbst so, dasz ihm der Schweisz vom Gesichte strömt. Schon wollte er in einem Kahn zur Rettung der Unglücklichen, die jammervoll in den Wind hinein heulten, hinüber fahren; aber man hielt ihn zurück, indem eben die Flut Stadt und Vorstadt durch einen fürchterlichen Dammrisz von einander trennte. Nun wird der Jammer noch gröszer; denn mehrere Bogen der Brücke rissen sich los. Hoch bäumen sich die erzürnten Wogen, die Tiefe öffnet sich, und die Wellen schlagen mit tobender Gewalt ans Ufer. Der Herzog sieht's und will fort; umsonst — er findet keinen, der ihn führe. Schon war er, miszmuthig und tief gebeugt durch das Elend, welches er, ohne helfen zu können, mit ansehn muszte, nach Hause geeilt; aber ein neuer Ruf erreicht ihn dort: eine Mutter stürzt in sein Zimmer und bittet, dasz der Prinz einen Kahn zur Rettung ihrer Kinder schaffen möge. — Er konnte nicht helfen. —

Jetzt schlug die Glocke zwölf, und die Noth in der Dammvorstadt war aufs höchste gestiegen. Wie leichtes Moos schwemmten die Fluten die Häuser hinweg; Bäume, die den heftigsten Stürmen widerstanden und Jahrhunderten getrotzt hatten, wurden mit der Wurzel herausgerissen, und das ganze Land war eine weite wogende See. Hier schreit ein Greis auf dem zerschmetterten Dache seines Hauses; dort ringt ein andrer mit dem tausendarmigen Tode; hoch in den dunkeln Aether hinein ertönt das Jammergeschrei der um Hilfe Flehenden.

Leopold vernimmt's mit Schaudern, und länger hält es sein edles Herz nicht aus; denn die Klage des Jammers klang dreimal schrecklicher darin. „Ich will sie retten, diese Unglücklichen, wenn andre Menschenhände zu furchtsam oder zu schläfrig sind! Ich bin ein Mensch, wie sie, bin schuldig, meine Brüder zu retten und vertraue auf die Vorsehung!“ — So sprach er, stieg in den Kahn und fuhr ab, geleitet von mehreren erfahrnen Schiffern. Schon sind sie dem Lande nahe; aber ein treuloser Weidenbaum, der seine Zweige und Wurzeln unter dem Wasser umherstreckte, stemmte sich gegen den Kahn; der Vordertheil desselben stiesz an das Hindernis, das Fahrzeug schlug um, und Prinz und Schiffende versanken in den tobenden Fluten. Die Schiffleute wurden eine Stunde nachher gerettet; aber der Herzog ward das Opfer seines edlen Heldenmuths. — Sein Lohn ist die Hochachtung und Liebe aller Guten und ein schönes Denkmal in der Dammvorstadt bei Frankfurt, welches seinen Namen verewigt.

5. Der Trunk Wasser.

Adolf Erhard.

Das Invalidenhotel zu Paris und die weithin sichtbare vergoldete Kuppel des damit verbundnen Invalidendoms sind gewiß noch vielen deutschen Soldaten aus dem letzten Kriege gegen Frankreich in lebhaftem Gedächtnis. Die beiden Prachtbauten entstanden schon unter König Ludwig XIV., welcher auch der Versorgungsanstalt für invalide Krieger ihre erste Einrichtung gab; die jetzige großartige Organisation erhielt jene aber erst durch Kaiser Napoleon I. Es werden hier Soldaten nach dreißigjähriger Dienstzeit oder nach schwerer Verwundung bis zu ihrem Lebensende reichlich verpflegt. Die dermalige Zahl der aufgenommenen Invaliden beträgt nur gegen 1000, obgleich die Anstalt den Raum für 5000 bietet. Einer über die ganze civilisierte Welt verbreiteten Neigung zu persönlicher Unabhängigkeit folgend, zieht die Mehrzahl der Veteranen vor, die gesetzliche Pension in der Heimat zu genießen, und nur sehr gebrechliche oder arg verstümmelte Soldaten suchen in den letztern Jahren um Aufnahme in jene Schöpfung des dankbaren Vaterlands nach. Es berührt wehmüthig, diese Zeugen ernster kriegerischer Vergangenheit in unmittelbarer Nähe ihrer Behausung an Stöcken umherhinken oder in geschickt konstruierten Wägelchen sich selbst herumfahren zu sehn. Mehrere verrichten auch noch die leichtern militärischen Dienste des Hauses, wobei sie sich dann bemühen, eine möglichst stramme Haltung anzunehmen. Kein Militär wird die zu bestimmten Tagesstunden dem freien Eintritt geöffneten Räume des Invalidenhauses ohne Rührung besuchen. Am ergreifendsten wirkt jedoch, wenn man zufällig die Kirche der Anstalt während des Gottesdienstes betritt, der für die Aussegnung eines zur großen Armee abberufnen Graubartes abgehalten wird. Zu beiden Seiten des aufgebahrten Sarges erblickt man in Mütze und mit gezognem Säbel 8 bis 12 vom Alter völlig gebeugte Soldaten auf Bänken sitzend; nur mehr während der Wandlung und der Ceremonien unmittelbar an der Leiche vermögen sie sich zu erheben und stehend zu erhalten. Man glaubt in ihren Mienen zu lesen, daß sie nur an jenes, ihnen wohl bald bestimmte geheimnißvolle Land denken, wo in ewigem Morgenroth aller Erdenjammer untergeht und tapfre Soldaten gewiß vor allen belohnt werden. Unmittelbar an jene Hauskirche stößt das Kaisergrab im Dom der Invaliden, in welchem einer der größten Feldherrn aller Zeiten schläft; aus der mit Mosaik[1]) gepflasterten Krypta steigt der rothe Granitsarkophag auf, zu dem die rings ihn umstehenden marmornen Siegesgöttinnen die Kränze niederreichen, über dem die Fahnen seiner Schlachten wehen, an dem hier unten Turenne, Vauban und zunächst seine treuen Waffengefährten Duroc und Bertrand die Todtenwacht halten, während es droben die alten Stelzbeine thun. Gewiß, auch dieser Anblick übt eine mächtige Wirkung, und die erhabne Einfachheit stimmt zur Andacht; aber den gefühlvollen Menschen lädt doch zu tiefern Betrachtungen die Hauskirche ein, wo er pflichtgetreue Veteranen ihren heimgegangnen Kameraden den letzten Ehren- und Liebesdienst erweisen sah.

In dem französischen Invalidenhotel starb nun gegen Ende Oktober des Jahres 1878 ein beinahe hundertjähriger Soldat der Feldzüge der großen Revolution und des ersten Kaiserreichs, namens Darroy. Er hatte insbesondere auch die ägyptische Expedition 1798—1801 mitgemacht und aus jener Zeit

[1]) Eingelegte Buntstein-Arbeit.

haftete an seiner Person nachfolgende Ueberlieferung, an welche bei seinem Ableben die französischen Journale erinnerten.

Am 22. August 1799 reiste der General Bonaparte von Alexandria nach Frankreich zurück und übergab aus eigner Machtvollkommenheit den Oberbefehl der Armee in Aegypten an den schon mehrfach bewährten General Jean Baptiste Kleber, einen gebornen Straßburger, und von 1775—1776 einer der hervorragendsten Zöglinge des Kadettenkorps zu München, in das er, obwohl Ausländer, eingereiht worden war, weil er sich in einem Kaffeehause Straßburgs einiger Bayern, die seine unbesonnenen Freunde ohne jeden Grund beleidigten, thatkräftig angenommen hatte. Nachdem Kleber den Großvezier[1] Youssef am 20. März 1800 in den Ebnen von Mataryeh und Heliopolis bis zur Vernichtung geschlagen, schien sich die bisher stets gefährliche Lage der Franzosen endlich günstig zu gestalten, als ein unpolitischer Schritt des Obergenerals die kaum beruhigten Gemüther neuerdings erregte. Kleber ließ nämlich einen Theil der Kontributionslast auf die vornehmsten Scheiks (Geistlichen) und die Güter der Moscheen übertragen. Auch El-Sadat, wegen seines geheimen Hasses gegen die Franzosen bekannt und der Urheber eines frühern Aufstandes in Kairo, wurde eingeschätzt. Da er die Zahlung abschlug, sperrte man ihn in der Citadelle ein. Alle Drohungen ließen ihn unerschüttert. Nun befahl der erzürnte Kleber ihm die Bastonnade[2] zu geben. Dieser Schimpf am Blute des Propheten erbitterte die Männer des Gesetzes aufs äußerste. Hierzu kam noch, daß der Großvezier, kaum den Gefahren der Wüste entronnen und das Herz erfüllt von Scham und Wuth, sich bei seiner Rückkehr nach Syrien beeilte Schriftstücke zu veröffentlichen, in denen Kleber als ein Mensch ohne Glauben und ein Vernichter der Religion dargestellt war. Im Namen des Propheten und des Koran rief der Minister alle braven Muselmänner zum „heiligen Kampf" auf, indem er sie an die ewigen Belohnungen erinnerte, die derer warteten, welche einen Ungläubigen erwürgten. Ueberdies versprach er jedem seinen Schutz und große Geldgeschenke, der den Oberbefehlshaber der Christen in Aegypten tödten würde. Der Aufruf fand überall Verständnis.

Soleyman-el-Halepi hatte sich zu Jerusalem durch seine glühende Frömmigkeit bemerkbar gemacht. Gegen 24 Jahre alt, ward er von einer tiefen Schwermut ergriffen, welche in seiner Seele die religiöse Ueberspannung unterhielt. Er zögerte nicht, sich zu opfern, und empfing von der Hand der Sendlinge des Großveziers den Dolch. Auch bekam er 30 Silberstücke und ein Dromedar zur Reise von Gaza nach Kairo. Dort angekommen, bereitete sich Soleyman zur „heiligen That" zuerst durch Gebet und Fasten vor; dann folgte er während zweiunddreißig Tagen beständig dem Obergeneral, studierte mit Sorgfalt dessen Lebensgewohnheiten und machte sich mit den Räumlichkeiten des Hauptquartiers vertraut.

Am 14. Juni 1800 kehrte Kleber nach Abnahme einer Revue auf der Insel Roudah nach Kairo zurück, um bei dem General Damas, seinem Generalstabschef, zu frühstücken. Mehrere höhere Offiziere und Verwaltungsbeamte wohnten der Mahlzeit bei. Kleber erschien ungewöhnlich heiter. Als man sich von der Tafel erhob, zog er den Architekten Protain zur Seite und schlug ihm vor, sich mit ihm ins Hauptquartier zu begeben, damit sie sich ungestört über einige dort nöthige Reparaturen besprechen könnten. Die Wohnung des kom-

1) Oberminister, der oberste Staatsbeamte im türkischen Reiche.
2) Stockschläge auf die Fußsohlen.

mandierenden Generals stieß an jene von Damas; als erstrer den bedeckten Gang durchschritt, welcher die zwei Gebäude verband, benützte ein ziemlich dürftig gekleideter Mann den Augenblick, wo sich der Architekt etwas entfernt hatte, um dem General nahe zu kommen, kauerte sich demütig nieder und schien eine Bittschrift überreichen zu wollen. Bewegt von der Miene des Flehenden, trat Kleber auf diesen zu und beugte sich zu ihm herab. Nun sprang Soleyman rasch auf, zog einen Dolch hervor und stieß ihn dem General ins Herz. Mit dem Ausrufe: „Ich bin ermordet!" sank Kleber zu Boden. Protain lief herbei, ergriff den Mörder und wollte ihn festhalten; aber Soleyman versetzte ihm sechs Dolchstiche und rannte ihn nieder. Dann kehrte er zu Kleber zurück und brachte ihm drei neue Wunden bei. Als die bei dem Generalstabschef versammelten Gäste herbeigekommen waren, athmete Kleber noch. Alle erdenkliche Hilfe wurde ihm geleistet, jedoch völlig vergeblich; er vermochte kein Wort mehr zu sprechen. So fiel einer der bedeutendsten Männer der ganzen großen französischen Revolutionsepoche unter dem Mordstahl fanatischer Glaubenswuth; ein General, den 20 Schlachten und 100 Gefechte verschont hatten, eigenthümlich genug, am nämlichen Tage, ja in derselben Viertelstunde, in der, 800 Meilen entfernt, sein Freund und Waffengenosse in Aegypten, der zweiunddreißig Jahre alte Divisionsgeneral Desaix, bei Marengo auf dem Felde der Ehre verblutete, welchen die Muselmänner den „gerechten Sultan" genannt hatten.

In einem Augenblicke war die unheilvolle Neuigkeit in der ganzen Stadt verbreitet. Außer sich vor Schmerz und Zorn wollten die Soldaten alle Einwohner ermorden und so ganz Kairo gleichsam mit Blut überschwemmen. Die Führer hatten große Mühe, mittelst ihres Ansehns die allgemeine Entrüstung einzudämmen. Sofort wurden die Scheiks und Agas (Vorsteher) der Stadt zusammenberufen. Man wollte erfahren, ob dieses Attentat nicht vielleicht mit einer andern ausgedehnten Verschwörung in Verbindung stehe. Die Erhebungen über den Meuchelmörder ließen die Anstiftung von Seite des Großveziers und die Mitwissenschaft der Ulemas[1]) von der Moschee Gama-el-Ahzar zweifellos erscheinen. Drei der letztern wurden zur Enthauptung verurtheilt; was Soleyman betraf, so sprach das Militär-Gericht einstimmig aus, daß ihm zuerst die rechte Hand verbrannt und er alsdann gepfählt werden solle. Sein auf der Richtstätte verbleibender Körper habe den Geiern zum Fraße zu dienen.

Der Vollzug des Urtheils wurde auf den Tag der Bestattung Klebers festgesetzt, welche am 17. Juni stattfand. Unter zeitweisen Geschütz- und Gewehrsalven durchzog die Trauerparade die Hauptstraßen von Kairo, und setzte hierauf den Sarg in der zubereiteten Gruft einer Bastion des verschanzten Lagers bei. Jetzt begab sich die gesammte Leichenbegleitung nach dem Platze, wo Soleyman und seine Mitschuldigen ihre Strafe erleiden sollten. Der junge Syrier ging festen Schrittes dahin, mit selbstbewußter Haltung, indem er seinen Gefährten die Schwäche verwies, welche sie den Ungläubigen sehn ließen. Sein Muth verleugnete sich nicht einen Augenblick, und wenn er einige Thränen vergoß, so war dies im Gefängnis, als man ihn an seine Familie erinnerte. Die drei Ulemas wurden zuerst hingerichtet; dann befestigte man die Faust Soleymans über einem glühenden Kohlenbecken. Das Feuer verzehrte das Fleisch, ohne daß ihm der rasende Schmerz einen Schrei entriß. Die zweite Pein ertrug er mit derselben Festigkeit; kaum daß sich seine Gesichtszüge

---

[1]) Türkische Rechtsgelehrte, welche zugleich als Geistliche betrachtet wurden.

verzerrten, und als der schauerliche Pfahl erhoben ward, um senkrecht eingerammt zu werden, ließ er seine Blicke über die Menge schweifen und sprach mit vernehmlicher Stimme das Glaubensbekenntnis eines Muselmanns: „Es gibt keinen andern Gott als Gott, und Muhammed ist sein Prophet." Beinahe während vier Stunden schmachtete Soleyman an dem Pfahl. Da endlich, gefoltert vom höchsten körperlichen Weh und verzehrt vom brennendsten Durste, bat er, man möge ihm zu trinken reichen; vergebens, niemand wagte sich ihm zu nähern. Nur ein junger Soldat, der als Freiwilliger in der Armee diente und eben vor dem Gerichteten auf Posten stand, ward vom tiefsten Mitleid ergriffen und bot Soleyman ein Glas Wasser. Der Unglückliche verschlang es auf einen Zug und gab sofort den Geist auf. Dieser Soldat hieß Darroy. Er hat das Invalidenhaus zu Paris nahezu fünfzig Jahre bewohnt.

So groß nun auch das hinterlistige Verbrechen Soleymans gewesen, welches die Franzosen äußerst erbittern, ja beinahe in fieberhafte Rachsucht versetzen mußte, und so genöthigt diese schon ihrer Selbsterhaltung wegen in einem ihnen sehr feindlich gesinnten Lande waren, ein außerordentlich abschreckendes Beispiel in Scene zu setzen: der Genius der Menschheit verhüllt doch mit Schauder und Entsetzen sein Antlitz vor einer so gräßlichen, zwar gerechten, aber ebenso und noch mehr grausamen Hinrichtung, welche gebildete Europäer an der Eintrittsschwelle des 19. Jahrhunderts vollziehen! — Auch würde diese grauenvolle Geschichte wohl füglicher der Vergessenheit übergeben, als der Nachwelt aufbewahrt, knüpfte sich an dieselbe nicht doch ein erhebender und versöhnender Gedanke. Welches gläubige Gemüth wird nämlich hier nicht auch an das schöne Bibelwort voll herrlicher Verheißung erinnert: „Und wer auch nur dem Geringsten einen Becher kalten Wassers zu trinken reicht, wird wahrlich seinen Lohn nicht verlieren." [1]) Wenn ein ungewöhnlich hohes, von materiellen Sorgen völlig freies Alter ein irdisches Glück ist, so hat jenen Lohn der edle Darroy schon diesseits theilweise erhalten. Wie mag derselbe aber erst dort sein in jenen lichten Sphären, die Menschenaugen nicht sehn, Menschenherzen nur ahnen? — Hat doch Darroy den Trunk Wasser als letztes Labsal nicht etwa dem Christen und Freunde, sondern aus reiner Nächstenliebe dem Ungläubigen und Feinde gespendet! —

6. Ein erfolgreicher Rath des Feldmarschalls Wrede.

Nach Karl Wilhelm v. Heideck.

In dem Gedichte „Deutschlands Heerführer im Befreiungskampf" sagt König Ludwig I. von dem bayerischen Feldmarschall Wrede:

„Wenn noch andere berathend zagen,
hat die Feinde Wrede schon geschlagen,
sein ist der Vernichtungsmarsch, ist sein!"

und fügt in einer Anmerkung bei: „Daß nach der Schlacht von Arcis sur Aube der Marsch auf Paris, welcher Napoleons Herrschaft vernichtete,[2]) ausgeführt wurde, setzte Wrede durch."

Diese Behauptung findet wenigstens theilweise Bestätigung durch die Erzählung eines Feldzugs-Erlebnisses nach der Schlacht bei Arcis (20. März 1814),

---

1) Mathäus X, 42.
2) Vgl. Th. I, S. 324.

welches der General v. Heideck in einem Bruchstück seiner Denkwürdigkeiten überliefert hat.

Der Generalstabs-Major Heideck wurde am 23. März 1814 von Marschall Wrede an den österreichischen General Baron Frimont abgeschickt, um ihm die Meldung zu überbringen, daß die Kavallerie ihren Marsch gegen La Fère Champenoise beschleunige. Während des Rittes bemerkte er in einer Niederung einen Trupp von etwa 20 Reitern, welche er für fouragierende Offiziersdiener hielt. Da er eben an ein Dorf gelangte, rief er einen jungen Bauern an, um sich nach dem Namen des Orts zu erkundigen. Der Franzose hielt den bayerischen Offizier in seinem einfachen dunkelblauen Mantelkragen für einen Landsmann und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, in dessen Verlauf er auch jene Reiter als Franzosen bezeichnete, die eine andre Richtung einschlügen, weil das nahe Dorf Dommartin von den Oesterreichern besetzt sei. Heideck wandte sich dahin und auf seine Bitten wurde Forgatsch, Adjutant des Generals Frimont, mit einer Abtheilung Szekler Husaren zur Verfolgung jener Reiter auf der Straße von Vitry nachgeschickt. Sie wurden eingeholt und gefangen in das Hauptquartier gebracht und es fand sich, daß es keine Fourageurs, sondern zwei Regierungskuriere mit Eskorte waren, welche, von Paris kommend, den Kaiser Napoleon I. zu erreichen suchten. Bei der Durchsuchung ihrer Briefschaften entdeckte man keine eigentlichen amtlichen Depeschen. Ein Husar wurde deshalb auf dem nämlichen Wege zurückgeschickt, um zu untersuchen, ob nicht etwa von den Kurieren unterwegs Papiere weggeworfen worden wären. Wirklich fand sich an einem Zaun ein Packet Briefe, unter denen einige der Kaiserin Maria Louise waren, worin sie ihrem Gemahl über die Lage der Dinge und die Stimmung in Paris Nachricht gab und ihn beschwor in seine Hauptstadt zu kommen.

„Diese Briefe“ — erzählt Heideck — „bestimmten den Feldmarschall, mit aller Kraft in den Kaiser Alexander von Rußland zu dringen, daß er das Heer nach Paris führen möge.

Es hatte diese für das Schicksal des Kriegs und der Welt so entscheidende Unterredung bewährter Heerführer am folgenden Tage (24. März) auf einer kleinen Anhöhe seitwärts der großen Straße und unweit von Vitry le français statt.

Der Fürst Schwarzenberg, österreichischer Feldmarschall und Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen, wollte durchaus zurückgehn, um seine Operationslinien nicht bloßzustellen, allein Feldmarschall Wrede befürwortete mit gewaltigem Nachdruck, die aufgefangnen Briefe in der Hand, den Marsch nach Paris.

Ich war kaum fünfzehn Schritte davon entfernt, und da Kaiser Alexander bekanntlich ein schwaches Gehör hatte und man sehr laut mit ihm reden mußte, so konnte ich deutlich vernehmen, wie Wrede, auf unser so eben unter dem Hügel vorbeimarschierendes, stark zusammengeschmolznes Armeekorps deutend, sagte: „„Ich habe zwar nur mehr 15 000 Mann, aber ich mache mich verbindlich mit ihnen allein nach Paris vorzurücken, wenn Eure Majestät dem zustimmt.““

Wie bekannt, drang dieser kluge und kräftige Rath durch. Ob wir Paris nehmen würden, ließ sich zwar nicht bestimmt vorhersagen, doch war unbezweifelt, daß bei dem Zustand des verbündeten Heeres und bei dem Geiste, der in den feindlichen Provinzen hinter uns spukte, ein Rückzug zu unberechenbarem Unheil geführt und uns um die Früchte des ganzen, von Gott mit Glück gesegneten Feldzugs gebracht haben würde.

Hätte das Bäuerlein von Dommartin mich nicht für einen Landsmann gehalten und mir nicht jenen Reitertrupp als Franzosen bezeichnet, so wären vermuthlich die Kuriere zu Napoleon gelangt, Marie Louisens inhaltsschwere Briefe nicht in unsre Hände gekommen, und Feldmarschall Wrede hätte nicht diesen entscheidenden Beweggrund für den Marsch auf Paris in die schwankende Wagschale werfen können."

7. Der Kriegsmuth der Bayern.

Adolf Erhard.

Die Vermuthung, daß die suebischen Markomannen die Stammväter der Bayern sind, wird gegenwärtig von allen bedeutendern vaterländischen Geschichtsforschern festgehalten. Unsre Ahnen wären sonach jenes berühmte Volk, das wir schon in den Reihen des deutschen Heerkönigs Ariovist (um 58 v. Chr.) den Kampf gegen den größten Römerfeldherrn Julius Cäsar und unter seinem König Marbod (17 n. Chr.) jenen wider den Cheruskerfürsten Hermann, den ersten deutschen Helden, aufnehmen sehn, und das, siegreich bis an die Küsten des adriatischen Meers vordringend (167—180), mehr denn einmal die stolzen Kaiser Roms in der ewigen Stadt erzittern machte. Gewiß, wir könnten mit gehobner Erinnerung auf einen Stamm zurückblicken, der durch seine Tapferkeit fremde Völker von den deutschen Südgrenzen abhielt und vom böhmischen Waldgebirgsringe aus ein so mächtiges Reich in Deutschland gründete, daß dieses selbst von Rom gefürchtet ward. Nach andern Forschern sind unsre Stammeltern in den deutschen Völkerschaften der Rugen, Sciren, Heruler und Turcilingen zu suchen, aus welchen die unmittelbaren Zertrümmerer der römischen Weltherrschaft (476) hervorgingen. Aber wer auch der Bayern Ahnen gewesen sein mögen, sie bedürfen keines von diesen zurückstrahlenden Adels, denn sie haben allen ihren möglichen Vorfahren an Kriegstüchtigkeit jedenfalls nichts nachgegeben. Hingestellt an die südöstlichen Marken des großen Vaterlands sollte der echtdeutsche Stamm der Bayern bestimmt sein, so recht eigentlich als Grenzwächter und lebendes Bollwerk zu dienen, wider die Sturmflut der von Osten und Südosten heraufdringenden Barbaren slavischer und türkischer Zunge. In den hierbei unvermeidlichen beständigen Kämpfen erwarben sich dann die Bayern jenen hohen Kriegsruhm, der uns schon aus den alten Liedern des deutschen Volks so hellklingend entgegentönt und im frühern Mittelalter besonders während der Ungarnkriege, Römerzüge und Kreuzfahrten hervortritt.

Aber nicht nur so weit hinauf in das hohe Alterthum sich mit Sicherheit die Geschichte des bayerischen Volks erforschen läßt — und es sind dies mehr als dreizehn Jahrhunderte — sondern auch bis in die jüngste Vergangenheit herab, tritt dasselbe als ein kampfbereites, kriegerisches Volk auf, von allen deutschen Stämmen um dieser Tugend willen sehr geachtet. Die Nachbarn hatten zwar manche Ausstellung gegen die Bayern, aber im Lobe ihres tapfern und kriegslustigen Sinnes waren sie einmüthig. Der Beweis hierfür ließe sich quellenmäßig durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf unsre Tage erbringen; doch ist begreiflich hier der Ort nicht dazu, es müssen deshalb einzelne Belege genügen. Wenn endlich einzig und allein im Laufe des 18. Jahrhunderts einigemale nicht alles war, wie es hätte sein sollen und unter andern Verhältnissen sein können, so trug daran theils das fehlerhafte politische Ziel, theils der Umstand die Schuld, daß die ganze deutsche Heeresverfassung damals aufs

tiefste gesunken war. Die Treue und Mannhaftigkeit des bayerischen Volks blieben jedoch von jenen staatlichen Schäden unberührt, nur seine Leistungen zeigten sich des schwachen Rahmens wegen manchmal schwächer.

Schon bei ihrer Einwandrung in die Landstriche zwischen Donau und Alpen, die innerhalb der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts fällt, scheinen die Bayern ernste Kämpfe mit zurückgebliebnen Bruchtheilen frührer Bodenbesitzer, oder mit jenen Resten der Römer geführt zu haben, welche noch einzelne Kastelle und Städte vertheidigten. Wenigstens erzählt Aventin, der eigentliche Begründer der bayerischen Geschichtsschreibung, in seiner 1526—1533 entstandnen Chronik von vielen Schlachten und Belagerungen, die er heute verlornen „alten deutschen Reimen und Meistergesängen in Stiften und Klöstern" entlehnt haben will. In der großen Lechfeldschlacht gegen die Ungarn waren die Bayern am zahlreichsten erschienen. Als beim dämmernden Frühlichte des Laurentiustages 955 die Deutschen ihre Fahnen erhoben und ihr Lager unweit von Augsburg verließen, um in südlicher Richtung abzumarschieren, da zogen die Bayern, welche Weib und Kind zu retten oder zu rächen hatten, frisch voraus und bildeten drei der acht Heersäulen, in die sich die Scharen gliederten, jede zu 1000 Rittern mit der entsprechenden Menge von Fußvolk. Im vierten Gewalthaufen standen Franken, im sechsten und siebenten Schwaben. Neben den Franken gebührte der vornehmste Theil der Entscheidung den Bayern, welche auf der südlichen Wahlstatt des weitgedehnten Kampfplatzes mehr als drei Viertheile des ganzen Heeres der Deutschen ausmachten. Würde neuestens die Echtheit der Schriften einer niedersächsischen Benediktinernonne Roswitha nicht so stark bezweifelt, wir hätten weiter aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts einen beachtenswerthen Ausspruch. In dem zwischen 965 und 968 verfaßten lateinischen Gedicht über die Thaten des deutschen Kaisers Otto I. erwähnt nämlich Roswitha „des überaus berühmten Volks der Bayern", was nach dem Geiste der Zeit wohl auf Kriegsthaten bezogen werden darf. Wie es scheint seit der Lechfeldschlacht, eben als die Heerfahrten nach Italien häufiger wurden, war den Bayern und Schwaben die Ehre zuerkannt, in den ersten Reihen des Reichsheeres zu kämpfen, und sie verlangten dieses Vorrecht stets, wo man es ihnen etwa verkürzen wollte. Noch beim Kreuzzuge Kaiser Friedrich I., des Rothbarts (1189—1191), ist jene Sitte der Aufstellung im ersten Treffen bezeugt, wobei vermuthlich überall die Quellen so verstanden werden müssen, daß — wie man heute sagen würde — die Schwaben das Vortreffen, die Bayern das Haupttreffen bildeten. Einen deutlichen Beleg für jenes Herkommen bietet uns die Geschichte des Jahres 1075, in welchem den Fahnen des Herzogs Welf I. zur Unterstützung des Königs Heinrich IV. in den Sachsenkrieg, „der erlauchte Stamm der Bayern" folgte, „gefeiert ob nie verletzter Treue, zahlreicher Ungarnsiege, wie der in den böhmischen Kriegen bewährten Tapferkeit und stolz auf seine vielen Triumphe", wie ein sächsischer Zeitgenosse singt. Bei Homburg, unfern der Wahlstadt von Langensalza, kam es am 9. Juni zu heißer Feldschlacht. Nach altem Brauch hatten Schwaben und Bayern wieder das Recht des Vorstreites, das sie mit Strömen von Blut bezahlen mußten. Wenig bekannt ist noch, was ein französischer Dichter aus der Zeit des ersten großen Kreuzzugs (1096—1099) über die Bayern jener Tage, als tapfre, den Franzosen vorleuchtende Krieger singt. In dem „Lied von Antiochien", dessen ursprüngliche Fassung in den Anfang des 12. Jahrhunderts fällt, spielt der bayerische Herzog Guigier oder Hungier, womit Welf I. gemeint sein soll, eine ausgezeichnete Rolle; er ist der vielgeliebte Freund des

Oberfeldherrn und Hauptthelden Gottfrieds von Bouillon und verrichtet die größten Waffenthaten vor Antiochia, die im Gedichte verherrlicht werden. Die bayerischen Krieger des Lieds waren für die Franzosen ein beständiger Gegenstand der Nachfolge und der Eifersucht; ihr Führer Olivier de Jussy, der gelegentlich einer Entsendung seine Kampfgefährten zum tüchtigen Ausharren im Streite anfeuern will, stellt ihnen die Schmach vor, „wenn sie fliehend zum Kreuzheere zurückkehren und die Bayern und Schwaben sie darob aushöhnen würden.“ Keine bedeutende Waffenthat geschieht, ohne daß sie an derselben rühmlichen Antheil nehmen. Unter anderm befreien sie ihren Herzog Hungier von den ihn umringenden Saracenen und „bedrängen im Vereine mit Franzosen, Burgundern u. s. w. den Sultan Kerboga derart, daß er sich über den Fluß Jordan zurückwünscht.“ Mit Ausnahme ihres Herzogs, der nachweisbar bei diesen Großthaten nicht zugegen sein konnte, geschieht keines ihrer Führer im Gedichte Erwähnung. Daß aber bayerische Krieger am ersten Kreuzzuge theilgenommen, ist ausgemacht. Bei der Belagerung Antiochias (Oktober 1097 bis Juni 1098) standen sie anfänglich nebst den Lothringern, Schwaben, Friesen, Sachsen und Franken vom Hundethor bis zum ersten unbesetzten Thor, dem Brückenthor. Jedenfalls bezeugt der Dichter nur eine Thatsache, die damals allen Abendländern im heiligen Lande sattsam bekannt war, nämlich die Tapferkeit und den Kriegsruhm der Bayern. So fest stand dieser, daß der italienische Dichter Torquato Tasso, der herrliche Sänger des „befreiten Jerusalem“, welches erst dem letzten Viertheil des 16. Jahrhunderts angehört, dem Siegeskranz Gottfrieds von Bouillon ein glänzendes Blatt entwunden glaubt, wenn er nicht wieder den bayerischen Herzog Welf I. mit einer Schar unsrer Ahnen beim ersten Kreuzzuge erwähnen würde. Bei Gelegenheit einer Heerschau, die Gottfried abhält, sagt er von Welf:

„Es trotzt sein Volk dem wilden Kriegsgebrause
und folgt ihm in den Tod mit kühnem Sinn,
den Winter bringt es gern bei heiterm Schmause,
gesellig froh in warmer Wohnung hin.
Fünftausend führt' er einst aus seinen Hallen;
zwei Drittel sind dem Perserschwert gefallen.“

Das Lobgedicht auf den heiligen Anno von Köln preist den kriegerischen Sinn der Bayern vor allen andern deutschen Stämmen, hauptsächlich durch den Spruch:

„Bayern zogen immer gern zum Streit“,

den man, ohne andern Völkern zu nahe zu treten, an die Spitze einer bayerischen Kriegsgeschichte setzen sollte. Gern deutet der Verfasser, ein Mönch vom dritten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts, das „norische[1]) Schwert“ des alten, lateinischen Odendichters Horaz auf ein „Schwert bayerisch“; er meint:

„denn man wollte wissen,
daß keine besser bissen,
die man je durch Helme schlug“,

und findet, diese Stärke sei dem Volke von jeher gut gewesen. Die dem Annoliede kurz nachgehende Kaiserchronik sagt:

„Rom, dich hat Bayerland geschändet“,

---

[1]) Norikum hieß bei den Römern das Land, welches das heutige Oesterreich südlich der Donau, Salzburg, Steiermark und Kärnten umfaßte. Das norische Eisen war schon im 2. Jahrhundert v. Chr. berühmt.

und selbst der große Cäsar kann erst nach der tapfersten Gegenwehr und einem höchst blutigen Kampfe (freilich alles in der vom Annoliede vorgetragnen, der Mythe angehörenden, aber tief aus der Volksthümlichkeit geschöpften Erzählung) die berühmte Regensburg bezwingen —

„Den Sieg, den Cäsar über sie[1]) gewann,
mit Blute mußt er ihn bezahlen."

Das Rolandslied, dessen erste deutsche Umarbeitung durch einen niederrheinischen Dichter an das Ende des 12. Jahrhunderts gesetzt wird, nennt die Bayern „Helden auserkoren" und erwähnt von ihnen:

„Ein kühner Volk war nimmermehr."

Der berühmteste unter den mittelhochdeutschen Minnesängern, Wolfram von Eschenbach, der sich selbst einen Bayern nennt, urtheilt in seinem, zwischen 1205 und 1215 vollendeten Ritterepos „Parzival", dem tiefsten und großartigsten Gedicht des ganzen 13. Jahrhunderts:

„Ein Vorzug, den wir Bayern tragen,
muß ich von den Waleisen[2]) sagen:
sie sind toller, denn ein bayrisch Heer
und doch allzeit bei mannlicher Wehr."

Jenen Tagen gehört auch das volksmäßige Heldengedicht „Biterolf und Dietleib" an, in welchem es über Bayern heißt:

„Vom Streite red't da mehr ein Knecht,
denn dreißig Ritter anderswo."

Wenn am Ausgang des Mittelalters Aventin, der eigne Sohn des bayerischen Volks, von demselben in seiner derben, aber gewiß sehr richtigen Charakteristik sagt: „es verlegt sich mehr auf den Ackerbau und die Viehzucht als auf den Krieg, dem es nicht viel nachläuft", so bezieht sich dieser Ausspruch begreiflich nicht auf die direkte oder indirekte, freudige Vertheidigung des heimatlichen Bodens, sondern nur auf das fremde Reislaufen, das damals — wie auch später — besonders bei den Schweizern in Blüte stand. Aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs sei nur die Schlacht am weißen Berg vor Prag (8. November 1620) erwähnt, über die der Kurfürst Maximilian I. als Führer an den deutschen Kaiser Ferdinand II. schrieb: „Alle meine Truppen haben sich wohl gehalten", und der kühne Zug Johann von Wörths mit bayerischen Reitern im August 1636 bis unter die Mauern von Paris, so daß sich ein großer Theil der Bewohner nur mehr hinter der Loire sicher glaubte und aus der Hauptstadt floh. Wörths gefürchteter Name ging in ein französisches Volkslied über, und noch lange nachher schreckten französische Mütter mit ihm und seinen Dragonern die kleinen Kinder. Die Thaten der Bayern in den Türkenkriegen, vorzüglich unter Kurfürst Max Emanuel, den die Muselmänner nur „den blauen König" nannten, legten den denkwürdigen Grundstein zur Geschichte des heutigen bayerischen Heeres. Im Jahre 1812 sagt der russische Schriftsteller Okouneff, also ein damaliger Feind, über die Tapferkeit unsers Fußvolks: „Ich habe in der Schlacht von Polotzk Gelegenheit gehabt, mich von

---

[1]) Die Bayern.
[2]) Die Bewohner von Valois, eines ehemaligen Bezirks im nördlichen Frankreich.

derselben zu überzeugen, und ich muß sagen, die bayerische Infanterie ist eine der bravsten in Europa." Die Haltung und die Leistungen der bayerischen Armee im jüngsten Kriege unter mehrmals ungewöhnlich schwierigen Verhältnissen leben noch täglich im Bewußtsein der dankbaren Zeitgenossen und haben aus erlauchtem Munde wiederholt die vollgültigste Anerkennung gefunden.

Allein so erhebend und rühmlich nun auch diese, sowie eine große Anzahl andrer nicht aufgeführter Zeugnisse ernster kriegerischer Vergangenheit sind und die dadurch nichts, wie manchmal gesagt wird, an Werth und Bedeutung verlieren, daß sie theilweise weit entlegnen Tagen angehören: es wäre doch äußerst gefährlich, sie zu einem bequemen Ruhekissen zu mißbrauchen und damit gleichsam auf frühern Lorbern einzuschlafen. Wie ererbter Adel nur ein Geschenk, erworbner dagegen ein Verdienst ist, müssen auch die tapfern Thaten unsrer Väter, mit Recht unser Stolz, uns bloß zur eifrigen Nachfolge spornen, nicht aber in Selbstüberhebung gerathen lassen. Eine ruhmvolle Geschichte bietet immer nur die gegründete Hoffnung, doch nicht die sichre Bürgschaft für die gleiche Zukunft. Jedes neue Geschlecht, das durch den festgefügten Rahmen des Volksheeres geht, muß gegebnen Falles seinen guten Namen wieder neu erwerben. Mehr als einem Volk und Heer ist das Pochen auf eine glorreiche Vergangenheit zum Verhängnis geworden. Deshalb soll auch der jüngste Soldat während unablässiger Friedensarbeit schon einen Begriff von dem alten Kriegsgrundsatz haben, daß „ein Heer wohl hundert Jahre unbeschäftigt, jedoch nicht einen Tag unvorbereitet sein darf", und sich an das Sprichwort erinnern: „wer rastet, der rostet", das ein militärischer Dichter zu den beherzigenswerthen Versen erweiterte:

„Es braucht der Friede nicht des Schwertes scharfe Schneide;
fast ist es ihm ein Greul, ruht selbst es in der Scheide.
So sprich! Wie heißt das Oel, das jedem Roste wehrt,
wenn er, kaum recht bemerkt, des Eisens Kraft verzehrt? —

8. Einige Züge aus dem Leben Maximilians II.

Nach Friedrich Wilhelm Bruckbräu „Ehrenspiegel des Hauses Wittelsbach".

Zu Palermo, der Hauptstadt Siciliens, war am 31. März 1853 die ganze Stadt in grosser schmerzlicher Aufregung. Unter mehreren andern, welche man beschuldigte, an der grossen „Verschwörung" theil genommen zu haben und die deshalb zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt wurden, befand sich auch Johann Baptist Castiglia, ein junger Mann von 23 Jahren. Wie man allgemein sagte, hatte er in den Revolutionszeiten Kriegswaffen als Handelssachen kommen und dann, um sie nicht ganz zu verlieren, in einem ihm gehörenden Waarenhause vermauern lassen. Er war wegen Verheimlichung von Waffen der Todesstrafe verfallen. Verzweiflung herrschte in der zahlreichen, allgemein geachteten Familie; der siebzigjährige Vater des Verurtheilten, seine Brüder, ihre Frauen, die Kinder im Arm oder an der Hand, die arme Gattin des Verurtheilten mit zwei Kinderchen, liefen von Haus zu Haus zu Freunden und Bekannten, um Schutz und Fürsprache zu finden bei den Behörden. Umsonst!

Da fiel es einem Freunde der Familie ein, auch hier lebe ein Fürst, unter den deutschen der ersten einer, von einem Stamme, an dessen Glieder nie ein Bedrängter, hoch oder niedrig, in seiner Noth sich umsonst gewendet. Dieser Fürst war König Maximilian, eben damals auf einer Reise nach Italien dort anwesend. Die junge Frau mit ihren Kinderchen fand ihn, wie

er gerade auf der Terrasse hinter dem Palaste Butera die erfrischende Seeluft einathmete. Sie warf sich ihm zu Füssen, und er nahm sie gütig auf und gab, so viel er vermochte, der Armen einen Schimmer von Hoffnung und Trost. Er zog nähere Erkundigungen ein, um für den Fall, dass der Unglückliche es verdiene, Fürsprache einlegen zu können und wenigstens Aufschub in Vollstreckung des Urtheils zu erhalten, bis von Neapel die höchste Entscheidung einträfe.

Der hochherzige König verwendete sich für den Verurtheilten, und schnell traf aus Neapel die volle Begnadigung nicht nur für diesen, sondern auch für zwei seiner Gefährten in Palermo ein. König Maximilian wollte bei dieser unvergesslichen Segensthat nicht genannt sein; aber aus den zahllosen Freudenthränen der Geretteten und ihrer Familien erglänzte sein edles Bild als Schutzengel, von den bebenden Lippen begeisterter Dankbarkeit klang sein hochgepriesner Name durch ganz Italien und vor allem empor zum Throne des allmächtigen und allgütigen Vergelters aller Werke christlicher Barmherzigkeit und wahrer Menschenliebe.

Ein Fremder ging in den Arkaden des Hofgartens zu München, um sich in den Kunstverein zu begeben, erfuhr aber von einem eben das Lokal verlassenden Einheimischen, dass man dort durch ein Mitglied eingeführt sein müsse. Schon wollte er traurig seines Weges gehn, als er einem andern hinzutretenden Herrn sein Bedauern klagte, diesen Theil der Merkwürdigkeiten von Bayerns Haupt- und Residenzstadt nicht besichtigen zu können, da er niemand kenne, der ihn einführen dürfe. „Ich bin Mitglied“, äusserte der Herr, „und führe Sie ein.“ Mit diesen Worten begleitete er den Fremden die hohe Treppe hinauf, stellte ihn dem Vereinsdiener als eingeführten Gast vor und entfernte sich sogleich, ohne den Dank des Kunstfreundes abzuwarten, der zu seiner höchsten Ueberraschung erfuhr, dass dieser so überaus freundliche Herr kein andrer war, als der leutselige König Max.

Einst genehmigte der König aus tief religiöser Menschenliebe gerade am Vorabende eines Weihnachtsfestes die Begnadigung eines Militärsträflings. Die Beförderung dieses Gnadenaktes auf dem regelmässigen Dienstwege hätte sich bis nach den Feiertagen verzögert. Um nun diese dem Gefangnen zu wirklichen Tagen der schönsten Feier zu machen, geschah auf ausdrücklichen Befehl Maximilians die Expedierung noch am späten Abend, und so die Entlassung des Begnadigten wenige Stunden nachher.

Am 13. April 1859 entging König Max II. glücklich einer höchst drohenden Lebensgefahr. Als der Monarch an diesem Tage mittelst eines Extrazugs auf der Eisenbahn nach Augsburg reiste, sollte auf sein Geheiss so schnell als möglich gefahren werden. Es wurden deshalb zwei Lokomotiven gebraucht, obwohl der den König begleitende Ingenieur sein Bedenken darüber aussprach, indem bei dem verhältnissmässig zu leichten Gewichte des Zuges eine solche Schnelligkeit ohne Gefahr nicht eingehalten werden könne. Der König legte jedoch hierauf keinen Werth und so geschah es, dass der Zug zwischen den Stationen Lochhausen und Olching entgleiste. Der Train wurde zum Glück wieder geordnet, und der König gründete aus Dankbarkeit gegen die Vorsehung für die Rettung aus augenscheinlicher Lebensgefahr auf eigne Kosten das Maximiliansstift zu Neuberghausen bei München für alleinstehende Töchter unbemittelter Beamten.

Während seiner Anwesenheit in Wien verweilte König Max täglich viele Stunden in der Bildergallerie am Belvedere. Einfach bürgerlich ge-

kleidet, erkannte niemand in dem äusserlich so anspruchslosen Manne einen regierenden Fürsten. Der Eifer und Ernst, womit er die Kunstgegenstände betrachtete, liessen vermuthen, dass er, selbst ein Künstler, die Vorbilder grosser Meister studiere.

Ein junger Maler, den ein gleicher Zweck in die Kunstanstalt führte, und der den König täglich da erblickte, näherte sich demselben mit jener Vertraulichkeit, welche die Gemeinsamkeit der Bestrebungen einflösst, und liess sich mit ihm in ein Gespräch über Kunst und deren Erzeugnisse ein. Die Anschauungen des Königs machten einen grossen Eindruck auf den jungen Mann, welcher zuletzt, dem König von Bayern die Hand reichend, entzückt ausrief: „Wir müssen Freunde werden!“

Der König nahm die dargebotne Rechte des Kunstjüngers an und erklärte, er schätze sich glücklich, der Freund eines so strebsamen Mannes zu sein; „aber“, fügte er bei, „Sie müssen noch vieles lernen!“

„Pah!“ erwiderte der Künstler, „lass das Sie bei Seite, nenne mich einfach Du! Ich heisse Huber, und Du, wie ist dein Name?

„Ich heisse Wittelsbach“, versetzte der König. „Wittelsbach? diesen Namen kenn' ich nicht, und doch glaub' ich, einen bedeutenden Künstler vor mir zu haben. In Deinem Alter, mein bester Wittelsbach, muss man es schon zu etwas gebracht haben, oder man bringt es nie zu etwas.“

„Das gebe ich zu“, antwortete der König, „aber die Verhältnisse —“

„Ja, die Verhältnisse“, unterbrach ihn der Maler. „Du meinst das Geld; mit dem leidigen Gelde hat's auch bei mir einen Haken. Wenn ich Geld hätte, ich müsste ein grosser Meister werden.“

„An Geld mangelt es mir eigentlich nicht“, sagte der König; „aber andre Dinge übten einen mächtigen Einfluss, die mich von der Kunst, der ich mit Leib und Seele angehöre, abzogen, z. B. die Politik.“

„Pah! Wer wird denn Politik treiben“, versetzte Huber. „Weisst Du, Bruder, ich möchte bei Dir etwas pumpen.“

„Mit Vergnügen. Wie viel soll ich Dir leihen?“

„Meinetwegen fünf Gulden.“

„Aber, Freundchen, ich habe kein Geld bei mir.“

„Da geht es Dir gerade so, wie mir.“

„Wenn du bis morgen warten willst, kann ich Deinem Verlangen nachkommen; ich werde Dir, wenn Du es wünschest, mit mehr dienen.“

„Ich brauchte heute noch das Geld, denn, mein lieber Wittelsbach, mir geht's schwach; mein Magen knurrt wie ein ungeschmiertes Rad, und Farben kann ich nicht essen.“

„Wo wohnst Du?“

Der junge Mann nannte seine Adresse.

Mit dem Glockenschlage 12 Uhr erschien ein Bedienter in Livrée bei Huber.

„Herr Wittelsbach“, meldete er, „lässt sich entschuldigen, er kann nicht selbst kommen, doch grüsst er Sie und schickt Ihnen dies.“

Der Diener legte ein Packet Noten — 300 Gulden — auf den Tisch des erstaunten Künstlers und entfernte sich.

Am folgenden Tage suchte Huber seinen neuen Freund in der Bildergallerie auf. Der Freund erschien nicht. Ein Saaldiener, an den sich Huber wendete, löste das Räthsel. Als Huber den Namen und die Würde seines Wohlthäters erfuhr, war er sehr überrascht und entschloss sich an den König von Bayern seinen Dank abzustatten, doch hütete er sich, ihn Du zu nennen. Die Antwort auf dieses Schreiben erfolgte bald und enthielt die Zusicherung einer Jahrespension von 300 Gulden.

Die milde Lebensweisheit und geistig geklärte Herzlichkeit, welche den edlen Fürsten im persönlichen Umgang so überaus liebenswürdig erscheinen liessen, äusserten sich in staatlichen und politischen Geschäften als abwägende, vermittelnde Thätigkeit, die allen Erfolg von der Wahrung des Rechtsstandpunktes erwartete. Aus einer Mischung dieser Anlagen von Gemüth und Verstand mag jener versöhnliche, seither so oft erwähnte Ausspruch entstanden sein, den Maximilian II. im Jahre 1859 machte, als sich störende Einflüsse zwischen ihn und sein Volk drängen wollten und der dann bei seinem Ableben den Anlass zu nachfolgendem poetischen „Blatt auf den Sarg des besten Königs“ gab:

Das war ein Wort, das uns ins Herz geschnitten,
ein Wetterstrahl in blauer Mittagsstunde —
„Todt König Max!“ — so bebt's von jedem Munde
und heisse Thränen sagten, was wir litten.

Der Beste todt in seines Weges Mitten,
den wir geliebt, aus tiefstem Herzensgrunde,
der uns geliebt! — Mit seinem Volk im Bunde
ist noch kein König herrlicher geschritten!

Was er für Deutschland war in Sturmeswettern,
was er uns gab von seinen Gottesgaben,
goldstrahlend steht's auf der Geschichte Blättern.

Und in den Herzen bleibt es eingegraben,
das schöne Wort mit ew'gen Liebeslettern:
„Mit meinem Volke will ich Frieden haben!“

B. Lehrhaftes.

1. An meinen Sohn Johannes.

Matthias Claudius.

Gold und Silber habe ich nicht, was ich aber habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehn muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehn als du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzt, und ich habe manchen Stern am Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehn.

Darum will ich dir einigen Rath geben und dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehrt hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist, und ist nichts wahr, was nicht besteht.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn sieh nur, alle andern Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehn dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt und wie eine hohe, bleibende Wand an der die Schatten vorüber gehn. Alle Dinge mit und neben ihm gehn dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgiltig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weis machen, daß er sich rathen könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare sieht er nicht und kennt sie nicht.

Spare dir denn vergebliche Mühe, und thu dir kein Leid, und entsinne dich dein!

Halte dich zu gut, böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding!

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das sieh, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort!

Bleib der Religion deiner Väter getreu.

Scheue niemand so viel als dich selbst! Inwendig in uns wohnt der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Aegypter. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun, und was du sinnst und vorhast, schlage zuvor an deine Stirn, und frage ihn um Rath! Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend u. s. w. geredet wird, da höre fleißig zu! Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Hut; denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehn langsamern Schritts.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern, und wo Geräusch auf der Gasse ist, da geh fürbaß!

Wenn dich jemand will Weisheit lehren, so sieh in sein Angesicht! Dünkt er sich hoch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn, und geh seiner Kundschaft müßig! Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünkt, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Wenn es dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie und nicht das Deine, und brich deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen!

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für dich abgehe, und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure!

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn, und verstehn ist viel besser.

Lehre nicht andre, bis du selbst gelehrt bist!

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gern ihretwegen hassen; doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin!

Thu das Gute vor dich hin, und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird!

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen!

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre!

Gehorche der Obrigkeit, und laß die andern über sie streiten!

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue dich schwerlich!

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thu mit Fleiß!

Schmeichle niemand, und laß dir nicht schmeicheln!

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient!

Werde niemand etwas schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären!

Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer!

Mache niemand graue Haare; doch wenn du recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen!

Mißtraue der Gestikulation, und geberde dich schlecht und recht!

Hilf und gib gern, wenn du hast, und dünke dir darum nicht mehr, und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dir darum nicht weniger!

Sage nicht alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst!

Hänge dich an keinen Großen!

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen!

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und geh ihnen nach! Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Thu, was des Lohnes werth ist, und begehre keinen!

Wenn du Noth hast, so klage sie dir und keinem andern!

Habe immer etwas gutes im Sinn!

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht!

Steh deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir!

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth, und geh nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben!

Dein treuer Vater.

2. Militärische Grundsätze.

Aus der Vorrede zu den Dienstvorschriften des königlich preußischen Gardekorps vom Jahre 1828.

Das erste Erfordernis eines jeden Soldaten ist: religiöse Liebe und Anhänglichkeit an den König und Heilighaltung des geleisteten Eides der Treue. Ein Jeder wirke dahin, bei seinen Untergebnen diese Gefühle zu erhalten, zu befestigen, zu nähren und zu bestärken. Sie gehn Hand in Hand mit echt religiösem und moralischem Sinne, der aber wohl zu unterscheiden ist von der religiösen Schwärmerei. Diese ist ebenso nachtheilig und verwerflich als ihr Gegentheil, die Irreligiösität. Beide müssen daher unserm Stande gleich fern bleiben.

Demnächst muß der Soldat seinen Stand achten und lieben lernen. Dazu ist erforderlich, daß er von seinen Vorgesetzten eine stets gleiche und gerechte Behandlung erfahre; — daß er wahrnehme, wie keinem, ohne Ausnahme, eine Unordnung oder Unziemlichkeit nachgesehn werde, und daß er in beiden Beziehungen richtige Vorbilder an seinen Vorgesetzten finde. Verdientes Lob darf nicht ausbleiben, es gibt dem Tadel erst seinen Nachdruck, nur soll es nicht in überschätzende Lobpreisung ausarten und niemals auf Kosten andrer Truppen oder Soldaten ertheilt werden; denn sonst erzeugt es Eitelkeit, Dünkel und Neid, statt den Ehrgeiz zu beleben und zum Nachstreben anzufeuern.

Was der Soldat zu lernen hat, ist mannigfaltig und wird dadurch viel, daß er es in dem bedingten kurzen Zeitraum dreier Dienstjahre erlernen und anwenden lernen muß. Es ist daher von allen Vorgesetzten strenge darüber zu wachen, daß nur das Erforderliche gelehrt und das Erlernte nicht mehr geübt werde, als nothwendig ist; denn der Soldat muß zwar immer in Beschäftigung erhalten, aber nicht ermüdet werden, sonst gehen Kraft und Lust zu besondern Anstrengungen verloren. Ist daher ein Exerzitium einmal erlernt, so werde es nur so viel geübt, als erforderlich ist, damit es nicht wieder verlernt werde; geht eine Uebung gut, so kürze man sie ab und dehne sie nicht bis zu einer etwa vorher bestimmten Stunde aus. Was der Soldat außer seinem Exerzitium erlernen muß, beschränke sich auf das, was einem Unteroffizier zu wissen ganz unentbehrlich ist, denn nicht das nur verwirrende Vielwissen thut noth und wird gefordert, sondern das richtige und gründliche Wissen des Wenigen, welches gar nicht entbehrt werden kann.

Vor allen Dingen lehre man den Soldaten seinen Beruf: — die Sache des Königs und des Vaterlands zu verfechten und zu vertheidigen — als den höchsten und achtbarsten schätzen; — daß hierauf die Achtung beruht, welche der König selbst unserm Stande erweist, und die er in der ganzen Monarchie genießt; daß es aber für jeden Einzelnen noch nicht genügt, bloß zu diesem Stande zu gehören, um dieser ihm gebührenden Achtung würdig zu sein, sondern daß vielmehr das Verhalten jedes Einzelnen diesem Ehrenstande entsprechen, ja, daß der Unwürdige aus demselben ausscheiden muß. Alle königlichen Verordnungen über die Behandlung, die Ausbildung, die Belohnung und die Bestrafung des Soldaten sind in diesem Sinne erlassen, alle königlichen Einrichtungen für die Armee sind berechnet nach solchen Zwecken. Dahin gehören z. B. die Verpflegung und Beköstigung des Soldaten, sein Kasernement, seine Bekleidung. Erstre gewähren dem Soldaten eine hin-

reichende und schmackhafte Kost, eine gesunde und anständige Wohnung, die ihm ohne diese Einrichtungen nicht in dem Grade werden könnten; sie befördern das kameradschaftliche Verhältnis und durch das Beisammensein die Fröhlichkeit, die dem jungen Soldaten wohl erhalten werden muß. Deswegen dürfen die Kasernvorschriften nur die Aufrechthaltung der Ordnung bewirken, ohne jemals in eine klösterliche Strenge auszuarten. Wer seinen Stand achten soll, muß auch etwas auf seine Person halten. Darauf ist die Bekleidung des Soldaten in Rücksicht der Tüchtigkeit und des Aeußern reichlich berechnet. Es ist daher sehr darauf zu halten, daß der Soldat in beider Hinsicht stets wohlbekleidet sei, und zwar in und außer dem Dienste, in der Kaserne wie außer dem Hause. Jedes Kleidungsstück muß aber eine Kriegsbrauchbarkeit haben, und daher wohl darüber gewacht werden, daß die leicht in Putzsucht ausartende natürliche Eitelkeit der Jugend nicht unbemerkt Zweckwidrigkeiten im Anzuge des Soldaten hervorbringe. Die wenigen, bloß zum Putze einer Parade vorhandnen Artikel, z. B. Haarbüsche u. s. w., sind bestimmt und bedürfen keiner Zusätze.

Hat erst der Soldat seinen Stand achten und lieben gelernt, so wird es ihm leicht werden, sich der Subordination zu fügen, und dem Vorgesetzten wird es minder schwer werden, sie zu üben. Sie ist unerläßliches Erfordernis und darf keinen Augenblick außer acht bleiben. Deswegen ist aber nothwendig, daß sie niemandem wie ein dunkler Begriff vorschwebe, sondern daß jedem völlig klar sei, was sie ist, worin sie besteht. Allzu oft werden die Begriffe von Disciplin und Subordination durcheinander geworfen. Militär-Disciplin ist die Vorschrift und Regel, nach welcher der Soldat aller Grade lebt, handelt und wirkt. Sie umfaßt alle Militärgesetze, Vorschriften und Reglements. Subordination ist ein Theil der Disciplin, als ein solcher in der Disciplin mitbegriffen. Sie bezeichnet: die Unterordnung der verschiednen Grade, die Rechte, Befugnisse und Pflichten derselben gegen einander. Verletzung des dem Vorgesetzten gebührenden Gehorsams oder der ihm schuldigen Achtung, wissentlicher Eingriff in seine Rechte, kurz jedes Vergehen gegen den Obern als solchen, ist ein Subordinations-Vergehen. Jedes Subordinations-Vergehen ist demzufolge ein Disciplinar-Vergehen, aber nicht jedes Disciplinar-Vergehen ist ein Subordinations-Vergehen. Zur Aufrechthaltung und Handhabung der Disciplin dient die Disciplinar-Gewalt; sie ist die Gewalt, welche dem Vorgesetzten gegen seine Untergebnen gesetzlich zusteht; sie ist der Inbegriff aller Rechte und Befugnisse der Vorgesetzten. Die Disciplinar-Strafgewalt ist ein Theil derselben; ihr sind alle Disciplinar-Vergehen (folglich auch alle Subordinations-Vergehen) unterworfen, auf denen kein höheres Strafmaß steht, als dem Vorgesetzten persönlich verliehen ist. Uebersteigt die Strafe die ihm verliehne Disciplinar-Strafgewalt, so tritt die richterliche Strafe durch Urtheilsspruch ein.

Das Wesen der Subordination ist nicht bloß einseitig, sondern es ist gegenseitig, indem sie dem Untergebnen nicht nur Pflichten gegen den Vorgesetzten auferlegt, sondern zugleich die Rechte des Untergebnen feststellt. Daher sei jeder Vorgesetzte wohl auf seiner Hut, bei seinen Anordnungen den Kreis seiner Befugnisse nicht zu überschreiten, damit er nicht einerseits gegen den höhern Vorgesetzten selbst einer Subordinations-Verletzung, und andrerseits gegen den Untergebnen eines Mißbrauchs der Disciplinar-Gewalt sich schuldig mache, und nicht gebiete, wo er nicht gebieten sollte. Tritt ein solcher wirklicher Mißbrauch ein, so ist er von doppeltem Nachtheile; einmal, weil die

unbefugt getroffne Anordnung (also das Unrechte) von dem Untergebnen ausgeführt werden muß, vermöge des unbedingten Gehorsams, zu dem er verpflichtet ist, — dann aber, weil der Untergebne dadurch verpflichtet wird, gegen den Vorgesetzten nachträgliche Beschwerde zu führen. Eine begründete Beschwerde gegen die Vorgesetzten ist aber an sich ein beinahe eben so großes Uebel, als eine Insubordination. Doch muß das Gesagte den Vorgesetzten nicht zur ängstlichen Unschlüssigkeit im Handeln verleiten; diese würde schlimmer sein, als beides. Man mache sich nur vertraut mit dem Dienste und werde geläufig in den Subordinations-Verhältnissen, dann bedarf es bei einigem Takte in eintretenden Fällen kaum einer kurzen Ueberlegung, und man wird richtig und entschlossen handeln.

Die Subordination fordert einen unbedingten Gehorsam, aber sie macht deshalb den Soldaten nicht zur todten Maschine. Wer diese Folgerung ziehen wollte, würde sich eines, den militärischen Geist völlig lähmenden Fehlschlusses schuldig machen. Der unbedingte Gehorsam verlangt nicht, daß der Untergebne keinen Willen, keine Einsicht habe, nein, er begehrt etwas weit Höheres; er verlangt, daß der Untergebne seinen Willen dem Willen, dem Befehle des Vorgesetzten, — seine Einsicht der des Vorgesetzten unterordne und unterwerfe, ohne Einwand irgend einer Art. Unbedingt muß der Befehl des Vorgesetzten vollzogen werden, doch die Art, wie dies geschieht, ist mehrfach verschieden. Wird außer dem Gegenstande des Befehls auch die Art und Weise vorgeschrieben, wie der Befehl ausgeführt werden soll, so ist er ein Befehl im engern oder strengern Sinne des Worts, bei dessen Ausführung nur die Vorschrift befolgt wird, ohne daß dabei ein eigentliches Selbsthandeln stattfindet. Aber nur ein Theil, ja selbst nur die Minderzahl der Befehle läßt eine solche Ausführung zu, oder fordert eine solche, die man rein reglementarische Ausführung nennen könnte. Ein andrer und bei weitem größrer Theil der Befehle bestimmt den Gegenstand, überläßt aber die Art der Ausführung, die Wahl der Mittel, dem Ausführenden; — versteht sich nach den einmal als allgemein leitend aufgestellten Grundsätzen. Bei dieser Art der Befehle, welche alle Instruktionen in sich begreifen, ist der zu verlangende Gehorsam ebenso unbedingt, aber der Ausführende hat einen Spielraum für seinen Willen und seine Einsicht. Endlich kann ein zu ertheilender Befehl eine bloße Anweisung sein, daß etwas unter gewissen Verhältnissen geschehn soll. Hier hat der Ausführende außer der ihm überlassnen Art der Ausführung auch noch den Fall selbst zu prüfen, ob es derjenige ist, in welchem er handeln soll. Zeigt sich derselbe wirklich eingetreten, so ist seine Verpflichtung, den erhaltnen Befehl nun auszuführen, eben so unbedingt, wie bei den frühern Befehlen; aber er hat nur die allgemein festgestellten Grundsätze und die Aehnlichkeit andrer Fälle zur Vorschrift.

Aus dem Gesagten wird zur Genüge hervorgehn, daß strenge Subordination den Untergebnen nicht zur Maschine macht, auch eine maschinenmäßige, willenlose Ausführung der Vorschriften und Befehle unter manchen Umständen weder fordert noch zuläßt. Wäre dies der Fall, dann würde zwischen dem obersten Vorgesetzten und dem letzten Untergebnen jede Zwischenstufe, jede Zwischenbehörde überflüssig, — jeder eigne Wirkungskreis, jede eigne Verantwortlichkeit derselben unmöglich sein. Es zeigt das Gesagte aber auch, daß selbst in den Fällen, wo keine besondre Vorschrift, sondern nur aufgestellte Grundsätze als leitend gegeben sind, ja selbst da, wo sogar von diesen nur eine ähnliche An-

wendung gefordert zu werden vermag, eine strenge Subordination nicht minder bestehen kann, sondern auch bestehen soll und muß.

Die Ehre ist das Eigenthum eines jeden Menschen und gehört folglich allen Ständen an; denn sie ist nichts mehr und nichts weniger, als die vollständigste Erfüllung aller Pflichten, die es zuläſsig macht, sich wegen jeder Handlung des Lebens furchtlos vor jedem Gericht, wie vor dem eignen innern Richter zu stellen. Aber die Pflichten sind verschieden in jedem Stand und Beruf, und mit der Verschiedenartigkeit der Berufspflichten wechseln daher auch die besondern Anforderungen der Ehre, außer der sich überall gleich bleibenden allgemeinen Anforderung derselben. Kein Stand legt so gesteigerte Berufspflichten auf, als der unsrige, in keinem Verhältnis erscheint daher die Ehre in einem höhern Grade, als in dem unsrigen; denn zu ihrer Erfüllung und Erhaltung sind wir verpflichtet, das höchste irdische Gut, das Leben, einzusetzen. Dies ist nicht etwa eine willkürlich selbst auferlegte Verpflichtung, sondern im Staatszweck gegründet, der uns zu Verfechtern und Vertheidigern der Sache des Königs und des Vaterlands beruft. Wer zur Vertheidigung und Aufrechthaltung dieser allerhöchsten Zwecke so unmittelbar durch seinen Stand verpflichtet ist, und zwar mit und durch Aufopferung des eignen Lebens, dessen unerläßliche Tugenden sind: Treue und Anhänglichkeit bis zur vollständigsten und uneigennützigsten Aufopferung seiner selbst, welche wieder die zuverläſsigste Wahrhaftigkeit und den unerschütterlichen Muth bedingen — diese selbständigsten aller Tugenden — neben der größten Hingebung und strengsten Unterordnung, welche die Subordination in dem unbedingten Gehorsam auferlegt. Diese Tugenden zu üben, zu erhalten und zu bewahren, dies ist die Ehre unsers Standes, die herrlichste Blüte und das kostbarste Kleinod desselben. Zweifel an jenen Soldatentugenden ist daher Beleidigung der Ehre, die nur Anerkennung begehrt, aber keinen andern Lohn kennen kann und darf, als den, welchen das innre Bewußtsein gewährt. Sie ist daher recht eigentlich das Heiligthum des Einzelnen wie des ganzen, geradehin auf sie gegründeten Standes. Sie ist eines Jeden höchstes Gut, das er vor allem andern rein zu bewahren und zu erhalten hat; sie ist seine Belohnung im Glück, sein Trost im Unglück, — das Ziel, dem er nachjagt und das sich ewig erneut, so oft es auch erreicht werden mag; sie stählt den Muth und adelt die Tapferkeit; sie kennt nicht Gefahr und Beschwerden, und macht Entbehrungen leicht. Sie führt zur strengsten und lebendigsten Erfüllung aller Dienstpflichten und Obliegenheiten, und zeigt jedem die leiseste Vernachläſsigung derselben als eine Ehrenkränkung, die er sich selbst anthut; denn ein jedes Nachlassen im Diensteifer ist ein Nachlassen der Ehre, weil diese keinen Rückschritt duldet. Sie spornt vorwärts und treibt zu Thaten, die ihr den Ruhm beigesellen. Nicht immer ist zu solchen Thaten Gelegenheit; dann wird die Ehre selbst der Ruhm eines Jeden, die sich in untadelhafter Pflichterfüllung bewährt.

Alle Vorgesetzten sind Glieder einer Kette, Theile eines Ganzen, in welchem ihnen die Pflicht gebietet, die Ehre sie leitet, die Achtung und das Vertrauen sie vereinigt, — Treue, Eifer, reger Wille ihnen von den Untergebnen entgegenkommen. Mit solchen Mitteln ist es stets gelungen, rühmlichst das schöne Ziel zu erreichen, nach welchem alle in der Armee streben.

3. Die Religion des Soldaten.

Frei nach Karl Graf Bigot v. Saint-Quentin.

„Licht im Kopfe und Liebe im Herzen."
Grüvell.

Unter den geistigen Gegenständen ist für jeden Menschen die Religion der heiligste und wichtigste. Wichtig musz uns ein Gegenstand wohl sein, dessen Lehre uns durch unser ganzes Dasein beseligen soll; ein Gegenstand, der — gleich dem vertrautesten Freunde — unser Tröster in Weh und Kummer, unsre Zuflucht in Noth und Widerwärtigkeit, unsre letzte Hoffnung im Unglück bleibt, und der uns zufrieden leben und muthig sterben lehrt. Und heilig musz uns ein Gegenstand sein, der von den höchsten Wahrheiten handelt, von einer Weisheit, die auch dem Einfältigen im Geiste nicht versagt ist, weil sie nicht mit dem Verstande erworben, sondern im Herzen erweckt wird. In welchem Glauben auch der Mensch geboren sein mag, in einer Wahrheit, in einer heiligen Dreifaltigkeit — Gott, Tugend und Unsterblichkeit — begegnen sich alle vernünftigen Religionen, und äuszern sich heute mehr und mehr in werkthätiger Nächstenliebe. Das Licht im Kopfe beleuchtet dies wunderbare Geheimnis, ohne es je ganz zu erhellen; die Vernunft nennt es, aber sie enträthselt es nicht, denn nur im Gemüthe, nur im himmlischen Geschenke des Glaubens vermögen wir das Unaussprechliche zu ahnen. Eine unendliche Liebe klopft in der Religion an der Menschen Herz und ruft darin die Liebe auf zu Gott und zu unserm Nächsten. Liebe zu Gott über alles! weil sich in seiner Heiligkeit unser Ein und Alles begrenzt; Liebe zu den Menschen unsre nächste Pflicht! weil wir den Schöpfer in seinem höchsten Werke ehren, und Selbstachtung sich nur im Erkennen der Menschenwürde begreift. Laszt immerhin die Religion des Soldaten in die wenigen Worte zusammenziehen: „Licht im Kopfe und Liebe im Herzen", woraus die Frömmigkeit der That entsteht. Mit der Bitte um Licht im Kopfe und Liebe im Herzen beginne das tägliche Vaterunser; wird dies Gebet erhört, dann werden wir muthig fortschreiten in unsrer Vervollkommnung, dann werden wir treu und fest unsern Pflichten leben, in Geduld des Himmels Schickung tragen, den Willen des Herrn erkennen, im Unglück nicht verzagen, als Mensch den Menschen ehren, als Christ unsre Feinde lieben, als Soldat zu unsrer Fahne stehn „und wenn die Welt voll Teufel wäre".

Dem Soldaten ist die Religion nicht wie dem Priester Stand, Bestimmung und einziger Beruf, so sehr sich auch in stürmischen Tagen oft Kreuz und Schwert nähern; dem Soldaten ist sie zunächst Trost und Stütze fürs ganze Leben; darin liegt für uns Krieger ihre eigentliche Beseligung, und darin finden wir den Zweck alles Betens. Religion ist uns kein Joch, kein Zwang, keine eiserne Pflicht, sie ist nur Schild und Schirm gegen Unglück und Schicksal. In den Adel soll sie unsre Seele erheben, denn der Adel wohnt in der Tugend, die Tugend in der Liebe, die Liebe in Gott, und für dieses unser eignes Heil haben wir die Religion, zu unserm eignen Troste, für unsre eigne arme Seele. Uns ist weder die Zeit vergönnt, noch der Beruf geworden, mit Wallfahrten und Prozessionen zu marschieren, auf der Kirchenbank zu lagern und unser Tagwerk mit dem Rosenkranze zuzubringen, aber wissen sollen wir es und fühlen, dasz uns das einfachste fromme Gebet unmittelbar in Gottes heilige Nähe hebt; dasz er uns hört, so oft wir ihn mit ganzer Seele rufen; dasz er uns hält im Getümmel der Schlacht, uns schützt beim Sturm, uns hilft in Noth und Tod: „Und ob ich auch wandle im Schatten des grimmigen Todes, will ich dennoch nichts fürchten, denn du, o Herr, bist bei mir!" Ja, er ist bei uns, wenn die Granate in unsern Reihen platzt, wenn wir einsam unter

Verwundeten und Sterbenden liegen und — wenn keine Menschenhand unser brechendes Auge schlieszt, „des frumben landsknecht Sel nimmbt Gott selbst aus dem irdischen leyb", und der Herr der Heerscharen, der oberste aller Kriegsherren, richtet einst die tapfern Soldaten nicht wie Kapuziner, sondern wie Männer und Ritter.

Diesem Gedanken hat der Koran, das religiöse Gesetzbuch der Muhammedaner, welches so viel der Bibel entlehnte, begeisternden Ausdruck verliehen. Als der Lügenprophet im 7. Jahrhundert in „die Posaune des heiligen Kriegs" stiesz, da rief er seinen Anhängern, den feurigen Söhnen der Wüste, zu: „Der Krieg wird grünen, so lange Wasser vom Himmel rinnt. Unter dem Schatten der Schwerter ist das Paradies. Eine Nacht vor dem Feinde ist besser als mönchisches Selbstpeinigen, besser als tausend Wallfahrten, besser als siebenzig Jahre Gebet. Du muszt festhalten, Mann, an dem Hals deines Rosses bis in den Tod. Die Widerspenstigen, zu Hause sitzend, lachen und sagen: „„Wer wird denn ausziehen in dieser Hitze?"" Aber die Verzweiflung im höllischen Feuer brennt noch heiszer. Drei Spielen schauen selbst die Engel mit Freuden zu: dem Minnescherz von Mann und Weib, dem Pfeileschieszen und dem Tummeln der Rosse." Eine solche Lehre rasender Ruhmgier und glühender Sinnlichkeit muszte irdischen Erfolg haben, um so mehr, als die damaligen Christen noch nicht überall zahlreich verbreitet, theilweise in Sekten zerspaltet und manchmal selbst schwächer im Glauben denn ihre Feinde im Wahne waren. Innerhalb drei Jahrzehnten fiel der schönste, wärmste und fruchtbarste Theil der Erde den Prophetenkindern zu, und noch heute huldigt fast ein Drittheil der Welt dem Truge Muhammeds.

Kurz sei die Religion des Soldaten, fest sein Glaube, warm sein Gebet, frei von schmachvoller That sein Leben. Es sind dreiszig Jahre, da traten einmal 35 Bischöfe in Wien zusammen und richteten auch ein Wort an die Armee; es begreift die ganze Christenpflicht eines wackern Wehrmanns in sich und hat gegenwärtig wieder besondre Bedeutung erlangt: „Ihr tapfern Krieger des Heeres, die Ihr in einer wild aufgährenden Zeit das eiserne Richtschwert des Gesetzes und der Ordnung mit starker Faust handhabt, „„thut niemand Gewalt noch Unbill an und seid zufrieden mit Euerm Solde."" Laszt Euch von niemand verführen, bleibt treu Eurem Fahneneide, denn Ihr habt ihn dem allmächtigen Gott geschworen. Weil nun der Tod Euch stündlich nahe steht, so denkt an die Ewigkeit und an Gott und sein Reich. Haltet Euer Gewissen blank wie Eure Waffen, dasz wenn die feindliche Kugel Euer tapfres Herz durchbohrt, sie zugleich einer reinen Heldenseele den Himmel öffne."

Die Frömmigkeit kann sich recht wohl mit der Pflichttreue und der Tapferkeit verbinden, und der Titel eines vollkommnen Helden setzt sogar den eines christlichen Kriegers voraus. Der Kernspruch jedes thatenlustigen Soldaten: „Mit Gott und durch eigne Kraft" wird durch gläubigen Sinn gewisz nicht abgeschwächt, und auch das alte Soldaten-Sprichwort: „Man musz auf Gott vertrauen, aber dabei sein Pulver trocken halten", kann neben der Religion wohl bestehn. Prinz Eugenius war z. B. ein frommer Held; sein tägliches Gebet, mit eigner Hand in französischer Sprache geschrieben, fand sich nach dem Tode des edeln Ritters in seinem Erbauungsbuche. Man staunt über den frommen, kindlichen Sinn in dem Gebete eines so groszen Geistes und gewaltigen Kriegshelden, über die rührende Einfalt und Demut! Fürwahr, nur im Herzen keimt und sproszt die Frömmigkeit, nur ins Herz des Menschen kann die Religion ihren Samen legen.

Als Glaube ist die Religion unser heiligstes Eigenthum, als Wissen der Inbegriff göttlicher Satzung und kirchlicher Gesetze, und sobald der Glaube seine festen und besten Wurzeln in uns geschlagen, mag auch dem Ver-

stande das Wissen werden, und dann ist der Mensch der Fels, auf den die ewige Liebe fort und fort noch ihre Kirche baut. Jeder Glaube tröstet und beseligt seine Bekenner, aber der christliche unterscheidet sich dadurch von jedem andern, dasz Eintracht und Duldung die Bedingungen seines innersten Wesens sind. Wenn uns die Geschichte lehrt, wie gerade die Bekenner der von unserm Heilande gestifteten Religion diese beiden herrlichen Tugenden so oft entbehrten, so mögen wir die Schwäche und Bösartigkeit der menschlichen Natur beklagen, in unsrer Ueberzeugung dürfen wir aber nicht erschüttert werden. Die Liebe ist und bleibt der Prüfstein echt christlicher Gesinnung und die Bedingung des göttlichen Segens; sie musz so grosz sein, dasz sie sogar vom Bösewicht sagt: „Ich fliehe den Gottlosen, denn sein Athem tödtet, aber ich hasse ihn nicht, weil ich nicht weisz, ob nicht Gott sein Herz schon geändert hat.“ Die Liebe erkennt in den Armen am Geiste und Leibe die Glieder des Heilands, und weisz, wie sie für ihr eignes Heil sorgt, indem sie deren Leiden mindert. Ist doch jeder Tag nur ein Blatt in unserm Lebensbuche, das nach geschlosznem Erdenlauf die Engel vor dem Throne Gottes aufschlagen, damit er sein Urtheil über uns spreche. Wie soll nun die unendliche Erbarmung milde alle Schuld mit den wunderbaren Regenbogenstrahlen gnadenreicher Sühne überströmen, wenn auf das Verzeichnis unsrer Thaten das schöne, trostreiche, uns den Himmel erschlieszende Wort der Schrift keine Anwendung finden kann: „Wer viel liebt, dem wird viel vergeben!“ —

Die Wahrheiten der Religion erkennen und die Wohlthaten derselben fühlen, das ist Licht und Liebe, und wenn wir den Spiegel unsers Geistes jenem göttlichen Strahle böswillig verschlieszen, und wenn wir taub und verstockt bleiben gegen den lautesten Mahner in unserm Innern, so versündigen wir uns gegen Gott und unser Gewissen. Aber nichts vermag unsern Verstand zum Glauben zu zwingen, wenn wir dessen Heiligkeit nicht fühlen, nicht erkennen, dasz er die Quelle ist, aus der selbst ein zum Tode verwundetes Herz noch Kraft zum Leben schöpfen kann, und dasz die Ergebung in den Willen Gottes das einzige Mittel wider die Leiden des Daseins bietet. Das, was wir wirklich für wahr halten, ist untrennbar mit unserm Denken und Fühlen verwebt und zu unsrer unzerstörbaren Grundlage geworden. Nur die Fähigkeit, Gottes unmittelbare Nähe zu ahnen und seine himmlische Liebe für ein ganzes, vielleicht langes und banges Leben einzusaugen, nur die Beruhigung, der Trost, die Beseligung des Glaubens erhält uns edel auf der Welt und adelt uns für ein bessres Jenseits.

„Wer je mit hoch erhobnen Armen
zu seinem Gott im Himmel rief,
der kennt das himmlische Erbarmen,
es ist gar wunderlich und tief“,

sang unlängst ein gläubiger, jahrelang an das Schmerzenslager gefesselter Offizier.

Bei allem Nachdenken vermögen wir die Religion des Soldaten nicht genauer, richtiger und erschöpfender zu bezeichnen, als durch die schon mehrmals wiederholten Worte „Licht im Kopfe und Liebe im Herzen“; beide erzeugen jene Frömmigkeit der That, die uns durchs ganze Leben bleibt, die niemals Unglaube, niemals Aberglaube, niemals Gleichgültigkeit werden kann, weil sie unser ganzes Wesen durchdrungen, weil sie eins mit unsrer Seele geworden. Endlich kann die Religion allein dem Soldaten jenen hohen Schwung der Phantasie verleihen, dasz er sich den Tod fürs Vaterland in erhebender Verklärung zu denken vermag, und dann in Wahrheit die Grabschrift verdient:

„Ich hab' in fester Treue
mein Vaterland geliebt,
und glaube, dasz Gott mir die neue,
ewige Heimat gibt.“

4. Ein militärischer Spaziergang.

Nach Karl Eduard v. Pönitz „Der Soldat und seine Pflichten".

Der Winter war ohne irgend einen erheblichen Vorfall verstrichen. Die drei jungen Unteroffiziere Thalheim, Stahlmann und Schwertfeld erwarben sich immer mehr das Wohlwollen ihrer Vorgesetzten und die Achtung ihrer bessern Kameraden, obschon sich mancher darunter befand, der die Enthaltsamkeit von gewöhnlichen Garnisons-Vergnügungen lächerlich zu machen suchte. Stahlmann und Schwertfeld blieben ihren hierüber gefaßten guten Vorsätzen treu; Thalheim erwarb sich einiges Geld durch Tischlerarbeiten und erfreute seine Eltern oft durch kleine Geschenke von seinen Ersparnissen.

Jede Woche widmete der Rittmeister außer Dienst, Raimund, ein kriegserfahrner Offizier, den jungen Leuten einen Abend. Hier ließ er sich von jedem Einzelnen berichten, wie er seine Zeit benutzt, was er gelernt oder nur unvollständig begriffen habe. Er brachte dann und wann eine vergessne Lehre in Erinnerung und fügte gelegentlich eine neue hinzu. Mit Vergnügen nahm Raimund wahr, daß keiner der jungen Männer, denen er in seiner Gegenwart eine anständige Zwanglosigkeit eingeräumt hatte, sich jemals einfallen ließ, eine unpassende Bemerkung über einen der Offiziere des Bataillons oder Regiments zu machen; sie sprachen von denselben stets mit der Achtung, die dem Untergebnen geziemt.

Indessen war nicht ganz zu verkennen, daß namentlich Schwertfeld und Stahlmann durch ein gewisses Einerlei der Dienstgeschäfte sich etwas abgespannt fühlten, sich nach andern Beschäftigungen sehnten, die das Geistige im Menschen mehr in Anspruch nehmen und der eignen geistigen Thätigkeit größern Spielraum gestatten. Raimund dachte darüber nach, wie diese Lücke am zweckmäßigsten ausgefüllt werden könne und hatte bald das rechte Mittel gefunden. Er erinnerte sich mit Vergnügen der Uebungen, welche vor langen Jahren sein damaliger Eskadronschef mit den Unteroffizieren angeordnet hatte, um denselben in manchen Zweigen des Vorpostendienstes größre Umsicht zu verschaffen, als die bloß mündliche Belehrung in der Kaserne gewähren könne. Nach vorausgegangner Besprechung mit dem Bataillonskommandeur und dem Eskadronschef der jungen Unteroffiziere erhielten dieselben einen Tag Urlaub.

Am frühen Morgen eines schönen Frühlingstages fanden sich Thalheim, Stahlmann und Schwertfeld in der Wohnung des Rittmeisters ein, der sie für den ganzen Tag zu sich beschieden hatte. „Wir wollen heute einmal zusammen in die Waldschenke wandern", sagte er lächelnd zu den Eintretenden, „und ich bin überzeugt, daß Euch dieser Spaziergang großes Vergnügen machen wird."

Man setzte sich in Marsch. „Ihr habt schon einige Uebung im Marschieren", begann Raimund, „und wißt bereits, daß man zu Anfang eines Marsches den Schritt verkürzt, nach der ersten Meile einen kurzen Halt macht, dann stärker ausschreitet, beim zweiten längern Halte der Mannschaft gern einen Ruheplatz anweist, wo kein starker Luftzug ist, und mancherlei kleine Vorsichtsmaßregeln anwendet, um sie vor plötzlicher Erkältung zu bewahren. Ihr habt zur Uebung und Stählung Eurer Kräfte auch Eilmärsche ausführen, streckenweise sogar in geschlossner Kolonne laufen müssen. Man hat Euch unterwegs verschiedne zusammengesetzte Bewegungen ausführen lassen und dergleichen mehr. Das sind alles sehr nützliche Uebungen für die Truppe als Ganzes betrachtet. Es gibt aber auch Uebungen für den Einzelnen, namentlich für den

Unteroffizier, insbesondre wenn er nach höhern Graden strebt, wie ich von Euch allen voraussetze. Solche Uebungen will ich heute selbst mit Euch vornehmen, weil sich in den Regimentern nicht immer Zeit und Mittel dazu finden; der Nutzen wird Euch bald einleuchten."

„Wie viel Schritte beträgt der Weg bis zu dem Hause am Ende des Pappelganges?" — Thalheim schätzte die Entfernung auf 600 Schritte; bei der Untersuchung ergaben sich nur 400 Schritte. „Ich dachte das gleich", bemerkte Raimund, „enge Straßen von hohen Bäumen oder Häusern eingefaßt, erscheinen dem Auge immer länger als sie wirklich sind. — Schwertfeld, wie weit ist bis zu jenem Landhause dort auf der Wiese?" — Der Befragte gab 800 Schritte an, ein dahin führender Fußweg gestattete die Abschreitung der Entfernung, welche 1100 Schritte betrug. „Wieder eine Täuschung", sagte Raimund, „das von der Sonne beleuchtete rothe Ziegeldach und der gleichfarbige hellgrüne Vorgrund lassen den Gegenstand näher erscheinen. — Jetzt soll mir aber Stahlmann sagen, wie viel Minuten braucht man, um bis zu der Linde auf jenem Hügel zu gelangen?" — „Vier Minuten!" war die schnelle Antwort. „Versuch's einmal dahin zu kommen." Stahlmann stieß unterwegs auf eine Vertiefung des Bodens, die man vorher nicht bemerkt hatte, mußte auch den Hügel von der Seite ersteigen, weil der vordere Abhang sehr steil geböscht und mit Dornsträuchern bedeckt war; er brauchte zwei Minuten mehr. — „Zieht hieraus die Lehre, meine jungen Freunde, daß man dem Scheine niemals unbedingt trauen dürfe; dergleichen Irrungen sind vor dem Feinde oft recht nachtheilig."

„Thalheim soll mir nunmehr sagen, ob sein Bataillon auf dieser kleinen Waldblöße Raum zur Aufstellung findet. Was mußt Du vorher wissen?" — „Die Stärke der Rottenzahl und die Form der Aufstellung, welche es nehmen soll." — „Gut, das Bataillon soll 240 Rotten haben; ich erwarte Deine Antwort." — Thalheim schritt die Breite und Tiefe des freien Platzes ab und kehrte mit der Meldung zurück, daß das Bataillon sich in zwei Linien aufstellen müsse, weil nur zwei Kompagnien neben einander Raum hätten. — „Wenn nun aber das Bataillon bestimmt wäre, dort einen Angriff abzuwehren", bemerkte Raimund, „würde es dann nöthig sein, den freien Platz mit voller Linie auszufüllen?" — Thalheim dachte einige Augenblicke darüber nach, dann aber sagte er: „Ich glaube, das ist nicht nothwendig, man könnte ja wohl das Bataillon etwas weiter rückwärts in Kompagnie-Kolonnen aufstellen, und die Waldstreifen rechts und links mit Schützenzügen nebst nahen Unterstützungstrupps besetzen lassen." — „Und wie würde dann etwa der Angriff auf diese Stellung von einem andern Bataillon zu führen sein?" fragte der Rittmeister weiter. Stahlmann war der Meinung, daß man in diesem Falle die Schützen durch Schützen, die kleinen Kolonnen durch andre Kolonnen angreifen müsse, wurde aber vom Veteranen belehrt, daß ein solches Verfahren kaum zu rechtfertigen sein würde. „Wenn man auf einem Kampfplatze alle Punkte angreifen wollte, die der Gegner besetzt hat", sagte er, „so würde man dazu selten Truppen genug haben und nur durch entschiedne Ueberlegenheit den Sieg erringen können. Es ist deshalb besser, seine Angriffe nur gegen die wichtigsten Punkte zu richten, dort aber auch mit allem Nachdrucke zu kämpfen. Das ist eine von den taktischen Lehren, die der Sektionsführer so gut wie der General zu wissen braucht, obschon ein General sie auf andre Weise in Anwendung bringt als ein Sektionsführer. In dem vorliegenden Falle möchte es am angemessensten sein, nur die Schützen aus dem einen Waldstreifen zu vertreiben;

behauptete man sich darin, dann kann das Bataillon seine Stellung auf der Waldblöße nur noch mit großen Opfern festhalten."

Man war inzwischen an einen Bach gekommen, über welchen eine steinerne Brücke von 20 Schritten Länge führte. Auf der andern Seite war das Terrain etwas bergig und mit Gehölz bedeckt, der Hohlweg machte unweit der Brücke eine starke Biegung und konnte nicht mehr eingesehn werden. Das diesseitige Terrain war offnes Feld, aber auf 500—600 Schritte von der Brücke etwas hüglig. „Was würden Sie thun, Schwertfeld", fragte der Rittmeister, „wenn Sie Auftrag erhalten hätten mit einer Patrouille von 15 Reitern etwa eine Viertelmeile über diese Brücke hinauszugehn, um Kunde von der Nähe der feindlichen Truppen zu erlangen?" — Der Befragte besann sich keinen Augenblick und sagte: „Ich würde mit vorausgehender Spitze schnell durch den Hohlweg reiten und je eher je lieber wieder in das Freie zu kommen suchen." — „Wer sagt Ihnen aber, daß Sie sehr bald auf freies Feld kommen werden?" — „Oh, ich kenne die dortige Gegend!" — „Im fremden Lande würden Sie aber diese Kenntniß nicht haben und vielleicht eine ganze Stunde lang forttraben, ohne in bessres Terrain zu gelangen." — Schwertfeld war verlegen und meinte, daß sich das ja auf keine Weise ändern ließe. — „Wenn Sie nun aber in dem langen Hohlwege auf einen stärkern Reitertrupp stießen?" — „Nun, den würde ich mit Heftigkeit angreifen", war die schnelle Antwort. — „Ganz gut, mein junger Freund, der erste Entschluß ist hier der beste, und wird der Gegner durch einen solchen Angriff überrascht, dann ist der Erfolg nicht sehr zweifelhaft. Wie aber, wenn Sie der Ueberraschte wären und geschlagen würden?" — Neue Verlegenheit Schwertfelds, der sich der Antwort durch die Bemerkung zu entziehen suchte, daß es wohl angemessner sei, die Kavallerie mit dergleichen Aufträgen in solchem Terrain zu verschonen. Raimund lächelte und sagte: „Da würde das Armeekorps bisweilen sehr spät zu Nachrichten gelangen, die ihm unentbehrlich sind; ruhen doch die ersten Anordnungen zu fast jedem bedeutenden Gefecht oder Treffen gerade auf den verschiednen, mit einander verglichnen Meldungen von weit ausgesendeten Reiterpatrouillen. Der Aufklärungs- und Kundschaftsdienst ist heute mehr als je Aufgabe der Kavallerie geworden, weshalb man dieselbe neuestens auch mit so vorzüglichen Schußwaffen versehen hat. Man muß sich also zu helfen wissen. Aber ich will Ihnen nicht sagen, wie Sie sich zu verhalten haben würden, Sie sollen die Regeln für Ihr Verhalten selbst finden lernen, denn im Kriege hat man auch keinen Rathgeber zur Seite."

„Denken Sie zuerst über den Sinn der Aufgabe nach. Sie haben Befehl: etwa eine Viertelmeile über diese Brücke hinauszugehn, um Kunde von der Nähe der feindlichen Vorposten zu bringen. Man vermuthet also die Nähe des Feindes, und das Zusammentreffen mit seinen Patrouillen oder Detachements ist wahrscheinlich, folglich muß man darauf gefaßt sein. Ueber welchen Punkt müssen Sie demnach mit sich zuerst ins Reine kommen?" — „Doch wohl darüber, ob ich den Feind im Hohlwege angreifen soll oder nicht." — „Wovon wird das abhängen?" — „Davon unstreitig, ob ich mich auf meine Reiter ganz verlassen kann." — „Wollen Sie nicht auch die Stärke des Gegners berücksichtigen?" — „Das wird wohl nicht nöthig sein, Herr Rittmeister, der Raum ist ja so eng, daß selbst meine 15 Reiter nicht alle zum Gefechte kommen können, und gelingt es uns, die vorderste Abtheilung des Feindes zu werfen, dann können die hintern Reiter uns nicht schaden." — „Gut gesprochen!" sagte Raimund. „Wenn Ihnen nun aber bekannt wäre, daß des Feindes Reiterei tapfer und entschlossen sei, dürften Sie da wohl auf den guten Erfolg

Ihres Angriffs mit Zuversicht rechnen?" — „Kaum mit Bestimmtheit, aber wir würden uns dann beiderseits wie brave Reiter geschlagen haben." — „Ich höre das gern aus dem Munde eines jungen Kriegers, bedenken Sie jedoch, lieber Schwertfeld, daß Sie auf Kundschaft entsendet worden sind, nicht aber um Heldenthaten auszuführen, die keinen Nutzen bringen. Die Klugheit muß also der Kühnheit berathend zur Seite stehn. Beachtet man diese Stimme zu wenig, dann läuft man bei aller Bravour Gefahr, einige Gefangne zu verlieren, durch deren Unvorsichtigkeit oder Ungeschicklichkeit der Feind leicht mehr erfahren könnte, als uns lieb ist, während wir so unwissend bleiben wie zuvor. Ueberhaupt ist es ein bei niedern Truppenführern häufig vorkommender Fehler, den man schon im Frieden bei Gefechtsübungen wahrnehmen kann, daß sie sich nicht stets genau genug an ihren Auftrag erinnern, oder wie man soldatisch sagt, nicht scharf an der Klinge bleiben."

Nach einiger Ueberlegung kam Schwertfeld auf den Gedanken, daß es wohl besser sein möchte, zwei umsichtige und gewandte Reiter vorausgehn, zwei andre in der Entfernung von etwa 40—50 Schritten folgen zu lassen, den Haupttrupp aber noch weiter zurück zu halten, damit er nicht wider Willen in das Gefecht verwickelt würde. In dieser Ordnung wollte er durch den waldigen Hohlweg marschieren. „Das mag ganz gut sein", bemerkte Raimund, „aber die bloße Marschordnung ist noch das Wenigste dabei. Wenn nun die vorderste Spitze den Feind erblickt, nachdem sie etwa 600 Schritte im Hohlwege vorgeritten ist?" — „Dann lasse ich den Haupttrupp schnell hinter die Brücke zurückgehn und greife den Feind mit Vortheil an, wenn er meine Spitze verfolgt." — „Recht so, mein junger Freund, aber Sie sind doch nicht allgegenwärtig, und soll alles mit Uebereinstimmung geschehn, dann werden wenigstens einige vorläufige Verabredungen nöthig. Auch ist der Fall denkbar, daß der Feind selbst stutzig wird und eine Verfolgung Ihrer Spitze gar nicht unternimmt. Doch ich will nicht alle Möglichkeiten erschöpfen, sagen Sie mir aber, welche Verabredungen mit der Spitze durchaus nothwendig sind?"

„Die vordere Spitze", begann Schwertfeld, „wird zuerst den Anmarsch des Feindes durch ein sichtbares Zeichen kund geben müssen, welches die folgende Spitze, oder wie man auch sagt die Verbindungspatrouille, wiederholt, worauf beide halten und das Weitre abwarten." — „Daraus würde zu folgern sein", bemerkte Raimund, „daß die vordere und hintere (zweite) Spitze sich gegenseitig im Auge behalten müssen. Wo werden Sie aber sich selbst aufhalten?" — „Nun, vom Haupttrupp darf ich mich wohl nicht entfernen?" — „In der Regel allerdings nicht, in diesem Falle würden Sie sich aber wahrscheinlich zwischen der zweiten Spitze und dem Haupttrupp aufhalten müssen, um beide im Auge zu haben. Sie wollen also nicht, daß die vordre Spitze, wie vorgeschrieben, die Wahrnehmung des Feindes zurückmelde oder einen Signalschuß gebe?" — „Ja, das ist freilich vorgeschrieben", äußerte Schwertfeld verlegen, „aber dann könnte der Feind leicht meine Absicht errathen und gar nicht in die Falle gehn." — „Beruhigen Sie sich", sagte Raimund lächelnd, „dergleichen Vorschriften sind keine unumstößlichen Gesetze und nur für gewöhnliche Fälle als Richtschnur gegeben. Aber es wird nothwendig sein, Ihren Spitzen zu sagen, daß, wenn der Gegner unbeweglich bleiben sollte, sie ihn zur Verfolgung reizen müssen."

„Würden Sie aber dasselbe Verfahren beobachten, wenn Ihre Spitze etwa 300 Schritte vom jenseitigen Ende des Hohlwegs auf den Feind stieße?" — „Ich glaube, nein; in diesem Falle wäre ich zu einem Angriffe entschlossen und würde deshalb meinen Haupttrupp auch näher heranziehn, je mehr ich mich

dem Ausgange des Hohlwegs näherte." — „Und warum wollten Sie das thun?" — „Weil ich ja in Erfahrung bringen soll, wie nahe die feindlichen Vorposten stehn." — „Und wie wollen Sie das in Erfahrung bringen?" — „Ich denke, das ist so schwer nicht. Der feindliche Trupp wird sich, wenn ich ihn lebhaft verfolge, wahrscheinlich auf den nächsten Vorposten zurückziehn und dieser sich in Verfassung setzen, ihn aufzunehmen." — „Wenn Sie jedoch von den feindlichen Vorposten nichts entdecken sollten, wie weit würden Sie den Feind verfolgen?" — „Mein Auftrag lautet: eine Viertelmeile über die Brücke hinauszugehn, und diese Grenze darf ich ohne sehr triftige Gründe wohl nicht überschreiten." — „Welcher Umstand würde Sie aber veranlassen, diese Grenze dennoch zu überschreiten?" — „Wenn ich mir Hoffnung machen darf, dem feindlichen Trupp einen Gefangnen oder deren mehrere abzujagen, ohne durch fortgesetzte Verfolgung meinen eignen Rückzug zu gefährden." — „Wie wollen Sie aber Gefangne machen, wenn der feindliche Trupp einen Vorsprung von etwa 100 Schritt hat und gut beritten ist?" — „Dann werden ihn doch immer unsre Kugeln erreichen und die Reiter der verwundeten Pferde in unsre Gewalt fallen."

Der Rittmeister erklärte sich durch diese Antworten befriedigt und sagte hierauf: „Ihr seht, meine jungen Freunde, daß es auch bei sehr einfachen Dienstverrichtungen im Felde gar vielerlei zu bedenken und zu erwägen gibt, wenn alles gut gehn soll, und daß es mit einigen formellen Vorschriften nicht abgethan ist. Hunderte von Patrouillen sind mit ähnlichen Aufträgen entsendet worden, ohne irgend welche befriedigende Nachrichten zurückgebracht zu haben, weil die wenigsten Führer derselben über ihren Auftrag und die Art seiner Vollziehung vorher nachgedacht hatten und den Erfolg vom Zufalle abhängig machten. Den kühnen Naturen spielte der Zufall manche gute Nachricht in die Hände, dagegen gingen viel andre wichtigere Wahrnehmungen spurlos an ihnen vorüber, weil sie dieselben nicht zu würdigen verstanden. Die zaghaften Naturen kamen vor lauter Bedenklichkeiten nicht vorwärts und kehrten zwar unangefochten, aber gewöhnlich mit der meist ärgerlichen Meldung zurück: daß sie vom Feinde nichts gesehen hätten. Was ich mit Euch über das Verhalten des Patrouillenführers besprochen, hat uns eine halbe Stunde lang beschäftigt. Wer aber zu denken, zu prüfen und zu urtheilen gewohnt ist, braucht zu dergleichen Anordnungen nur wenige Minuten."

„Aber ich sehe meine beiden Infanteristen ganz ungeduldig werden", fuhr Raimund fort, „daß ich keine Frage mehr an sie richte. Ihr sollt jedoch gleich wieder an die Reihe kommen; derselbe Hohlweg, durch welchen wir jetzt zurückkehren wollen, wird uns Stoff zu neuen Besprechungen liefern. — Stahlmann denke Dir einmal den Fall, daß Du zu den Vorposten gehörtest, die wir vorher als feindlich betrachtet haben und daß Du Dich mit 20 Mann bei der Brücke als Feldwache aufstellen solltest. Man hat Dir aber beim Abmarsche bloß gesagt, daß Du am Ende dieses ungefähr 1000 Schritte langen Hohlwegs Dich aufzustellen hättest, und hinzugefügt, daß zu Deiner Unterstützung ein stärkrer Infanterietrupp als Piket weiter rückwärts Stellung nehmen würde; es ist jedoch die Absicht, den Posten an der Brücke wo möglich zu behaupten. Wie würdest Du Deine Mannschaft vertheilen?"

„Verzeihen Sie Herr Rittmeister", bemerkte Stahlmann, „das hätte wohl der Offizier zu bestimmen, welcher zur Aufstellung der Feldwachen befehligt ist." — „In der Regel allerdings", erwiderte Raimund, „aber dieser hat manchmal mehrere Feldwachen aufzustellen, dazu gehört schon einige Zeit, und bevor er auf Deinem Posten ankommt, kann die Dunkelheit oder der Feind

im Anmarsche sein. Ein guter Unteroffizier muß vorübergehend auch den Platz seines Offiziers ersetzen können, wer nur die eigne Stelle nothdürftig auszufüllen vermag, taugt nicht für höhere Posten." — Stahlmann bat um Erlaubniß, vorausgehn zu dürfen, um sich mit seiner Aufgabe am Orte selbst schneller vertraut machen zu können. Als die übrigen langsam nachgekommen waren, mußte jener seine zu treffenden Anordnungen mittheilen. Er hatte die Absicht, 2 Mann an der Brücke, 2 Mann rechts und 2 Mann links, ungefähr 120 bis 150 Schritte von der Brücke, als Doppelposten aufzustellen, die Feldwache hingegen in der nächsten Biegung des Hohlwegs, und bezeichnete nun die Aufstellungspunkte selbst.

„Das wäre im allgemeinen nicht fehlerhaft", sagte Raimund, „da man, so weit immer thunlich nur Doppelposten aufstellen soll; aber da der Doppelposten am Eingange der Brücke von der Feldwache nicht gesehn werden kann, mit dieser aber wenn möglich in sichtbarer Verbindung bleiben muß, ist hier noch eine Schildwache, der sogenannte Zwischenposten erforderlich. Das gibt also 7 Mann auf Posten und verlangt einschließlich der Ablösungen 21 Mann; Du hast jedoch nur 20 Mann, zu dem Posten bei der Feldwache, oder wie die Vorschriften sagen, Posten vor dem Gewehr, bleiben mithin nur 2 Mann, zum Patrouillieren des Nachts bleibt keine Mannschaft übrig. Das wäre am Ende kein Uebelstand, doch sucht man am Tage der Mannschaft den Dienst gern so leicht als möglich zu machen, weil des Nachts zuweilen noch besondre Posten nöthig werden, wozu es dann an Leuten fehlt. Der Posten zur Rechten der Brücke bei dem Vorsprunge muß allerdings ein doppelter sein, denn er hat vor sich und weiter rechts ein großes Gesichtsfeld. Der Posten zur Linken hingegen steht etwas näher und braucht nur gerade vor sich hin zu sehen; dort könnte ein einfacher Posten genügen, wodurch am Tage schon 2 Mann erspart werden. Aber der Posten am Brückeneingange könnte vielleicht etwas zweckmäßiger aufgestellt sein. Was meint Thalheim dazu?"

Die Brücke lag etwas tief, und da das Terrain nach der feindlichen Seite, wie weiter angegeben wurde, in einiger Entfernung sehr hüglig war, konnte der Doppelposten nicht weit vor sich sehn. Thalheim war inzwischen auf den höchsten Rand des Hohlwegs gestiegen, dicht hinter der Brücke, und sagte jetzt: „Ich glaube es würde gut sein, wenn nur ein Mann auf der Brücke und der andre hier oben stünde; von hier aus übersieht man die Straße viel weiter, und die zwei Mann können sich bequem jede Mittheilung machen." Der Rittmeister war mit dieser Verbesserung zufrieden, fragte aber nun Stahlmann, wie er seine Mannschaft in einer dunkeln Nacht aufstellen wolle. Diese Frage überraschte ihn ein wenig, er hatte noch keiner nächtlichen Felddienstübung beigewohnt, und was ihm in den Unterrichtsstunden darüber gesagt worden, war seinem Gedächtnis entfallen, oder vielmehr er hatte sich von den veränderten Verhältnissen keine deutliche Vorstellung machen können. Anfangs wollte er mit der Aufstellung seiner Mannschaft keine Aenderung vornehmen. Der Rittmeister machte ihm aber bemerklich, daß in der Dunkelheit das Gehör ein schärfrer Sinn als das Gesicht sei, das Plätschern der Wellen im Bache und das Geräusch des vom Winde bewegten Laubes die Posten hindern würden, die Annäherung des Feindes wahrzunehmen. Auf diese Bemerkung äußerte Stahlmann, daß er seine Posten sonach über den Bach und in das freie Feld vorschieben würde. „Und wie sollen sie aufgestellt sein?" fragte Raimund. — „Ich werde den mittelsten Posten am Fuße des Hügels aufstellen, über welchen die Straße führt, so daß man leichter wahrnehmen kann, was von dem Hügel herab nach der Brücke gehn will; zu beiden Seiten, aber etwas zurück, stelle

ich die andern beiden Doppelposten auf; meine Postenkette wird dann einen Halbkreis bilden und sich rasch über die Brücke zurückziehn können." — „Ich bin damit zufrieden", sagte Raimund, „aber soll die Feldwache ihre Stellung nicht auch verändern?" — „Die werde ich wohl bis an die Brücke heranziehn müssen, nur tritt dann der Uebelstand ein, daß die Mannschaft des Nachts ohne Feuer bleiben muß, weil das Wachfeuer uns verrathen würde." — „Das wäre zu beklagen", meinte Schwertfeld, eine Feldwache ohne Feuer muß recht langweilig sein, auch kann man ja gar keine Meldung schreiben, nicht nach der Uhr sehn oder beobachten, ob die Mannschaft wacht oder eingeschlafen ist." — „Sie haben recht, lieber Schwertfeld, wir müssen also darüber nachdenken, wie der Zugang zur Vorpostenstellung hinlänglich gesichert werden kann, ohne die Mannschaft des gemüthlichen Wachfeuers zu berauben. Thalheim schlage einmal ein Auskunftsmittel vor." — „Ich wüßte schon ein Mittel", antwortete derselbe, „man braucht ja nur die Brücke durch einen kleinen Verhau zu sperren, wozu die Bäume in der Nähe stehn. Hinter demselben wird eine Schildwache aufgestellt, welche Feuer gibt, sobald die Posten zurückgeworfen werden. Die Feldwache selbst steht ja kaum 80 Schritte hinter der Brücke, sie wird also zeitig genug bei dem Verhaue ankommen können, um denselben zu vertheidigen, mag also ungestört bei ihrem Feuer bleiben, das in der Biegung des Hohlwegs nicht leicht entdeckt wird."

„Mit der Aufstellung wären wir also in Ordnung", begann der Rittmeister wieder, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Umgegend geworfen hatte; „aber, meine jungen Freunde, das ist nur erst das ABC, und ich hoffe, Ihr werdet nicht beim Buchstabieren stehn bleiben wollen. Ein Unteroffizier befindet sich zuweilen mehrmals hintereinander auf Feldwache, ohne daß sich irgend ein erheblicher Vorfall zuträgt. Aber in dem kurzen Zeitraume von wenigen Stunden können Ereignisse eintreten, die seine Umsicht und seine Geschicklichkeit auf manche harte Probe stellen. Ich will Euch jedoch nur ein einziges Beispiel davon vor die Augen bringen. Es soll jetzt angenommen werden, daß diese Feldwache doppelt so stark sei und einen Offizier zum Befehlshaber erhalte, der die gemessne Weisung hat: diesen Posten bis zur Ankunft der Unterstützung zu behaupten. Du, Stahlmann, sollst sein ältester Unteroffizier sein. In der Stellung würde sich wenig ändern, die Zahl der Doppelposten aber vielleicht um zwei zu vermehren sein, damit die Kette eine größre Ausdehnung gewänne."

„Stellt Euch nun einmal recht lebhaft vor, daß der Posten auf der Höhe hinter der Brücke eine feindliche Infanteriekolonne von mehreren Kompagnien erblicke, welche sich gegen die Brücke wendet. Es ist das eine Rekognoszierungsabtheilung, die gern wissen möchte, ob und wie stark dieser Bodenabschnitt besetzt sei. Der Feldwachkommandant läßt diese Wahrnehmung natürlich sofort dem Kommandanten des Pikets melden, welches aus einer Kompagnie besteht und seine Aufstellung hinter dem Hohlwege genommen hat, also ziemlich entfernt ist. Die Posten der Feldwache werden bei Annäherung des Feindes Feuer geben, um die Größe der Gefahr anzudeuten. Aber der Feind ist näher und stärker als die Unterstützung, die bei ungünstigem Winde und dicker Luft jene Nothschüsse vielleicht nicht einmal hört. Der Feldwachkommandant wird von einer der ersten Kugeln tödtlich getroffen. Unteroffizier Stahlmann übernimmt also den Oberbefehl; welche Vertheidigungsmaßregeln sollen ergriffen werden, wenn der Feind über die Brücke zu dringen sucht?"

Stahlmann schien bei dem Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Ereignisses um einige Zoll größer zu werden, sein Auge erweiterte sich, die

Lippen drückten sich fester zusammen, alles deutete auf eine große innere Thätigkeit. Doch blieb er noch wortlos. „Wärst Du in solchen Dingen bereits genügend unterrichtet", sagte Raimund, „und wollte ich Dein Befehlshabertalent ernstlich prüfen, so würde ich Dir jetzt zur Antwort nicht mehr Zeit gestatten, als in der Wirklichkeit der Feind Dir gestattet, wobei Du noch den Vortheil hast, nicht durch die feindlichen Kugeln gestört zu werden. Aber bei dem theoretischen Unterricht kommen dergleichen Verhältnisse selten zur Sprache, nimm Dir also Zeit zur Ueberlegung." — „Oh, ich bin nicht so ganz rathlos", gab Stahlmann zur Antwort, „ich schwanke nur, ob ich meine Mannschaft schnell hinter dem Verhau vereinigen und den Angriff mit dem Bajonett zurückweisen soll, oder ob es nicht rathsamer wäre, die Hälfte der Mannschaft rechts und links als Plänkler aufzustellen." — „Unter gewissen Voraussetzungen ist die eine Maßregel so gut wie die andre, jedoch ein Umstand wird hier entscheidend, und man darf selbst die unbedeutendste taktische Aufgabe nie als eine vereinzelte That betrachten, sie muß stets in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Aufgabe erfaßt werden. War diese Feldwache nicht angewiesen, sich wo möglich bis zur Ankunft der Unterstützung zu behaupten?" — „Allerdings." — „Nun, in diesem Falle darf auch keine Vertheidigungsform angewendet werden, die eine schnelle Entscheidung herbeiführen könnte, Zeitgewinn ist ohnedies in den meisten Fällen die Absicht des Vertheidigers. Stellst Du Deine gesammte Mannschaft hinter der Brücke auf, dann ist der ganze Kampf in wenigen Minuten entschieden, die Unterstützung, d. h. das Piket, braucht aber beinahe eine Viertelstunde, bevor es zur Stelle sein kann. Und welchen Nutzen versprichst Du Dir überhaupt von der Aufstellung mit vereinter Macht hinter der Brücke? Will der Feind sich keinen unnöthigen Verlusten aussetzen, so schickt er ein Dutzend Plänklerrotten gegen Dich, deren Schüsse bald die Hälfte Deiner Mannschaft außer Gefecht setzen werden, während Dein eignes Feuer gegen die luftige Linie weniger wirksam ist. Das hieße doch recht leichtsinnig alles aufs Spiel setzen."

„Aber kann man denn überhaupt dem Feinde, der doch mindestens zu 300 Mann angenommen werden darf, diesen Posten mit nur 40 Mann eine Viertelstunde lang streitig machen?" fragte Thalheim etwas ungläubig. — „Du verfällst damit in den Fehler so vieler kriegsunerfahrner Führer, die dem Feinde alle möglichen Kenntnisse und darauf begründeten Unternehmungen zutrauen, während er in Wirklichkeit oft weniger oder doch jedenfalls nicht mehr von uns weiß, als wir von ihm. Ja, wenn der Gegner wüßte, daß er es in der ersten Viertelstunde nur mit 40 Mann zu thun habe, so würde allerdings keine Widerstandsform dem Zwecke entsprechen. Da er dies aber nicht weiß . . . . . ." — „Jetzt bin ich im Klaren!" fiel Stahlmann dem Rittmeister ins Wort, „ich muß stärker zu scheinen suchen, als ich wirklich bin, und würde also auf jeder Seite der Brücke sechs Plänklerrotten hinter dem Bache aufstellen, der nicht überall leicht zu überschreiten ist, dann bleiben mir noch 16 Mann für den Verhau auf der Brücke. Deckung haben wir überall." — „Das ist jedenfalls besser, und wenn die Plänkler ein lebhaftes Feuer unterhalten, wird Dich der Feind wohl für stärker schätzen, da ihm jede Uebersicht Deiner Stellung abgeht. Wenn er aber den Bach dennoch überschreiten und Deine Plänkler zurückwerfen sollte, wie dann?" — „Ja, alsdann werde ich die Brücke nicht mehr länger halten können", erwiderte Stahlmann kleinlaut. — „Angenommen, es wäre so, wie würdest Du den Rückzug anordnen?" — „Doch wohl auf dem geraden Wege", gab dieser zur Antwort. — „Wenn Du mit dem geschlossnen Trupp im Hohlweg zurückgehst, wird der Feind Dir auf

dem Fuße folgen und Dich auf die herbei eilende Unterstützung werfen, welche dann gehindert ist, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und leicht in die allgemeine Unordnung verwickelt werden kann." — „Daran habe ich wirklich nicht gedacht", sagte Stahlmann, „ich muß also dort, wo der Rand des Hohlwegs weniger steil ist, die Höhe zu erreichen suchen; dadurch gewinne ich zugleich den Vortheil, mich mit der einen Hälfte meiner Plänklerlinie zu vereinigen." — „Dieser Vortheil ist nicht der einzige, Du kannst auch von der Höhe ein wirksames Feuer gegen den Hohlweg eröffnen, was den Feind noch besser aufhält, als direkter Widerstand im Hohlweg selbst." — „Aber wird mir der Feind nicht auch dort nachfolgen?" fragte Stahlmann nach einigem Besinnen. — „Sehr wahrscheinlich", erwiderte Raimund, „das schadet aber nichts. Das Gefecht auf der waldigen Höhe außerhalb des Hohlwegs wird nicht so schnell entschieden sein, weil der Feind Deine Stärke oder vielmehr Schwäche nicht übersehn kann. Je länger die Feuerlinie wird, desto langsamer werden auch die Fortschritte des Angreifers, und stößt er auf die Unterstützung, so dürfte ihn das schon etwas bedenklich machen. Ist der feindliche Anführer kein sehr unternehmender Offizier, so wird er sich jetzt wahrscheinlich mit der Ueberzeugung begnügen, daß dieser waldige Bodenabschnitt von Infanterie vertheidigt werde, und hierauf den Rückmarsch antreten. Eure Aufgabe ist dann als gelöst zu betrachten. Habt Ihr nun sehr entschlossnen Widerstand geleistet, so kann man dreist eine Wette eingehn, daß der feindliche Offizier mit der Meldung zurückkehrt: jenes Defilee sei durch ein ganzes Bataillon besetzt, während er es mit einer einzigen Kompagnie zu thun hatte. Allein auch abgesehn von dem besprochnen bestimmten Auftrag würde Euer Verhalten als angegriffne Vorposten auch überhaupt allgemein richtig gewesen sein, da die Regeln früherer Felddienst-Vorschriften: die Posten ziehn sich beim Anrücken des Feindes plänkelnd auf die Feldwache zurück, welche sie aufnimmt und mit ihnen zur Seite auf das Piket zurückgeht u. s. w., heute aufgegeben sind. Warum sollten auch die Posten, welche an einer der Vertheidigung günstigen Linie, z. B. an einem Waldsaume mit eingehendem Winkel, an einem mit der Stellung gleichlaufenden Graben, an einer nach dem Gegner zu sanft geböschten Höhe u. dgl., stehn, diese Terraintheile sofort verlassen, um sie später vielleicht wieder mit Anstrengung erkämpfen zu müssen? Hier wird es doch besser sein, wenn die Feldwache gleich beim ersten Signalschuß bereit ist, in die Kette vorzueilen, das Piket an den Platz der Feldwache rückt u. s. w. In länger eingenommnen Vorpostenstellungen, wo meistens künstliche Bodenverstärkungen zubereitet sind, ist dieses Verfahren das gewöhnliche. Endgültig kann freilich hierüber, wie schon erwähnt, nur die Terrainlage entscheiden, wobei jedoch immer Hauptregel bleiben wird, daß man dem Feinde ohne Noth keinen Fußbreit besetzten Boden preisgibt."

Die Mittagsstunde war inzwischen herangekommen. Raimund schlug mit seinen Begleitern den Weg nach der Waldschenke ein, wo das Mittagsmahl eingenommen werden sollte. Schwertfeld äußerte unterwegs seine Verwunderung, daß Täuschungen und Vermuthungen auf den Gang eines Vorpostengefechts so großen Einfluß haben könnten, und wünschte zu wissen, welcher Nachtheil wohl entstehn werde, wenn in dem angenommnen Falle der Feind auch die Unterstützung werfe und bis an den hintern Ausgang vordringe. Der Rittmeister belehrte ihn, daß man mit Bestimmtheit darüber nicht urtheilen könne, weil eine Menge andrer Verhältnisse dabei zu berücksichtigen wären, die

sich in der Wirklichkeit sehr verschieden gestalteten. So viel sei aber gewiß, daß der Verlust dieses Defilees als ein großer Uebelstand angesehn werden müsse, und dessen Wiedereroberung vielen braven Menschen das Leben kosten würde.

Stahlmann war etwas zurückgeblieben und zeigte sich auch bei Tische sehr nachdenkend. Auf Befragen des Rittmeisters: was ihn so beschäftige? erwiderte er, daß ihm die Erörterung des Verhaltens eines Feldwachkommandanten unter gewissen Voraussetzungen viel zu bedenken gäbe und daß er die Wichtigkeit seiner Stellung als Unteroffizier erst im Laufe dieser Unterredung begriffen habe. — „Mein lieber Stahlmann", gab Raimund zur Antwort, „ich habe heute nur einige wenige Verhältnisse berührt und hätte Dir noch dreimal so viele Fragen in Bezug auf Dein Verhalten als Feldwachkommandant vorlegen können, wenn ich andre Ereignisse hätte annehmen wollen. Dieses einzige Beispiel möge Dir aber zeigen, welche Fragen man sich selbst vorzulegen habe, um in der Wirklichkeit von den Ereignissen nicht überrascht zu werden. Leider muß ich hinzufügen, daß es sehr viele Feldwachkommandanten gegeben hat, die, nachdem sie ihre Posten aufgestellt und mit nothdürftigen Instruktionen versehn hatten, nunmehr alles gethan zu haben glaubten und sich einer gewissen Sorglosigkeit hingaben, während sie nach Vertheilung der Mannschaft und Regelung des innern Dienstes sich auch mit ihrer taktischen Aufgabe hätten beschäftigen sollen. Hat auch der Feind uns zehnmal in Ruhe gelassen, so kommt er vielleicht das elfte Mal, und er sollte uns in keiner Beziehung unvorbereitet finden. Das häufige Durchdenken der Möglichkeiten ist nebenbei ein vortreffliches Mittel, sich nach allen Richtungen mit seiner Aufgabe vertraut zu machen. Aber es gibt sehr viele, die sich auf ihr gutes Glück verlassen. Die natürliche Folge davon ist, daß sie von den Ereignissen überrascht werden, sich dann weder zu rathen noch zu helfen wissen und diejenigen, für deren Sicherheit sie wachen sollen, in großen Nachtheil bringen. So wie wir heute das Verhalten des Unteroffiziers als Patrouillenführer und Feldwachkommandant durchgesprochen haben, ließe sich derselbe auch als Sektions- oder Halbzugsführer in einfachen Lagen der geöffneten Gefechtsordnung mit großem Nutzen betrachten; doch davon bei nächster Gelegenheit."

5. Der Großvater dem Enkel.

Anrede Seiner Majestät des Kaisers an den Prinzen Wilhelm bei dessen Eintritt in das 1. Garderegiment zu Fuß, 9. Februar 1877.

„In der richtigen Würdigung des scheinbar Kleinen liegt die Bürgschaft für das Große.
Kaiser Wilhelm.

„Aus der Geschichte weißt Du, wie alle Könige Preußens, neben ihren andern Regentenpflichten, stets eines ihrer Hauptaugenmerke auf das Heer gerichtet haben. Schon der große Kurfürst hat durch persönlichen Heldenmuth seinen Scharen ein unübertroffnes Beispiel gegeben. Friedrich I. wußte sehr wohl, daß, als er sich die Krone auf das Haupt setzte, er diesen kühnen Schritt zu vertheidigen genöthigt sein könne. Er wußte aber auch, daß seine schon erprobten Truppen ihm dies ermöglichen würden. Friedrich Wilhelm I. hat in der Garnison,[1]) welche Du nun beziehst und die man gern die Wiege der

---

[1]) Potsdam.

preußischen Armee nennt, den festen Grund zu ihrer Organisation durch die strenge Disziplin gelegt, welche er Offizieren und Soldaten einprägte, ohne welche keine Armee bestehn kann, und dieser — sein — Geist lebt heute noch in ihr fort. Friedrich der Große übernahm mit seinem angebornen Feldherrntalent diese festgegliederten Truppen als Kern seiner Armee, mit der er die Kriege führte und die Schlachten schlug, die ihn unsterblich gemacht. Friedrich Wilhelm II. mußte zuerst einer veränderten Kriegsweise begegnen, welcher gegenüber das Heer doch nicht ohne Lorbern aus dem Kampfe hervorging. Mein königlicher Vater begegnete dem gleichen Feinde, und ein schweres Geschick traf Vaterland und Heer. Aber das Alte, Unhaltbare beseitigend, reorganisierte er die Armee und gründete sie auf Vaterlandsliebe und Ehrgefühl. So erreichte er mit ihr Erfolge, welche auf ewige Zeit in den Jahrbüchern der preußischen Armee verzeichnet stehn. Mein schwergeprüfter Bruder, König Friedrich Wilhelm IV., sah mit Genugthuung auf seine Armee, die in schweren schmerzlichen Tagen fest zu ihm stand, die er zeitgemäß fortbildete und neue Lorbern pflücken konnte.

So fand Ich die Armee. Wenn es je eine Regierung von erst kurzer Dauer gegeben, deren Geschicke sichtlich durch die Vorsehung gnädig gelenkt wurden, so ist es die der letzten Jahre.

Und wieder ist es die Armee, die durch ihren unerschütterlichen Muth und ihre Ausdauer Preußen auf die Höhe gestellt hat, auf der es nun steht. Das Gardekorps, welchem Du schon angehörst, und mit ihm das Regiment, in welches Du jetzt eintrittst, haben in hervorleuchtender Weise zu diesen ruhmreichen Erfolgen beigetragen. Die Zeichen, die Ich auf Meiner Brust trage, sind der öffentliche Ausdruck Meiner unauslöschlichen Dankbarkeit und Meiner nie endenden Anerkennung für die Hingebung, mit welcher die Armee Sieg auf Sieg erfochten hat. Deine Jugend ist in diese Zeit gefallen, und Du hast in Deinem Vater ein ehrendes Vorbild der Kriegs- und Schlachtenleitung. Es werden Dir aber in den Dienstverhältnissen, in welche Du nun trittst, manche dem Anschein nach unbedeutende Dinge entgegentreten, die Dir vielleicht auffallen könnten; aber Du wirst auch lernen, daß im Dienste nichts klein ist, und daß jeder Stein, der zum Aufbau einer Armee gehört, richtig geformt sein muß, wenn der Bau gelingen und fest sein soll.

Nun gehe und thue Deine Schuldigkeit, wie sie Dir zunächst von Deinem Kompagnie-Chef gelehrt werden wird, auf daß Du einst ein würdiger Nachkomme der Ahnen Meines Hauses seist. Gott mit Dir!" —

6. Aus dem deutschen Sprichwörterschatze.

a. Militärisches:

1. Auf einen Anlauf geht keine Festung über. — 2. Ein Artillerist musz nie in Verlegenheit kommen. — 3. Auditores haltet hübsch auf Mores. — 4. Wer wohl befiehlt, dem wird wohl gehorsamt. — 5. Auf dem Bett der Ehre haben viel tausend Platz, ohne einander beschwerlich zu fallen. — 6. Man musz nicht vertheilen die Beute, eh' man völlig gesiegt im Streite. — 7. Wer aus vielen Büchsen schieszt, trifft selten die Scheibe. — 8. So lange man Courage hat, ist noch nichts verloren. — 9. Der Deutsche ist schwer in Harnisch zu bringen, aber noch schwerer wieder heraus. — 10. Durch Dienen gelangt man zum Herrschen. — 11. Es ist kein Dienst so klein, er ist der Ehren werth. — 12. Wenn ein Dragoner vom Pferde fällt, steht ein Musketier wieder auf. — 13. Mit Drohen allein schreckt man keinen Feind. —

14. Das Ehrenkleid ziert den Mann, wer solches hat, der zieh' es an. — 15. Obwohl das Eisen schneidet sehr, das Holz die Ehre bläuet mehr. — 16. Wenn die Fahne gerettet, so ist die Ehre gewonnen. — 17. Mit vielen soll man fechten, mit wenigen rathschlagen. — 18. Wer feige ist, dem kann selbst unser Herrgott nicht helfen. — 19. Wer Frieden haben will, musz zum Kriege rüsten. — 20. Nicht fürchten ist der beste Harnisch. — 21. Einem Furchtsamen nützt der beste Degen nichts. — 22. Wer ohne Fuszvolk zieht in Krieg, der lauert mehr und führt nicht Krieg. — 23. Erst in der Gefahr merkt man, was am Manne war. — 24. Wer andre gehorsam machen will, musz selbst gehorsam sein. — 25. Wer einmal das Gewehr getragen hat, nimmt gern wieder Dienst. — 26. Am Handgriff liegt viel. — 27. Harnisch dient nicht vor die Kält', wie kein Pelz den Schusz aufhält. — 28. Wer Hasenfüsze hat, erlauft keinen Lorber. — 29. Es kann nicht jeder Hauptmann sein. — 30. Zu einem vollkommnen Heer gehört vor allem ein deutsches Herz. — 31. Einem muthigen Herzen hält das Glück die Hand. — 32. Ein Loth Herzhaftigkeit ist oft so gut, als ein Loth Geschicklichkeit. — 33. Der Hieb ist die beste Deckung. — 34. Ein Husar, der ehrlich stirbt, ist so gut wie ein Pfarrer. — 35. Ein guter Infanterist ist sich selbst genug. — 36. Im Kampfe musz man alles wagen, musz Hiebe geben, Hiebe tragen. — 37. Es sind nicht alle Kämpfer, die laut schreien. — 38. Wenn jede Kugel träfe ihren Mann, wo nähme man her die Soldaten dann? — 39. Gute Kundschaft ist halber Krieg. — 40. Im Krieg hat man die Stunden nicht zur Wahl, wie's einen trifft, so musz er's haben. — 41. Man musz an den Krieg denken, wenn man Friede behalten will. — 42. Wer in den Krieg geht, iszt selten fett und schläft wohl meist auf hartem Bett. — 43. Ein tapfrer Krieger rühmt sich nicht, was er im Krieg hat ausgericht't. — 44. Kriegslauf ist auch Weltlauf. — 45. Freudige Kriegsleute machen wenig Worte; wenn sie reden, ist auch die That da. — 46. Mit groszer Kriegsmacht in dem Feld, 'ne gute Sach' den Sieg erhält. — 47. Jeder brave Kriegsmann kennt sein Fähnlein. — 48. Kriegsschaden und Brand segnet Gott mit milder Hand. — 49. Kriegsrecht, scharfes Recht. — 50. Kriegsvolk soll man nicht lassen müszig sein. — 51. Gut laden hilft allein nicht, man musz auch gut schieszen. — 52. Eine Memme macht zehn. — 53. Der Muth deckt den Helden besser, als der Schild den Feigen. — 54. Muthverlust ist schlimmer als Blutverlust. — 55. Naheschieszen hilft nicht, es gilt treffen. — 56. Plündrer sind feige Soldaten. — 57. Wer kein Pulver riechen kann, der musz nicht in den Krieg ziehn. — 58. Wer rückwärts geht, läuft dem Teufel in die Arme. — 59. Ruhm bewahren ist schwerer, als ihn erwerben. — 60. Wenn du die eine Schanze verlierst, so hab' auf die andere acht. — 61. Wozu schieszen, wenn kein Feind zu sehn ist. — 62. Hat er 'nen Schild, hab' ich den Speer; kommt er mir grad', komm' ich ihm quer. — 63. Wie man eine Schlacht nicht gewinnt mit Fliehen, sondern mit Freudigkeit, also musz man auch das Glück erobern. — 64. Will einer geschlagen sein, der zanke mit den Deutschen. — 65. Ein guter Schütze zielt nicht nach der Scheibe, sondern nach dem Spiegel. — 66. Das sind doch wohl recht üble Schützen, die ihr Pulver zu früh verspritzen. — 67. Schutz ohne Gewalt, wird selten alt. — 68. Wer seiner Schwäche nicht vergiszt, unter den Schwachen der Stärkste ist. — 69. Vereint sind auch die Schwachen mächtig. — 70. Man soll ein Schwert sechzig Jahre tragen, um einer einzigen bösen Stunde willen. — 71. Das Schwert ist ein Recept zum Frieden. — 72. Tiefe Schwimmer, hohe Klimmer sterben auf den Betten nimmer. — 73. Wer recht schwört, der betet recht. — 74. Wer den Sieg davon will tragen, der musz feststehn, alles wagen. — 75. Könnte man siegen durch Schreien im Feld, so wäre der Esel ein groszer Held. — 76. Am Soldaten ist nicht in acht zu nehmen, ob er einen Bart habe; wenn er nur Hände hat, damit er dem Feinde den Bart ausrupfen

kann. — 77. Dem jungen Soldaten frommt ein altes Pferd. — 78. Den Soldaten macht nicht der Anzug, sondern der Feldzug. — 79. Ein guter Soldat darf nur an drei Dinge denken: erstens an Gott, zweitens an den König und drittens an das Vaterland. — 80. Ein tüchtiger Soldat greift an wie ein Windhund, zieht sich zurück wie ein Wolf und kämpft wie ein Eber. — 81. Der Soldat soll nichts fürchten als einen bösen Namen. — 82. Soldaten sind des Feindes Trutz, des Landes Schutz. — 83. Es trägt mancher Sporne und ist kein Reiter. — 84. Erst im Streit bewährt sich ein gutes Schwert. — 85. Tapferkeit wird durchs Glück unterstützt. — 86. Treue im Rücken ist besser als Gehorsam vor den Augen. — 87. Wenn ein Ulan seine Lanze verliert, ist er immer noch ein Chevauleger. — 88. Besser fürs Vaterland gefochten und gestorben, als durch falschen Frieden in den Grund verdorben. — 89. Verwegen wird selten verlegen. — 90. Verzagen macht banger als alle Klagen. — 91. Die Vordersten thun, was die Hintersten nicht vermögen. — 92. Gib deinen Vorgesetzten die Achtung, die du von deinen Untergebenen haben willst. — 93. Je besser die Wachen, je sichrer das Heer. — 94. Es sind nicht die groszen Waffen, sondern die groszen Herzen, welche die Schlachten gewinnen. — 95. Frisch auf wagen, ist halb geschlagen. — 96. Find' ich ohne Wehr ein Land, ich bezwing's mit einer Hand. — 97. Wehrlos, ehrlos. — 98. Wenn man musz weichen, so soll man dabei nichts verlieren. — 99. Kampfbare Wunde ist nagelstief und gliedeslang. — 100. Ein fröhlich Herz, ein lust'ger Muth sind Sachen, die Gott geben thut.

b. Allgemeines:

1. Wer nicht erwirbt, der verdirbt. — 2. Kommt Feuer und Stroh zusammen, so gibt es gern Flammen. — 3. Der ist ein kluger Mann, der sich in Menschen schicken kann. — 4. Wenn ich wollte, was ich sollte, könnt' ich alles, was ich wollte. — 5. Eigenlob stinkt, Freundes Lob hinkt, Feindes Lob klingt. — 6. Sich selber niemand loben soll, den Guten loben andre wohl. — 7. Recht thun läszt sanft ruhn. — 8. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. — 9. Wer redet, was ihn gelüstet, musz hören, was ihn entrüstet. — 10. Der Spiegel lügt, der Schein trügt. — 11. Nach der That kommt der Rath allzu spat. — 12. Erst besinn's dann beginn's! — 13. Mit vielem kommt man aus, mit wenig hält man haus. — 14. Masz und Ziel ist das beste Spiel. — 15. Wer Besserung und Alter spart, hat seine Sache schlecht verwahrt. — 16. Was einmal Unrecht gewesen ist, bleibt Unrecht zu aller Frist. — 17. Besser klein Unrecht gelitten, als vor Gericht gestritten. — 18. Vergleichen und vertragen frommt mehr als Zank und Klagen. — 19. Ein magrer Vergleich ist besser als ein fetter Prozesz. — 20. Wie die Zucht, so die Frucht. — 21. Wie das Gespinst, so der Gewinst. — 22. Gute Waare lobt sich selber. — 23. Erst wäg's, dann wag's! — 24. Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann. — 25. Es soll einer neunmal ein Wort im Munde umkehren, eh' er es sagt. — 26. Womit man sündigt, daran wird man gestraft. — 27. Wo sich zwei zanken, gewinnt der dritte. — 28. Man musz sich nach der Zeit richten, die Zeit richtet sich nicht nach uns. — 29. Hörensagen ist halb gelogen. — 30. Viele Köche versalzen den Brei. — 31. Ein räudiges Schaf steckt die ganze Herde an. — 32. Affen bleiben Affen, wenn man sie auch in Sammet kleidet. — 32. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. — 34. Aus einem kleinen Fünkchen kann ein groszes Feuer werden. — 35. Was lange währt, wird gut. — 36. Schweigen ist auch eine Antwort. — 37. Könnte der Narr schweigen, so wär' er weise. — 38. Junger Spieler, alter Bettler. — 39. Fleisziger Spaten ist immer blank. — 40. Was Sünd' ist zu thun, ist auch Schande zu reden. — 41. Leere Aehren stehn hoch. — 42. Was langsam geht, kommt auch zum Ziel. — 43. Viel Körnlein machen einen Haufen. — 44. Eine blinde Henne findet wohl auch ein Korn. — 45. Viel Bächlein machen auch einen Strom. -

46. Den Baum musz man biegen, weil er jung ist. — 47. Was man gern thut, ist keine Arbeit. — 48. Treue ist ein seltner Gast; halt ihn fest, wenn du ihn hast! — 49. Uebel gewonnen, übel zerronnen. — 50. Schick dich in die Welt hinein, denn dein Kopf ist viel zu klein, dasz die Welt sich schicke drein! — 51. Glauben, Auge, Glimpf leiden keinen Schimpf. — 52. Dorn und Disteln stechen sehr, falsche Zungen noch viel mehr. — 53. Mich dünkt, ich wähn', ich acht', ich halt' — thut oft der Wahrheit grosz' Gewalt. — 54. Je mehr Ehr', je mehr Beschwer. — 55. Verlorne Ehr' kehrt nimmermehr. — 56. Wenn man den Wurm tritt, so krümmt er sich. — 57. Wo man zimmert, da fallen Späne. — 58. Wer seinen Zorn bezwingt, hat einen groszen Feind besiegt. — 59. Des Zornes Ausgang ist der Reue Anfang. — 60. Die Gegenwart ist unser. — 61. Viele Hunde sind des Hasen Tod. — 62. Die Katze fängt die Mäuse nicht in Handschuhen. — 63. Man empfängt den Mann nach dem Kleide und entläszt ihn nach dem Verstande. — 64. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. — 65. Selber ist der Mann. — 66. Sparen ist gröszere Kunst denn erwerben. — 67. Erspart ist auch erobert. — 68. Sparen ist verdienen. — 69. Leb, als wollst du täglich sterben, schaff, als wollst du ewig leben! — 70. Wer die Leiter hinauf will, musz mit der untersten Sprosse anfangen. — 71. Wohl gelebt, wohl gestorben. — 72. Man lernt, so lange man lebt. — 73. Wer ohne Liebe lebt, ist lebendig todt. — 74. Das Auge des Herrn schafft mehr als seine beiden Hände. — 75. Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier. — 76. Wenn die Hirten sich zanken, hat der Wolf gewonnen Spiel. — 77. Besser machen, die beszte Busze. — 78. Gebrannte Kinder scheuen das Feuer. — 79. Gemsen steigen hoch und werden doch gefangen. — 80. Gewohnheit ist die andre Natur. — 81. Ungebauter Acker trägt selten gut Korn. — 82. Arbeit gewinnt Feuer aus den Steinen. — 83. Alles hat seine Zeit. — 84. Jeder ist seines Glückes Schmied. — 85. Die Kunst ist lang, das Leben kurz. — 86. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. — 87. Wenn man die Saite zu hoch spannt, so reiszt sie. — 88. Allzu scharf macht schartig. — 89. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. — 90. Rom ward nicht an einem Tag erbaut. — 91. Wenn die Herren vom Rathhause kommen, sind sie am klügsten. — 92. Könnte man mit leugnen davonkommen, so würde niemand gehangen. — 93. Ein Hahn hat so viel Flügel als der Falk und kann doch nicht so hoch fliegen. — 94. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. — 95. Noth lehrt beten. — 96. Wer lange fragt, gibt nicht gern. — 97. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. — 98. Schande ist Schande, man halte sie dafür oder nicht. — 99. Sammet und Seide löschen das Feuer in der Küche aus. — 100. Wer alles sagt, was er will, musz oft hören, was er nicht will. — 101. Reue ist ein hinkender Bote; sie kommt langsam, aber gewisz. — 102. Bei dem Freunde halte still, der dich nur, nicht das Deine will. — 103. Freund in der Noth, Freund im Tod, Freund hinterm Rücken — sind drei starke Brücken. — 104. Will ein Freund borgen, vertröst ihn nicht auf morgen! — 105. Frische Fische, gute Fische. — 106. Gott beschert wohl die Kuh, aber nicht den Strick dazu. — 107. Wer was will gelten, der komme selten. — 108. Wer keinen Spasz mag verstehn, soll nicht unter Leute gehn. — 109. Zwei harte Steine mahlen selten kleine. — 110. Halte Rath vor der That. — 111. Pflück die Rose, wenn sie blüht; schmiede, wenn das Eisen glüht! — 112. An der Red' erkennt man den Thoren, wie den Esel an den Ohren. — 113. Setz einen Frosch auf goldnen Stuhl er geht doch wieder in den Pfuhl. — 114. Was hilft gut bedacht, wird's nicht gut gemacht? — 115. Wer weit will gehn, musz früh aufstehn. — 116. Der Fuchs ändert den Balg und bleibt ein Schalk; der Wolf ändert das Haar und bleibt, was er war. — 117. Ein freundlich Gesicht, das beste Gericht. — 118. Gewalt und Lügen nicht lange trügen. — 119. Es kommt alles an den Tag. — 120. Wenn man die Treppe scheuert, fängt man von oben an. — 121. Von zweien Uebeln soll man das kleinste wählen. — 122. Dem Unglück

kann man nicht entlaufen. — 123. Es kommt kein Unglück allein. — 124. Man soll keinen vor seinem Tode glücklich preisen. — 125. Trau, schau, wem? — 126. Tauben Ohren ist bös predigen. — 127. Gute Tage wollen starke Beine haben. — 128. Wagen gewinnt, wagen verliert. — 129. In kleinen Wässern fängt man auch gute Fische. — 130. Kein Meister so gut, der nicht noch zu lernen hätte. — 131. Es ist kein Meister vom Himmel gefallen. — 132. Wer den Nagel am Hufeisen nicht achtet, der verliert auch das Pferd. — 133. Wer ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten. — 134. Mit kleinem fängt man an, mit groszem hört man auf. — 135. Dienstjahre sind keine Herrenjahre. — 136. Feuer fängt mit Funken an. — 137. Böses Beispiel verdirbt gute Sitte. — 138. Bete, als hülfe kein arbeiten; arbeite, als hülfe kein beten. — 139. Verschlossner Mund und offne Augen haben noch niemand geschadet. — 140. Wohlgezogen hat nie gelogen. — 141. Glück macht Freunde, Unglück prüfet sie. — 142. Verlorne Ehr' kehrt nimmermehr. — 143. Vorrede erspart Nachrede. — 144. Rechter Mann, hilft wo er kann. — 145. Wenn man ihn bät', wer weisz was er thät. — 146. Stiller Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land. — 147. Wer Unglück gekostet hat, weisz wie es schmeckt. — 148. Pflügen und nicht sän, lesen und nicht verstehn ist halb müszig gehn. — 149. Guter Weg um ist nicht zu krumm. — 150. Ein kurzes Sprichwort verhindert oft mehr Böses als ein langes Geschwätz.

C. Naturbilder.

1. Das arabische Pferd.

Alfred Brehm.

Nur wenige Völkerschaften würdigen das Pferd, wie es gewürdigt zu werden verdient. Unter ihnen stehn die Araber, Türken und Perser obenan. In den Augen der Araber ist das Pferd das höchstgeschaffne aller Thiere; es steht dem Menschen nicht nur fast gleich, sondern genießt oft noch höhere Achtung als dieser. Das Pferd ist dem Araber nothwendig zu seinem Leben, zu seinem Bestehn; er vollbringt mit seiner Hilfe Wanderungen und Reisen; er hütet auf seinem Pferde die Herden; er glänzt durch sein Pferd in seinen Kämpfen, bei den Festen, bei den geselligen Vereinigungen; er lebt und stirbt auf seinem Rosse. Mit der Natur des Arabers ist die Liebe zum Pferde unzertrennlich; er saugt die Achtung für dieses Thier schon mit der Muttermilch ein. Das edle Geschöpf ist der treuste Gefährte des Kriegers, der Liebling der Familie, und eben deshalb beobachtet der Araber mit ängstlichem Fleiß das ganze Thier. Er erlernt seine Sitten, er besingt es in seinen Gedichten, er erhebt es in seinen Liedern, er macht es zum Stoffe seiner angenehmsten Unterhaltung.

Der Araber ist von den Vorzügen seines Pferdes, von dem Gefühl der Lust, auf diesem edlen Thiere zu reiten, so durchdrungen, daß er hunderte von Liedern und Sprichwörtern dichtete, welche seinen Gefühlen Worte geben sollen. Es würde geradezu unmöglich sein, alle die feinen Unterschiede hier aufzuführen, welche die arabischen Pferdekenner für die größre oder geringere Güte ihrer Rosse aufgestellt haben. Wir Abendländer haben dafür gar kein Ver-

ständnis, und unsre größten Kenner würden vor der arabischen Pferdewissenschaft beschämt ihre Unkenntnis eingestehn müssen. Nur so viel will ich im allgemeinen hier sagen: Das edle arabische Pferd ist gut gebaut hat kurze und bewegliche Ohren, schwere, aber doch zierliche Knochen, ein fleischloses Gesicht, Nüstern, „so weit, wie der Rachen des Löwen“, schöne, dunkle, vorspringende Augen, einen gekrümmten und langen Hals, breite Brust und breites Kreuz, schmalen Rücken, runde Hinterschenkel, einen zusammengeschnürten Leib, lange Oberschenkel, „wie die des Straußes es sind“, mit Muskeln, „wie das Kameel sie hat“, einen schwarzen, einfarbigen Huf, eine feine und spärliche Mähne und einen reich behaarten Schwanz, dick an der Wurzel und dünn gegen die Spitze hin.

Ein Rassenpferd kennt man aber auch noch an andern Zeichen. Es frißt bloß aus seinem Futterbeutel. Ihm gefallen die Bäume, das Grün, der Schatten, das laufende Wasser, und zwar in so hohem Grade, daß es beim Anblick dieser Gegenstände wiehert. Es trinkt nicht, bevor es das Wasser erregt hat, sei es mit dem Fuße, oder sei es mit dem Maule. Seine Lippen sind stets geschlossen, die Augen und Ohren immer in Bewegung, und seinen Hals wirft es zur rechten und zur linken, als wollte es sprechen oder um etwas bitten.

Die Namen der besten Rassen haben oft die sonderbarste Bedeutung, und gewöhnlich ist immer ein Sagenkundiger nöthig, um diese Bedeutung zu erklären. Alle Araber glauben steif und fest, daß die edlen Pferde schon seit Jahrtausenden in gleicher Vollkommenheit in ihrem Stamme sich erhalten haben, und wachen daher ängstlich über die Zucht ihrer Rosse, um sich immer reines Blut zu bewahren. Das Fohlen wird mit ganz besondrer Sorgfalt erzogen und von Jugend auf wie ein Glied der Familie gehalten. Daher kommt es, daß die arabischen Pferde zu Hausthieren geworden sind in derselben Bedeutung wie der Hund, daß sie ohne alle Furcht im Zelte des Herrn und in der Kinderstube geduldet werden können.

Mit dem achtzehnten Monat beginnt die Erziehung des edlen Geschöpfes; sie währt fort, bis es vollkommen erwachsen ist. Zuerst versucht sich ein Knabe im Reiten. Er führt das Pferd zur Tränke, zur Weide, er reinigt es und sorgt überhaupt für alle seine Bedürfnisse. Beide lernen zu gleicher Zeit, — der Knabe wird ein Reiter, das Fohlen ein Reitthier. Niemals aber wird der junge Araber das ihm anvertraute Füllen übernehmen; niemals wird er ihm Dinge zumuthen, die es nicht leisten kann. Der Unterricht beginnt im Freien und wird im Zelte fortgesetzt. Man überwacht jede Bewegung des Thiers, man behandelt es mit aller Liebe und Zärtlichkeit, duldet aber niemals Widerstreben oder Böswilligkeit. Erst wenn das Pferd sein zweites Lebensjahr überschritten hat, legt man ihm den Sattel auf, immer noch mit der größten Vorsicht. Das Gebiß wird anfangs mit Wolle umwickelt und diese manchmal mit Salzwasser besprengt, um das Pferd leichter an das ihm unangenehme Eisen im Maule zu gewöhnen; der Sattel wird zuerst so leicht als möglich genommen. Nach Ablauf des dritten Jahrs muthet man dem Pferde schon mehr zu. Man gewöhnt es allgemach daran, alle seine Kräfte zu gebrauchen, läßt ihm aber, was die Fütterung anlangt, durchaus nichts abgehn. Erst wenn es das siebente Jahr erreicht hat, sieht man es als erzogen an.

Die Leistungen eines gut erzognen arabischen Rassepferdes sind wirklich unglaublich groß. Es kommt vor, daß der Reiter mit seinem Pferde fünf, sechs Tage lang hinter einander täglich Strecken von zehn, zwölf, ja selbst von fünfzehn Meilen zurückgelegt. Wenn dem Thiere hierauf zwei Tage Ruhe gegönnt werden, ist es im stande, in derselben Zeit zum zweiten Male einen gleichen Weg zu machen. Gewöhnlich sind die Reisen, welche die Araber unter=

nehmen, nicht so lang, dafür aber durchreitet man in einem Tage noch größre Entfernungen, auch wenn das Pferd ziemlich schwer belastet ist. Nach der Ansicht der Araber muß ein gutes Pferd nicht nur einen vollkommen erwachsnen Menschen tragen, sondern auch seine Waffen, seine Teppiche zum Ruhen und Schlafen, die Lebensmittel für sich selbst und für seinen Reiter, eine Fahne, auch wenn der Wind hinderlich sein sollte, und im Nothfalle muß es einen ganzen Tag lang im Zuge fortlaufen, ohne zu fressen oder zu trinken. Gute Pferde trinken oft einen oder zwei Tage nicht. Sie haben kaum genug zu fressen und müssen doch den Willen ihres Reiters ausführen. Dies ist die Macht der Gewöhnung; denn die Araber sagen, daß die Pferde, wie der Mensch, nur in der ersten Zeit ihres Lebens erzogen und gewöhnt werden.

Die Araber unterscheiden eine Menge Rassen ihrer Pferde, und jede Gegend hat ihre besonders ausgezeichneten. Es ist Thatsache, daß das arabische Pferd nur da, wo es geboren ist, zu seiner vollsten Ausbildung gelangt, und eben deshalb stehn die Pferde der westlichen Sahara, so ausgezeichnet sie auch sein mögen, noch immer weit hinter denen zurück, welche im glücklichen Arabien geboren und erzogen wurden. Schon solche Hengste werden mit hohen Preisen bezahlt, die Stuten sind kaum käuflich; — ein Mann büßt seinen guten Ruf ein, wenn er gegen Gold oder Silber einen so kostbaren Schatz weggibt. Gerade hier gehört das Roß so recht eigentlich zur Familie, und diese widmet ihm ungleich mehr Sorgfalt, als ihren Angehörigen selber. Wenn ein Krieger einen gefährlichen Zug vollführen will, wünscht die Familie nicht dem Manne, sondern dem Pferde das beste Glück, und wenn dieses nach einer Schlacht allein zum Zelte hereinkommt, ist der Schmerz über den im Gefecht gebliebnen Reiter bei weitem nicht so groß als die Freude über die Rettung des Rosses. Der Sohn oder ein naher Verwandter des Gefallnen besteigt das edle Thier, und ihm liegt die Verpflichtung ob, den Tod des Reiters zu rächen, während der Verlust des Pferdes auch nicht einmal durch erfüllte Rache gesühnt werden kann. Wenn ein Pferd in der Schlacht getödtet oder vom Feinde genommen worden ist, und der Reiter allein zu Fuße zurückkommt, wartet seiner ein schlechter Empfang. Das Schreien und Wehklagen will kein Ende nehmen, und die Trauer währt monatelang.

Aber ein solches Pferd ist auch nicht mit irgend einem andern zu vergleichen. Der Araber muthet seinen Kräften, wie bemerkt, sehr viel zu, er behandelt es jedoch auch mit einer Liebe ohnegleichen. Von Jugend auf vernimmt das Thier kein böses Wort, bekommt es keinen Schlag. Es wird mit der größten Geduld, mit der größten Zärtlichkeit erzogen und theilt mit seinem Herrn Freud und Leid, das Zelt, ja beinahe das Lager. Es bedarf keiner Peitsche, kaum eines Spornstoßes; ein Wort seines Reiters genügt, um es anzutreiben. Der Mensch und das Thier haben sich eben hier auf das innigste verbrüdert, und der eine wie das andre fühlen sich gedrückt, wenn der treue Gefährte fehlt. Mehr als einmal schon ist es vorgekommen, daß das Pferd den Leichnam seines im Kampfe gefallnen Reiters noch von der Wahlstatt bis zum Zelte trug, gleichsam, als wisse es, daß es den gefallnen Mann nicht dem Hohn und Spott des Feindes preisgeben dürfe.

Ebenso groß als die liebenswürdigen Eigenschaften des Wesens sind die Genügsamkeit und Anspruchlosigkeit des arabischen Pferdes, was die Nahrung anlangt. Es ist mit wenigem zufrieden und im stande, bei schmaler Kost noch die größten Anstrengungen zu ertragen. Kein Wunder, daß solch ein Thier von hundert Dichtern glühend besungen worden, daß es das ausschließliche Gespräch der Männer am Lagerfeuer, daß es der Stolz und das höchste Kleinod des Arabers ist.

2. Die Bedeutung der Vögel.

Alfred Brehm.

Ein Bindeglied zwischen dem höchsten und niedersten Leben nennt Tschudi die Vögel; dieses Wort muß in seinem ganzen Umfange aufgefaßt werden. Sie stehn inmitten der höchsten und niedersten Geschöpfe und wirken nach beiden Seiten hin, den einen zum Heil, den andern zum Verderben. Als treue Wächter des Gleichgewichts in der Thierwelt wehren sie den im höchsten Grade gefährlichen Uebergriffen der niedern Klassen, vor allem der übergroßen Ausbreitung der Kerbthiere. Dieser fürchterlichen Gesellschaft, welche sich zwar unter einander schon verfolgt, befehdet und vernichtet, können doch allein die Vögel einigermaßen einen Damm setzen. Ihnen preisgegeben, würde in kurzer Zeit die Natur veröden; denn die Pflanzenwelt, auf welche sie fast ausschließlich angewiesen sind, würde aufhören zu sein. Alle übrigen Geschöpfe zusammengenommen vermögen nicht, ihrem verderblichen Wirken mit gleichem Erfolge Einhalt zu thun als die Vögel. Man kennt gegenwärtig etwa 1400 Arten von Säugethieren und 800 Arten von Lurchen, aber 8000 Arten von Vögeln. Nun ist es eine anerkannte Sache, daß gerade diejenigen Arten, welche Kerbthiere fressen, die meisten Mitglieder zählen und überall verbreitet sind. Man kann sich also von der Wirksamkeit der Vögel leicht einen Begriff machen, wenn ich sage, daß von allen Mitgliedern der reichen Klasse mindestens drei Viertheile theilweise oder ausschließlich Kerbthiere verzehren und zwar in einer Menge, daß das Gewicht der Nahrung eines Tages das des Essers oft zwei- und dreimal übersteigt. Nimmt man die tägliche Nahrung eines Meisenpaares durchschnittlich nur zu zweitausend Kerbthieren an, so ergibt eine einfache Rechnung, daß dieses Pärchen jährlich 730 000 Stück schädliche Thiere vertilgt. Nun brütet aber ein Meisenpaar mindestens zehn Junge aus und vernichtet demnach mit seinen Kindern zusammen in Jahresfrist etwa vier Millionen Kerbthiere. Diese Angabe mag hinreichen, um die Wirksamkeit eines einzigen Vogels zu beweisen; sie zeigt uns zugleich, daß die Ergebnisse der Thätigkeit aller Vögel ganz unberechenbar sind.

Es ist, wenn auch nicht auffallend, so doch beachtenswerth, daß gerade die schädlichsten Thiere aller Klassen ihre meisten Feinde und Vertilger unter den Vögeln haben. Um dies zu verdeutlichen, will ich einige besonders verderbliche Thiere anführen und deren Verfolger aufzählen.

Fürchterlich ist die Zerstörungswuth und Zerstörungsfähigkeit der Wanderheuschrecke. Außer den Vögeln dürften bloß einige Affen, Mäuse, Eichhörnchen und Igel, Eidechsen, Schlangen und Frösche als Feinde der schädlichen Kerfe aufgezählt werden können; ihre Gesammtthätigkeit ist aber schwerlich groß in Betracht zu ziehen. Anders ist es bei den Vögeln. Sobald ein Heuschreckenschwarm in einem Walde sein Vernichtungswerk begonnen und sich in ihm dauernd angesiedelt hat, erscheinen von allen Seiten her seine gefiederten Verfolger, um Jagd auf die Kerfe zu machen. Die während der Schwarmzeit gerade brütenden Störche, die Nimmersatt und Ibisse, langen in zahllosen Scharen oft aus weiter Ferne an und ernähren sich und ihre Jungen ausschließlich von den Heuschrecken; alle in der Winterherberge gegenwärtigen Turm- und Röthelfalken, die Bussarde, Steppenweihen, Raben, Raken, Glanzdrosseln, Perlhühner und Frankoline, sogar Reiher und, wenn der Wald nur etwas Wasser enthält, auch Seeschwalben ziehen sich in der Nähe des Schwarms zusammen und beginnen ihren Vernichtungskampf. Ueber der Waldstelle schweben hunderte der kleinen, geschäftigen Falken; fast allaugenblicklich sieht man einen von ihnen herab-

stürzen, mit raschem, geschickten Griff sich eine fliegende Heuschrecke fangen und sie dann gleich in der Luft während des Fluges verzehren. Die Zweige, welche unter dem auf sie geschleuderten, verkörperten Fluche sich beugen, werden von andern abgesucht; hier schreiten und hüpfen die Raben auf und ab, lesen fleißig auf und schütteln noch weit mehr zu Boden, und die Raken, Glanzdrosseln, wohl auch Kuckucke und Hornvögel helfen ihnen getreulich mit. Unten aber stelzt und läuft die übrige Jagdgesellschaft achtsam auf und nieder, um jede zur Erde fallende Heuschrecke sofort aufzusammeln. Stehn die Bäume auf überschwemmten Strecken, — und gewöhnlich fallen die Heuschrecken über solche als die frischesten, grünsten her, — dann kommt noch ein ganzes Heer von Enten, Möwen und andern Schwimmvögeln den übrigen Jägern zu Hilfe und verfolgt auch die ins Wasser fallenden Kerfe. Alle Vögel bleiben gewiß so lange in der Nähe eines Heuschreckenschwarms, als dieser selbst vorhanden ist; ja, sie wandern ihm noch beim Wegzuge nach. Tausende von eßlustigen Vögeln wollen aber gesättigt sein! Hunderttausende von Heuschrecken sind tagtäglich erforderlich, um ihnen zu genügen, und wenn jener auch Billionen sind, — schließlich werden ihre Reihen doch gelichtet!

Wir brauchen, um ähnliches zu beobachten, unsre Heimat nicht zu verlassen; denn auch in Deutschland treten gewisse Arten von Kerbthieren zuweilen in unnennbaren Massen auf. Ein von den Raupen der Nonne oder des Kiefernspinners heimgesuchter Wald ist ein Ort des Grauens und Entsetzens. Der Fuß dessen, welcher den Pestort durchwandert, zertritt Dutzende von Raupen bei jedem Schritte, ihr Koth rieselt von den Wipfeln herab wie Regen; ihr Aas verpestet auf weithin die Luft. Der besorgte Forstmann jammert; denn jeder Tag Raupenfraß entwerthet den Wald um tausende von Thalern; er bietet alle Mittel auf, — umsonst! Der Mensch ist den Raupen gegenüber rath- und thatlos; wenn die Vögel nicht aus dieser Noth erretten, kann nur der Himmel helfen. Aber die Vögel thun das ihrige redlich und unermüdlich. Die haarigen Raupen selbst können leider nur vom Kuckuck ohne Schaden gefressen werden, und die Kuckucke sind nirgends häufig; aber den Eiern und Puppen des Schmetterlings stellen tausende fleißiger und geschickter Jäger nach. Alle Arten der Klettervögel, die Meisen und die Goldhähnchen sind unablässig beschäftigt, Puppen und Eier der Schmetterlinge aufzusuchen und zu vertilgen. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß in den Wintern, welche auf einen an Raupen reichen Sommer folgen, der verheerte Wald von zahllosen Meisen und Goldhähnchenscharen und vielen Spechten aller Art besucht wird. Der gebildete Forstmann weiß, was sie alle leisten, und läßt ihnen seinen vollsten Schutz angedeihen; der ungebildete und unvernünftige Bubenjäger errichtet, der Bildung unsrer Zeit Hohn sprechend, eine Meisenhütte in der Nähe eines Waldes, weil diese sicher lohnen wird. Auch die Kuckucke thun ihr möglichstes. Homeyer beobachtete, daß in einem von der Nonne befallenen Walde sich zur Zugzeit mehr als hundert dieser sonst so unsteten und einsam lebenden Vögel auf Wochen niederließen und eifrig der Raupenjagd oblagen. „Ein Vogel", erzählt er, „mochte oft in einer Minute mehr als zehn Raupen verschlingen. Rechnet man aber auf jeden einzelnen nur zwei Raupen in der Minute, so macht dies bei einer Tageslänge von 16 Stunden (welche der Kuckuck redlich benutzt) auf 100 Vögel täglich 192000 Raupen und schon in einem halben Monate gegen drei Millionen. Es war auch eine sichtbare Abnahme der Raupen unverkennbar; ja, man war versucht, zu behaupten, die Kuckucke hätten dieselben vertilgt, da späterhin, nachdem auch die Nachzügler verschwunden waren, keine Spur der Raupen übrig blieb."

„Um einen Beweis von den Diensten der Meisen, Goldhähnchen und kleinen Klettervögel zu geben“, sagt Graf Wodzicki, „will ich einige meiner eignen Beobachtungen mittheilen. Eine unendliche Menge gewisser Raupen hatte im Jahre 1848 alles Laub in meinem Garten abgefressen, so daß die Bäume wie verdorrt aussahen. Im Herbste bemerkte ich Millionen von Eiern, die, von einer haarigen Hülle umgeben, an allen Stämmen und Aesten saßen. Ich ließ sie mit großen Kosten ablesen; aber sehr bald überzeugte ich mich, daß Menschenhände dieser Plage nicht zu steuern vermöchten, und machte mich schon darauf gefaßt, meine schönsten Bäume eingehn zu sehen. Gegen den Winter hin kamen jedoch von Tag zu Tag zahlreichere Scharen von Meisen und Goldhähnchen herangeflogen, und zu meiner Freude sah ich die Raupennester täglich abnehmen. Im Frühlinge nisteten wohl zwanzig Pärchen Meisen in diesem Garten, während ich in andern Jahren kaum zwei bis drei Paare gesehen hatte. Im Jahre 1849 war die Plage schon geringer, und im Jahre 1850 hatten die kleinen, befiederten Gärtner meine Bäume so gesäubert, daß ich dieselben durch ihre freundliche Hilfe während des ganzen Sommers im schönsten Grün sah.“ — „Im Jahre 1842 zählte und berechnete ich an drei hochstämmigen Rosenstöcken meines Gewächshauses über zweitausend Blattläuse. Ich ließ eine Sumpfmeise in das Gebäude, und diese hatte in wenigen Stunden das ganze Ungeziefer weggeputzt.“

Die Spechte und andern Klettervögel nennt mein Vater die „Wohlthäter der Wälder“ und widerlegt schlagend die oft gehegte, irrige Meinung, daß dieselben durch ihr Arbeiten den Stämmen schadeten. Dies ist keineswegs der Fall; denn das gesunde Holz greifen die Spechte niemals an, sondern immer nur diejenigen kranken Stellen, in welche sich Kerfe eingenistet haben. Alle gebildeten Forstleute sind hiermit einverstanden; Ratzeburg sagt in seiner Schrift über die „Waldverderber und ihre Feinde“ sehr bestimmt: „Alte Stämme mit Astlöchern und angefaulte Stöcke von Laubholz müssen geduldet werden, damit solche Vögel in denselben nisten können.“

Klettervögel, Meisen, Goldhähnchen und andre Kerbthierfresser sind jedenfalls die wichtigsten Erhalter des Gleichgewichts zwischen Pflanzen und Thieren, nicht aber die einzigen. Aeußerst nützlich werden die Raben, vor allen andern die Saatkrähen, durch Vertilgung von Maikäfern (deren ärgste Feinde nur sie sind) und Schnecken; nicht minder wohlthätig für die den Menschen zunächst angehenden Pflanzen erweisen sich die Bussarde, Turmfalken und Eulen. Diese drei Thiere sollten uns eben so heilig sein, wie den Aegyptern der Ibis war; denn sie sind die wirksamsten aller Gegner, die thätigsten, unermüdlichsten aller Fänger der so überaus schädlichen Feldmäuse. Sie alle vermögen etwas zu leisten! Ein Bussard verzehrt, ohne eine Ueberladung befürchten zu müssen, einige zwanzig Feldmäuse in einem Vormittage und trägt zur Brutzeit mit seinem Gatten täglich mehr als hundert von ihnen seinen Jungen zu. Die Eulen und Turmfalken leisten dasselbe im Verhältnis zu ihrer Größe. Man darf sicher darauf rechnen, daß sie alle sich in kurzer Zeit in der Nähe der von Mäusen geplagten Felder ansiedeln werden, um hier ihr so nützliches Werk erfolgreich zu betreiben, und es ist als ein wahrer Frevel an der Landwirtschaft anzusehen, wenn der ungebildete Mensch sie verfolgt und tödtet, um ein Prahlzeichen seiner Unwissenheit und Dummheit ans Hofthor nageln zu können. In Jahren arger Mäuseplage erscheinen sie massenweise, ohne daß man begreifen könnte, woher sie gekommen sind, und verfolgen die Mäuse, so lange solche sich finden; man hat beobachtet, daß die Schneeeulen den Zügen der Lemminge viele Meilen weit nachfliegen.

Auch noch auf ein ganz andres Ergebnis der Wirksamkeit der Vögel ist in der Neuzeit aufmerksam gemacht worden. Nicht wenige von ihnen nämlich sind bedacht, dem Umsichgreifen des Unkrauts zu wehren. Der Landmann, welcher die Feld- und Waldtauben oder im Herbste Ammer und Finken mit mißgünstigem Auge betrachtet, wenn dieselben seine Felder nach Futter absuchen, verkennt die Thätigkeit der Vögel gänzlich. Sie ersetzen ihm durch dieselbe hundertfach den geringen Schaden, welchen sie während der wenigen Tage der Aussaat ihm zufügen. Alle Tauben ernähren sich und ihre Jungen fast ausschließlich von den verschiednen Samen allerlei Unkrauts, namentlich der Vogelwicke, Rade, Kornblume, des Hederich und Hirsegrases und andrer von keinem Landmanne gern gesehener Feldpflanzen. Sie reinigen die Felder von schädlichen Pflanzen, wie die oben genannten die Fluren von schädlichen Thieren.

Es bedarf keiner weitern Aufzählung solcher beweisenden Beispiele, um jeden denkenden Menschen zu überzeugen, daß die Vögel unentbehrliche Ordner und Erhalter des Gleichgewichts in der Natur sind; es bedarf keiner Erinnerung an die Schlangenfresser oder Leichenbestatter und Abdecker südlicher Länder, um den uns durch sie unmittelbar oder mittelbar gestifteten Nutzen erkennen zu lassen. Ihr ganzes Leben gewährt uns und allen andern hochstehenden Geschöpfen eine ununterbrochne Folge von Wohlthaten; allüberall und immer scheinen sie darauf bedacht zu sein, das Schädliche zu vernichten oder seinen Einfluß aufzuheben. Sie sind treue Wächter der Ordnung und des höchsten aller Gesetze; treulich, unablässig warten sie ihres Amtes, erfüllen sie ihren unendlich wichtigen Beruf.

Und wie selten wird ihr Wirken von dem Menschen gewürdigt! Nur allzu häufig greift er schonungslos ein mit frevelnder Hand, das Gleichgewicht zu zerstören, welches sie vermitteln, — und Verderben ist die unausbleibliche Folge davon! Der „Sperlingskrieg", welcher in Preußen unter des großen Königs Regierung geführt wurde, rächte sich furchtbar. Er kostete dem Staate in zwei Jahren viele tausende von Thalern, — und das Ungeziefer nahm entsetzlich überhand. Da zog Friedrich weislich seine Hand vom Rade des einhelligen Schöpfungswerkes zurück, in welches er eingreifen zu müssen geglaubt hatte. Er widerrief seinen Befehl und war noch obendrein genöthigt, Sperlinge von weither wieder herbeischaffen zu lassen, die nun sorgfältig geschont wurden.

Gegenwärtig „bekriegt" man nun zwar die Sperlinge nicht mehr, wohl aber eine Menge andrer höchst wichtiger Vögel. Unbedachtsam rottet man ihre Wohnungen aus und zwingt sie dadurch zur Auswanderung, frevelhaft verfolgt und tödtet man sie selbst. Die Folgen dieses Gebarens stehn nur zu deutlich in den Büchern der Forstämter eingeschrieben oder machen sich anderweitig verständlich genug erkennbar. Immer häufiger und immer fühlbarer wird die Raupenpest, immer verderblicher der Krieg der Mäuse gegen uns; beider unerbittlichste Feinde hat man verachtet und vertrieben, — und solches rächt sich. Aber verzagen wir nicht! Es beginnt besser zu werden. Mehr und mehr geachtete Stimmen werden laut mit der Bitte und dem Befehl, die Vögel zu schützen.

3. Der Steinadler.

Alfred Brehm.

Unter allen Adlern steht derjenige, welcher in den gebirgigen Gegenden unsers Vaterlands und Europas überhaupt am häufigsten lebt, der Steinadler, obenan. Er ist ein gewaltiger, kräftiger Vogel von edlem Ansehen. Der Körper ist, bis auf die grauweiszliche Schwanzwurzel und den gold-

farbenen Hinterkopf und Nacken, dunkelgefiedert, der Schnabel stark, der Fang furchtbar. Kraft und Muth, Stärke und Bewusztsein dieser Stärke drücken sich in der Gestalt, in jedem Blicke des wundervollen, groszen, feurigen Auges aus. Er ist nicht der gröszte Adler, denn einige Seeadler übertreffen ihn wenigstens in der Flugbreite, welche bei ihm höchst selten mehr als zwei Meter beträgt, während die Länge, wie bei dem Seeadler, ein Meter nicht übersteigt, aber er ist der vollendetste Adler.

Der Steinadler wird in Europa oder im nördlichen Asien und Amerika in allen Gegenden angetroffen, welche grosze, zusammenhängende Waldungen haben, zieht aber die Hochgebirge den Ebnen vor. In der Schweiz ist er nur Alpenthier und findet sich in allen Zügen des Hochgebirges, verläszt auch die Höhe blosz, wenn sich seine Beute vor dem Winter in die Tiefe hinabzieht. Er war in Deutschland früher nirgends selten und kommt auch jetzt noch dann und wann vor; jedoch vertreibt ihn die fortschreitende Bebauung des Bodens mehr und mehr. Denn mit dem Menschen verträgt er sich nicht und musz ihm da überall weichen, wo dieser bereits vollkommen Herr des Bodens geworden ist. Deshalb ist er im Süden und Norden Europas noch viel häufiger anzutreffen als bei uns. Wo er sich einmal festgesetzt hat, sieht man ihn Sommer und Winter; denn er wandert nicht und streicht nur mehr oder weniger weit über die Grenzen seines Gebiets hinaus, wenn dieses ihm nicht die nöthige Nahrung mehr liefern kann. Hierin unterscheidet er sich von allen seinen kleinern Verwandten, welche regelmäszig wandern und auf ihren Reisen sogar bis in das Innere von Afrika vordringen.

Alle Bewegungen dieses Vogels sind rasch und sicher. Der prachtvolle Flug ist ein ruhiges, schnell förderndes Schweben, fast ohne Flügelschlag, der Gang dagegen schlecht und hüpfend. Im Gehn trägt sich der Adler weniger schön, während er im Sitzen immer senkrecht steht wie ein Mann, also auch aus der grözten Entfernung nicht verkannt werden kann. Entsetzen und Furcht ergreift alle schwächern Thiere bei dem Erscheinen eines Adlers; das gellende „Hia, Hia“ oder „Gicha“, welches man zuweilen hört, ist hinreichend, Säugethiere und Vögel zur schleunigen Flucht zu bewegen. Das prachtvolle Auge schaut allerdings in die Ferne, wie die Bibel sagt; ihm entgeht so leicht kein Geschöpf. Stolz, majestätisch und ruhig schwebt er dahin, seine Blicke aber durchsuchen ohne Unterlasz das ganze weite Land, welches sich vor dem in der Höhe dahinziehenden ausbreitet. Scheinbar unachtsam beschreibt er seine Kreise; aber er darf nur eine Beute wittern, und plötzlich verändert sich sein Betragen. Jählings zieht er die Flügel ein und stürzt sausend in schiefer Richtung zur Erde nieder, die Krallen weit gesperrt, um sie sofort dem Schlachtopfer, welches er sich auserkoren hat, in den Rücken zu schlagen. Vom schüchternen Reh bis zur Maus, vom Trappen bis zur Taube ist nichts vor seinen Klauen sicher; was er bewältigen und forttragen kann, greift er an. Er verschont weder das spielende Kind, noch den bissigen, wehrhaften und listigen Fuchs, obgleich dieser ihn manchmal seine Mordgelüste schwer bezahlen läszt, indem er, schon erhoben, ihm noch die Halsschlagadern durchbeiszt. Hirsch- und Rehkälber, Frischlinge, Lämmer und Zicklein, Hasen und Kaninchen, Dachse und Katzen bluten unter seinen Räuberklauen und sind seine gewöhnliche Beute, obwohl er auch einen Hamster, einen Maulwurf, eine Ratte oder eine Maus nicht verschmäht. Aus der Klasse der Vögel fallen ihm Gänse, Enten, Kraniche, Störche, Wald- und Feldhühner, sowie das Hausgeflügel zur Beute.

Schon aus dem Gesagten geht hervor, wie schädlich der Steinadler werden kann. Er stürzt sich mit Ungestüm auf seine Beute und fängt die Thiere im schnellsten Laufe oder grosze Vögel im Fluge; nur eiligste Flucht in Höhlen, Dickichte oder unter das Wasser kann sie vor dem Verderben erretten. Erbarmen ist ihm fremd. Gewöhnlich tödtet er zwar die

gefangne Beute durch erwürgen in seiner furchtbaren Hand; häufig aber friszt er das ergriffne Thier trotz Schreiens und Klagens bei lebendigem Leibe an. Nicht selten jagt er andern Räubern, den stolzen Edelfalken, ihre Beute ab und nimmt sie auf, nachdem jene sie ihm fast verächtlich zugeworfen haben. Frisches Aas verschmäht er nicht. Er friszt ruhig und bedachtsam, ohne auffallende Gier, ist vielmehr auch während der Mahlzeit im hohen Grade vorsichtig und schaut sich beständig nach etwaigen Feinden um. Das Blut der gefangnen Thiere ist sein Getränk, Wasser säuft er oft wochenlang nicht.

Ist nun der Steinadler eine Geiszel für sein ganzes Gebiet, schon wenn er für sich allein zu sorgen hat, so wird er zu einem wahrhaft furchtbaren Feinde aller schwächern Geschöpfe während seiner Fortpflanzungszeit. Bereits im März beginnt der Bau oder wenigstens die Ausbesserung des Horstes. Er steht im Gebirge gewöhnlich in der Spalte einer unzugänglichen Felsenwand, in ebnen Wäldern auf der Krone des höchsten Baums der Umgegend, oft in der Nähe eines Flusses. Grosze, schwere Prügel bilden die Unterlage, auf sie folgen dürre Zweige und endlich eine flache Mulde, welche mit trocknen Pflanzenstengeln, Heidekraut, Wolle und Haaren ausgelegt wird. Der Bau ist unkünstlerisch, aber groszartig und so fest, dasz ein Mensch sich ohne Sorge auf ihm niederlegen kann. Beide Alten tragen die Baustoffe oft aus weiter Entfernung in den Klauen herbei.

Gewöhnlich findet man zwei bis drei grosze runde, weisze, mit kastanienbraunen Flecken bespritzte Eier im Neste; doch kommen nie mehr als zwei Junge aus. Anfangs sehen dieselben eher einem Wollenklumpen als einem Vogel ähnlich; denn ein dichter, weiszer Flaum bedeckt ihren ganzen Körper; bald aber nimmt der Kopf den stolzen Ausdruck des Adlergesichts an. Sie werden von beiden Alten reichlich geätzt, zuerst mit Fleisch, welches diese in ihrem Kropfe verdaut haben, später mit allerlei Wildpret, welches die Mutter ihnen vorlegt. Wenn die Jungen halb erwachsen sind, ähnelt der Horst einer wahren Schlachtbank, auf welcher es beständig reichen Vorrath gibt. Zwei bis drei Meilen weit dehnen jetzt die Eltern ihre Jagdzüge aus, und häufig tragen sie aus dieser Entfernung Beute zu Horste. Sie sind dabei weit dreister als zu andern Zeiten und vertheidigen bei Gefahr ihre Jungen mit bewundernswürdigem Muthe. Der kühne Jäger, welcher es versuchen will, die Jungen zu rauben, setzt sich der drohendsten Lebensgefahr aus; denn die alten Adler greifen ihn herzhaft an, stoszen auf ihn herab und bringen ihm oft gefährliche Wunden bei.

Die jungen Adler werden von den Alten lange im Horste gefüttert und verlassen denselben erst, nachdem sie vollständig ausgewachsen sind. Beide Eltern streichen jetzt mit ihnen umher, um sie zu unterrichten und für ihren Beruf vorzubereiten. Zuerst lehren sie dieselben ordentlich fliegen, dann rauben. Gewöhnlich bleibt die Familie bis in den Herbst hinein zusammen; dann trennen sich die inzwischen selbständig gewordenen Jungen.

Es ist sehr erklärlich, dasz viele Thiere die Unbill, welche ihnen von den Adlern angethan wird, nach Kräften zu rächen suchen. Namentlich die muthigen Raben, die kleinen Falken, Schwalben und Bachstelzen, Möwen und Seeschwalben verfolgen den furchtbaren Gegner mit einer Hartnäckigkeit und einem Eifer ohnegleichen. Sobald sich ein Adler zeigt, ruft die erste Krähe das Ereignis halb ängstlich, halb höhnisch ihrer Sippschaft zu, und augenblicklich fast sammelt sich um den König der Lüfte eine aufrührerische Schar seiner Unterthanen. Unter lautem „Kurr“ stechen die Raben herab auf den stolzen, gefährlichen Vogel, dasz es eine wahre Lust ist, ihnen zuzusehen. Sie können ihm eigentlich nicht schaden, zwingen ihn jedoch zuweilen, ein Gebiet ganz zu verlassen. Man sagt, dasz wirklich Fälle vorgekommen seien, in denen die Raben einen Adler überwältigt hätten.

Jagd und Fang des Steinadlers sind schwierig. Es gelingt selten und stets nur zufällig, dasz man den Vogel bis auf Schusznähe mit dem Schrotgewehre beschleichen kann; die gewöhnliche Jagdwaffe, welche man gegen ihn anwendet, ist die Büchse.

Man stellt den Adlern überall nach, theils um ihrem gefährlichen Treiben zu steuern, theils aber um den Ruhm zu erlangen, einen so stolzen Vogel erlegt zu haben. An günstig gelegnen Orten kann man den Adler wohl auch in Fuszeisen fangen; jedoch ist der Fang noch weit mehr dem Zufall unterworfen als die Jagd.

In der Gefangenschaft gewährt der Steinadler demjenigen, welcher ihn halten kann, grosze Freude; denn es ist ein eigner Genusz, das königliche Thier immer so nahe um sich zu haben und sich mit ihm vertraut zu machen. Er wird wirklich zahm, verlangt auch durchaus nicht eine sorgfältige Behandlung. Mein Vater besasz einen Goldadler sieben Jahre lang.

In manchen Ländern soll unser Adler zur Jagd auf Antilopen, Hasen und Füchse, ja selbst auf Wölfe abgerichtet werden können. Das wäre der einzige Nutzen, welchen er jemals leisten dürfte.

4. Die Riesenschildkröte.

Hermann Masius.

Man theilt die Schildkröten nach ihrem Aufenthalt in Landschildkröten, in Süßwasserschildkröten und in Meerschildkröten. — Eine der größten unter den letzteren ist die grüne oder Riesenschildkröte. Ihre Platten liegen Rand an Rand, knorplige Bänder verbinden Rücken- und Brustschild und geben dadurch dem Körper eine gewisse Biegsamkeit. Durchaus friedlich, ganz an unsre Rinder erinnernd, leben die Herden dieser Thiere auf dem Meeresgrunde, und bei klarem, ruhigen Wetter kann man sie oft die grünen Tangwiesen der Untiefen abweiden sehen. Zuweilen auch dringen sie in die Mündungen großer Flüsse und nehmen den Weg am Ufer hin, um Gräser zu suchen. Aber regelmäßig und in Scharen von hunderten erscheinen sie während der Monate des Eierlegens auf den sandigen, flachen Inseln des Tropenmeeres. Es ist ein wundersames Schauspiel, welches dann in stillen Nächten die Thiere dem versteckten Beobachter gewähren. Leise tauchen sie aus der Tiefe, nur den Kopf spähend emporgestreckt, und schwimmen schnell dem Ufer zu. Kaum läßt die glatte Welle ihre Spur gewahren. Aber von Zeit zu Zeit ertönt ein laut pfeifendes Zischen, als wollten sie ihre verborgnen Feinde schrecken. Hat ihr Auge keine Gefahr entdeckt, so kriechen sie an den Strand, und nun beginnt das Geschäft des Eierlegens mit einer Sorgsamkeit und einem Eifer, der, unter den Amphibien einzig, in dieser Weise allgemein nur bei den Vögeln gefunden wird. Mit großer Schnelligkeit schaufeln die Hinterfüße in den Sand des wohlausgewählten Platzes eine Grube von etwa 50 Zentimeter Tiefe. Sie ist geschickt genug angelegt, um nicht von selbst wieder zusammenzufallen. Hierauf werden hundert bis zweihundert Eier reihenweise hineingesenkt und so genau verdeckt, überhaupt alle Spuren der Arbeit so völlig verwischt, daß höchstens die dunklere Farbe des frisch aufgeworfnen Sandes den Bergeort verrathen könnte. Nach einer halben Stunde kehrt die Schildkröte ins Meer zurück. Aber eben auf diesem Wege fällt sie in die Gewalt ihrer Verfolger. Die lauernden Küstenbewohner brechen aus dem Hinterhalte, schneiden ihr die Flucht ab und betäuben sie mit Keulenschlägen oder werfen sie mit Hebebäumen auf den Rücken, — ein Werk, das oft die gemeinsame Anstrengung von drei, vier Männern erfordert. In dieser Lage lassen sie die Gefangnen bis zum Morgen, um sie dann zu tödten

und auszuweiden. Aber auch unter den Thieren fehlt es der Schildkröte nicht an Feinden. Jaguare, Tiger, Bären und Hunde überfallen sie, wälzen sie auf den Rücken und zerfleischen sie mit grausamer Lust. Die entlegnen Dünengestade der Inseln, in deren Sand man selten die Spuren eines Menschen, wohl aber unzählige gradlinig neben einander fortziehende Fährten der Schildkröte erblickt, sind Zeugen solcher Scenen. Dort liegen, wie auf einem Schlachtplatze, hunderte von Gerippen, die einen schon von der Sonne gebleicht, andre mit verfaulenden Eingeweiden gefüllt oder noch frisch blutend. Ueber ihnen aber kreisen die Räuber des Luftreichs mit gierigem Gekreisch. Junghuhn, der Beschreiber Javas, gibt ein Bild der nächtlichen Kämpfe, von denen diese ekeln Reste bleiben. In Scharen von zwanzig bis fünfzig eilen die wilden Hunde der Insel herbei, packen die Schildkröte an allen zugänglichen Stellen ihres umpanzerten Körpers, zerren an den Füßen, am Kopf, an den Seiten und wissen durch ihre vereinigte Stärke das Thier ungeachtet seiner gewaltigen Größe umzustürzen. Dann beginnen sie an allen Enden zu nagen, reißen die Brustschilder auf und halten an Eingeweiden, Fleisch und Eiern ihr Mahl. Viele Schildkröten entfliehen ihrer Wuth und erreichen, oft die Hunde hinter sich schleppend, das Meer. Auch bleibt diesen die gemachte Beute nicht immer unbestritten. In manchen Nächten geschieht es, daß der Herr der Wildnis, der Königstiger, aus dem Walde hervortritt, gelockt von dem Geheul der Hunde. Einen Moment steht er still, stutzt, überspäht mit funkelnden Augen den Strandf dann schleicht er heran, und plötzlich in einem einzigen Satze, mit dump, schnaufendem Geknurr, wirft er sich unter den Knäuel. Nach allen Seiten stiebt die Meute auseinander und eilt dem Walde zu. Ein gebrochner, pfeifender Ton begleitet ihre wilde Flucht. So führen Hunde und Tiger einen Kampf mit den Bewohnern des Ozeans, an Orten, deren nackte Oede allein schon den Wandrer mit Grausen erfüllt. — Das Rückenschild dieser Reptile ist so hart, daß es selbst unter den Rädern eines Lastwagens nicht zerbricht, und ihre Kraft soll groß genug sein, um auch wohl ein paar Männer, die sich auf den Schild gestellt, mit fortzuziehen.

5. Die Seidenraupe.

Karl Ruß.

Beinahe überall in unserm schönen deutschen Vaterlande finden wir einen fremden Baum eingebürgert, der, aus einem fernen Welttheil kommend, außerordentliche Bedeutung in seiner neuen Heimat erlangt hat. Es ist der weiße Maulbeerbaum, mit dessen Blättern die Seidenraupenzucht betrieben wird. Mehr und mehr breiten sich seine Anpflanzungen auch bei uns und in allen den stark bevölkerten Ländern aus, deren Witterungsverhältnisse sein Wachsthum gestatten. Und als ein bedeutsames und erfreuliches Zeichen finden wir dieselben in Deutschland zumeist in der Nähe der Schulhäuser, von den Lehrern angelegt, welche die wichtigste Sorge für die Jugend auf ihren Schultern tragen.

Treten wir nun in eine jener freundlichen Hütten, um die Entwicklung, Abwartung und Ausnutzung der Seidenraupen zu betrachten. Der Mann hat so eben eine kleine Sendung von den Eiern einer neuen Art in einem Schächtelchen mit der Post erhalten. Dieselben kleben wie angeleimt auf Papier, sind anfangs weiß, werden dann gelblich, röthlich, grau und zuletzt braun, welche Veränderungen in etwa zwanzig Tagen vor sich gehn. Die Eier, welche nicht verschickt werden sollen, läßt man von den Schmetterlingen gewöhnlich an aus-

gebreiteten Leinwanddecken absetzen. Gegen 120 Schmetterlinge legen ein Loth Eier, aus denen ungefähr 20 000 bis 25 000 Raupen kommen. Sie müssen an einem trocknen Orte aufbewahrt werden, der im Sommer nicht über vierzehn Grad Wärme und im Winter keinen heftigen Frost hat, auch gegen Mäuse, Ratten und Vögel geschützt ist.

Sobald zu Ende des Mai oder im beginnenden Juni die Maulbeerbäume sich mit dem ersten Grün bekleiden, beginnt man in der Seidenraupenstube ein wenig zu heizen und vermehrt, so lange draußen noch kühle Witterung ist, die Wärme täglich um einen Grad, bis auf zweiundzwanzig. Am zehnten oder elften Tage schlüpfen aus den Eiern die ganz kleinen, schwärzlichen, und jetzt ein wenig haarigen Räupchen, die alsbald begierig von den zarten Maulbeerblättern, die man ihnen vorlegt, zu fressen beginnen. Sie bedürfen jetzt gar keiner großen Abwartung. Starke Hitze wie Kälte ist ihnen schädlich, deshalb erhält man die Wärme des Zimmers stets auf 18 Grad R. Hütet man sie nur vor Staub, Rauch, Nässe und ihren oben erwähnten Feinden, zu denen noch die Spinnen kommen, so kann man sie füglich in jeder Stube halten. Einer Absperrung bedarf es gar nicht, da sie freiwillig bei ihrem Futter sitzen bleiben und unaufhörlich fressen. Die Fütterung geschieht in der Weise, daß man die frischen Maulbeerblätter auf ein steifes, durchlöchertes Papier lose schüttet und dies hohl über das alte legt, auf dem sie sich befinden. Die ganze Gesellschaft kriecht alsbald durch die Löcher zu der frischen Nahrung, und man kann die Ueberbleibsel der vorigen Mahlzeit mit dem Unrath bequem entfernen. Nur hüte man sich, die Räupchen mit den Fingern anzufassen, da sie sonst leicht sterben. Die Fütterungszeit dauert 28 bis 48 Tage, während welcher Zeit die Raupen sich viermal häuten. Wie bei allen Kerbthieren, hat auch bei der Seidenraupe die Natur diesen Vorgang sehr weise eingerichtet. Vorher frißt die Raupe ganz unmäßig, um die alte Haut tüchtig auszudehnen, und dann nimmt sie sehr wenig Nahrung zu sich, um schlank zu werden. Nun befestigt sie das hintere Ende der Haut an irgend einem Gegenstande und kriecht jetzt mit großer Anstrengung heraus. Kurze Zeit ist sie dann wie erstarrt, doch bald fängt sie wieder an zu fressen. Sie ist jedenfalls das gefräßigste aller Thiere, denn man hat berechnet, daß sie in einem Monate das Sechshunderttausendfache ihres Gewichts nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei verzehrte. Doch je gieriger die Seidenraupe frißt, desto größer ist die Freude des Züchters; denn um so schneller wächst sie, und desto früher ist ihre Zeit um.

Endlich hört sie auf zu fressen, hebt öfters den Kopf empor, kriecht unruhig herum, wird am Halse runzlich und beginnt, an den zu diesem Zwecke ihr hingelegten Birkenreisern sich einzuspinnen. Dies dauert drei bis vier Tage. Sie klebt zunächst zwei feine Tröpfchen an und haspelt nun, indem sie den Kopf hin und her bewegt, aus zwei langen, gewundenen Röhrchen, welche in einem am Munde oder Seidenrüssel befindlichen Wärzchen in ein kleines Loch münden, zwei feine, anfangs durchsichtig helle Fädchen, die sich sogleich ineinander leimen, dann aber alle Klebrigkeit verlieren. Anfangs spinnt sie nur eine lockre, unordentliche Hülle um sich herum, dann aber ein festes eiförmiges Behältnis, das aus einem zwei- bis dreihundert Meter langen Faden besteht, und in welchem sie sich erst nach vier bis fünf Tagen verpuppt.

Jetzt beginnt die Arbeit der Menschenhände. Von den weiß, fleischfarbig oder gelb aussehenden Gespinsten, den bekannten Seidencocons, werden die besten in der beabsichtigten Anzahl zur Fortpflanzung ausgesucht und die übrigen mit Schwefeldämpfen, Terpentinöl oder Kampfer behandelt oder in Oefen geröstet, um die Puppen zu tödten. Die Gewinnung der Seide geschieht sodann in der

folgenden Weise: Um den klebrigen Gummiüberzug, mit dem das Gespinst der Raupe umgeben ist, und auch die Farbe der Seide zu entfernen, wirft man die Cocons ins heiße Wasser, in welchem sie mit weichen Ruthen so lange gepeitscht werden, bis die äußere, unordentliche Hülle sich von dem Cocon loslöst und der Faden des langen Gespinstes frei wird. Die jetzt vorsichtig herausgenommenen Cocons werden in lauwarmes Wasser gelegt und auf einer Winde in der Weise abgehaspelt, daß je vier bis vierundzwanzig Fäden zu einem Seidenfaden vereinigt werden, dessen gleichmäßige Schönheit davon abhängt, daß der Haspel recht schnell und ununterbrochen umläuft. Die Seide wird dann mit kaltem Wasser abgespült, an einem schattigen Orte getrocknet, auf Spulen gebracht, gezwirnt und geht schließlich in die Hände derjenigen über, die sie weiter zu Zeug, Spitzen, Bändern u. s. w. verarbeiten. Aus den äußern Coconhüllen, so wie den Cocons, deren Schmetterlinge ausgeschlüpft sind, und deren Seide nicht abgewunden werden kann, wird die Floretseide bereitet. Doch wenden wir uns nun zu dem Schmetterlinge zurück. In 14 bis 21 Tagen, von Anfang des Spinnens gerechnet, sprengt der Seidenraupen-Schmetterling seine Puppenhülle und bohrt sich dann aus dem Cocon, welcher an der Seite, wo der Kopf liegt, weit dünner ist, heraus. Die jungen Schmetterlinge, von denen die kleinern mit breitern Fühlhörnern und beständig zitternden Flügeln die Männchen sind, führen nur ein kurzes Dasein von wenigen Tagen, während dessen sie weder essen noch trinken oder gleich andern Schmetterlingen munter umherfächeln, sondern nur langsam hin und her kriechen und dann bald sterben, nachdem das Weibchen seine zwei- bis fünfhundert Eier abgesetzt hat.

So rundet sich die ganze Seidenzucht in einem Zeitraum von 28 bis 48 Tagen ab, und die übrige Zeit der Beaufsichtigung der Schmetterlinge, Aufbewahrung der Eier und des Tödtens der Puppen kann als Arbeitsaufwand wohl kaum in Anschlag kommen. Von 120 Maulbeerbäumen kann man jährlich so viele Raupen füttern, daß man zwölf Pfund Seide gewinnt, deren Erlös bei ihrem hohen Preise und der geringen Mühe als eine hübsche Nebeneinnahme betrachtet werden darf. Im Durchschnitt rechnet man sechs bis zehn Pfund Cocons auf ein Pfund Seide und zu diesen gehören etwa vierzig Gramm Eier. Hiernach werden zu tausend Pfund Cocons ungefähr sechshundert Millionen Raupen erforderlich sein, die dann etwa hundert Pfund rohe Seide liefern.

Die Seidenraupe oder der Seidenwurm ist ausgewachsen unbehaart, weiß, zuweilen auch braun, wird ungefähr dreizehn Zentimeter lang und hat auf dem elften Ringe ein aufrecht stehendes Horn.

Die Seidenzucht stammt ursprünglich aus China, von wo sie sich nach Japan, Persien, Bengalen, Afrika, über das ganze südliche Europa, Italien, Frankreich und jetzt auch über Deutschland bis weit hinauf nach dem Norden verbreitet hat. In ihrer Heimat ist die Seidenzucht unstreitig einer der ältesten Kulturzweige. Nach einer Legende wird ihre Erfindung der Gemahlin des Kaisers Hwang-te zugeschrieben, welche um das Jahr 2640 v. Chr. lebte. Indessen erwähnt ihrer und des Maulbeerbaumes bereits Confucius in dem Schu-king, dem „Buch der erhabnen festen Lehre", welches er im Jahr 484 v. Chr. aus den Schriften alter Geschichtsschreiber, so wie aus den Inschriften alter Denkmäler gesammelt hat. Seit den ältesten Zeiten besteht die Seidenzucht also in China und ist dort in so hohem Ansehn, daß die Kaiserinnen früher und auch in der jüngsten Zeit sich damit beschäftigten, und die chinesischen Kaiser über diese ihnen wichtigste Angelegenheit Bücher schrieben, um ihre Unterthanen zur Ausbreitung und Verbesserung derselben anzueifern.

In China bildet die Seidenzucht daher auch einen Haupterwerb des Volkslebens. Nicht große Gutsbesitzer auf weiten Flächen erziehen dort den Maulbeerbaum, sondern Millionen kleiner Besitzer, von denen jeder kaum einige Morgen Landes sein eigen nennt, sind, emsigen Bienen gleich, jung und alt, rastlos beschäftigt, die Seidenwürmer zu pflegen und die Seide zuzubereiten. Nach der Ernte senden dann die großen Kaufleute aus den Handelsplätzen ihre Reisenden, die alle die kleinen Vorräthe zusammenkaufen und nach den Lagerplätzen abliefern, wo die Seide zum ersten Mal untersucht und gesondert wird. In Shanghai, dem Hauptstapelplatz, wird die Seide dann noch einmal geprüft und je nach ihrer Beschaffenheit für den europäischen Markt gesondert. Die drei hauptsächlichsten Gattungen der Rohseide heißen: Paysam, der große Wurm; Yuenhiva, die Gartenblume, und Tsatli, das gute Blatt.

Als die Hauptmärkte der Seide betrachtet man die Städte Wutschang, Peking und Nanking, in deren Umgebung die regste Seidenzucht getrieben wird. Dort, im Norden, baut man hauptsächlich den weißen Maulbeerbaum, Loo genannt, mit langen Blättern und wenigen Früchten, im Süden dagegen den King oder schwarzen Maulbeerbaum, der schmalere Blätter, reichere Früchte und ein kräftigeres Aussehen hat. Nach der bereits erwähnten, alten chinesischen Sage soll es auf diesen und andern Maulbeerbäumen acht verschiedne Arten von Seidenwürmern geben, die sich zu verschiednen Zeiten, vom April bis Oktober, einspinnen.

Der Seidenbau ist in China ein so ungeheurer, daß nach einer oberflächlichen Schätzung dort jährlich über 300 000 Ballen, also 30 Millionen Pfund Seide, gewonnen werden. Indessen hebt sich die europäische und insbesondre auch die deutsche Seidenzucht von Stufe zu Stufe. Der Maulbeerbaum kommt bei uns überall, selbst noch in einer Höhe von hundertfünfzig Meter über dem Meeresspiegel gut fort, und die Bestrebungen zur Vervollkommnung dieses eben so leichten als kostenlosen und vortheilhaften Erwerbszweigs sind mit immer günstigern Ergebnissen gekrönt worden.

Außer der „alten", „echten" Seidenraupe, welche wir bisher betrachtet haben, beginnt man in neurer Zeit noch mehrere andre zu züchten. Als die hauptsächlichsten derselben erscheinen: der Ricinus-Seidenspinner, welcher von den Blättern der bei uns ebenfalls gedeihenden Ricinuspflanze aus Ostindien lebt, ferner der Fagara-Seidenspinner, der mit dem Laube des auf jedem Sandboden prächtig wachsenden und bereits überall eingebürgerten Götterbaums gefüttert wird. Sonst verdienen noch folgende Erwähnung: der Joree-Seidenwurm in Assam, der Eichenblatt-Spinner, der in Hinterindien auf Orangenbäumen lebt, der Tussch-Spinner in Bengalen und der Mooga-Spinner. Sie alle liefern mehr oder minder gute Seide.

Nach den neusten Erfahrungen betreibt man in Deutschland schon hier und da die Seidenzucht bereits ganz im Freien, auf den Maulbeer- und besonders auf den Götterbäumen, und zwar mit großem Vortheil, da man einerseits die Heizung und Arbeit spart, indem man die Raupen ganz sich selbst überläßt und sie nur zu beaufsichtigen und zu beschützen braucht; andrerseits sollen sie auch in diesem Zustande weit besser gedeihen. In andrer Weise hat man die Raupen allmählich so abgehärtet und an die eben herrschende Luft gewöhnt, daß sie mindestens in geschlossnen Räumen keiner Heizung mehr bedürfen.

6. Die Termiten.

Ernst Taschenberg.

In den sandigen, baumarmen Steppen des Kaplands trifft der Reisende mächtige kegelförmige Erdhaufen, welche sich bis zu vier Meter erheben können und in der Entfernung den Negerhütten nicht unähnlich sehen. Sie sind außerordentlich fest, so daß man sie nur mit Hacken und Brecheisen zerstören kann, und bestehn aus einem Thone, welcher, in Feuer gebrannt, den besten Ziegelstein liefert. Daß nicht nur mehrere Menschen auf das Gebäude steigen können, sondern sogar die wilden Stiere, um über das hohe Gras, welches die Ebne bedeckt, auszuspähen, ob nicht etwa der Löwe oder Panther die Herde zu überfallen beabsichtigt, darf nach dem Gesagten nicht mehr wunder nehmen. Gleichwohl ist dieser Dom hohl, und sein Untergrund wird wieder von einem halbhohlen Baue gestützt. Man sieht keine Oeffnung, weder Thür noch Fenster; die Ein- und Ausgänge sind versteckt, entfernt; sie münden weit in der Ebne hin. Wenn wir nicht vergessen, daß die so fest gewordenen Mauern anfangs weiches, mit dem Speichel angerührtes, zum Einsturz geneigtes Erdreich waren, daß der Riesenbau vorläufige Anlagen erheischte, die nach und nach wieder weggenommen wurden, so müssen die unendliche Geduld, die unausgesetzten Anstrengungen der kleinen Baumeister unser Erstaunen im höchsten Maße in Anspruch nehmen. Wenn die Ameisen von ihren Nestern aus nach allen Seiten hin offne Straßen bahnen und als freie Wandrer geschäftig auf denselben hin und her pilgern, so wagen sich die so bauenden Termiten nie an das Licht, sondern bedecken die einzuschlagenden Wege mit Erdröhren, wenn sie an Felswänden hinführen, welche sie nicht aushöhlen können. Die amerikanischen Arten bauen ihre Wohnungen aus Holz und wählen dazu alte, am liebsten liegende Baumstämme. Sie verzehren die weichern Schichten der Jahresringe, lassen die härteren als Scheidewände zwischen den Höhlen und zwischen diesen hie und da nur Säulen stehn als verbindendes, den Bau stützendes Gebälk. Wenn sie sich hiermit begnügten, ließe man sich das gefallen und müßte sie als kräftige Stützen für die fortschreitende Kultur betrachten; denn in der kürzesten Zeit räumen sie die umgestürzten, verwesenden Stämme zum Nutzen und Frommen einer jungen Vegetation auf und schaffen Luft und Licht da, wo ohne sie jahrelang eine dumpfe Stätte des Moders und der Verwesung herrschen würde. Wenn sie nur den Menschen nicht zu nahe kämen, denen sie alles zerstören, was nicht aus Stein oder Metall besteht! Gelangen sie unter einen Koffer oder einen Schrank, so fressen sie sich durch den Boden hindurch und zerstören in einer Nacht den ganzen Inhalt. Wie furchtbar können daher ihre Wirkungen in dem Balkenwerke eines Hauses werden! Erhöht wird ihre Gefährlichkeit noch um ein bedeutendes dadurch, daß man ihnen keinen Einhalt thun und sie wegen der Heimlichkeit ihres Treibens oft erst nach langer Zeit und zu spät entdecken kann. Man fährt fort, Stützpunkten zu vertrauen, die eines Morgens plötzlich zusammenbrechen, schläft ruhig unter den Dächern, die vielleicht am nächsten Tage nicht mehr sind. Ganze Gebäude sind von ihnen zernagt, ohne daß man äußerlich etwas bemerkt, und mit banger Besorgnis sehen die Bewohner der weitern Zukunft entgegen.

Die Termiten wissen recht wohl, warum sie ihr Unwesen so im verborgenen treiben, weshalb sie das Tageslicht scheuen. Der Schöpfer hat ihnen in diesem Triebe einen mächtigen Schutz gegen feindliche Angriffe verliehen; denn sie sind schwach und — schmackhaft. Nicht nur das Heer der Insektenfresser unter den Vögeln, kleinre Säugethiere, wie der Ameisenbär, die Eidechsen, Frösche,

Ameisen, und andre Raubinsekten, sind hinter ihnen her, sondern auch menschliche Zungen finden Wohlgefallen an ihnen. In Afrika trägt man sie in großen Kesseln heim, röstet sie in eisernen Töpfen wie Kaffebohnen und verspeist sie handweise wie anderwärts Zuckergebacknes.

Bei den Termiten gibt es außer den Männchen und eierlegenden Weibchen geschlechtslose Individuen zweierlei Art. Die einen sind die Baumeister und Ernährer, die andern, immer größern, besonders ungeheuer großköpfigen, hat man Soldaten genannt, weil sie nichts weiter zu thun haben, als die fertige Wohnung zu vertheidigen. Die arbeitenden Bienen, Wespen, Ameisen können dies selbst; hilflos gegen sie erscheinen die arbeitenden Termiten mit ihrer weichen Körperbedeckung und den zwar zum Zerstören geschickten, aber nicht zur Abwehr von Feinden gekräftigten Mundtheilen; darum wurden ihnen die blinden Dickköpfe zugesellt mit den großen Zangen, welche sie, ohne zu sehen wohin, überall in die Gegenstände einbohren, die ihnen zu nahe kommen. Wenn jemand kühn genug ist, ihr Haus anzugreifen und in seine Wände einen Bruch zu machen, so ziehen sich die Arbeiter ins Innere zurück und machen den Soldaten Platz. Traf die Beschädigung nur einen äußern Theil des Gebäudes, so kommt einer heraus und rekognoszziert, geht wieder hinein und schlägt Lärm. Alsbald erscheinen zwei, drei andre schnell und dicht hinter einander hertrabend. Dann kommt ein ganzes Korps, welches sich so behende vorwärts stürzt, als die schadhafte Stelle es nur erlauben will. Ihre Menge ist während des Kampfes in beständigem Zuwachs begriffen. Kaum läßt sich beschreiben, mit welcher Wuth und Hartnäckigkeit diese kleinen Gesellen fechten. In ihrer allzu großen Hast verlieren sie zuweilen das Gleichgewicht und taumeln an den Wänden des Gebäudes hinab. Bald aber raffen sie sich wieder auf und beißen ob ihrer Blindheit alles, woran sie rennen. Mit der Dauer des Kampfes steigt ihre Wuth auf das äußerste. Wehe dem, dessen Händen oder Beinen sie beikommen können! Mit ihren säbelförmigen Kinnbacken hauen sie so tief ein, daß sogleich Blut fließt, und eher lassen sie sich in Stücke reißen als los vom Feinde. Die nackten Füße der Neger sind dieser Qual sehr häufig ausgesetzt, und Strümpfe bieten keinen hinreichenden Schutz gegen ihren Biß. Geht man dagegen nach dem ersten Angriff aus dem Wege und wiederholt ihn nicht, so ziehen sie sich in weniger als einer halben Stunde in das Innere zurück. Noch ehe alle ihren Rückmarsch angetreten haben, sieht man die Werkleute schon emsig an der Wiederherstellung des Eingerissnen arbeiten; jeder bringt in seinem Maule einen Klumpen Mörtel, welcher halb so groß wie das ganze Thier und schon zubereitet ist. Jedenfalls liegt das Baumaterial in einem der Gemächer vorräthig da. Sowie sie damit anlangen, legen sie ihren Ballen auf die Bruchstelle, wo er ohne weiters anklebt. Dieses geschieht mit so großer Regelmäßigkeit und solcher Geschwindigkeit, daß, obgleich tausende, ja Millionen in Thätigkeit sind, keiner dem andern in den Weg kommt. Durch die vereinigte Arbeit eines solchen Heeres erhebt sich die eingerissne Mauer unglaublich schnell. Während sich die Bauleute auf diese Weise anstrengen, schlendert hie und da ein Soldat unter ihnen umher, ohne den mindesten thätigen Antheil an ihrer Arbeit zu nehmen. Besonders stellt einer sich dicht an die Mauer, an welcher gebaut wird, und sich nachlässig nach allen Seiten hin drehend, als ob er die Arbeiten prüfe, scheint er die Rolle eines Aufsehers zu spielen. Nach einem Zwischenraum von etwa einer oder zwei Minuten erhebt er sein Haupt, welches er seiner Schwere wegen für gewöhnlich gesenkt trägt, stößt mit seiner Kneipzange an die Wand und veranlaßt hierdurch ein vernehmbares Geräusch, dem jedesmal durch ein lautes Gezisch von sämmtlichen Arbeitern geantwortet wird. Jenes

Klopfen scheint ein Signal zu sein, welches zur Eile antreiben soll; denn gleich darauf verdoppeln die Arbeiter ihre Schritte und steigern ihren Eifer. Man erneure den Angriff, und sogleich wird man das unterhaltende Schauspiel von vorn beginnen sehen. Die Arbeiter verschwinden in einigen Sekunden wieder, und das Militär rückt aus, ebenso zahlreich, ebenso ergrimmt als das erste Mal. Wenn man sich wieder entfernt, arbeiten jene gleich weiter, und die Soldaten verschwinden. Man wiederhole den Versuch hundert Mal, immer wird man dasselbe Resultat erhalten. Nie, sei auch die Gefahr beim Angriff noch so groß und die Arbeit beim Bau noch so dringend, wird man finden, daß die Bauleute sich mit zum Kampf und umgekehrt die Krieger mit zur Arbeit bequemen.

Außer den beiden Arten geschlechtsloser, deren abwechselnde Thätigkeit uns so eben unterhielt, und die niemals Flügel haben, finden sich nun noch in einer Termitenkolonie ein geflügeltes Männchen, ein größres, ungeflügeltes Weibchen und in Mehrzahl die kleinern, zu Anfang mit sehr kurzen, später aber deutlichern Flügelansätzen versehenen Larven beider Geschlechter. Ursprünglich sind die Weibchen auch geflügelt, sie verlieren aber diese Organe sehr leicht und besonders dann, wenn sie geschwärmt haben.

Bald nach dem ersten Sturm, welcher am Schluß der heißen Jahreszeit die Annäherung des Winters, bekanntlich durch die Regengüsse ausgezeichnet, verkündet, haben die geschlechtlichen Larven ihre volle Ausbildung und mit ihr die vier langen, zarten, den Hinterleib weit überragenden Flügel erhalten. Wollen sie Gebrauch von ihnen machen, so haben sie keine Zeit zu verlieren; denn, wie schon erwähnt, sitzen sie lose, wenigstens den Weibchen. Eines Abends brechen die Insekten in ungezählten Scharen aus ihrer Citadelle hervor, um im Genusse der noch ungewohnten Freiheit ihr Glück zu versuchen. Ihr Schwarm, theilweise vom Wind getrieben, erfüllt die Luft; sie dringen in die Häuser, löschen die Lichter aus und kommen bisweilen auf die Schiffe, welche nicht weit von der Küste entfernt sind. Am andern Morgen bedecken die Unglücklichen hilflos und jedem Feinde preisgegeben, da sie ihrer Flügel beraubt sind, den Erdboden, unter Umständen das Wasser und erwarten — ihren Tod; denn was wird ihnen weiter übrig bleiben? Ein und das andre Pärchen wird von überall umherstreifenden Arbeitern aufgefunden und in Sicherheit gebracht, alle andern, deren sich keine Arbeiter ihrer Art erbarmten, gehn zu Grunde. Jenen aber huldigt man als dem königlichen Paare, schließt sie in eine Thonzelle ein, sie zu einer lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilend, und erwartet von ihnen eine reiche Nachkommenschaft, die Begründung einer neuen Kolonie. Bald nach der Gefangennahme beginnt das Weibchen mit dem Eierlegen und fährt bis zu seinem Tode mit dieser Beschäftigung fort. Nach und nach wird ihm die ursprüngliche Zelle zu klein, man erweitert sie und läßt Oeffnungen, die nur zum Ein- und Ausgehn der bedienenden Arbeiter und etwa wachhaltenden Soldaten geeignet sind. Wie sich die Eier legenden Weibchen durch die vorherrschende Entwicklung des Hinterleibes, die Männchen durch die Länge der Flügel auszeichnen, so thun sich die Soldaten durch die ungeheure Größe ihres Kopfes hervor, bedingt durch die Muskeln, welche die kräftigen, etwas nach oben gebognen Zangen, die Waffen der ganzen Kolonie, in Bewegung zu setzen haben. Von der Seite gesehen, steht er nach unten, von vorn erscheint er fast viereckig. Die Fühler bestehn hier aus zwanzig sehr deutlich abgesetzten borstenhaarigen Gliedern, deren erstes an Dicke und Länge alle folgenden weit übertrifft. Keinerlei Art von Augen sind zu entdecken. Die Arbeiter zeigen ungefähr dieselbe Gestalt, nur sind sie bedeutend kleiner, ihr Kopf nicht im

Verhältnis entwickelt, trotzdem aber bilden ihre gezähnten Oberkiefer die furchtbaren Nagezangen, denen außer Stein und Metall nichts zu widerstehn vermag.

7. Die Korallen.

Georg Hartwig.

Zu den größten Wundern des tropischen Ozeans gehören unstreitig die Riffe und Inseln, welche von den steinbildenden Korallen erzeugt werden. Von diesen winzigen Thieren kann man im vollsten Sinne des Worts sagen, daß sie für die Ewigkeit bauen. Das Knochengerüst der höhern Thiere verschwindet nach wenigen Jahren spurlos von der Erde, aber das steinerne Skelett jener bleibt fest an der Stelle gewurzelt, die es während des Lebens einnahm, und dient einer neuen Generation zum Fundamente, worauf sie weiter fortbaut. Wir staunen über die Größe der Pyramiden und der uralten Tempelruinen an den Ufern des geheimnisvollen Nils, aber was sind die kolossalsten Prachtbauten der Pharaonen gegen die mächtigen Mauern, welche die kleinen, schwachen Thiere aufführen! Das große Korallenriff der Nordküste Australiens gegenüber ist fast 1000 englische Meilen lang und läuft in einer Entfernung von 20 und 30 Meilen, zuweilen sogar von 50 und 70 mit dem Ufer parallel. Der auf diese Weise gebildete Seearm hat eine durchschnittliche Tiefe von 10 bis 20 Klaftern, während das freie Meer jenseits des Riffs an der Oberfläche wechselt, von einigen hundert Fuß bis zu einer englischen Meile. Wie weit läßt dieses mächtige Bauwerk alles Gebilde von Menschenhand hinter sich zurück!

Manche Korallenriffe hängen unmittelbar mit den Ufern des Festlandes oder der Inseln zusammen, andre bilden in größrer Entfernung vom Lande einen Wall, der entweder parallel mit der Küste verläuft oder eine meistentheils hohe, vulkanische Insel umschließt, und noch andre umgeben ringförmig einen ebnen Wasserspiegel.

So wie es jetzt vollkommen außer Zweifel gesetzt ist, daß einige Theile des festen Landes fortwährend im Steigen, andre im Sinken begriffen sind, so gibt es auch auf ozeanischem Gebiete steigende und fallende Regionen.

Denkt man sich nun auf irgend einem Punkte dieser langsam sich senkenden Räume einen von anschließenden Korallenriffen umgürteten Inselberg, so wird, indem derselbe sinkt, das gleichmäßig sinkende Riff durch den neuen senkrechten Aufbau der nach der Oberfläche strebenden Korallenthierchen sich erheben oder vielmehr sich behaupten können. Aber die dem offnen Meere nahe liegenden Korallen finden dort eine bessre Nahrung als die dem Lande zugekehrten; jene wachsen schneller, diese verkümmern, und so bildet sich im Verlaufe der Zeiten ein die Insel in weiter Ferne umzingelndes Riff, zwischen welchem und der Küste die See oft so tief gefunden wird, daß große Schiffe in diesem eingeschlossnen Becken wie in einem sichern Hafen ankern können. Endlich kommt eine Zeit, wo bei fortschreitendem Sinken des Bodens die Insel gänzlich unter den Wellen verschwindet, und das ringförmige Riff allein noch übrig bleibt.

Zwischen den Wendekreisen erzeugen die Passate furchtbare Brandungen an den ihrer fortwährenden Wirkung ausgesetzten Küsten. Es ist unmöglich, diese brüllenden Wogen zu betrachten, ohne zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß sogar der härteste Fels einer solchen Macht endlich weichen müßte. Aber die niedrigen Korallenbänke halten jene Angriffe siegreich aus, denn hier tritt eine neue lebende Kraft in die Schranken gegen die blinde physische Gewalt. Die Brandung mag dem Korallenriffe tausende von Blöcken entreißen, was bedeutet das gegen die

aufgehäuften Arbeiten unzähliger Millionen kleiner Baumeister, die Tag und Nacht, jahraus jahrein, damit beschäftigt sind, den schäumenden Wogen ihre Kalkatome zu entziehen und zu symmetrischen Bauwerken zu ordnen!

Die riffbildenden Korallenthiere, die auf diese Weise dem furchtbarsten Wogenschwall trotzen, zeigen sich in andern Beziehungen äußerst zart und empfindlich. Sie bedürfen durchaus eines wärmern Wassers und bewohnen ausschließlich Meere, deren Temperatur niemals unter 13° Réaumur fällt. Auch ein klares, ungetrübtes Seewasser ist ihrem Bestehn durchaus nothwendig. Sie fliehen die schlammigen, sandigen Küsten, und den fließenden Strömen und Bächen gegenüber entstehn entsprechende Lücken in den von ihnen aufgeworfnen Riffen.

Höchst interessant ist der Hergang, wie die Laguneninseln sich endlich zu Wohnsitzen des Menschen heranbilden, da doch die Korallen nur bis zur Grenze der Ebbe bauen, und also jede Flut ihre Arbeiten nothwendig überschwemmen müßte. Aber wo die lebenden Baumeister erlahmen, zeigt sich die zerstörende Brandung als bildende Macht. Sie reißt Blöcke von der Außenseite des Riffs und wirft sie weit über dessen Oberfläche hin. Korallen, Muscheln und Seeigelgehäuse verwandeln sich unter ihrer zermalmenden, zerreibenden Kraft in Kalkgries, welcher allmählich die Zwischenräume der schweren, unregelmäßig aufgehäuften Blöcke ausfüllt und ihnen eine größre Festigkeit gibt. Auf diese Weise steigt der feste Boden höher und höher, bis endlich nur noch die Springflut darüber hinbraust. Bald trägt auch die tropische Sonne das ihrige zum fernern Aufbau bei, indem die von ihren Strahlen durchglühte Masse an manchen Stellen berstet und in flachen Stücken sich abblättert. Diese werden von den stärkern Fluten höher und weiter hinaufgerollt, und so bildet sich endlich ein Wall, den sogar das stürmische Meer nicht mehr überschreitet, und hinter welchem der feine Korallensand sich ungestört sammeln kann. Hier finden nun die schwimmenden Samenkörner und Früchte, welche die Meeresströmungen oft aus fernen Welttheilen mit sich führen, einen geeigneten Boden und beginnen den weißgrauen Kalk mit hellem Grün zu überziehn. Baumstämme, welche durch die aus ihrem Bette getretnen Flüsse den heimatlichen Urwäldern entrissen wurden, treiben ebenfalls ans Ufer der neugebildeten Insel und führen ihr kleine Thiere — Insekten oder Eidechsen — als ihre ersten Bewohner zu. Ehe noch ein Palmengürtel die neue Schöpfung verherrlicht, sammelt sich schon ein Heer von Seevögeln auf der neuen Zufluchtsstätte, und Landvögel, welche vom Sturme verschlagen wurden, erfreuen sich des Schutzes der dort wachsenden Gebüsche. Endlich, nachdem die Vegetation ihr Werk vollendet hat, erscheint der Mensch auf dem Schauplatze, baut seine Hütte auf dem fruchtbaren Boden, den fallendes Laub und modernde Kräuter allmählich gebildet haben, und nennt sich den Herrn dieser kleinen Welt.

So sind im Laufe der Zeiten alle kettenartig an einander gereihten oder in Kreisen geordneten Eilande entstanden, die auf den Korallenriffen des tropischen Ozeans sich erheben.

8. Die Kokospalme.

Georg Hartwig.

Der cylindrische Stamm der Kokospalme erhebt sich 30 Meter hoch und endigt mit einer Krone von sechs Meter langen, gefiederten Blättern, deren unterste wie Strauszfedern der Erde zunicken, während die am Scheitel aufschieszenden, von jugendlicher Saftfülle strotzend, stolz in den blauen Aether hineinschauen.

Zu allen Zeiten eine der prachtvollsten Erscheinungen der Pflanzenwelt, steigert sich noch das edle Bild des Kokos, wenn man ihn mit Früchten auf allen Stufen der Entwicklung beladen sieht, deren oft einige hundert zugleich, in Büscheln von zwanzig und dreiszig vereinigt, den Baum belasten. So bietet die Kokospalme dem Menschen ununterbrochen seine Nahrung, und manche tropische Insel, manche Küste hat es nur ihr zu verdanken, dasz der Herr der Schöpfung sie bewohnt.

Wir kennen die Frucht nur als eine harte, dichte Substanz, an Wohlgeschmack unsrer Walnusz bei weitem nachstehend, denn nur überreif und ausgetrocknet wandert sie nach Norden; aber in der heimatlichen Zone gehört sie zu den kostbarsten Labsalen. Dort pflückt man sie, wann die dicke Hülse noch grün und saftig, die Schale noch dünn und weich, die Nusz noch jung und zart und die eingeschlossne milchartige Flüssigkeit noch in der gröszten Menge vorhanden ist; dort lernt der Reisende sie schätzen, wenn er, von seiner Wanderung erhitzt, den Schatten des Kokoshaines erreicht, und der gastfreie Insulaner ihn mit dem wohlschmeckenden Trank erfrischt, den die Natur dort so wunderbar bereitet.

Aber wie gelangt man zu jenen domhoch hängenden Schätzen? Wie werden diese geraden, senkrechten, zweiglosen Schäfte erklommen? Wir müszten freilich von einem solchen Kunststück abstehn, welches dort die Knaben mit der gröszten Leichtigkeit vollbringen. Einen Bast lose um die Fuszknöchel schlingend, springt der kleine Kletterer am Baumstamm empor, dessen rauhe Rinde das Ausglitschen der Binde verhindert. Hand nach Hand steigt aufwärts, Sprung folgt auf Sprung. Da ist er schon dicht unter der breiten Krone, ergreift mit der einen Hand einen der mächtigen Blattstiele und pflückt mit der andern in aller Ruhe eine Nusz, die er von oben herabfallen läszt, zuvor jedoch sie im Kreise drehend, damit sie mit der Spitze zuerst den Boden erreiche und unversehrt zur Erde gelange.

Dann ergreift die Wirtin die Frucht, streift erst mit den Zähnen die grüne Hülse ab und beiszt ein Loch in die weiche Schale, welche gefüllt dem Durstenden gereicht wird. —

Die Kokospalme liebt das Meeresufer und scheint nur dort zu gedeihen, wo die Seebrise ihr die Ausdünstungen der Salzflut zuführen kann. In der ganzen Vollendung ihres herrlichen Wuchses erscheint sie an den Süd- und Westküsten von Ceylon, in Malabar und Koromandel, auf den Malediven und Lakediven und trägt wesentlich zur Zierde der Südseeinseln bei. Viele Pflanzen verbreiten sich über die Erde, indem der Wind ihre geflügelten Samen weithin durch die Lüfte einer neuen Heimat zuführt; bei der Kokospalme dagegen versehen die Meeresströmungen diesen Dienst und tragen die schwimmenden Nüsse nach fernen Küsten, wo sie, wenn das Glück sie begünstigt, sich mit der Zeit zu stattlichen Bäumen entwickeln, während andre, weit von der Tropenzone verschlagen, auf elende Weise verkommen. Der Golfstrom führt zuweilen Kokosnüsse nach Island, Nowaja-Semlja und Spitzbergen.

Doch wenn die Natur auf solche Weise für die Verbreitung der Kokospalme Sorge trägt, so thut an manchen Küsten auch der Mensch das seinige, diese edle Pflanzenform durch regelmäszige Anpflanzungen zu vervielfältigen.

Die dazu bestimmten Nüsse werden lose mit Erde bedeckt, und dann sieht man nach einigen Monaten einen weiszen Schöszling aus einem der drei Augenlöcher, welche man an der harten Schale bemerkt, emporsteigen, während die Würzelchen aus den beiden andern hervorkriechen und in entgegengesetzter Richtung sich in die Erde senken. Nach Verlauf von vier bis fünf Monaten, wann die Schöszlinge schon eine Höhe von vierzig oder fünfundvierzig Zentimeter erreicht haben, werden sie von den Cingalesen in regelmäszigen Reihen drei oder fünf Meter von einander angepflanzt. Während der ersten drei oder vier Jahre hegt man die jungen Gewächse ein, um sie gegen die Verwüstungen der Schweine zu schützen. Im sechsten Jahr erreichen sie in gesunden Lagen eine Höhe von drittehalb Meter, wo dann die ungeheure Grösze der Blätter am auffallendsten ist. Um diese Zeit fangen sie auch schon an, Früchte zu tragen, welche sie sechzig Jahre in Menge hervorbringen; danach aber zeigen sie in verminderter Fruchtbarkeit die Spuren des Alters.

Kein Baum der Tropenwelt ist auf so vielfache Weise dem Menschen nützlich wie die Kokospalme. Die Frucht versorgt ihn nicht nur mit Speise und Trank, sondern es wird auch ein werthvolles, aus einem Gemenge von festem und flüssigen Fett bestehendes Oel daraus gewonnen, welches ohne Rauch und Geruch verbrennt und frisch sogar beim Kochen gebraucht werden kann. Wird der flüssige Theil vom festen getrennt, so gewinnen beide an Werth; denn während jener ein vortreffliches Lampenöl gibt, werden aus letzterem Lichte (Stearinlichte) fabriziert, die ohne viel theurer als Talg zu sein, an Güte fast die Wachskerzen erreichen.

Das Kokosöl wurde erst zu Anfang dieses Jahrhunderts in Europa bekannt und ist jetzt schon ein bedeutender Handelsartikel. Der feste Rückstand der ausgepreszten Nüsse gewährt den Schweinen und dem Federvieh ein treffliches Futter. Aus den harten Schalen macht man Behälter für flüssige Gegenstände, indem man die volle Nusz, mit Salzwasser angefüllt, eine Zeit lang im Sande vergräbt und dann auswäscht. Tassen oder Trinkgefäsze werden gewöhnlich aus den halbreifen Schalen verfertigt, welche man fast bis zur Durchsichtigkeit abschabt. Die Blattspindeln liefern gute Besen für das Schiffsverdeck, und aus den Mittelrippen der einzelnen Blättchen verstehn die Weiber mancher Inseln niedliche Kämme zu machen, deren Rücken sie kunstreich aus den Fasern der Nuszhülsen flechten und dann dunkelroth färben.

Aus den Blättchen verfertigt man vortreffliche Körbe und schöne Matten und Augenschirme, um das Gesicht gegen den Wiederschein des blendend weiszen Korallenstrandes zu schützen. In manchen Gegenden liefert die Kokospalme fast ausschlieszlich das Baumaterial sowohl für die einfachen Hütten der Eingebornen, als für die anspruchsvollern Landhäuser der Europäer. Die Blätter bilden das Dach, die gespaltnen Stämme die Stützen und das Gebälk des leichten Gebäudes. Das Holz der ältern Bäume, welches eine rothgelbe Farbe hat und mit schwarzen Linien durchwebt ist, nimmt eine schöne Politur an und wird in England von den Kunstschreinern benutzt. Die jüngsten und zartesten Blätter, das sogenannte Herz, sind gekocht oder gebraten ein vortreffliches Gemüse und werden nur deshalb nicht häufiger genossen, weil ein solches Gericht jedesmal den Verlust des Baums nach sich zieht.

Sogar die Scheiden, welche die mächtigen Blattstiele an der Basis unterstützen und so gut gegen das Abbrechen schützen, dasz sie dieselben auch nach dem Absterben an den Baum festketten, haben ihren Werth. Die Südsee-Insulaner machen daraus Beutel, Bootsegel und eine Art Gewand für die Fischer; andre Völker benutzen sie zum Filtrieren.

Einen viel bedeutendern und ausgedehntern Gebrauch hat aber die fasrige Fruchtrinde oder Hülse, welche im Handel unter dem Namen Koir

bekannt ist. Man weicht sie einige Monate lang im Wasser auf, zerschlägt sie dann und läszt sie an der Sonne trocknen. Hierauf zerschlägt man sie aufs neue, bis alle Fasern sich vollständig von einander trennen. Die daraus verfertigten Stricke sehen zwar nicht so gut aus wie die hanfenen, übertreffen sie aber bei weitem an Leichtigkeit, Elastizität und sogar an Stärke, besonders wenn sie häufig mit Salzwasser angefeuchtet werden, und sind daher als die vortrefflichsten Kabel bekannt.

Aus den Blütenscheiden, ehe sie sich öffnen, wird durch Einschnitte der süsze Saft gewonnen, aus welchem die Cingalesen ihren herrlichen Toddy oder Palmwein bereiten. Aus diesem brennt man in Ceylon, sowie in andern Gegenden aus Reis, einen feurigen Arrak. Durch abdampfen des frischen Saftes gewinnt man Zucker, und läszt man den Gärungsprozesz weiter um sich greifen, so verwandelt sich der Toddy endlich in einen vortrefflichen Essig.

Nicht nur läszt sich ein Boot mit Rudern, Segeln und Tauwerk vollständig aus dem Kokos verfertigen, sondern auch noch mit allem nöthigen Proviant für eine längre Seereise befrachten. Es ist, als ob die schöne Strandpalme, deren Keime, von den Wellen getragen, von einer Küste zur andern wandern, es liebte, der Reiselust des Menschen zu dienen.

Wenn der Araber seine Dattel über alles schätzt, so geht dem Insulaner des indischen Ozeans nichts über den Kokos, der seinen mäszigen Bedürfnissen fast vollständig genügt. Als einst portugiesische Schiffer die Reize ihres Vaterlands vor einigen Malabaren rühmten, fragten diese: „Wächst denn die Kokospalme an eurem Strande?“ und als die Fremden es verneinten, erwiderten sie: „Nun denn, so bleiben wir hier, denn in ganz Europa finden wir gewisz nichts besseres und schöneres als diesen Baum!“

9. Der Brotbaum.

Georg Forster.

Der Brotbaum gehört unter die geringe Anzahl von Pflanzen, welche sich über einen ansehnlichen Theil unsrer Erde verbreitet haben. Von Suratte bis zu den Marquiseninseln im stillen Weltmeer auf einer Strecke von einhundertundfünfzig Graden der Länge oder mehr als zweitausend geographischen Meilen trifft man ihn fast auf jeder Küste und auf jeder Insel an. Daß ihn aber die Natur in diesem ganzen Bezirke überall uranfänglich von selbst und ohne Zuthun der Menschen habe wachsen lassen, will ich keineswegs behaupten.

Schön ist die Form des durch Kultur veränderten Brotbaums und schattenreich seine weit ausgebreitete Krone. Kein Obstbaum im Norden von Europa, ja was noch mehr ist, kein Baum aus unsern Forsten, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf sich im Ebenmaß des Wuchses und Schönheit der Gestalt mit ihm messen. Die Roßkastanie, welche in der Form einige Aehnlichkeit mit ihm zu haben scheint, läßt er weit hinter sich zurück. Sein großes, breites Blatt, wie Feigenlaub tief eingeschnitten, ist zierlich geformt und von anmuthiger Farbe. Selten übersteigt seine Höhe vierzig pariser Fuß, ein schönes Mittelmaß unter den Bäumen.

Sobald der Brotbaum den Insulanern im stillen Weltmeer wichtig und unentbehrlich ward, erhielten sogar ihre wissenschaftlichen Begriffe eine Beziehung auf ihn. Die Otaheitier bemerkten, daß dieser edle Baum ungefähr um die Zeit, wenn die Sonne im Begriff ist, aus der nördlichen Halbkugel in die ihrige zurück und über den Aequator zu treten, frische Blätter und junge Früchte anzusetzen beginnt, welche im Oktober anfangen zeitig zu werden. Von dieser Zeit

an bis in den April, oder so lange die Sonne in der südlichen Halbkugel bleibt, fehlt es ihnen nie an frischer Brotfrucht; es kommen theils an einem und demselben Baume, theils an mehreren, deren Standpunkte verschieden sind, von Zeit zu Zeit neue Früchte zum Vorschein und reifen nach und nach bis in den Juli und August. Von diesem Monat an bis zum Anfang des November ist aber die Frucht gar nicht zu haben. Jener Zeitabschnitt nun, während dem die Früchte auf den Bäumen wachsen, und der acht Monate in sich begreift, wird von den Einwohnern die Brotfruchtzeit genannt, und dies ist ihre gewöhnliche Zeitrechnung.

Cooks zweite Reise um die Welt, bei der ich sein Gefährte war, kann hier zum Beweise dienen. Wir kamen während dieser Reise zweimal nach Otaheiti und den umliegenden Inseln. Das erste Mal, in der Mitte des Augustmonats, war sowohl die Brotfrucht als alle andern Obstarten des heißen Erdstrichs daselbst äußerst selten, und um das kostbarste, was eine taheitische Phantasie zu reizen vermochte, fast gar nicht mehr zu erhandeln. In dieser Jahreszeit, die unerachtet der Entfernung der Sonne kein Winter heißen konnte, zeigte sich die junge Brotfrucht an der Zweige äußersten Spitzen, in ihre Blumenscheide gehüllt. Das alte Laub, welches nicht eher fällt, als bis das neue seine Entwicklung vollendet hat, saß noch auf den Bäumen, und seine Farbe war ein ins Graue spielendes Grün. Zum zweiten Male, nach einem Zwischenraum von acht Monaten, erreichten wir die Insel im Monat April. Jetzt hatte das Laub seine lebhaftgrüne Schattierung, und alle Aeste beugten sich unter der Last ihrer Früchte. In großer Menge pflückte man sie jetzt vor ihrer völligen Reife und beschleunigte diese dadurch, daß man sie haufenweis aufschüttete und sich innerlich erhitzen ließ. In diesem Zustande, wo sie nicht zu genießen waren, schnitt man den Strunk oder Fruchtboden und die Rinde weg, füllte mit der fleischigen Pulpe eine tiefe mit Steinen gepflasterte Grube, bedeckte diese mit Haufen von Blättern und Steinen und ließ den ganzen Vorrath in die saure Gärung übergehn. Der Teig, der auf solche Art entsteht, ist vollkommen durchgesäuert und schmeckt wie das schwarze westfälische Brot (Pumpernickel), wenn es nicht ganz ausgebacken ist. Aus dem Vorrath in der Grube nimmt man jedesmal nur so viel, als zu einem Gebäcke hinreichend ist, macht faustgroße Klumpen daraus, rollt sie in Blätter und bäckt sie auf erhitzten Steinen. Solche Klumpen halten sich einige Wochen lang und sind besonders auf Reisen über See der gewöhnliche Proviant, womit sich die Otaheitier versehen. Uebrigens aber ist dieses saure Brot bei ihnen so beliebt, daß ihre Vornehmen selten eine Mahlzeit ohne dasselbe nehmen, und während der drei bis vier Monate, wo die frische Brotfrucht fast gar nicht zu haben ist, genießt das ganze Volk beinahe keine andre Speise. Ungebacken hält sich der gegorne Teig mehrere Monate hindurch in den Gruben, ohne eine Veränderung zu leiden.

Eine ungleich beträchtlichere Menge Brotfrucht wird frisch aufgezehrt. Auch zu diesem Gebrauch muß sie nicht reif, aber schon vollkommen ausgewachsen sein. Ihre Rinde ist alsdann noch grün, das Fleisch aber schneeweiß und von lockerm, mehligen Gewebe. Roh kann man es schlechterdings nicht genießen, sondern die Frucht muß geschält, entweder ganz oder zerschnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet und gebacken sein. So geringfügig diese Mühe auch ist, möchte der Südländer doch gern derselben überhoben sein; daher träumt er sich auch in seinem Paradiese eine Brotfrucht, die keiner Zubereitung bedarf und frisch vom Baume weggegessen werden kann.

Die geröstete Brotfrucht hatte für mich völlig den Geschmack der Krume des Weizenbrots, die mit gekochten, mehligen Kartoffeln vermischt gewesen wäre. Etwas süßliches schmeckte man zuweilen vor, insbesondre wenn die Frucht sich der Reife näherte, oder auch wenn sie nach dem Backen verlegen oder alt geworden war. Wenn die Frucht ganz reif ist, hat sie eine gelbliche Farbe, ist weich anzufühlen und inwendig einem Brei ähnlich, der widerlich süß schmeckt und riecht. Die Einwohner der Marianen und Philippinen essen sie alsdann zwar roh, jedoch mit großer Behutsamkeit, weil sie jetzt eine ungesunde Speise geworden ist. Vor der gänzlichen Zeitigung gebrochen und geröstet, ist sie unstreitig eins der gesundesten und zugleich der nahrhaftesten Lebensmittel, die wir kennen; je weiter man sich aber von der einfachsten Zubereitungsart entfernt, und je mehr fremdartige Zusätze man der Brotfrucht beigibt, um ihren Geschmack zu würzen, desto weniger kann sie dem menschlichen Körper zuträglich sein.

Wichtig ist für den Naturforscher auch der Gebrauch, den man von den übrigen Theilen des Brotbaums machen kann; denn wiewohl die Frucht unstreitig das köstlichste und nützlichste am ganzen Baume bleibt, so scheint doch dieser noch in mancher Rücksicht zum besten des Menschen geschaffen zu sein. Nachdem derselbe während eines Menschenalters Früchte getragen hat, ergreift ihn das Schicksal aller natürlichen Dinge; er fängt an abzusterben, und allerlei Gebrechen deuten auf seinen nahen Untergang. Jetzt bleibt also nichts mehr übrig als den Stamm zu irgend einem häuslichen Gebrauch zu verwenden und entweder einen Kahn daraus zu höhlen oder wenigstens einen Pfosten oder Balken an der leichten ländlichen Hütte daraus zu verfertigen. Es wird auch mit geringer Mühe manches Hausgeräth, wie kleine Schemel, Schüsseln, Tröge und dergleichen, daraus geschnitzt; allein das weiche, gelbe Holz nimmt gar keine Politur an. Die Bewohner gewisser Inseln pflegen Trommeln davon zu machen, weil es gut klingt und sehr leicht ist. Den wilden Brotbaum kann man schlechterdings zu nichts anderm als zur Feuerung gebrauchen.

Dasjenige zarte Zellgewebe, aus welchem sich jährlich eine neue Holzlage an Stamm und Aesten bildet, oder der gleich unter der Rinde liegende weiße Splint ist am Brotbaum so beschaffen, daß die Einwohner von Otaheiti ihre Kleidung daraus bereiten können. Sie pflanzen zu dem Ende eine Menge junger Bäumchen dicht neben einander in lockern Boden und suchen sie so gerade als möglich und ohne Aeste in die Höhe zu ziehen. Im zweiten oder dritten Jahre werden sie abgeschnitten und der Splint davon abgesondert, vorbereitet und zu Musselinen ähnlichen Tüchern verarbeitet.

Minder wichtig ist der Nutzen der Blätter. Außer jener Anwendung, die sie mit allen Laubarten gemein haben, daß sie nämlich, sobald sie abgefallen und verwest sind, dem Stamme, der sie getragen, zur Düngung gereichen, bricht man sie auch häufig vom Baum und bedient sich ihrer, Speisen einzuwickeln oder auch darin zu backen. Die erste Anstalt zu einer Mahlzeit besteht jedesmal darin, daß eine große Menge dieser Blätter auf den mit Heu bedeckten Boden gestreut werden; unmittelbar auf diese legt man die Speisen ohne den entbehrlichen Aufwand von Tellern und Schüsseln. Ein solches Blatt, welches ein halbes Meter lang ist, vertritt alsdann die Stelle der Serviette, wobei man noch den Vortheil hat, so oft man will, ein frisches zu nehmen. In Burro und den Gewürzinseln zünden die reisenden Indianer nachts ein Feuer von den Blättern des wilden Brotbaums rings um ihre Lagerstätten an, dessen beständiges Krachen die Schlangen verscheucht.

Die männliche Blüte des Brotbaums besteht in einer spannenlangen, braungelben Kolbe, welche ganz mit kleinen Blüten bedeckt ist und dadurch mit den Schilfkeulen, die in unsern Sümpfen wachsen, eine auffallende Aehnlichkeit gewinnt. Wenn diese Kolben oder Kätzchen abgefallen und vertrocknet sind, haben sie die Eigenschaft des Zündschwamms, und man bedient sich ihrer auch ebenso, nämlich als Lunten zur längern Aufbewahrung des Feuers. Es dringt endlich noch aus allen verwundeten oder eingeschnittnen Theilen des Baums ein weißer, klebriger Saft, der aufgefangen, mit Kokosmilch eingekocht und sodann als Vogelleim verwandt wird. Mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß vermischt, wird dieser Milchsaft zu einem festen und dauerhaften Kitt, womit die dortigen Einwohner alle Ritzen in solchen Gefäßen verschmieren, welche wasserdicht sein müssen.

Cook rühmt mit Recht die erstaunliche Fruchtbarkeit des Brotbaums. „Hat jemand in seinem Leben nur zehn Brotbäume gepflanzt, so hat er" (dies sind des großen Weltumseglers Worte) „seine Pflicht gegen sein eignes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht ebenso vollständig und reichlich erfüllt, als ein Einwohner unsers rauhen Himmelsstrichs, der sein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sommerhitze geerntet und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brot versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas an baarem Gelde kümmerlich erspart hat."

10. Letzter Herbstgang.

Emil Adolf Roßmäßler.

Noch einmal lockt es uns hinaus zum Valet an den scheidenden Herbst. Der Abendwind jagt düstres Gewölk über den blauen Himmelsplan und treibt die letzten vergilbten Blätter aus den kahlen Wipfeln über die noch immer grünenden Wiesen. Ein ewiger Wechsel herrscht über uns in der Höhe, wo bald die Sonne, bald das verhüllende Gewölk die Beleuchtung der Gegend bestimmt. Aus leuchtender Helle werden wir in graue Schatten gerissen; bald wühlt der Wind in den Falten unsrer Kleider, bald duldet er, daß ein fallendes Blatt senkrecht niederfällt. Er neckt uns; denn wenn wir eine Strecke weit im Gehn gegen ihn ankämpften, so daß wir uns fast auf ihn legen konnten, so steht er dann plötzlich still, so daß wir beinahe umstürzen. Mag er doch! Wir halten unsern Hut und lassen uns gern gefallen, daß er das letzte Stäubchen aus unsern Kleidern kehrt, so daß wir nie so reine Kleider haben als nach einem solchen windigen Gange.

Jetzt hat der Wind eine Regenwolke im Fluge zerzaust und peitscht ihr Naß uns stechend ins Gesicht; doch gleich darauf folgt wieder Sonnenschein und Ruhe.

So haben wir ein lichtes Buschholz gewonnen, in welchem kleine, freie Wiesenplätze mit niedrigem Buschwerk und Baumgruppen sich mischen. Hier und da ragt auch eine grauverwitterte Steinklippe über den fast ebnen Boden hervor, und in einigen kleinen, flachen Einsenkungen desselben stehn kleine Wasserlachen, von Weidengebüsch umgeben. Links grenzt diese buschige Fläche an eine weite Feldflur und geht vor uns allmählich in einen hohen Fichtenbestand über, welcher am Rande, wie gewöhnlich in Feldhölzern, mancherlei Laubholzbäume in sich faßt. Der Kampf in der Luft scheint beendet zu sein oder in den höhern Luftschichten fortgesetzt zu werden, denn nur hoch über uns sehen wir lockres, zerrissnes Gewölk langsam gen Morgen fliehen. Um

uns strahlt das blendende Abendsonnenlicht, nur auf Augenblicke von einer vorüberziehenden Wolke verhüllt.

Die hohen Pappeln, welche uns zur rechten den Feldweg einfassen, haben nur noch an der Spitze des höchsten Wipfels einen Busch gelber Blätter — das Volk sagt sinnig: die Pappeln haben ihr Käppchen aufgesetzt — mit denen der beruhigte Abendwind kosend spielt, als wollte er sie darüber begütigen, daß er eben erst viele ihrer Brüder von ihrer Seite gerissen hat. Die schönen, glatten, gelben Blätter von fast regelrecht dreieckiger Form liegen jetzt zu unsern Füßen, und wir finden an ihnen wie an den Blättern aller Pappeln den Grund ihres ewigen Zitterns, den breit zusammengedrückten, langen Blattstiel. Wir haben diesen schönen Baum vor etwa hundert Jahren über Italien und England aus dem Orient erhalten. Wahrscheinlich ist er vor langen Jahren nur einmal und seitdem nicht wieder zu uns gebracht worden, und so sind alle die hunderttausende italienischer Pappeln an unsern Landstraßen, auf unsern Spaziergängen, in unsern Gärten die Abkömmlinge vielleicht nur weniger, ja vielleicht nur eines einzigen Urahnen und zwar in gerader Linie, Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut. Es ist nämlich seit der Versetzung der ersten jungen Pappeln auf deutschen Boden wahrscheinlich keine einzige der zahllosen nun in Deutschland stehenden oder bereits wieder gestorbenen Pappeln aus Samen erzogen worden; alle sind sie nichts weiter als selbstständig gemachte Glieder jener ersten eingeführten Bäume; von ihnen abgeschnittne Zweige oder Wurzelbrut, sie sind das einzige Mittel ihrer Vermehrung. Es bedarf auch keines weitern, denn alle Pappeln, wie auch ihre nahen Familienverwandten, die Weiden, sind als Setzlinge außerordentlich leicht zu erziehen. Wir können auch nicht anders, denn wir haben keine einzige weibliche Pappel in ganz Europa, um Samen zu gewinnen. Vielleicht hat Frau Pappel nicht den schlanken Wuchs ihres Gemahls und wurde von jenem Ostindienfahrer deshalb daheim gelassen. Welch sonderbare Erscheinung bieten also unsre italienischen Pappeln dar! Bilden sie nicht alle zusammen eigentlich ein einziges unsterbliches Wesen, das in seinen Theilen ewig stirbt und ewig wieder sich verjüngt? Und wenn, wie wohl anzunehmen ist, die erste Pappel in Form eines Stecklings nach Europa kam, so steht ja ein Theil des zerrissnen *einen* Leibes, welchen die europäischen Pappeln dann nicht einmal allein bilden, tausende von Meilen weit in Ostindiens Antipoden-Erde. Dann hat der sonderbar zertheilte Pflanzenleib zu gleicher Zeit Tag und Nacht, Sommer und Winter.

Unsre Pappeln hier auf deutscher, herbstlicher Natur erzählten uns ihre fast märchenhafte Geschichte, und wir kehren nun zu ihren einheimischen Stiefgeschwistern zurück. Da sieht es trauriger aus als in dem ewigen Frühling, wo der Pappeln ferne Leibeshälften stehn. Fast nur die noch immer neue Blätter treibenden Gräser und die dauerhaften Farnwedel grünen noch. Doch nein, auch die Maßliebe hat noch einige ihrer Blümchen für heute übrig behalten, und eine unsrer zierlichsten deutschen Pflanzen hat uns auf heut den Anblick ihrer schönen, rosenrothen Sternblümchen aufbehalten, das vom Volke hoch in Ehren gehaltene *Tausendgüldenkraut*. Es steht versteckt zwischen den verbleichenden Halmen hoher Gräser. An mehr trocknen Stellen steht zur Mumie geworden, aber ganz die lebendige Gestalt beibehaltend, die distelähnliche, mit zahllosen stechenden Spitzen bewehrte *gemeine Eberwurz*. Sie ist aus derbem Stoffe gewoben und wird noch ganz so aussehen wie heut, wenn ihr Nachkomme neben ihr schon wieder aufsprießt. Ein wahrer *Augentrost*, so lautet der deutsche Name der niedlichen Euphrasia officinalis, steht hier

auf dem noch ziemlich grünen Grasplätzchen. Wir erkennen in ihm den Rachenblütler. Die niedlichen, bläulich weißen Blumen mit gelbem Schlundfleck, die eigentlich mehr echte Lippenblumenform haben, zeigen eine dreilappige Unterlippe. Wäre die zweiklappige Kapselfrucht nicht, wir könnten versucht sein, den Augentrost für einen Lippenblütler zu halten.

Unser aufmerksames Spähen nach den Blüten wird immer mehr belohnt. Hier finden wir sogar noch ein blühendes Doldengewächs im Grase versteckt. Freilich zeigt es nur kleine Dolden auf dem kaum fußhohen Stengel. Er erhebt sich neben kaum mehr als zwei Blättern, welche uns sehr an die Blätter des Dijon-Röschens unsrer Gärten erinnern. Es ist die Pimpinelle. Auch die Brunelle bekleidet, wie es ihre Gewohnheit ist, noch hier und da fußgroße Plätzchen und versucht noch einmal zu blühen.

Aber die Thierwelt ist bis auf einige kleine Vögel, die verlassen in den kahlen Büschen umherschlüpfen, so ziemlich ganz erstorben. Hier und da fährt noch eine Feldmaus vor unserm Nahen eilig in ihr Loch, und jetzt erschrecken wir selbst vor einem Hasen, der uns ganz nahe an sein Lager kommen ließ und nun mindestens mit dem Lärmen eines Schafes eilig das Weite sucht, so fest tritt er dabei auf.

Längs dem Felde zu unsrer Rechten begrenzt eine natürliche Hecke das bald buschige, bald offne Gebiet, in welchem unsre Kreuz- und Querzüge sich bewegen. Wie prangend muß sie vor einigen Monaten ausgesehen haben! Jetzt gleicht sie einer Schaubühne, von welcher die Kulissen weggenommen sind, so daß man nur die dürren Latten und Gerüste sieht, an denen sie befestigt waren. An dem bunt verschlungnen Gezweig der Büsche hängen nur noch wenige Blätter; sie sind durchflochten mit Stengeln und Halmen mancherlei Art. Wir blicken in den innern Mechanismus eines jener Pflanzenwälle, wie sie uns früher als Wahrzeichen des Sommers erschienen, welcher uns bisher unter einer Fülle von Blättern und Blüten verborgen war. Rothbraune Schnüre, die entblätterten, windenden Stengel des wilden Hopfens, durchflechten das Dickicht, aus welchem die noch fast alle ihre Blätter tragenden Brombeer-Ranken in schönen Bogen sich auswärts biegen. Die Heckenwinde hat nur ihre gebleichten Stengel übrig gelassen, welche die Zweige der Büsche so fest umwinden, als hätten sie diese erdrosselt. Am Schlehdorn treten die immer noch hängenden schwarzblauen Schlehen zu Tage, da das Laub bis auf einen geringen Rest abgefallen ist. Jetzt dürfen wir es wagen, sie zu kosten, denn es hat schon einige Nachtfröste gegeben und sie werden nun nicht übel schmecken. Das letzte selbst gepflückte Obst in diesem Jahre!

Daneben hängen auch an dem schon ganz entlaubten Weißdorn die purpurrothen Aepfelchen, zu zwei oder drei kleine Gruppen bildend. Als Kinder kosteten wir natürlich auch sie, obgleich sie kaum größer als Erbsen sind, und ihr mehliges Fleisch einen faden Geschmack hat.

Hier bildet ein mächtiger Haselbusch ein fast allegorisches Bild, das Bild der Beharrlichkeit und der Erwartung. Um seinen Fuß schlingen sich Epheuranken mit ihren sich ewig gleichbleibenden, immergrünen, weißgeaderten Blättern, und oben an seinen Trieben sind bereits, des neuen Lenzes wartend, die männlichen Blütenkätzchen zu sehen.

Den Rand einer Lache, auf den wir jetzt stoßen, finden wir mit hohem Schilfrohr eingefaßt. Sind auch nur noch wenige Spuren von Grün an seinen Blättern vorhanden, so ist seine Gestalt doch unverändert, und es trägt jeder Halm an seiner Spitze die große, von seinen Haarbüscheln durchflochtne violettbraune Rispe, die erst im nächsten Frühjahr ihre Samen fliegen lassen

wird. Ein Luftzug streicht durch die Rohre und weckt ihre heiser flüsternde Stimme.

Auf dem Wasserspiegel schwimmen anstatt der grünen Blätter der Laichkräuter todte Baumblätter aller Art, um hier begraben zu werden. Es wird lange dauern, ehe sie sich so vollgesogen haben, daß sie zu Boden sinken, und dann werden sie noch jahrelang unten liegen, ehe sie vollkommen in nährenden Schlamm aufgelöst sind, um als Blätter der Laichkräuter und andrer Wasserpflanzen wieder aufzustehn und das Auge der Sonne wieder zu schauen.

In stiller Wanderung, denn das Rascheln der saftleeren Pflanzen unter unsern Tritten bildet den einzigen Laut in der zur Ruhe gehenden Natur, sind wir an den Rand des Fichtenholzes gekommen.

Schon von weitem leuchten uns einige weiße Birkenstämme entgegen, deren Kronen nur noch von einigen wenigen gelben Blättern, welche in der Luft zu schweben scheinen, auf dem dunkelgrünen Hintergrund angedeutet werden. Von der Lärche neben ihnen sagt Plinius: „ein Baum, im Winter traurig", und wir finden jetzt diese Bezeichnung außerordentlich wahr, denn mit dem Stamm- und Astbau der immergrünen Nadelhölzer sieht die Lärche nach dem Abfall ihrer feinen Nadeln wie eine verdorrte Fichte aus. Und ein verdorrter, aller seiner Nadeln beraubter Fichten- oder Tannenbaum macht wahrscheinlich deshalb einen noch traurigern Eindruck als ein verdorrter Laubholzbaum, weil wir uns daran gewöhnt haben, ihn in seinem immergrünen Schmuck als ein Bild unvergänglicher Lebenskraft zu betrachten.

Eben ist die Sonne hinter den Fichten untergegangen. Wir bemerken nun erst, daß oben am Himmel Friede herrscht. Keine Wolke ist mehr zu sehen. Im Morgen funkeln bereits die ersten Sterne über einem matten Wiederschein des Abendhimmels.

Es wird wohl recht kalt werden diese Nacht. Wahrscheinlich war es unser letzter Herbsttag. Doch wer kann es wissen! Es ist oft ein langer Kampf, ehe der Winter die Oberhand behält. Das sind dann die Tage vom Jahre, die uns am wenigsten gefallen.

11. Der Bernstein.

Nach Wilhelm Runge.

Es gibt neben den Metallen und dem Elfenbein keinen Handelsartikel, der sich in so frühe Zeiten verfolgen liesze wie der Bernstein. Erst durch das Zinn und den Bernstein gewannen die Alten ein Interesse für den Norden und Westen Europas.

Das Vorkommen des Bernsteins ist in der Hauptsache auf die nördlichen Gegenden der Erde, Nord-Amerika, Sibirien und die Küstenländer der Ostsee und Nordsee, beschränkt. Bei weitem die gröszten Mengen des in den Handel kommenden Bernsteins liefert der Auswurf der Nordsee, des nördlichen Eismeers und der Ostsee, und zwar stehn wieder die Westküste von Dänemark und Schleswig-Holstein und die Nordküste von Preuszen, von Stralsund bis Memel, allen andern Küsten voran; die preuszische Küste von Danzig bis Memel liefert in einem Jahre allein durchschnittlich fünfzig- bis sechzigtausend Pfund. Die frische Nehrung und die Küstenstrecke von Pillau bis Brüsterort sind eigentlich die seit Jahrtausenden berühmten Bernsteinküsten.

Hauptsächlich sind es die in dieser Gegend sehr heftigen Nordweststürme, welche die See bis zu ihrem Grunde aufwühlen und den Schatz vom Meeresboden lösen. Das geringe spezifische Gewicht des Bernsteins, welches das des Seewassers nur wenig übertrifft. macht ihn zum Spielball der Wellen;

der gleichzeitig vom Grunde losgelöste Seetang wickelt ihn ein, und nun treibt er mit den Wellen an den Strand oder wenigstens dem Lande zu. Man begnügt sich nun aber nicht damit, den ausgeworfenen Bernstein auf dem Strande aufzulesen, sondern man geht ihm, damit er nicht mit den zurückflieszenden Wellen wieder in See treibe, an seichten Stellen bis in die zweite, dritte Welle, zuweilen auch bis nahe Mannestiefe und bis zu hundert Schritt weit entgegen, um ihn mit groszen Netzen, die an sechs Meter langen Stangen befestigt sind, zu fangen. Sobald die Strandbewohner das Bernsteinkraut in der Entfernung auf ihre Küste zutreiben sehen, sammelt sich sofort die ganze Gemeinde, Männer, Frauen und Kinder, am Strande. Die Männer gehn in die See, fangen mit den nach der Tiefe gerichteten Netzen (Keschern) das Kraut in der Mitte der überkippenden Welle auf und schütten ihren Fang am Strande aus, wo die Frauen und Kinder sogleich den schönen Stein aus seiner Umhüllung befreien und sortieren. In der Regel ist alsbald auch der Bernsteinhändler mit baarem Gelde zur Stelle, um den Schatz zu bergen. Das Schöpfen erfolgt bei Tag und Nacht, im Winter und Sommer, weil es darauf ankommt, den günstigen Augenblick zu benutzen. Die heftigsten und ergibigsten Stürme treten aber in den Wintermonaten November und Dezember ein; die Arbeit erfordert daher sehr abgehärtete Leute. Sie schützen sich bei groszer Kälte durch Lederkürasse, die zuweilen an den von den Frauen unterhaltenen Strandfeuern aufgethaut werden müssen. Es ist schauerlich anzusehen, wenn die Leute, zu denen man gern die grö̈szten auswählt, bis an die Brust im bewegten Meere stehn, dessen Wellen ihnen oft über den Kopf schlagen oder den Fusz wegziehen. Sie befestigen sich daher auch wohl, um sich zu schützen, unter einander durch lange Leinen und sollen sich bei gefährlichen Wellen mit groszer Geschicklichkeit an den fest in den Meeresboden gestoszenen Stangen ihrer Kescher in die Höhe schnellen.

Die Ausbeute beim Schöpfen ist sehr verschieden, ja einzelne Strände sollen überhaupt zuweilen mehrere Jahre hindurch ganz leer ausgehn, bis ihnen wieder einmal ein günstiger Wind den Schatz zuwirft. Dagegen sind schon bei günstigem Auswurf in drei bis vier Stunden ungefähr zwanzig bis dreiszig Scheffel, mit einem Geldwerthe von 15000 Mark, gewonnen worden. Von den fünfunddreiszig Strandrevieren haben durchschnittlich nur zehn einen Jahresertrag von tausend und mehr Pfund, acht bleiben zwischen hundert und dreihundert Pfund, und die kleinre Hälfte bringt es noch nicht bis auf hundert Pfund.

Das Schöpfen ist neben dem Auflesen des ausgeworfenen Bernsteins am Strande die älteste Art der Bernsteingewinnung. Wo grosze Steine in der Nähe des Strandes liegen, wird die Kraft der Wellen durch diese gebrochen, und es fällt dann der Bernstein vor der Landung zwischen den Steinen nieder. Hier tritt eine andre Gewinnungsart, das Bernsteinstechen an die Stelle des Schöpfens. Die Arbeiter fahren bei ruhiger See zu vier und fünf in einem Boote hinaus und suchen zwischen den groszen Steinen auf dem Meeresgrunde den Bernstein zu erspähen, wofür ihr Auge sehr geschärft ist. Der eine Arbeiter sucht dann mit einem Speere den Bernstein zu lösen und zu befreien, während der andre ihn mit dem Kescher auffängt.

Zu diesen seit Jahrhunderten, ja vielleicht Jahrtausenden betriebnen Gewinnungsarten des Schöpfens und Stechens ist seit Jahren eine dritte hinzugetreten, die Baggerei im kurischen Haff, durch welche in einem Jahre ungefähr 73000 Pfund Bernstein, im Werthe von etwa 540000 Mark, gewonnen werden.

Seit etwa zweihundert Jahren wird aber der Bernstein auch auf dem festen Lande durch graben gewonnen. Der Ertrag ist in der Regel ein sehr lohnender, wenn durch gehörige Beaufsichtigung der Unterschlagung des werthvollen Steins vorgebeugt wird. In diesen Gräbereien finden sechs bis achthundert Arbeiter Winter und Sommer ihr Brot, und es werden auf diese

Weise jährlich etwa 40000 Pfund Bernstein im Werthe von etwa 600000 Mark gewonnen.

Es ist heutzutage auszer Zweifel gestellt, dasz der Bernstein das Harz eines Baumes ist. Das Bernsteinharz wurde theils an den Wurzeln der Bernsteinbäume ausgeschieden oder angesammelt, wo die grӧszten Klumpen gelegen haben mögen, theils tropfte dasselbe von den Zweigen, bildete die nicht seltne Zapfen- und Tropfenform und fiel auch wohl auf abgefallne, am Boden liegende Blätter, deren Form es uns im Abdruck erhalten hat, wie wir auch von der Thierwelt der Bernsteinwälder durch die im Stein eingeschlossnen Larven, Raupen, Bienen, Ameisen, Fliegen, Käfer, Asseln, Spinnen, Tausendfüsze, kleine Schmetterlinge, Landschnecken Kunde haben. Das Harz war beim Ausflieszen ohne Zweifel leicht und dünnflüssig und so wenig zähe, dasz kleinre, schwächre Insekten, Mücken, Ameisen, Termiten, Spinnen zurückgehalten wurden und sich zuweilen mit Verlust eines Fuszes oder Flügels mitten in die Masse hinein arbeiteten, gröszre und stärkre Insekten aller Art aber entflohen. Letztre finden sich daher höchst selten, meist halb zerstört oder auf der einen Seite mit Schimmel überzogen, ein Beweis, dasz sie schon todt von Harz umflossen wurden.

Der Bernsteinwald bedeckte wahrscheinlich ein sehr ausgedehntes Gebiet im Norden der Erdkugel; wo aber die Hauptmasse geblieben ist, wo die Kohlenlager sind, in denen dieselben niedergelegt sind, wissen wir zur Zeit noch nicht.

In den ältesten Zeiten ist das Auflesen des Bernsteins am Strande, das Schöpfen aus der See und das Graben aus dem Seesande und den Strandbergen jedermann erlaubt gewesen. Nachdem die deutschen Ritter das Samland unterjocht hatten, setzten sie eigne Bernsteinmeister und Strandknechte ein, welche das Auflesen und Schöpfen des Steins, sowie dessen Ablieferung überwachen muszten. Auch gestatteten sie niemand, Bernstein auf eigne Rechnung zu vertreiben. Kein Bernsteindreher durfte sich in Preuszen niederlassen. Der Unterschlagung wurde mit rücksichtsloser Strenge und ausgesuchter Grausamkeit entgegengetreten. Wer beim Bernsteindiebstahl oder beim Auflesen des Bernsteins betroffen wurde, ward ohne weiteres am nächsten Baum aufgeknüpft. Später unter den Markgrafen und Kurfürsten wurden besondre Bernsteingerichte eingesetzt und die härtesten Bernsteinstrafordnungen erlassen, die jede Unterschlagung von Bernstein mit Gefängnis, Staupenschlag, Strang und Schwert bedrohten. Ein Kranz von Galgen umgab den schönen Strand des Samlands, und alle Strandbewohner muszten den Bernsteineid schwören, d. h. sich verpflichten, allen Bernstein, den sie in Privathänden wuszten, zur Anzeige zu bringen und hierbei weder Eltern noch Geschwister zu schonen. Aber trotzdem und trotz aller sonstigen Bedrückungen war der ausgedehntesten Unterschlagung und Verheimlichung des Bernsteins nicht vorzubeugen; denn die armen Strandbewohner erhielten als Entschädigung für die anstrengende und gefährliche Arbeit des Schöpfens nicht mehr als das gleiche Masz Salz, dessen sie bei ihrem Fischereibetriebe nothwendig bedurften. Diese unnatürlichen Verhältnisse führten später zur Verpachtung der Bernsteinnutzung an danziger Kaufleute; die groszen Erfolge dieser Pächter veranlaszten die Regierung, die Bernsteingewinnung wieder selbst in die Hand zu nehmen, und nun wechselten Selbstverwaltung und Verpachtung wiederholt mit einander ab. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde der Bernsteineid beseitigt, im Jahre 1837 aber überliesz Friedrich Wilhelm III. die ganze Bernsteinnutzung am Strande von Danzig bis Memel gegen eine Pauschsumme von dreiszigtausend Mark den Anwohnern und Strandgemeinden. Damit wurde der Strand wieder frei, alle Bedrückungen schwanden, und es droht nicht mehr jedem harmlosen Besucher des Strandes für seine Freude an der groszartigen Natur die Verhaftung. Da der Bernstein in ganz Ostpreuszen und am westpreuszischen Strande mit Ausnahme des Stadtgebiets Danzig vorbehaltnes Eigenthum des Staats ist, so musz jeder Grund-

besitzer in Ostpreuszen den auf seinem eignen Grundstücke gefundnen Bernstein gegen das gesetzmäszige Finderlohn von $^1/_{10}$ des Werths abliefern, wenn er sich nicht ebenfalls durch die Zahlung einer Pacht von dieser gesetzlichen Verpflichtung befreit.

Der Werth des einzelnen Bernsteinstücks wird durch Farbe, Reinheit, Grösze und Form desselben bestimmt. Stücke über ein Pfund Gewicht kommen nur in Zwischenräumen von mehreren Jahren vor; das gröszte gegenwärtig nachweisbare Stück befindet sich im königlichen Mineralienkabinet zu Berlin; dasselbe wiegt $13^1/_2$ Pfund und wurde im Jahre 1803 zu Schlappachen zwischen Insterburg und Gumbinnen gefunden. Sein Werth wurde auf 30000 Mark geschätzt. Aus den groszen Stücken werden Schälchen, Becher, Crucifixe, Nippsachen u. dgl. hergestellt. Die Markgräfin Dorothea von Brandenburg liesz für den König von Dänemark ein Brettspiel aus Bernstein anfertigen. Markgraf Albrecht schenkte Luther und Melanchton bernsteinerne Löffel und liesz für sich Schälchen und Trinkgefäsze anfertigen. Für unsern Kaiser wurde 1866 ein kostbares Schreibzeug aus einem Stück Bernstein gearbeitet. Die Stücke von flacher Form werden hauptsächlich zur Anfertigung von Broschen verwendet. Aus den Stücken von länglicher Form werden Cigarren- und Pfeifenspitzen hergestellt; die kleinen Stücke von reiner Farbe werden sämmtlich zu Perlen verarbeitet, deren Absatzgebiet ein sehr ausgedehntes ist. Grosze Mengen gehn nach Afrika, Asien, Amerika, China, Japan, Tibet und zu den Völkern der Südsee, da sich der Bernstein im Tauschhandel gegen die Naturerzeugnisse jener Länder auszerordentlich hoch verwerthen läszt.

Die Farben des Bernsteins gehn vom Lichtkreideweiszen und Wasserhellen durch gelbliche, grünliche, röthliche Abstufungen bis ins Feuerrothe und Braune über. Ebenso wie die Farben sind die Grade der Durchsichtigkeit auszerordentlich mannigfaltig. Die geschätzteste Sorte ist im allgemeinen der sogenannte Bastert, welcher halb durchsichtig und von lichtgrünlichgelber, der sogenannten Weiszkohl-Farbe ist.

Fast nur roher Bernstein und roh bearbeitete Bernsteinperlen werden von Preuszen ausgeführt; die Verarbeitung gröszrer Bernsteinstücke, die Anfertigung der Cigarrenspitzen erfolgt hauptsächlich im Auslande zu Wien und Paris. Das Schnitzen verschiedner kleiner Gegenstände aus Bernstein ist eine sehr unterhaltende Beschäftigung, da die Bearbeitung des Bernsteins auszerordentlich leicht ist und nur eine Laubsäge, ein paar Feilen und Stecheisen erfordert, auch die Politur durch Bimsstein und Kreide mit Wasser und durch reiben mit dem Daumen sehr schön und schnell hervorgebracht werden kann.

Die Hälfte des ganzen Bernsteins läszt sich wegen der Unreinheit, Undichtigkeit oder Kleinheit der Stücke zu Schmucksachen nicht mehr verarbeiten. Der Werth dieses Steins sinkt bis auf dreiszig Pfennig pro Pfund. Aus ihm wird Bernsteinsäure, Bernsteinöl, Bernsteinlack und ausgezeichneter Schnellkitt bereitet. Die Bernsteinsäure steht sehr hoch im Preise und findet als Medikament, sowie in der Färberei und Photographie Verwendung. Der Bernsteinlack, welcher selbst bedeutender Hitze vortrefflich widersteht, ist zum Anstrich von Eisenwaaren, Maschinentheilen und Holz besonders geeignet; auch dunkle Lackfarben lassen sich mit demselben herstellen.

Da der rohe Bernstein einen Durchschnittswerth von ungefähr 15 Mark pro Pfund besitzt, so stellen die 200000 Pfund Bernstein, welche jährlich in Preuszen gewonnen werden, einen Werth von etwa 3000000 Mark dar. Die Bernsteingewinnung Preuszens verdient daher um so mehr Beachtung, als sie unserm Vaterlande eigenthümlich ist und irgend welcher nennenswerthen Konkurrenz im Auslande nicht begegnet.

12. Die Eisenbahn und der Dampfwagen.

Nach Louis Thomas.

Wie erstaunt würden unsre Vorfahren sein, wenn sie die Veränderungen sehen könnten, welche die letzten fünfzig Jahre in unserm Reisewesen bewirkt haben, oder wenn sie die Reisen der Kaufherren im Mittelalter, die sich zur leipziger oder frankfurter Messe begaben, mit einem heutigen Meßzuge vergleichen könnten, der mit keuchender Eile den Käufer aus dem fernen Morgenlande zu dem Verkäufer aus dem Abendlande führt! Wie würden sich die Reisenden des Mittelalters wundern, wenn sie jetzt einen langen Eisenbahnzug sähen, wie er in vollem Laufe, zischend und brüllend, sich durch die Ebne und zwischen Berg und Thal dahinwindet, kühn über die breitesten Ströme geht und sich durch die größten und festesten Berge hindurchbohrt. Alle frühern Verbesserungen des Fuhrwesens und der Reisemittel sinken in ein Nichts zurück, wenn wir betrachten, was durch die Erfindung der Eisenbahnen und durch die Anwendung der Dampfmaschine auf denselben erreicht worden ist. Im Fluge können wir von einem Ende Deutschlands zum andern gelangen, und eine Reise von hier nach London, welche sonst ein Ereignis im Leben eines Mannes bildete, und vor der man auf Leben und Tod Abschied nahm, ist jetzt nur eine Spazierfahrt geworden, die man in ein paar Tagen vollendet.

Fahrgeleise herzustellen, welche völlig eben sind und den Rädern keine Hindernisse entgegenstellen, ist eine uralte Erfindung. Schon den Völkern des grauen Alterthums, den Aegyptern, Indern und Persern, waren solche Geleise längst bekannt. Die Inder und Aegypter legten, um die ungeheuren Steinmassen zu ihren riesenhaften Bauten aus den Steinbrüchen nach der Baustelle zu bringen, große behaune Quadersteine dicht an einander. So bildeten sie eine Steinbahn, in welche die Räder der Lastwagen nach und nach die Geleise selbst einschnitten. Auch die Römer hatten ähnliche Steinbahnen, welche sie zu ihren Hauptstraßen anwandten. Dem deutschen Bergbau war es vorbehalten, eine neue Art des Straßenbaus zu begründen. In den Bergwerken des Harzes wurden nämlich die Erze und Steine auf Holzbahnen befördert; diese bestanden aus zwei Balkenreihen, die genau mit einander gleichliefen und möglichst wagerecht auf Querbalken (Schwellen) gelegt waren. Sie gaben den Wagen eine sehr ebne Bahn und gestatteten, daß ein Pferd eine viermal so große Last bewältigen konnte, als auf den gewöhnlichen Wegen. Die Königin Elisabeth von England ließ deutsche Bergleute aus dem Harze nach England kommen, um dort in den Stein- und Eisengruben, namentlich aber in den Steinkohlenwerken zu arbeiten. Mit diesen Bergleuten kamen auch die Holzbahnen nach England. Aber der große Bedarf an Holz für diese Bahnen und deren kurze Dauer ließ ihre Verbesserung wünschenswerth erscheinen. An ihre Stelle traten mehrfach Steinbahnen. Doch diese waren den Rädern sehr nachtheilig und nutzten sich fast ebenso schnell ab, als die Holzbahnen.

Der größte Fortschritt in der Anlage solcher Bahnen fand im Jahre 1767 statt. Um diese Zeit stand das Eisen in einem so niedrigen Preise, daß es nicht die Fabrikationskosten trug. Man wollte daher die Hochöfen, in welchen dasselbe bereitet wurde, eingehn lassen. Da sann Reynolds, einer der Theilnehmer an den größten Eisenwerken Englands, auf andre Verwendung des Roh- und Gußeisens. Zunächst gebrauchte man dasselbe zum Brückenbau. Die erste Brücke dieser Art wurde 1779 vollendet. Sie besteht ganz aus Eisen. Selbst zur Brückendeckung nahm man acht Zentimeter starke Eisenplatten. Jetzt findet man fast in allen Ländern Brücken von Guß- und Schmiedeeisen. Eine andre

Anwendung des Gußeisens machte Reynolds, indem er die Eisenbarren etwas länger als gewöhnlich gießen und dieselben dann auf die Langschwellen der Holzbahnen legen ließ, so daß sie das Geleise bildeten. Diese neuen Schienenwege wurden in England vielfach in Anwendung gebracht und zeigten sich höchst vortheilhaft. Bald verbesserte man sie dadurch, daß man die Geleise in denselben vertiefte. Diese Einrichtung wurde nach einigen Jahren durch die sogenannten Randschienen verdrängt. Dieselben waren ziemlich dünn und flach; an der äußern Seite hatten sie einen aufrecht stehenden Rand, um das Ausweichen der Räder vom Geleise zu verhindern. Bald aber fand man es für besser, die Schienen ganz eben zu machen und den innern Kanten der Radreife eine Erhöhung zu geben, mit der sie sich gegen die Schienen legen konnten, um stets das Geleise zu halten. Aus den Flachschienen wurden nach und nach die Hochschienen, wie wir sie jetzt auf allen unsern Eisenbahnen sehen. Auf diesen konnte ein Pferd bequem die Last ziehen, zu deren Fortschaffung man auf gewöhnlichen Wegen wohl zehn Pferde gebrauchte, und die Bewegung selbst ging dennoch schneller von statten. Endlich verließ man das Gußeisen, weil die Schienen oft sprangen und schnell abgenutzt wurden, und wendete nur Schmiedeeisen an. So weit waren die Eisenbahnen gediehen, aber sie waren noch immer Eigenthum der Bergwerke und allenfalls der Fabriken. Es wurde durch dieselben zwar an Zugkraft viel erspart, aber an Schnelligkeit nur wenig gewonnen.

Eine allgemeine Verbreitung fanden sie erst, seitdem man die Dampfkraft bei ihnen in Anwendung brachte. Es bedurfte aber vieler Versuche, bis eine allen Anforderungen entsprechende Dampfmaschine (Lokomotive) hergestellt wurde. Den ersten zweckmäßigen Dampfwagen, mit welchem auch Personen befördert werden konnten, baute der Engländer Stephenson im Jahre 1814. Dennoch schwankte man noch lange hin und her, ob man nicht statt der beweglichen Dampfmaschinen lieber feststehende anwenden solle, welche die Güter- und Personenzüge von Station zu Station an Seilen fortziehen sollten, die über Leitrollen gelegt waren. Als aber im Jahre 1829 eine von Stephenson gebaute Lokomotive in allen Wettfahrten siegte, war das Schicksal der Lokomotiven und mit ihnen der Eisenbahnen entschieden. In Deutschland schnaubte die Lokomotive zuerst auf der kleinen Strecke zwischen Nürnberg und Fürth, bis ihr mit dem Eisenwege Leipzig-Dresden eine längere Siegeslaufbahn eröffnet ward.

Wird die Eisenbahnlinie durch Hügel oder Berge unterbrochen, welche nicht allzu hoch sind, so durchschneidet man dieselben mit der Bahn. Solche Einschnitte sind oft sehr tief und erfordern viel Arbeit. Diese wird dann um so schwieriger und kostspieliger, wenn kein Felsgrund vorhanden ist, weil man dem Einschnitte nach beiden Seiten hin eine bedeutende Abdachung geben, also viel mehr Erde abgraben und wegschaffen muß, als eigentlich die Bahn erfordert. Wird jedoch die Bahnlinie durch hohe Felsen oder Berge unterbrochen, bei denen ein Einschnitt nicht ausführbar ist, so muß man den Felsen oder Berg durchbohren, indem man einen Tunnel, d. h. einen unterirdischen Weg anlegt. Man treibt zu diesem Zweck einen Stollen durch den Berg, welcher so hoch und breit ist, daß zwei Eisenbahnzüge bequem neben einander vorbei fahren können. Wo das natürliche Gestein des Berges haltbar ist, bleibt es als Umfassungsmauer stehn. An den Stellen, wo es keine genügende Sicherheit gewährt, wird eine an beiden Seiten senkrechte und oben gewölbte, feste Mauer aufgeführt. In diesem Tunnel wird dann die Eisenbahn weitergeführt. Wenn derselbe sehr lang ist, so muß man ihm durch senkrechte Schächte von oben her Luft zuführen. Der bedeutendste bis jetzt vollendete Tunnel ist der, welcher durch den Mont Cenis hindurch geht. Er hat eine Länge von 12200 Meter

und liegt mehr als 1000 Meter unter dem Gipfel des Berges. Großartig wird auch der Tunnel sein, welcher durch den Sankt Gotthard hindurch führen und Deutschland mit Italien verbinden soll.

Endlich müssen wir noch die Eisenbahndämme und Viadukte erwähnen, welche man aufführt, um breite Flußthäler zu durchschneiden oder Unregelmäßigkeiten der Steigung auszugleichen. Die Eisenbahndämme sind Erdaufschüttungen, welche durch kleinre Brücken zum Wasserdurchlaß oder zur Durchführung von Straßen unterbrochen werden. Dergleichen Eisenbahndämme finden sich fast überall; in Gebirgsgegenden erreichen sie oft eine bedeutende Höhe. Die Viadukte sind den Brückenbauten sehr ähnlich und enthalten oft mehrere Bogenreihen über einander.

Die Lokomotive besteht zunächst aus dem Wagen, auf und an welchem sich alle Maschinentheile befinden. Dieser Wagen hat vier oder sechs Räder, von denen die zwei größern die eigentlichen Treibräder sind. Die andern kleinern sind nur Laufräder, welche zur Unterstützung der Last dienen. Auf diesem Wagen hängt in Federn der eigentliche Körper der Maschine. Derselbe besteht aus drei Theilen, dem Feuerraum, dem Kessel und dem Rauchkasten mit dem Schornsteine. Das Feuer befindet sich also bei der Lokomotive nicht unter dem Kessel, sondern hinter demselben und wird durch 60 bis 120 kupferne Röhren mitten durch den Kessel und das darin befindliche Wasser geleitet. Durch diese Einrichtung erhält die Heizfläche des Kessels eine bedeutend größre Ausdehnung, und die Dampferzeugung muß um so viel rascher von statten gehn. Hat das Feuer und der Rauch den Weg durch den Kessel gemacht, so gelangen dieselben in den Rauchkasten, von wo aus der Rauch durch den Schornstein von Eisenblech ins Freie geleitet wird. Die aus dem siedenden Wasser sich bildenden Dämpfe sammeln sich über dem Dampfkessel und gehn von dort in die Dampfhaube neben dem Schornstein. Von hier gelangt der Dampf in den unter dem Schornsteine befindlichen Cylinder, und zwar abwechselnd vor und hinter den Kolben, welcher sich luftdicht an die innern Wände des Cylinders anschließt. Zuerst tritt der Dampf auf der einen Seite in den Cylinder und treibt den Kolben vermöge seiner Spannkraft nach der andern Seite. Ist er fast an das Ende des Cylinders gekommen, so wird dem Dampf durch eine sehr sinnreiche Schiebevorrichtung der bisherige Weg verschlossen. Gleichzeitig wird eine an der andern Seite des Kolbens befindliche Röhre, welche bisher verschlossen war, geöffnet. Nun treibt der hier einströmende Dampf den Kolben zurück nach seinem ursprünglichen Orte, und der auf dieser Seite befindliche Dampf wird genöthigt, durch den Schornstein zu entweichen. Gleichzeitig mit dem Kolben bewegt sich auch eine an ihm befestigte, wagerecht liegende, starke Eisenstange hin und her, und diese dreht eins der großen Räder der Lokomotive in ähnlicher Weise herum, wie der auf- und abwärts gehende Knecht des Spinnrads dieses in kreisende Bewegung versetzt. Ganz dieselben Einrichtungen, welche so auf der einen Seite der Lokomotive das eine der großen Räder in Bewegung setzen, bringen auf der andern Seite das zweite derselben zur Umdrehung. Durch die beiden großen Mittelräder wird zunächst die Lokomotive selbst mit den vier andern Rädern und durch sie jeder folgende Wagen in Bewegung gesetzt. Mit jedem Hin- und Hergehn des Kolbens werden die Räder einmal umgedreht und vier bis fünf Meter vorwärts bewegt (soviel ungefähr beträgt ihr Umfang). Da nun die Schnelligkeit des Kolbens durch stärkres Heizen und vermehrte Dampfbildung außerordentlich gesteigert werden kann, so legen Eilzüge auf ebnen Bahnen in einer Stunde fünfzig bis siebzig Kilometer zurück.

Das Wasser zur Speisung des Dampfkessels und das Brennmaterial zur Heizung desselben wird auf einem besondern, mit der Lokomotive verbundnen Wagen, dem Tender, mitgeführt. Unmittelbar hinter dem Tender folgen nun, wenn ein Dampfzug abgehn soll, ein oder mehrere Güterwagen, dann die Personenwagen und endlich wieder Güterwagen. Alle einzelnen Wagen sind durch Ketten fest, aber mit geringem Spielraume, mit einander verbunden. Damit beim Anhalten, wenn die Wagen an einander stoßen, diese Stöße nicht zu heftig werden, befinden sich an den Enden der Wagen Polster (Puffer), welche auf starke Federn oder auf eingeschlossne Luft wirken und so den Stoß auffangen und mildern. — Starke Krümmungen der Bahn sind ebenso wie starke Steigungen unerwünscht, da die Gefahr, herausgeschleudert zu werden, um so größer wird, je kleiner der Halbmesser der Krümmung ist. Doch hat man in neuster Zeit auch eine starke Krümmung der Bahnlinie möglich gemacht, indem man den äußern Schienenstrang höher legt als den innern. In der ersten Zeit des Eisenbahnbaus fand man Steigungen von mehr als 1 Meter auf 200 nicht zuverlässig, und nur allmählich entschloß man sich zu dem Verhältnis von 1 auf 100. Jetzt aber besitzen wir Strecken, auf denen eine Steigung von 1 auf 40, ja sogar von 1 auf 30 überwunden wird.

13. Das Dampfschiff.

Louis Thomas.

Schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Professor Papin in Marburg (Provinz Hessen-Nassau) Maschinen erfunden, welche durch Dampf in Bewegung gesetzt wurden. Im Jahre 1707 vollendete er sogar ein kleines Dampfboot und fuhr mit demselben die Fulda hinab. Aber erst um das Jahr 1763 gab der Engländer Watt der Dampfmaschine die Einrichtung, welche eine allgemeine Anwendung möglich machte, und gerade hundert Jahre später als Papin erbaute der Amerikaner Fulton das erste größre Dampfschiff, mit dem eine weitre Reise unternommen werden konnte. „Fultons Thorheit" hatten die ungläubigen Zeitgenossen spottend sein Schiff genannt, und Napoleon I. hatte ihn trocken abgewiesen, als er sich erbot, eine Dampfflotte und damit eine Brücke von Frankreich nach England zu bauen. Um so größer war der Triumph des Erfinders und das Erstaunen der Menge, als die erste Fahrt des Dampfers von New-York nach Albany wohl gelang. Wie von innerm Instinkt getrieben, bewegte sich das Dampfschiff ganz nach dem Willen des Steuermanns den Strom hinauf. Die Neuheit des Anblicks hatte etwas schreckenerregendes. Die ersten Dampfboote, wie auch noch ein großer Theil der jetzt in Amerika fahrenden Dampfschiffe, verwendeten trocknes Kiefernholz als Brennmaterial. Infolge dessen zeigte sich eine mehrere Meter hohe Feuersäule über dem Schornstein, und beim Schüren des Feuers sprühte stets ein Funkenmeer hervor. Die nebenliegenden Schiffe legten zur Seite, und die Mannschaft flehte zu Gott, sie vor dem Ungeheuer zu behüten, welches gegen den Strom schwamm und seinen Pfad mit dem Feuer beleuchtete, das es ausspie. Dies erste Dampfschiff hatte nur eine Maschine von 20 Pferdekraft und trug nicht mehr als 150 Tonnen Belastung. Wenn es auch nicht eine so große Schnelligkeit entwickelte, als Fulton erwartet hatte, so war doch der Versuch vollständig gelungen. Wenige Wochen später lief das erste Schiff vom Stapel, welches von den Wellen des offnen Meeres bespült wurde, und von da ab mehrte sich die Zahl der Dampfschiffe so ungeheuer, daß jetzt jeder

bedeutende Fluß der zivilisierten Welt seine Dampfboote hat, und daß alle Meere in jeder Richtung von Dampfschiffen durchschnitten werden. Anfänglich glaubte man nicht, daß es möglich sein werde, den Weg über den Ozean von England nach Amerika mit Dampfschiffen zurückzulegen, und ein berühmter Gelehrter bewies in einem eignen Werke die Unmöglichkeit einer solchen Fahrt. Auch nach Amerika kam dieses Werk, und zwar wurde das erste Exemplar desselben — im April 1838 — durch ein Dampfschiff von England nach Amerika gebracht.

Die Flußdampfschiffahrt hat sich nirgends in so großartiger Weise entwickelt als in Nordamerika, besonders auf dem Riesenstrome Mississippi und seinen Nebenflüssen. Die dortigen Fahrzeuge, hauptsächlich die zum Personentransport eingerichteten, haben aber mit den bei uns gebräuchlichen fast gar keine Aehnlichkeit und eine bei uns unerhörte Größe. Sie gleichen schwimmenden Palästen, ja sogar Schauspielhäuser hat man auf Dampfbooten erbaut und spielt für die an dem Flusse liegenden Städte auf dem Schiffe.

Als die ersten Dampffahrzeuge sich in ihr nasses Element wagten, war, wie schon bemerkt, wenig Aussicht vorhanden, dieses neue Verkehrsmittel jemals anders als auf Flüssen, kleinen Seen und zur Küstenfahrt benutzen zu können. Wie sollte man große Meere zu durchschneiden hoffen, da die hierzu nöthigen Kohlen anscheinend allen Raum im Schiffe in Anspruch nehmen mußten, wenn er anders zugereicht hätte? Dieses Bedenken hatte seinen guten Grund, so lange man kleine Schiffe im Auge hatte; man versuchte es aber allmählich mit größern, und es ging immer besser, je größre Schiffe man baute. Die Dampfkraft nämlich, welche ein Schiff von 1000 Tonnen Gehalt zu seiner Fortbewegung bedarf, beträgt durchaus nicht das Fünffache von der, welche ein Schiff von 200 Tonnen erfordert, sondern wesentlich weniger. Je größer also ein Schiff ist, desto weiter kann es fahren, ohne Kohlen einzunehmen, und desto billiger wird die Fracht. Infolge dessen haben sich die Dampfschiffe fort und fort vergrößert.

Auf dem Schiffsbauplatz einer Themseinsel in London erhob sich in den Jahren 1855—57 eine schwarze Wand, welche alle Gebäude überragte, und sich straßenlang hinzog, wie eine riesige Zwingburg. Es war das im Werden begriffne eiserne Schiff Leviathan oder Great Eastern, der große Ostfahrer, bestimmt eine fliegende Brücke nach Ostindien und Australien zu bilden. Dieses Schiff ist 215 Meter lang und 26 Meter breit und übertrifft das größte englische Kriegsschiff, den Wellington, an Größe mehr als dreimal. Die Einrichtungen des Baus setzen jeden Beschauer in Staunen durch ihre Schönheit und Zweckmäßigkeit. Der Schiffsraum ist durch Zwischenwände in 24 ganz getrennte Abtheilungen geschieden, so daß jede Beschädigung nur einen kleinen Theil treffen kann. Die ungeheuren Eisenwandungen, gleichsam die Eisenhäute dieses Meerungeheuers, sind doppelt vorhanden und durch Zwischenräume von 90 Zentimeter Durchmesser von einander getrennt. An Passagieren kann das Schiff ohne die Bemannung 12000 beherbergen. Ein Regiment Soldaten kann auf dem Verdeck bequem seine Uebungen vornehmen. Es wird gleichzeitig durch Räder und durch eine Schraube getrieben. Erstere haben einen Durchmesser von 33 Meter, so daß in jedem eine Kunstreitergesellschaft bequem ihren Zirkus aufschlagen könnte. Fünf Maschinen von 11500 Pferdekraft setzen die Räder und die Schraube in Bewegung, welche 60000 Kilogramm wiegt. Allein das Vomstapellassen dieses Riesenschiffs hat über zwei Millionen Mark gekostet, die Erbauung des Schiffs aber bereits über 24 Millionen Mark, ehe es noch ausgebaut und eingerichtet war.

Der Mechanismus der Dampfmaschine auf Schiffen ist ganz einfach, da es sich in allen Fällen nur darum handelt, eine Welle umzudrehen. Die erste, noch jetzt viel gebrauchte Form der Dampfschiffe war die der Räderschiffe; man legte die Welle quer durchs Schiff und versah ihre beiden Enden mit Schaufelrädern. Nachdem diese Form zu einiger Ausbildung gediehen war, fanden sich doch an ihr verschiedne Unzuträglichkeiten, die nicht zu beseitigen waren und den Wunsch nach andern Einrichtungen rege machten. Die an den Seiten hängenden Räder geben dem Schiff offenbar etwas plumpes, nehmen viel Raum weg und sind die empfindlichsten Theile, die bei jeder Fährlichkeit des Schiffs zunächst leiden. Ein Kriegsdampfer durfte daher zuweilen nur ein paar wirksame Kugeln auf seinen Räderkasten erhalten, so mußte er sich flügellahm zurückziehen. Die bittersten Beschwerden kamen aber von den Verwaltungen der englischen Kanäle, da die Dampfschiffe durch den starken Wellenschlag, den ihre Räder verursachen, die Kanalufer nicht wenig gefährdeten. Infolge dessen versuchte man etwas andres, nämlich die altbekannte archimedische Schraube oder Wasserschnecke. Im Jahre 1825 ging das erste kleine Schraubenboot auf der Themse, und zwar schneller als selbst größre Dampfboote; aber erst 1836 kam es zum Bau eines größern Schiffs von achtzig Pferdekraft mit einer Schraube. Nunmehr ging es rasch vorwärts; gar bald wagte man es, ein Dampfschiff mit 1200 Pferdekraft von der Schraube bewegen zu lassen.

Nachdem die Schraube sich einmal als ein gutes Treibmittel für Schiffe bewährt hatte, konnte es nicht fehlen, daß sie auch bei den Kriegsschiffen rasch in Aufnahme kam. Die letztern sind dadurch, daß ihr Bewegungswerkzeug tief unter Wasser gelegt ist, viel weniger verwundbar geworden. Ueberdies haben sie noch den Vortheil, daß an den besten Plätzen, welche sonst die Räderkasten wegnahmen, Kanonen stehn können. Deshalb besteht schon jetzt ein ansehnlicher Theil der europäischen Kriegsflotten aus Schraubenfregatten und selbst Schraubenlinienschiffen. Einem Schraubenschiff sieht man es nur am Schornstein an, daß es durch Dampf getrieben wird; das Treibwerk befindet sich unter dem Hintertheil des Schiffs im Wasser. Die Maschinenwelle liegt hier nicht quer, sondern längs im Untertheil des Schiffs und geht wasserdicht durch die Hinterwand. An dem herausragenden Stück der Welle befinden sich diejenigen Theile, welche während des raschen Umdrehens mit schiefen Flächen auf das umgebende Wasser drücken und so die Fortbewegung des Schiffs bewirken. Dreht man eine Schraube in einer hölzernen oder eisernen Schraubenmutter, so rückt sie fort; eben so wird sie im Wasser fortrücken, welches mit der Schraubenmutter verglichen werden kann. Nur wird die Fortbewegung im Wasser nicht bei jeder Umdrehung so viel austragen als die sogenannte Höhe der Schraube, d. h. die Entfernung eines Gewindes vom andern. Das Wasser ist nämlich nachgibig und weicht dem Drucke der Schraubenflächen sowohl nach hinten als nach den Seiten aus. Etwas Fortbewegung wird indes immer erreicht, und wenn man die Welle recht rasch gehn läßt, so summiert sich doch aus vielen kleinen Wirkungen eine ansehnliche Gesammtwirkung. Die Schiffsschrauben machen daher einhundert, einhundertfünfzig und selbst noch mehr Umgänge in der Minute.

So führt uns denn die Dampfkraft durch die ungeheure Wasserwüste der Weltmeere, durch Stürme und widrige Winde, sowie durch nicht weniger gefährliche Windstillen rasch und mit kräftigem Arme hindurch, und immer leichter werden die Verbindungen der verschiedensten Völker der Erde untereinander. Die trennenden Meere erschienen den Menschen in der Kindheit der Schiffahrt mit Recht als schauerliche Wüsten, später nur noch als gefährlich zu befahrende

Straßen. Aber die Fährlichkeit hat immer mehr abgenommen; nicht daß man die Straßen bessern könnte, aber man lernte bessre Fahrzeuge für sie bauen, ihre Schwierigkeiten wirksamer überwinden. Die Wogen des Meeres haben nur ein gewisses Kraftmaß. Während sie den Kahn des Fischers wie der Wind ein dürres Blatt hin und her schleudern, brechen sie sich ohnmächtig an einem schwimmenden Berge von Eisen, den man ihnen zu tragen gibt.

14. Der Luftballon.

Nach Louis Thomas.

Auf hölzernen und eisernen Schiffen durchfurcht der Mensch das weite Meer, mit den Flügeln des Dampfes rollt er auf Eisenbahnen windschnell dahin, und selbst hoch über die Erde in die blauen Lüfte erhebt er sich, getragen von einer gasgefüllten Kugel aus dünner Seide. Das letztere ist viel, aber auch wenig, je nachdem man's betrachtet. Wer sich auf ein Schiff oder in einen Dampfwagen setzt, weiß, wohin er will, und erreicht auch in den meisten Fällen sein Ziel. Nicht so der Luftschiffer. Er steigt auf, das Gas hebt, die Windströmungen führen ihn, und er ist zufrieden, wenn er wohlbehalten den festen Erdboden wieder betreten kann. Sein Unternehmen war im eigentlichen Sinne des Worts ein Ausflug, der Zweck desselben — wissenschaftliche und militärische Zwecke abgerechnet — war Belustigung, Schauspiel. Und so ist es, nachdem die Erfindung nahe vor ihrem hundertsten Geburtstage steht, auch heute noch. Die Luft ist frei, die Lust, sich nach Belieben darin fortzubewegen, ist groß, aber es fehlt uns das lenkbare Fahrzeug, welches der Ballon niemals werden kann.

Bevor man darauf kam, der leichten Luft etwas noch leichteres entgegen zu setzen, um in die Höhe zu kommen, war der nächstliegende Gedanke immer der, sich tüchtige Flügel anzuschnallen und sich mit eigner Kraft in die Lüfte zu erheben. Schon die altgriechische Fabellehre erzählt von Dädalos nebst seinem Sohn Ikaros, die sich aus der Gefangenschaft zu Kreta durch künstliche Flügel befreiten, welche sie mit Wachs zusammengeklebt hatten. Ikaros flog so nahe an die Sonne, daß das Wachs schmolz und er hinabstürzend im Meere ertrank. Diese Geschichte hätte Münchhausen auch erfinden können. Heute wissen wenigstens alle besser unterrichteten Leute, daß der Mensch mit seiner eignen Kraft nicht von der Erde abkommen kann, möge er sich Maschinen ersinnen, wie er immer wolle. Was fliegen soll, ist seinem ganzen Körperbau nach darauf eingerichtet, und alle fliegenden Geschöpfe haben im Verhältnis einen viel leichtern Körper und eine weit größre Muskelkraft als der Mensch. Hätte dieser von Natur Flügel, so müßten die Muskeln derselben vielleicht fünfzig Mal so stark sein als seine jetzigen Arme. Die Arme und geschickten Hände fehlten ihm dann gänzlich; er müßte froh sein, wenn er zu den Flügeln auch einen Schnabel hätte.

Daß man in neuster Zeit auch die Dampfkraft in Betracht ziehen würde an Stelle der schwachen menschlichen Muskeln, konnte nicht ausbleiben. Namentlich von England und Amerika kamen eine Zeit lang immerfort Nachrichten von bald fertigen Dampfluftschiffen, bald mit cigarrenförmigen Ballons, bald bloß mit Luftschrauben, Flügeln und dergleichen ausgestattet. Es ist aus allem nichts geworden. Die Dampfmaschine mit ihrem Brennstoff und dem Fahrzeug hat allemal ein größres Eigengewicht, als sie mit ihrer Kraft bewältigen kann.

Um nun auf die Ballons zu kommen, so gibt es deren zweierlei, solche, die mit erwärmter und dadurch erleichterter Luft, und solche, die mit einer noch leichtern Gasart gefüllt werden. Die erstern sind die ältern. Daß die er=

wärmte Luft in die Höhe steigt, also leichter geworden ist, als die gewöhnliche Luft, zeigt jedes Feuer, welches Rauch aufsteigen läßt, sowie jede Seifenblase, welche mit der im menschlichen Körper erwärmten Luft gefüllt wird.

Von dünnem Seidenpapier kann man sich leicht selbst einen Luftballon anfertigen. Man klebt mehrere Bogen zu langen Streifen an einander. In der Mitte behalten die Streifen ihre volle Breite. Nach beiden Enden aber werden sie in gebogenen Linien zugespitzt. Diese Streifen klebt man an den Kanten mit Stärkekleister zusammen. Unten läßt man eine ziemlich große Oeffnung, um die durch eine Spiritusflamme oder ein Kohlenfeuer erhitzte Luft einzulassen. Bei größern Ballons, namentlich bei denen, welche mit Gas gefüllt werden, wird Seidenzeug verwendet, das man durch einen Gummi-Ueberzug luftdicht macht. Das Ganze wird der größern Haltbarkeit wegen mit einem Netz von Stricken überzogen. Unter dem Ballon hängt ein Kasten von Rohr- oder Weidengeflecht, in welchem die mitfahrenden Personen Platz nehmen. Auch hat man einen kleinen Kahn an dieser Stelle angebracht, um das Leben des Luftschiffers zu retten, wenn der Ballon auf dem Meere niederkommen sollte. — Das Höhersteigen des Ballons wird durch hinauswerfen von Ballast (kleinen Sandsäcken ꝛc.) bewirkt. Soll der Ballon sinken, so läßt man durch Klappen einen Theil der erwärmten Luft oder der leichtern Gase heraus. Eine Lenkung des Luftballons durch Maschinen hat sich trotz alles menschlichen Scharfsinns noch nicht ermöglichen lassen. Das Luftschiff bleibt ein Spielball der Winde. Nur dadurch läßt sich unter günstigen Umständen einigermaßen die Richtung des Ballons bestimmen, daß man durch senken oder steigenlassen desselben die verschiednen Luftströmungen in den übereinander liegenden Luftschichten benutzt. — Immerhin bleibt die Luftschiffahrt ein sehr unsichres, gefährliches Gewerbe. Wohl sind manchem kühnen Manne sehr hochsteigende und sehr weit gehende Fahrten in sehr kurzer Zeit gelungen, aber gar viele Luftschiffer haben auch ihren Tod gefunden. Von Nutzen ist die Luftschiffahrt nur für die wissenschaftliche Erforschung der höher gelegnen Luftschichten, für die Beobachtung feindlicher Heereskräfte und für die Vermittlung des Verkehrs zwischen getrennten Heerestheilen. Zur Zeit der Belagerung von Paris haben die Franzosen fortwährend Luftballons steigen lassen — theils um die belagernden Truppen mit Fernröhren zu beobachten, theils um Briefe und Personen aus der Hauptstadt nach den Provinzen und von diesen nach der Hauptstadt zu bringen.

15. Die Legung des transatlantischen Kabels.

Nach Aron Bernstein.

Die unterseeische Leitung, welche England mit Amerika, die alte Welt mit der neuen verbindet, ist ein Wunder unsrer Zeit, an welches auch nur zu denken den Menschen in frühern Zeiten gar nicht in den Sinn kommen konnte.

In den Jahren 1853 bis 1857 wurden auf Schiffen, welche die englische und amerikanische Regierung dem Unternehmen zur Verfügung stellten, Untersuchungen des Meeresbodens vorgenommen, durch welche man die Tiefe des Meeres von Strecke zu Strecke, sowie die Beschaffenheit des Meeresgrundes kennen lernte.

Was nun die Tiefe des Meeres auf dieser Strecke betrifft, so ergab die Untersuchung, dasz sie nicht aus plötzlichen Schluchten bestehe, vielmehr einen gleichmäszig sanften Verlauf nehme. Inbetreff der Beschaffenheit des Bodens zeigte die mikroskopische Untersuchung, dasz der Grund bedeckt

sei mit einer mehligen Substanz, bestehend aus sehr feinen Schalen lebender und ausgestorbener Infusorien und aus Pflanzenresten.

Da man nun unter diesen Massen niemals Sand entdeckte, so schlosz man, dasz diese Thiere dort wirklich gelebt haben und nicht erst im Laufe der Zeit hier abgelagert worden sind. Es ergab sich daraus, dasz der Meeresboden in dieser Tiefe frei sein müsse von Strömungen und Wellenschlag, und dasz also ein Kabel, eingebettet in diesen Schlamm, vor allen Störungen durch Schiffsanker, Eis und Gesteinablagerung gesichert sein würde.

So bot denn das Weltmeer selbst dem Unternehmen keine besondern Hindernisse. Wenn wir trotzdem das begonnene Werk mehrere Male scheitern sahen, so lag dies vor allem an der Schwierigkeit der Legung.

Ein Kabel von vielen hundert Meilen Länge unbeschädigt auf Schiffe zu laden und es von dort aus eine halbe Meile tief ins Meer zu senken, das erforderte, wie leicht ersichtlich, ganz besondre Vorrichtungen, die durch Erfahrungen erst erprobt werden muszten.

Bevor man nun an die Legung eines Kabels zwischen England und Amerika denken konnte, muszte zunächst Newfoundland, die östliche Spitze von Nord-Amerika, mit dem Festlande Amerikas verbunden werden. Nachdem ein Versuch im Jahre 1855 miszglückt war, gelang die Ausführung im Jahre 1856.

Im Sommer des Jahres 1856 reiste nun Cyrus Field, ein amerikanischer Kaufmann, dem der Ruhm gebührt, der eigentliche Gründer eines Unternehmens zu sein, das nicht blosz ganz auszerordentliche Opfer in Anspruch nahm, sondern auch einen festen Glauben und ein tiefes Vertrauen zu den Fortschritten unsrer Zeit forderte, nach England, um Männer der Wissenschaft sowohl als auch Kapitalisten, um geistige und materielle Hilfe für das grosze Unternehmen zu gewinnen. Nachdem dann auch die englische Regierung sich zur Unterstützung des Unternehmens bereit erklärt und im Fall des Gelingens eine bedeutende Summe (14000 Pfund Sterling) jährlich für Beförderung ihrer Depeschen garantiert hatte, ein gleiches auch von der amerikanischen Gesetzgebung in Aussicht stand, konstituierte sich im Dezember 1856 die „Atlantic Telegraph Company“ mit einem Kapital von über sechs Millionen Mark und nahm die Vorbereitungen zur Legung nun sofort in Angriff.

Anfangs Juni 1857 waren die beiden Hälften des Kabels, welche englische Fabrikanten angefertigt hatten, vollendet, und die Legung begann. Anfangs ging alles ganz gut. Unter der feierlichen Theilnahme hochgestellter Staats- und Privatmänner begann am 6. August 1857 die Legung von der Bucht der kleinen irischen Insel Valentia aus. Als man jedoch etwa achtzig Meilen gelegt hatte, trat am 11. August eine Störung sehr bedenklicher Art ein. Man nahm ein schnelles Laufen des Kabels über den Stern des Schiffes wahr, das von einer unterseeischen Strömung herzurühren schien. Eiserne Klemmer, durch die man das Laufen des Kabels hemmen wollte, spannten es straff an, und als hierzu noch Schwankungen des Schiffs kamen, konnte das Kabel der gewaltsamen Spannung nicht mehr Widerstand leisten und risz entzwei.

Ueber dieses Miszglücken des ersten Versuchs wuszte man sich bei der Groszartigkeit eines Unternehmens, dem kein zweites in unserm Jahrhundert gleichstand, leicht zu trösten. Man ging auch sofort auf einen neuen, im nächsten Jahr zu unternehmenden Versuch ein, bestellte die nöthige Anzahl Meilen Kabel und benutzte die gemachten Erfahrungen zur Verbessrung des Apparats, der das Kabel ins Meer zu senken bestimmt war. Dieser neue Apparat war hinsichtlich des Raums und der Last kleiner als der vorige, auszerdem waren die Räder mit einer Vorrichtung versehen, durch die bei einer gewissen Spannung des Kabels die Hemmung der Räder reguliert werden konnte.

Auch dieser Versuch miszglückte, und nunmehr schwand die Aussicht, mit den bisherigen Mitteln ein glückliches Ziel zu erreichen, und unverrichteter Sache kehrten die Schiffe nach Irland zurück.

Diese Fülle von gescheiterten Versuchen konnte nicht ohne erheblichen Einflusz schädlicher Natur auf das interessierte und nicht interessierte Publikum bleiben. Wenn wir trotzdem die Gesellschaft unverweilt einen neuen Versuch machen sehen, so liegt darin nur ein Beweis der Energie des Hauptunternehmers Cyrus Field, der sich durch nichts entmuthigen liesz.

Für einen kurzen Moment schien auch ein herrlicher Lohn diese Energie zu krönen.

Schon im Laufe des nächsten Monats begann man mit dem alten Kabel einen neuen Versuch, der ohne wesentliche Störung auch richtig vollendet ward. Am 16. August 1858 empfing der damalige Präsident der Vereinigten Staaten James Buchanan die erste englische unterseeische Depesche, den Glückwunsch der Königin Victoria zu dem herrlich vollendeten Werke.

Leider aber sollte dieser Triumph nur von kurzer Dauer sein. Es stellte sich bald heraus, dasz die Umhüllung des Kabels durch die vielen Strapazen, denen es beim Transport, bei der Verladung und der Legung ausgesetzt war, lädiert sein müsse, da es sehr unregelmäszig arbeitete und nur ganz schwache Zeichen gab. Nach kurzer Zeit hörten auch diese schwachen Zeichen auf, und mit diesem Verstummen schien jede Hoffnung auf einen neuen glücklichen Versuch zu verschwinden.

In der That schien dieses Miszgeschick nach einem mit hellem Jubel begrüszten Gelingen ein Todesstosz des ganzen Unternehmens zu sein, von welchem es sich nicht mehr würde erholen können. Die Umstände äuszerlicher Natur waren sehr miszlich. Die englische Regierung verlor den Muth, ein Unternehmen von so zweifelhaftem Erfolge durch Zinsgarantie zu unterstützen. In Amerika brach der Bürgerkrieg aus, der das Geschick der Vereinigten Staaten höcht zweifelhaft machte. Die Kapitalisten weigerten sich, ihr Geld wiederum aufs Spiel zu setzen, und nur einen Mann gab es, den Thatkraft, Opfermuth und moralischer Wille nimmer verliesz, und dies war Cyrus Field, der Unermüdliche.

Im Jahre 1863, noch mitten im Kriegsjahre Nord-Amerikas, nahm Field wiederum seine Pläne auf, und die Gesellschaft, von ihm frisch ermuthigt, beschlosz, den Versuch zu erneuern.

Es gelang dem unermüdlichen Field wiederum, neue Geldmittel aufzutreiben, und auf Grund der Gutachten hervorragender Gelehrten schritt man zur Anfertigung eines neuen Riesenkabels, und zwar eines solchen von stärkrer Beschaffenheit und verbesserter Konstruktion als die bisherigen.

Die eigentliche Leitung, „die Seele des Kabels“, besteht aus sieben dünnen neben einander liegenden Kupferdrähten, welche durch Umhüllungen sorgsam geschützt werden. Zwar könnte ein einziger starker Kupferdraht von demselben Umfange ganz dasselbe bestellen, was die sieben Drähte zu thun haben, allein man wählt lieber mehrere schwächre Drähte, weil ein einziger Draht, wenn er bräche, die ganze Leitung untauglich machen würde, dahingegen mehrere einzelne Drähte den Vortheil haben, dasz die Nebendrähte ihn ersetzen, wenn einer von ihnen an einer Stelle reiszt. Wenn sämmtliche sieben Drähte nur nicht an einer und derselben Stelle durchgerissen werden, haben Einzelbrüche der einzelnen Drähte an verschiednen Stellen durchaus nichts zu bedeuten, selbst wenn solche Einzelbrüche sich hundertfach wiederholen.

Die siebendrähtige Kupferleitung, „die Seele“ des Kabels, ist mit mehrern Lagen einer weichen Masse aus Gutta-Percha, Holztheer und Harz dicht umwickelt, die viel wasserdichter und dauerhafter ist als blosze Gutta-Percha, welche im Wasser leicht brüchig und löchrig wird. Auf diese Umwicklung folgt dann eine Lage von Hanf, mit einer Lösung durchfeuchtet, welche sie gegen das Verfaulen schützt, und diese Lage endlich

ist ringsum wohlgepanzert mit zehn Eisendrähten, von welchen jeder mit Hanf umwickelt ist, und die dann, wie die Einzelstränge eines Seils, um das Kabel herumgewickelt sind.

Diese Konstruktion des Kabels hat den Zweck, es zu verhüten, dasz ein Wassertröpfchen des Weltmeers bis an die Seele des Kabels dringe; denn wenn dies irgendwo geschähe, so würde der elektrische Strom, der durch die Leitung gesendet wird, nicht, wie er soll, bis ans Ende des Kabels laufen, um dorthin telegraphische Zeichen zu bringen, sondern ins Weltmeer flieszen. Diese feste Umschlieszung der Seele des Kabels nennt man die Isolierung desselben. Der eiserne, mit Hanf umwickelte Panzer des Kabels dient dazu, ihm die nöthige Festigkeit zu geben, damit es nicht beim Herablassen ins Meer durch die eigne Last zerreisze.

Zur Aufnahme des Kabels wurde der „Great-Eastern", ein Schiff von riesenhafter Grösze, bestimmt. Die Beladung desselben mit dem Kabel nahm nicht weniger als ein halbes Jahr in Anspruch. Die Besatzung des Schiffs, welches mit 180000 Zentner Kohlen belastet war, betrug fünfhundert Mann.

Am 15. Juli 1865 lichtete das Schiff seine Anker, aber auch diesmal sollte aller Vorsicht ungeachtet das Unternehmen scheitern.

Schon nach kurzer Zeit nahm der Elektriker eine Störung des elektrischen Stroms wahr, die darauf hinführte, dasz das Kabel im Meer verletzt sein müsse. Um das versenkte Stück wieder aufzuwinden, muszte das Schiff gewendet werden, weil Aufwinde- und Versenkungs-Apparat sich an den entgegengesetzten Seiten des Schiffs befanden. Das Aufwinden des versenkten Kabels gelang für diesmal ganz gut, und so konnte man denn am folgenden Tage die fehlerhafte Stelle ausfindig machen. Es zeigte sich hier eine räthselhafte Erscheinung, die schliesslich auf eine der traurigsten Vermuthungen hinführte. Durch Panzer und Isolierung hatte sich bis an die Seele des Kabels ein zwei Zoll langes Stück Eisendraht hineingebohrt, ohne dasz man wuszte, wie dies geschehen sei. Indessen vermochte man die Ausbesserung leicht zu bewerkstelligen, das verletzte Stück wurde abgeschnitten und eine nochmalige Verbindung des Kabels vorgenommen. Die Arbeit des Legens begann von neuem. Zwar trat kurze Zeit darauf wieder ein momentanes Aufhören der elektrischen Zeichen ein, das man sich nicht enträthseln konnte; allein dieser unerklärt gebliebne Fehler verbesserte sich in eben so räthselhafter Weise von selbst und belebte die Hoffnung auf ein endliches Gelingen.

Hierauf folgte dann eine fünftägige glückliche Fahrt ohne jede Hemmung, da aber trat wieder, nachdem man schon über einhundertundfünfzig Meilen weiter geschifft war, ein Unfall schwerer Art ein.

Das Wasser des Meeres — das erkannte man sofort an dem ausbleibenden elektrischen Strom — muszte auf dem Meeresgrunde den Zutritt zu der Seele des Kabels gefunden haben. Es muszte demnach wiederum die zeitraubende, mühselige Arbeit des Aufwindens und Auffindens der schadhaften Stelle unternommen werden. Diese Arbeit ging noch glücklich genug von statten; allein was man da zu sehen bekam, erfüllte die Unternehmer mit Entsetzen und Muthlosigkeit. Es fand sich ein offenbar muthwillig in das Kabel gemachter Einschnitt und auszerdem wieder ein in das Kabel hineingesteckter Eisendraht. Es unterlag hiernach keinem Zweifel, dasz ein tückischer Bösewicht hier die Hand im Spiele habe und absichtlich das herrliche Unternehmen vereitle.

Tief traurig, dasz der Bosheit der Neider nichts heilig ist, ging man nach der Ausbessrung des Schadens an die weitre Legung, allein ein neuer Unfall liesz den letzten Hoffnungsstrahl für diesmal völlig erlöschen.

Es war am 2. August, da man sich schon in der Mitte des Weges befand, als wiederum die elektrischen Ströme ausblieben. Als man nun zur Aufsuchung des Schadens das Kabel wieder heraufwinden wollte, ver-

sagte plötzlich die Dampfmaschine, die den Aufwinde-Apparat trieb, wegen Mangels an Dampf. Durch einen Windstosz, der das Schiff nach links trieb, verwickelte sich das Kabel am eisernen Vorsprung der Klusen und wurde durch die heftige Reibung beschädigt. Als man nun den Apparat wieder in Bewegung setzte, risz das Kabel und sank ins Meer.

Da stand denn die neue Aufgabe vor den Unternehmern, das Kabel vom Meeresboden in einer Tiefe von einer halben Meile in irgend einer Weise aufzufischen, um es nur wieder zur Ausbesserung an Bord bringen zu können.

Auf solchen Unfall war man freilich bedacht und besasz eine Vorrichtung hierzu. Man liesz ein Drahtseil von zweihundert Zentnern Tragkraft, dessen Ende mit Enterhaken und Anker versehen war, hinab in die Tiefe. Das Schiff fuhr nun quer über die Stellen fort, wo man das Kabel vermuthete, in der Hoffnung, dasz die Haken auf dem Meeresgrund das Kabel fassen würden.

Von fünf Uhr abends bis zum folgenden Morgen am 3. August früh um acht Uhr suchte der „Great Eastern“ auf diese Weise das Kabel, und man war froh, als die Anzeichen ergaben, dasz der Haken es wirklich gefaszt habe. Als man jedoch am Nachmittage um drei Uhr circa eine Viertelmeile des Drahtseils wieder aufgewunden hatte, risz das Seil entzwei, und Enterhaken nebst Kabel sanken wieder in das Meer. Drei weitre Versuche, das Kabel aufzufischen, am 7., 10. und 11. August miszglückten, wie dieser erste. Wegen Mangels an Seilvorrath muszte nunmehr der „Great Eastern“ nach England zurückkehren, wo er am 17. August in Crookhaven anlangte.

So war man zwar wieder um einen Versuch reicher und um eine Hoffnung ärmer geworden, aber die Ueberzeugung von dem endlichen Gelingen des groszen Unternehmens war doch eher befestigt als erschüttert.

Man kannte jetzt die Hindernisse und die Unfälle besser und wuszte, dasz ihnen vorgebeugt und abgeholfen werden könne. Es war nur die Schwäche des Seils zum Auffischen, die diesmal das Unternehmen vereitelte, und man war überzeugt, dasz nur die Verbesserung der Maschinerie zum Aufwinden ausreichen würde, endlich ein günstiges Resultat zu erzielen.

So einmüthig und fest ward dieses Urtheil gefällt, dasz die ganze bei der vorigen Legung betheiligte Gesellschaft ohne Ausnahme sich an dem neuen, im nächsten Jahr zu unternehmenden Versuche betheiligte.

Ein Kapital von etwa zehn Millionen Mark war wiederum bald beisammen. Man schritt sofort zur Anfertigung eines andern Kabels, wobei man die Hoffnung nicht aufgab, auch noch das halbe Kabel, das auf dem Meeresgrunde lag, aufzufinden und möglichst eine zweite Leitung herzustellen.

So kam das Jahr 1866, das Jahr der Erfüllung der groszen Aufgabe unter erneuter Energie und erneuter Hoffnung heran, die nunmehr nicht trügen sollte.

Die Fahrt ging mit groszer Regelmäszigkeit von statten. Es wurden in der Zeit vom 13. bis zum 27. Juli, wo man glücklich in der Trinity-Bai anlangte, täglich etwa dreiszig Meilen zurückgelegt und etwa fünf und dreiszig Meilen Kabellänge versenkt. Es musz ein erhebender Anblick gewesen sein, als man angesichts der grau sich erhebenden Küsten schon den Triumph der gewonnenen Sache fühlte. Ein unscheinbares Fischerdorf in der Lorenz-Bay auf Newfoundland ist die Landungsstätte, wo die direkte Verbindung der beiden Welttheile vollzogen wurde. Am 4. August begann der elektrische Funken seine blitzartige Thätigkeit im Dienste der Menschen, die sich zu Herren der Naturkräfte zu machen den Beruf haben.

Um den Triumph zu vollenden, gelang auch diesmal noch die Aufsuchung und Fortführung des vorjährigen Kabels, eine Aufgabe, die, unterbrochen durch öfteres Reiszen des aufgewundenen Kabels, endlich am 4. September vollendet war.

So war nun durch unermüdliche Ausdauer ein Werk zu stande gekommen, dem an Groszartigkeit in der Ausführung bei Ueberwindung der schwierigsten Hemmnisse kein andres gleichkommt, und welches den Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, ein der gesammten Zivilisation dienendes Kulturmittel zu sein.

16. Die Baumwolle.

Aus dem „Buch der Erfindungen".

Die Baumwollenpflanze gehört zu den Malvengewächsen. Sie findet sich bald als Kraut, bald als Strauch, in Arabien und Aegypten sogar als drei bis fünf Meter hoher Baum. Sie hat drei- bis fünflappige Blätter, ziemlich große, gewöhnlich gelbe, fünfblättrige Blumen, welche einzeln in den Blattwinkeln stehn. Die Frucht ist drei- bis fünffächrig, einem großen Mohnkopf ähnlich, springt bei der Reife in mehreren Klappen auf und enthält Samenkörner, die in eine lange, dichte, weiße, nach dem Aufplatzen hervorquellende Wolle gehüllt sind. Die Baumwolle wird in der Türkei, in Griechenland, in Süditalien, Spanien, Aegypten, Indien und China, ganz besonders aber im untern Mississippithale gewonnen. Hier ist der rechte Boden für die Pflanze, welche ein lockres, leichtes, mit Sand gemischtes, schon angebautes Land verlangt; hier ist auch das passende Klima, welches nicht zu trocken sein darf, weil bei Mangel an Regen die Wolle kurz bleibt. Die Kapseln müssen jeden Morgen, sobald sie aufspringen wollen, abgepflückt werden, und die aus den Kapseln gewonnene Wolle wird entweder durch die Hand oder gewöhnlich durch eine Maschine von den Samen und Hülsen gereinigt und hierauf in große Säcke verpackt, welche in einer Presse zu gewaltigen, viereckigen Ballen zusammengedrückt und versandt werden. Die Einfuhr der Baumwolle nach England beträgt jährlich dreißig Millionen Kilogramm.

Wir sind in Manchester. Ein gewaltiger Schlot und ein riesiger Würfel von Bauwerk, über achthundert Fenster auf jeder Seite, ragen über alle Gebäude empor. Wir suchen ihn auf und treten in diese Riesenfabrik ein. Unter Krahnen, schwebenden Balken, auf donnerndem Boden, zwischen zischenden Dampfkesseln, durch einen Wirrwarr von Wegen und Gängen kommen wir endlich in das Arbeitszimmer des Fabrikherrn, in welchem uns ein Führer beigegeben wird. Wir stehn zuerst vor zwei Ungeheuern, in deren Innerm es rast und tobt wie ein gefesselter Sturm, der alle Wände seines Gefängnisses zugleich vor Wuth zerplatzen möchte. Das sind die Bläser. „Was thun sie?" fragen wir den Jungen vor der einen Maschine. „Das!" sagt er, indem er eine tüchtige Hand voll Rohbaumwolle aus dem Ballen reißt und sie, nachdem er uns den Schmutz, die Holzstückchen und Knoten darin gezeigt, seiner Maschine gleichsam zu fressen gibt. Sie zupft daran wie eine Kuh, der man eine Hand voll Heu vorhält. Es ist verschwunden. Der Junge holt einen ganzen Arm voll baumwollnen Schnee unter der Maschine hervor und behauptet, daß dies die eben verzehrte Handvoll sei. Wir zweifeln, und er zeigt uns, wie es zugeht. Im Innern wird die Baumwolle mit rasender Kraft und Geschwindigkeit zerzaust und hin- und hergeworfen, so daß alle fremdartigen Bestandtheile zu Boden fallen.

Nun ist sie rein und reif zum Spinnen, denken wir. Das ist ein starker Irrthum. Es war die erste von mehr als zwölf ähnlichen Reinigungen. Die nächsten sehen wir unter den beiden Rohbläsern, einer ganzen Reihe dampfender, zischender und pfauchender Höhlen, in welche der baumwollne Schnee wie ein milchiger Regen herabströmt. Wir sehen in das Innere hinein und finden, daß

die Baumwolle gleich am Eingange von einer furchtbaren Windkraft in den dünnsten Nebel zerblasen wird. Stählerne Flügel bewegen sich in diesem Raume so rasch, daß sie bis zu einem kaum sichtbaren Nebelflecke verschwinden. Hier werden die Samenkörner und kleinen, fremdartigen Bestandtheile vollends abgesondert und durch Ritzen zu Boden geschleudert, während die leichten Baumwollenfasern von Wurfschaufeln im Fluge erhalten werden, bis sie am entgegengesetzten Ende wie ein immerwährender Schneesturm herausfliegen, so daß wir im Umsehn wie lebendige Schneemänner neben einander stehn. Gegenüber wird der Baumwollenschnee von Käfigen verschlungen, die ihn in wattenartige Bogen gepreßt auf der andern Seite abliefern. Ein Blick in einen solchen Käfig zeigt uns einen Wirrwarr von Freß- und Verdauungswerkzeugen; so schlingt und krümmt und windet es sich darinnen.

So geht die Baumwolle durch zwölf Reinigungs-, Wurf-, Hechel-, Dresch- und Sieb-Werkzeuge, bis sie zuletzt blendend weiß, wunderschön als ein sich senkender Schnee hinsäuselt, aber ohne sichtbare Zwischenräume, nicht als Flocken. Nachdem die gleichsam flüssige Baumwolle zu großen Rollen geformt ist, wandert sie zu den Krempel- und Kämm-Maschinen, von wo sie den Ziehmaschinen überliefert wird, die in wunderbar künstlicher Weise den luftigen Stoff zu Fäden verarbeiten. Wenn nun aber einmal unter den tausenden ein Faden reißt, was dann? So wie das geschieht, fällt eine Platte an der Stelle hörbar nieder, ein Zeichen für den Maschinisten, das ihn mahnt, die bestimmte Stelle sofort in Ruhe zu versetzen. Dies geschieht, und eins der beaufsichtigenden Mädchen holt das davongelaufne Stück Faden zurück, legt es an das Ende des zurückgebliebnen, und der Schade ist geheilt, ehe wir nur bemerken, daß die Maschine still stand. Dieses Ankleben, scheinbar eine gedankenlose Verrichtung, ist eine Kunst, die große Uebung verlangt.

Wir steigen ein Stockwerk höher, noch eins und noch eine Treppe; überall Maschinen, die schnaubend und keuchend spinnen und weben; zwischen ihnen stehn nur einzelne, verstreute Menschen, alle gespannt aufpassend und zugreifend, wenn es die Maschine verlangt. Kaum ist hie und da einer zu entdecken, und doch sind es achtzehnhundert Menschen, deren Leben und Gesundheit hier mitversponnen wird, indem sie Maschinen beaufsichtigen, welche über 120 000 spinnende Hände nicht nur ersetzen, sondern an Feinheit und Meisterschaft der Arbeit unendlich übertreffen.

17. Der Bergbau.

Lorenz Tutschek.

Sowohl in den Urgebirgen, wie in den geschichteten Gesteinen findet man an vielen Stellen gleichsam Adern von Mineralien, welche eine von den Hauptgesteinmassen ganz verschiedne Beschaffenheit haben. Solche Adern nennt man Gänge und erklärt sich ihre Entstehung so, dasz die Urgebirge bei ihrem Erstarren aus dem feuerflüssigen Zustande und die geschichteten Gebirge bei ihrer Austrocknung Spalten bekommen haben, in welche aus dem Innern der Erde geschmolzne Gesteinmassen herausgeflossen sind, so dasz sie dieselben ausgefüllt haben. Diese Spalten können eine Weite von einigen Millimetern bis zu mehr als dreiszig Meter haben, und die Mineralien, welche sich in ihnen befinden, enthalten sehr häufig Metalle, wie Eisen, Kupfer, Blei. Man nennt sie in diesem Falle Erzgänge. Wo solche metallhaltigen Massen nicht in Gängen, sondern zwischen andern Gesteinschichten sich in gröszern oder geringern Massen eingelagert finden, heiszen sie Erzlager. Auszer den Erzen enthalten die Gebirge noch

mancherlei andre Mineralien, die zu den verschiedensten Zwecken verwandt werden und zum Theil wegen ihrer Schönheit als Luxusgegenstände dienen, wie z. B. die Edelsteine, nämlich Granate, Smaragde, Rubine, Sapphire und dergleichen.

Um zu den Erzen und zu andern Mineralien in den Gebirgen zu gelangen, arbeitet man sich in die Tiefe derselben hinein, und dies geschieht in den meisten Fällen dadurch, dasz man Oeffnungen in sie einführt, welche der Bergmann mit dem Namen Schächte und Stollen bezeichnet. Schächte sind diejenigen Oeffnungen, die von oben senkrecht in die Tiefe führen, und Stollen jene, welche wagerecht in die Seite des Berges hineingegraben werden, Solche Schächte sind oft von sehr bedeutender Tiefe, denn es gibt manche, wie z. B. in den Steinkohlen-Bergwerken in England, die bis zu tausend Meter tief sind. In den Bergwerken werden die Erze, die Steinkohlen, das Steinsalz mit verschiednen Instrumenten aus dem Gesteine herausgehauen und in Tonnen durch den Schacht zu Tage gebracht oder durch den Stollen auf kleinen Wagen hinausgeschafft. Das sogenannte Ein- und Ausfahren der Bergleute geschieht auf sehr verschiedne Weise. In den Stollen hat es gewöhnlich nur geringe Schwierigkeit, da diese bisweilen so hoch sind, dasz man ziemlich bequem darin gehn kann. In den Schächten aber ist es oft sehr mühsam und erfordert bei denen, die es zum ersten Male thun, grosze Entschlossenheit. Man steigt hier z. B. auf Leitern (Fahrten) ein, die etwa zehn Meter lang sind, dann auf einer Diele aufstehn; durch eine in dieser befindliche Oeffnung gelangt man auf eine zweite, dritte Leiter u. s. f. In andern Schächten fährt man in eisernen Kübeln auf und ab. In noch andern musz man auf sogenannten Rutschen hinabfahren. Diese bestehn aus zwei nebeneinander befindlichen, schräg gestellten, ganz glatten Fichtenbalken, zwischen die man sich setzt und worauf man hinabrutscht, indem man sich an einem daneben hängenden Seile hält. Um im Hinabgleiten die Hände nicht zu beschädigen, sind diese durch Handschuhe geschützt, welche innen eine vielfach aufeinander gelegte Leinwandfütterung haben. Solche Rutschen stehn ebenfalls auf Dielen auf, und nach der ersten folgt eine zweite, eine dritte. Wo in einem Bergwerk die Einfahrt auf Leitern stattfindet, geschieht die Ausfahrt in der Regel durch Stollen.

Der Bergmann kann in dem unterirdischen Dunkel natürlich nur bei künstlicher Beleuchtung arbeiten, und das Licht, dessen er sich dazu bedient, heiszt das Grubenlicht. Oft ist die Luft in den Gruben durch Ausdünstungen aus dem Innern der Erde sehr ungesund und in engen Strecken zuweilen sogar tödlich, weshalb durch eigne Vorrichtungen für steten Luftwechsel gesorgt werden musz. Manchmal ist die Luft brennbar (Grubengas) und kann durch diese Eigenschaft ebenfalls tödlich werden, indem sie sich an dem Grubenlicht entzündet. Solche plötzlichen Entzündungen nennt man „schlagende Wetter“. Sie sind mit einem furchtbaren Knall verbunden und äuszern auf den Schacht und alles, was sich in ihm befindet, oft die zerstörendsten Wirkungen. Man bedient sich deshalb in Bergwerken, wo sich solche Luft entwickelt, der sogenannten Sicherheitslampe, welche von dem englischen Naturforscher Humphry Davy erfunden wurde.

Ein andres groszes Hindernis bildet in den meisten Bergwerken das Wasser, welches überall durch die feinen Spalten in den Gesteinen durchsickert und sich in solcher Menge ansammelt, dasz es ausgepumpt werden musz. Man benutzt dazu verschiedne Pumpvorrichtungen, welche durch Wasserkraft oder durch Dampfmaschinen getrieben werden.

In Deutschland wird der Bergbau in sehr groszer Ausdehnung betrieben und ernährt mehrere hunderttausend Menschen. Die meisten Bergwerke befinden sich in Preuszen, Oesterreich und Sachsen; aber auch in Braunschweig, Bayern, Hessen und Württemberg gibt es zahlreiche Bergwerke. Gold wird im ganzen nur wenig gewonnen, dagegen viel Silber, Kupfer,

Blei, Zinn, Quecksilber und namentlich sehr viel Steinkohlen und Eisen. Von dem letztern werden in Deutschland jährlich über zwanzig Millionen Zentner erzeugt.

18. Die Bereitung des Zuckers.

Lorenz Tutschek.

Der meiste Zucker, welcher in den Handel kommt, wird aus Zuckerrohr gemacht. Es ist dieses ein Schilfgras, welches zwei bis vier Meter hoch wird und in allen heißen Ländern, wie in Ostindien, Westindien und Amerika gebaut wird. Während man sich früher den Zucker und die damit bereiteten Speisen schmecken ließ, dachte wohl mancher nicht daran, wie viel Schweiß und Mühe es gekostet hatte, denselben herzustellen. Denn der Anbau des Zuckerrohrs wurde meist durch Negersklaven besorgt, welche von ihren Herren während der Arbeit oft auf das grausamste mißhandelt wurden. Sie waren entweder aus ihrem Vaterlande Afrika gegen ihren Willen fortgeschleppt oder in der Sklaverei geboren und mußten vom Morgen bis zum Abend in der glühendsten Sonnenhitze unter der Peitsche des Aufsehers arbeiten. Seit Aufhebung der Sklaverei ist dies anders, aber hierdurch auch der Anbau des Zuckerrohrs viel theurer geworden als früher. Das Zuckerrohr reift gewöhnlich in einem Jahr, und die rohrartigen Stengel sind dann wohl sechs Zentimeter dick. Nachdem es reif geworden ist, wird es mit krummen Messern abgeschnitten und in die Zuckermühle gebracht. Es befinden sich daselbst Eisenwalzen, welche sich mit großer Kraft gegen einander bewegen. Zwischen ihnen wird das Zuckerrohr zerquetscht, so daß der Saft in ein darunter stehendes Gefäß fließt. Bei dieser Arbeit kam es nicht selten vor, daß der Neger, welcher die Zuckerrohre zwischen die Walzen zu stecken hatte, selbst ergriffen und jämmerlich zerquetscht wurde. Der süße Saft würde nun bald zu gären anfangen, wenn er nicht sogleich mit Kalkwasser gemischt, geseiht und in großen Pfannen eingekocht würde. Man gießt ihn dann in Gefäße, wo er einige Zeit stehn bleibt und einen gelben oder braunen Zucker absetzt, welcher Farinzucker oder Rohzucker genannt und in Holzkisten oder Bastmatten zu uns eingeführt wird. Außer diesem Zucker wird aber auch ein schwarzer Sirup gewonnen, welcher Melasse heißt. Man mischt denselben mit Wasser und Hefe, worauf er gärt, und aus dieser gegornen Masse destilliert man das stark weingeistige Getränk, welches Rum genannt wird.

Wenn der Rohzucker zu uns gekommen ist, wird er in eignen Fabriken, den sogenannten Zuckerraffinerien, gereinigt, so daß weißer Zucker daraus entsteht. Zu diesem Zwecke kocht man ihn mit Wasser und Eiweiß oder Ochsenblut, damit er klar wird. Hierauf läßt man die Flüssigkeit durch gebranntes Knochenmehl fließen, wobei aller Farbestoff beseitigt wird. Die reine Zuckermasse wird nun in großen Pfannen eingekocht und in Formen gegossen. Letztre haben an ihrem untern spitz zulaufenden Ende ein Loch, welches jedoch zugestopft wird, und in ihnen erstarrt der Zucker alsbald. Wenn hierauf der Pfropfen herausgezogen wird, so fließt ein brauner Zuckersaft ab, welchen man Sirup nennt. Der weiße Zucker wird aber aus der Form genommen und getrocknet und hat nun die Gestalt eines spitzen Huts. Der Hutzucker kommt in verschiedner Feinheit vor, je nachdem er mehr oder weniger weiß und hart ist. Der feinste wird Raffinade genannt. Melis und Lumpenzucker sind geringere Sorten. Wenn man gereinigten, nochmals geläuterten und zur Sirupsdicke abgedampften Zucker in metallne Kisten gießt, welche mit Fäden durchzogen sind, und ihn an einem stark geheizten Orte verdunsten läßt, so setzen sich an

die Fäden große Zuckerkristalle an. Den hierdurch gebildeten harten Zucker nennt man Kandis, und man unterscheidet nach der Reinheit braunen, gelben oder weißen Kandiszucker.

Zucker findet sich aber nicht nur im Zuckerrohr, sondern auch in vielen andern Pflanzen, z. B. in den süßen Beeren und Früchten, in Feigen und Rosinen, sowie auch im Honig. Die weißen Rüben, die Möhren, die rothen Rüben schmecken ebenfalls süß wegen des Zuckers, den sie enthalten, die Menge desselben ist aber verhältnismäßig so gering in diesen Wurzeln, daß seine Gewinnung die darauf verwandten Kosten nicht decken würde. In den Runkelrüben jedoch ist eine größre Menge Zucker enthalten, weshalb man sie im großen anbaut und zur Bereitung von weißem Zucker verwendet.

Da einmal der Verbrauch von Zucker auf der ganzen Erde und auch bei uns ein ungeheuer großer ist, so muß man sich freuen, daß in Deutschland der Anbau von Runkelrüben zum Zweck der Zuckerbereitung, womit der erste Anfang gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gemacht wurde, in einer bedeutenden Ausdehnung betrieben wird, welche von Jahr zu Jahr in fortwährendem Steigen begriffen ist. Schon im Jahre 1853 wurden in den Zollvereinsstaaten achtzehn Millionen Zentner Runkelrüben zur Fabrikation von Zucker verwendet. Diese Masse hat sich aber bis zum Jahre 1868 mehr als verdoppelt, denn es wurden in demselben in 295 Fabriken 43½ Millionen Zentner dieser Rüben zu Zucker verarbeitet. Dadurch ist die Einfuhr von Rohzucker aus fremden Ländern bedeutend verringert worden, sie beträgt aber immerhin jährlich noch gegen eine halbe Million Zenter. Da man aus hundert Zentnern Runkelrüben gegen neun Zentner raffinierten Zucker erhält, so läßt sich ausrechnen, daß aus obigen 43½ Millionen Zentnern Rüben 3 915 000 Zentner Zucker gemacht wurden. Nimmt man an, daß diese in den Zollvereinsstaaten verbraucht wurden, und rechnet man die halbe Million Zentner Rohzucker hinzu, welcher vom Ausland eingeführt und ebenfalls verbraucht worden ist, so treffen durchschnittlich auf jede Person, Kinder mit eingerechnet, im Jahre 1868 etwa zehn Pfund Zucker.

19. Die Papierfabrikation.

Lorenz Tutschek.

In frühern Zeiten schrieben die Menschen auf großen Blättern oder auf Rinden oder Holztafeln, später auf Pergament, das aus Thierhäuten bereitet wurde; damals wurde jedoch nicht so viel geschrieben als heutzutage, auch wurden keine Bücher gedruckt, denn die Buchdruckerkunst wurde erst im fünfzehnten Jahrhundert erfunden. Eigentliches Papier haben zuerst die Chinesen gemacht, und sie benutzten dazu Baumwolle oder Seide. In Europa verfertigte man Leinenpapier nicht früher als im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert. In Nürnberg wurde im Jahre 1390 eine Papiermühle angelegt. Die erste Papiermühle in England legte ein deutscher Juwelier in Dartford um das Jahr 1588 an; aber noch bis vor etwa hundert Jahren bezog Großbritannien seinen Bedarf an Schreibpapier großentheils aus Frankreich und Holland. Gegenwärtig wird überall Papier in unglaublicher Menge verfertigt, und es ist dies auch nothwendig, da fast jedermann lesen und bei uns in Deutschland auch schreiben kann. Das Papier wird aus Lumpen oder alten Lappen von Leinwand, Hanf-, Baumwollen- und Wollenzeugen gemacht. Das feinste und beste bekommt man von leinenen Lumpen, das stärkste von Hanf, woraus z. B. das Papier für Banknoten und Papiergeld verfertigt wird. Aus wollnen Lumpen erhält man

nur graues Fließpapier und schlechten Pappdeckel. Bei dem ungeheuer gesteigerten Gebrauch von Papier wendet man in neuerer Zeit, da die nöthigen Lumpen nicht mehr in genügender Menge beschafft werden können, in sehr ausgedehnter Weise das Holz zur Papierfabrikation an. Die Ehre, eine Maschine erdacht zu haben, mit welcher der „Holzstoff“ hierfür bereitet wird, gebührt einem Deutschen, Heinrich Völter in Heidenheim. Unter andern besitzt auch Fürst Bismarck in Varzin eine Holzstoff-Fabrik.

In den Papiermühlen werden die Lumpen zuerst sortiert, dann in kleine Stücke zerschnitten, mit starker Kalklauge gekocht und hierauf in eignen Maschinen, den sogenannten Holländern oder Stoffmühlen, gewaschen und gemahlen, so daß eine aus sehr kurzen Fasern bestehende dünnflüssige Masse entsteht. Diese wird mittels Chlor oder Chlorkalk gebleicht und unter dem Zusatz von Wasser und bisweilen etwas Pottasche von neuem gemahlen. Die Pottasche dient dazu, das Chlor zu zerstören, weil dieses der Haltbarkeit des Papiers nachtheilig sein würde. Auf solche Weise ist allmählich ein äußerst dünner Brei entstanden, aus welchem nun das Papier auf zweierlei Weise bereitet wird, entweder mit der Hand oder mittels Maschinen.

Bei Verfertigung des Handpapiers hat man ein aus feinen Messingdrähten geflochtnes Sieb von der Form und Größe des Papierbogens mit einem abnehmbaren Rahmen. Mit diesem Sieb schöpft der Arbeiter aus einer großen Bütte, in der sich der Papierbrei befindet. Durch Schütteln desselben läuft das Wasser nach unten ab, die Fasern dagegen bleiben auf dem Drahtsieb zusammengefilzt liegen. Ein zweiter Arbeiter stürzt den nassen Bogen auf ein Stück glatten Filzes. Wenn eine gewisse Anzahl solcher mit Bogen belegter Filzstücke aufeinander gehäuft ist, so kommen diese unter eine starke Presse, um das Wasser herauszupressen, worauf die Bogen einzeln herausgenommen, auf den Speicher gebracht und hier wie Wäsche aufgehängt und getrocknet werden. Das zum Schreiben, Zeichnen, Malen, zu Tapeten und dergleichen bestimmte Papier wird alsdann in dünnes Leimwasser getaucht und wieder getrocknet, gepreßt und geglättet. Durch diese Behandlung verhütet man das sogenannte Fließen. Ungeleimtes Papier ist nur als Lösch- und Druckpapier brauchbar, und auch letztres wird jetzt häufig geleimt. Alles Handpapier hat unbeschnittne Kanten und hellere Streifen, welche man erkennt, wenn man den Bogen gegen das Licht hält. Auch finden sich Wasserzeichen und Stempel darin. Die erwähnten Streifen rühren von den Drähten in der Form her.

Wird Papier auf Maschinen gemacht, so ist die Einrichtung so getroffen, daß der Papierbrei auf ein über zwei Rollen gespanntes, sich stets nach einer Richtung bewegendes, feines Drahtsieb fließt. Von ihm aus hebt sich das nasse Papier, von welchem der größte Theil des Wassers während seiner Fortbewegung abgesickert ist, auf glatten Filz ab und geht nun zwischen erhitzten Eisenrollen hindurch, um hier getrocknet und zugleich gepreßt zu werden. Es gelangt also der Papierbrei einzig durch die Thätigkeit der Maschine von einer Seite her in diese hinein, und nach kurzer Zeit kommt auf der entgegengesetzten Seite das Papier fertig heraus. Dabei wird es fortwährend auf einen sich drehenden Haspel aufgerollt und verhält sich ähnlich wie Leinwand oder Tuch auf einem Webstuhle, d. h. es hängt in Stücken von gewisser Breite und einer Länge von mehreren hundert Ellen zusammen. Man nennt es deshalb auch Ellenpapier oder endloses Papier. Erst später wird es in Bogen geschnitten, und wenn man diese gegen das Licht hält, so bemerkt man an ihnen in der Regel nicht, wie bei dem Handpapier, die oben erwähnten Streifen oder Wasserzeichen. In neurer Zeit hat man jedoch auch an dem endlosen Drahtsieb solche Zeichen an-

gebracht und ahmt dadurch die Eigenthümlichkeiten des Handpapiers nach. Sind die Bogen fertig, so werden sie buchweise zusammengelegt, und zwar bei Schreibpapier immer vierundzwanzig, bei Druckpapier fünfundzwanzig Bogen auf ein Buch; zwanzig Buch nennt man ein Ries und zehn Ries einen Ballen.

Im Jahre 1868 wurden aus den deutschen Zollvereinsstaaten 553 353 Zoll-Zentner Papier in das Ausland verkauft und 101 431 Zentner eingeführt. Unsre deutschen Papierfabriken verfertigen daher eine viel größre Menge Papier, als wir zu unserm eignen Gebrauche bedürfen.

Noch merkwürdiger als die Bereitung des Papiers ist das Drucken der Bücher und andrer Druckschriften. Die dazu verwandten Schriftzeichen, Lettern oder Typen genannt, sind aus einer Mischung von Blei und Antimon-Metall gegossen und werden einzeln nach Anleitung des zu druckenden Schriftstücks zuerst zu Worten, die Worte zu Zeilen, die Zeilen zu Seiten zusammengesetzt. Nach der Größe des Formats, welches eine Druckschrift erhalten soll, geben acht oder sechzehn Seiten einen Bogen, von denen vier oder acht für eine, und eben so viele für die andre Seite des Papierbogens bestimmt sind. Ist der Satz korrigiert, d. h. von Druckfehlern gereinigt, so wird die ganze Druckform in die Presse gebracht, durch Walzen mit Druckerschwärze überzogen und nun zuerst die eine, dann die andre Seite des weißen Papierbogens bedruckt. Statt der frühern Handpressen benutzt man in neurer Zeit fast allgemein Maschinenpressen, sogenannte Schnellpressen, welche so eingerichtet sind, daß man das Papier nur Bogen um Bogen hineinzulegen braucht, worauf es einige Augenblicke später auf einer, oder wenn die Einrichtung danach ist, auf beiden Seiten fertig gedruckt wieder heraus kommt. Man hat es durch verschiedne Verbesserungen bereits so weit gebracht, daß in einer Stunde mehr als 10 000 Bogen auf beiden Seiten gedruckt werden können, und es sind dabei zur Bedienung der Presse nicht mehr als vier Knaben nothwendig.

Die Buchdruckerkunst wurde im Jahre 1440 von einem Deutschen, Johannes Guttenberg in Mainz, erfunden. Von Deutschland aus verbreitete sich die neue Erfindung unglaublich rasch in andre Länder und Welttheile. Zu ihrer jetzigen Vollkommenheit ist diese Kunst aber erst seit dem Ende des vorigen und im Laufe des jetzigen Jahrhunderts ausgebildet worden. Die Schnellpresse, welche hierzu so wesentlich beitrug, hat ebenfalls ein Deutscher, Friedrich König aus Eisleben erfunden.

20. Das Eis als Handelsartikel.

Johann Gottlieb Kutzner.

Seit einiger Zeit macht man von dem Eis in der Hauswirtschaft einen der Gesundheit zuträglichen Gebrauch, indem man es zur Bereitung kühlender Getränke in der heiszen Jahreszeit benutzt, und zwar sind es besonders die praktischen Nordamerikaner und Engländer, welche sich diese Dienste von dem Eise leisten lassen. Grosze Hitze ist bekanntlich dem menschlichen Körper noch nachtheiliger, als strenge Kälte; in den heiszen Erdgegenden bedarf es zumeist nur eines geringen Versehens im Essen und Trinken, und eine lebensgefährliche, oft tödliche Krankheit ist fertig, so z. B. das gefürchtete gelbe Fieber. So weit kommt es nun zwar bei uns auch im heiszesten Sommer nicht; aber ohne Beschwerden geht es auch in unserm gemäszigten Klima nicht ab; ruhrartige Anfälle mit nicht selten tödlichem Ausgange kommen im heiszen August oft genug vor, und wenn das Nervenfieber in der Sommerhitze auftritt, wo das Nervenleben des Menschen sehr erregt ist, so ist es in der Regel weit gefährlicher, als in der kältern Jahrszeit.

Solchen und ähnlichen, durch grosze Erhitzung entstehenden Uebelständen kann oft durch vorsichtige Abkühlung des Bluts vorgebeugt werden, und dies thut man besonders in Nordamerika und England, sowie in den heiszen Ländern, z. B. in Indien, wohin die Engländer einen starken Handel mit Eis treiben. In Nordamerika bedient man sich des Eises nicht nur im Sommer, sondern sogar im Winter, um sich kühlende Getränke zu bereiten, und in England wird von Jahr zu Jahr mehr Eis zu solchem Zwecke verbraucht. Nach Indien bringt man das Eis aus Nordamerika in groszen Schiffen; diese segeln im November von Amerika ab, und im März des nächsten Jahrs langen sie in dem heiszen Indien, zu Madras, Bombay und Kalkutta an, wo die Schiffer ein schönes Stück Geld für das Eis lösen. Nach vielfachen Erfahrungen hat sich dort das Eis bei Entzündungen und Fiebern als ein unschätzbares Mittel bewährt und der Sterblichkeit bedeutend Einhalt gethan.

Dieses in den Handel kommende Eis wird in der Umgegend von Boston aus einem Landsee gewonnen, dessen Wasser besonders schönes Eis liefert. Man wartet so lange, bis das Eis etwa dreiszig Zentimeter dick gefroren ist, dann wird es durch Anwendung einer eignen Art Pflüge in bestimmte Felder getheilt, worauf die Zerstücklung in quadratische Stücke mittels einer eigenthümlichen Maschine vor sich geht. Die Stücke verwahrt man in eigens dazu gebauten Eishäusern in der Nähe des Sees, deren Holzwände doppelt und mit Sägespänen ausgefüllt sind, damit die Wärme der Luft im Freien nicht in das Innre des Hauses eindringen kann. Aus den Eishäusern gelangt das Eis auf der Eisenbahn nach Boston, von wo es in die verschiednen Theile der Vereinigten Staaten gesandt wird. Das Eis, welches die Reise bis nach Indien machen soll, also auch den Aequator passieren und die dort herrschende Hitze aushalten musz, ohne zu schmelzen, legt man in luftdichte Kasten von sechzig bis hundert Zentimeter im Geviert, deren Deckel mit Tuchstreifen genau angepaszt werden.

In Europa ist auszer in England in den südlichen Ländern das Eis ein sehr beliebtes Abkühlungsmittel; schon in Oberitalien pflegt man am Vormittag Chokoladeneis und am Nachmittag Fruchteis zu genieszen. In Syrien holt man das Eis vom Libanon und kühlt damit das Wasser zu dem beliebten Scherbet, den man sich aus eiskaltem Wasser, dem Safte von Trauben oder Citronen oder Granatäpfeln und Zucker bereitet. In dem heiszen Aegypten, wo niemals Eis entsteht, verschafft man sich ein angenehm kühlendes Wasser dadurch, dasz man das lauwarme Wasser des Nilstroms durch eine eigne Art irdner Gefäsze filtriert, die dort seit den ältsten Zeiten im Gebrauch sind. Die Thonmasse, aus der man diese Krüge formt, und an der Sonne trocknen und fest werden läszt, ist nicht wie unsre Geschirre glasiert und dadurch wasserdicht, sondern sie ist porös und läszt durch unzählige kleine Oeffnungen etwas Wasser heraussickern. Dadurch wird das Wasser im Kruge abgekühlt. Aehnlich helfen sich die Indier.

21. Der Nutzen des Mikroskops.

Frei nach Jean Thäter.

Jeder Sehapparat, durch welchen sehr kleine Gegenstände dem Auge vergrößert erscheinen, heißt Mikroskop (Kleinsehglas). Man unterscheidet einfache und zusammengesetzte Mikroskope. Das einfache Mikroskop besteht aus einer Glaslinse oder auch mehreren dicht an einander liegenden Glaslinsen, welche die Stelle einer einzigen vertreten; es wird gewöhnlich mit dem Namen Lupe bezeichnet. Das zusammengesetzte Mikroskop, schlechthin Mikroskop genannt, besteht dagegen wenigstens aus zwei in einer bestimmten Entfernung von einander, gewöhnlich in messingnen Röhren befestigten Linsengläsern, von denen

das eine, entsprechend wie beim Fernrohre, das Objektiv, das zweite das Okular heißt; ersteres wird beim Gebrauche dem zu betrachtenden Gegenstande (lateinisch objectus), letzteres dem Auge (lateinisch oculus) zugewendet.

Wem sollte nun heutzutage noch der Werth und der Nutzen des Mikroskops verborgen sein? Dasselbe hat die weittragendste Bedeutung für die reine Wissenschaft sowohl, wie für das praktische Leben gewonnen. Gleich wie das Fernrohr in die unmeßbarsten Weiten dringt und dem erstaunten Blicke des winzigen Erdbewohners Millionen von Welten in jenen Lichtpunkten des Himmels zeigt, so erschließt uns umgekehrt das Mikroskop die Welt des Kleinsten in der Schöpfung und offenbart uns in den scheinbar geringfügigsten, scheinbar staubähnlichen Dingen einen unermeßlichen Reichthum von Schönheit und Gestaltung, die der Mensch zuvor kaum geahnt hatte.

Da es der Zweck des Mikroskops ist, kleine, dem unbewaffneten Auge schwierig oder gar nicht sichtbare Gegenstände rein und scharf erkennen zu lassen, so können größre Objekte nur zertheilt unter dasselbe gebracht werden. Von Flüssigkeiten bringt man nur Theile eines Tropfens auf das mit einem Unterlagblättchen versehne Gläschen in die runde Oeffnung und deckt dasselbe mit einem andern Gläschen zu; von größern Insekten z. B. Auge, Rüssel, Flügel, Beine u. s. w., jedes für sich. Aufgußthierchen (Infusorien) findet man am einfachsten in dem Wasser, welches einige Tage zur Erhaltung eines Blumenstraußes gedient hatte, sowie in länger stehendem Regenwasser. Am reichlichsten erhält man sie, wenn man etwas Hafer, Heu oder Moos in ein Glas Wasser wirft und dieses mehrere Tage unberührt läßt. Wie staunt dann das beobachtende Auge, wenn dasselbe in einem Tröpfchen derart verdorbnen Wassers hunderte, ja tausende lebendiger Thierchen sich munter herumtummeln sieht, oder in einem Stückchen Fliegenauge hunderte von sechseckigen, mathematisch angeordneten Augenzellen schaut, oder in den auf den Schmetterlingsflügeln liegenden Stäubchen herrlich gebildete Schuppen erkennt! Da wird das Gemüth des Erwachsnen wie des Kindes zur Bewunderung der Schöpferweisheit erhoben, die auch das Winzigste, über das des Menschen Fuß dahingeht, ohne es nur zu beachten, mit Form und Schönheit ausgestattet hat.

Doch das Mikroskop dient nicht nur wissenschaftlicher Unterhaltung, sondern ist auch für das praktische Leben von ganz außerordentlicher Bedeutung. Für den Ackerbau, die Gärtnerei und Landwirtschaft überhaupt, für den Gewerbebetrieb und die Waarenkunde, dann für den täglichen Haushalt hat es den größten Werth. Bald wird es sich dort überall als unentbehrlich erweisen, um so mehr als die Verfälschungen der Waaren und Lebensmittel gerade in neuester Zeit so ungeheuren Umfang angenommen haben. Die vielfältigsten Samenverfälschungen zeigt das Mikroskop dem Landmann mit aller Sicherheit. Ein einziger Blick in dasselbe läßt den Kaufmann sofort Wolle und Baumwolle in einem Gewebstoff genau unterscheiden. Die aufmerksame Hausfrau erkennt unter ihm leicht verfälschte und verdorbne Nahrungsmittel, wie: Fleisch, Butter, Milch, Mehl, Essig, Wasser u. s. w. Die Trichine des Schweinefleisches ist durch ein gutes Mikroskop sogleich entdeckt; daß aber dieser kleine Schmarotzerwurm mit Recht sehr gefürchtet wird, zeigen neuere mikroskopische Untersuchungen, mittels deren man in einem Schwein auf durchschnittlich 3 qcm Fleischfläche etwa 250—300 Trichinenlarven fand. Die mit dem bloßen Auge nicht sichtbaren Thierchen zeigen sich am zahlreichsten im Zwerchfell, in den Muskeln des Nackens, der Augen, der Bauchwand und des Hintertheils. Kommen hier keine Trichinen vor, so kann man sicher sein, daß sie im ganzen Körper nicht vorhanden sind. Um das Fleisch zu untersuchen, schneidet man von jeder Probe

mit dem Rasiermesser einige möglichst dünne Scheibchen nach der Länge der Fleischfaser, legt dieselben auf ein Stückchen Glas, zieht mit Nadeln die Faser aus einander und feuchtet diese, wenn das Fleisch nicht saftig sein sollte, mit einem Tropfen Wasser an. Nun drückt man ein andres Stückchen Glas darauf, damit die Scheibchen noch dünner und durchsichtiger werden, und bringt sie mit einer Nadel ins Mikroskop. Freie Trichinen oder in noch durchsichtigen Kapseln ruhende wird man sofort als solche erkennen. Verkalkte Kapseln erscheinen als ovale, undurchsichtige Körperchen. Befeuchtet man letztre mit verdünnter Essig- oder Salzsäure, so löst sich die Kapsel auf, wird durchsichtig und läßt die darin ruhende Trichine erkennen. Wie es scheint infolge der Ableitung des Kloakeninhaltes großer Städte in die Flüsse, fing man neuestens auch mit Trichinen behaftete Fische, z. B. Hechte. Da aber Süßwasser-Fische nicht roh genossen werden, ist die Gefahr hier eine geringe. Jedenfalls gewährt das Mikroskop gegen den Verbrauch und Genuß von ungekochtem trichinösem Fleisch den einzig sichern Schutz, wie gegen die besonders kleinen Kindern so gefährliche schlechte Milch, welche sich jetzt nicht mehr verbergen kann. Mit einem Wort: vor dem Richterstuhl des Mikroskops kann kein Lug und Trug bestehn, und wäre er noch so fein gesponnen. Dieses herrliche Instrument ist nicht allein der Schlüssel, der uns die Pforten des geheimnißreichen kleinsten Lebens im Raume erschließt, es erweist sich auch auf allen Gebieten des Lebens als eine segenbringende Wohlthat für die gesammte Menschheit.

Außer vorstehenden Andeutungen für den praktischen Gebrauch, was ließe sich noch alles über die belehrende Anwendung des Mikroskops sagen! Indem es dem Beobachter den unendlichen Gedankenreichthum und die größte Mannigfaltigkeit der zierlichsten Schönheit offenbart, die die Allweisheit des Schöpfers in dem kleinsten Raume niedergelegt, eröffnet es eine unversiegbare Quelle hoher Genüsse. Um nur eines zu erwähnen: die mikroskopische Betrachtung der mannigfachen Blüten des Pflanzenreichs gewährt jahrelang tagtäglich dem Forscher die angenehmsten Ueberraschungen.

Trotz alledem war das Mikroskop bisher mehr nur das Besitzthum weniger Auserwählter und fand hauptsächlich in der Medizin zur Untersuchung der Bestandtheile des Blutes, der Gestalt der Gewebe, jeder Art von Mißbildungen in den Organen, zur Herstellung der verschiedensten Präparate u. s. w. Verwendung; der Gesammtheit war der hohe Genuß und vielfache Nutzen, den dasselbe bietet, verschlossen. Und warum? Die Antwort ist folgende: ein hinreichend gutes Instrument war bisher nicht bloß viel zu theuer, sondern vor allem auch ziemlich schwierig zu behandeln. Dieses doppelte Hindernis ist nun beseitigt. Nach vielfältigen Versuchen ist es den Optikern und Mechanikern endlich gelungen, Mikroskope herzustellen, die in ihrer Anwendung höchst einfach, in ihrer Wirkung rein und scharf, im Preise sehr mäßig sind. Instrumente mit tausendfacher (quadratischer) Vergrößerung genügen für die gewöhnlichen Zwecke des Hauses und der Schule vollständig.

D. Bilder aus der Erd- und Völkerkunde.

a. Allgemeines.

1. Die Kulturstufen der Menschheit.

Wilhelm Pütz.

Die äußre Form des Landes, in welchem der Mensch wohnt, hat großen Einfluß auf das Ziel und die Entwicklung seiner Bildung. Es ist keineswegs für den Menschen gleichgiltig, ob er einen weit ausgedehnten Kontinent oder eine Insel bewohnt. Auch von der Gestaltung des Landes selbst ist vieles abhängig. Ein von hohen Gebirgen durchzognes Land wird des Menschen Leben anders gestalten als ein Land, das frei von jedem Gebirge nach allen Seiten sich ausdehnt. Und letztres wieder nährt ganz andre Bewohner, wenn es von großen, schiffbaren Flüssen durchschnitten ist, als wenn es von Flüssen entblößt, verdorrt und vertrocknet daliegt.

Das Klima ist eine Macht, welche den Menschen beherrscht und ihm nicht nur in physischer, sondern auch in moralischer Beziehung seine Richtung vorzeichnet. Das rauhe Klima zwingt den Menschen zu härtrer Arbeit und größrer Anstrengung als das warme. Nicht nur daß Kleidung und Wohnung, deren er im warmen Klima fast gar nicht bedarf, einen großen Theil seiner Kräfte in Anspruch nehmen, benöthigt er zur Fristung seines Lebens sowohl reichlicherer als auch substanziöserer Nahrung. Letzre wird im warmen Klima von der üppig sprossenden Natur in allen Formen von selbst dargeboten, während sie im kalten Klima durch harte, mühselige Arbeit erkämpft werden muß.

Wir wissen, daß mäßige Arbeit den Menschen sittigt und veredelt, während Müßiggang denselben moralisch zu grunde richtet. Daher finden wir in den Tropenländern die Sklaverei und den Servilismus zu Hause, die um den Preis des geliebten Müßigganges alles über sich ergehn lassen, was der Despotismus über sie verhängt. Daher begegnen wir in den Ländern des Nordens dem wilden, unbeugsamen Trotz, der, eine Folge harter Arbeit, alles zu bezwingen glaubt. Wie die Geschichte zeigt, sind allzu große Hitze und allzu große Kälte in ihren Einwirkungen auf die moralische Kultur des Menschen nicht sehr verschieden. Beide lähmen die Energie desselben und unterbrechen seine Arbeit, beide führen infolge der Unregelmäßigkeit und der damit Hand in Hand gehenden Armut und Unwissenheit zu Lastern, — in dem einen Falle zum stillen, hinbrütenden Müßiggang, in dem andern Falle zum Trunke.

Einen nicht unwesentlichen Einfluß auf des Menschen Entwicklung hat die ihn umgebende Natur, die Flora und Fauna des Landes, welches er bewohnt. Besonders sind es die Nutzpflanzen und Nutzthiere, deren Verbreitung in des Menschen materielle und moralische Kultur tiefer eingreift als andre anscheinend wichtigere Ursachen. So läßt sich die tiefe Stufe, auf welcher der Australier steht, ganz leicht — neben der eigenthümlichen Gestaltung des Landes — aus der äußerst beschränkten Anzahl der Nutzpflanzen und Nutzthiere begreifen, welche ihm von der Natur zur Verfügung gestellt waren. Der Polynesier wäre gewiß weiter fortgeschritten, wenn er einerseits nicht auf so arme Inselchen verschlagen worden wäre, andrerseits ihm säebare Nutzpflanzen und größre, stärkre Nutzthiere zu Gebote gestanden hätten. Und gewiß wäre auch der Amerikaner, vorausgesetzt

der größre Theil des von ihm bewohnten Kontinents wäre günstiger gestaltet, nicht Jäger und Fischer geblieben, wenn ihm von der Natur eine größre Anzahl von Nutzpflanzen und irgend ein größres zähmbares Thier zur Verfügung gestellt worden wären.

Außer dem nun dem Aussterben zueilenden Australier gibt es wohl kaum eine Menschenrasse, die auf einer so tiefen Stufe materieller und geistiger Entwicklung stände, daß man sie, falls sie keine Sprache und die darauf basierte gesellschaftliche Entwicklung hätte, kaum vom Thiere unterscheiden könnte. Die Bedürfnisse des Australiers sind rein thierischer Natur. Seine Wohnung ist von den Lagerstätten der Thiere, den Nestern der Vögel, wenig verschieden. Er baut weder Nutzpflanzen, noch sammelt er irgend welche Vorräthe ein. Er jagt und fischt mit den einfachsten und primitivsten Werkzeugen, sobald ihn der Hunger quält; ist dieser befriedigt, so hat die Arbeit auch ihr Ende. Außer der natürlichen Zuneigung zu den Kindern und zum Weibe, welche allen Thieren gemein ist, finden sich bei ihm wenige Elemente irgend eines Familienlebens vor.

Auf einer bedeutend höhern Stufe stehn die Fischer- und Jägervölker Amerikas und Nordasiens. Wenn auch die Bedürfnisse vorwiegend sinnlicher Art sind, so haben sie doch schon einen Zweck, — den der Bequemlichkeit. Die Wohnung wird meistens derart aufgebaut, daß sie dem Sturm und Regen Trotz bietet und gegen dieselben hinreichenden Schutz gewährt. Man richtet sie wohnlich ein und verbirgt in derselben seine Geräthschaften. Meistens ist der Sinn nicht nur auf die Nützlichkeit, sondern auch auf die Schönheit gerichtet; die Wohnung wird in verschiedenartiger Weise geziert.

Obschon Jäger und Fischer in seltnen Fällen — und dies nur nebenbei — sich auf den Anbau von Nutzpflanzen einlassen, so sammeln sie doch meistens Vorräthe verschiedner Art ein. Schon auf dieser Stufe offenbart die Arbeit ihren veredelnden Einfluß. Sie stählt den Menschen und gibt ihm ein gewisses Selbstvertrauen. Sie erhöht seine physische Kraft und verleiht ihm seinen Genossen gegenüber einen gewissen Adel. Durch das Zusammenwohnen in größern Gemeinschaften entwickeln sich die Familienverhältnisse immer mehr und mehr und stellen sich auch bestimmte sittliche und religiöse Begriffe ein.

Auf einer höhern Stufe der Entwicklung stehn die verschiednen Nomadenvölker. Jägerei und Fischerei sind ein unsichres Gewerbe. Sie reiben des Menschen Kraft zu sehr auf, ohne ihm immer ausgibige Nahrung zu bringen. Sie machen ihn wild und trotzig; nicht nur das Wild, welches er verfolgt, sondern alle seine Mitmenschen, die unmittelbar den Ertrag seiner Jagd schmälern, sind seine Feinde. Mit wilder Brutalität entringt er der Natur seinen Unterhalt. Anders der Nomade. Dieser hat das Thier eingefangen, durch sanfte Behandlung an sich gewöhnt und gezähmt. Dieses Thier treibt er auf die besten Weiden, und da der Boden, auf welchem er wohnt, diese nicht immer bietet, so zieht er mit demselben umher. Der Umgang mit dem zahmen Thiere macht ihn selbst milder und mitleidsvoller. Wegen des größern Ertrags, welchen die Viehzucht gegenüber der Jagd gewährt, ist es nicht mehr nöthig, in abgesonderten, kleinen Stämmen über das Land zerstreut zu wohnen. Es können sich größre Gesellschaften bilden; infolge dessen entwickeln sich die Familienverhältnisse immer mehr und mehr, die sittlichen und religiösen Ideen werden klarer.

Doch hat das Nomadenthum eine große Schattenseite. Es zwingt die Stämme zu immerwährendem Wandern, wodurch viele Zeit, an der freilich dem Nomaden wenig liegt, verloren geht. Außerdem ist es noch zu sehr auf die Stillung der täglichen Bedürfnisse berechnet und ist nicht im stande, eine größre Menschenmenge dauernd zu ernähren. Letzres vermag der Ackerbau allein zu

leisten. Daher steht der Ackerbauer höher als der Nomade. Der Ackerbau allein ist im stande, eine Kultur, welche über die täglichen Bedürfnisse hinausgeht, zu erzeugen. Der Ackerbau macht dem Wandern Einhalt und bewegt den Menschen, nicht nur seine Hütte fester und wohnlicher aufzubauen, sondern seine ganze Umgebung sich einzurichten. Die Pflege des Bodens erfordert eine gleichmäßige Arbeit, welche dem Nomaden fremd ist. Trotzdem gewinnt der Ackerbauer, da er des zeitraubenden Wanderns überhoben ist, Zeit genug, um auch andre Bedürfnisse, welche sich regen, zu befriedigen. Dazu gibt ihm nicht nur der reichliche Ertrag seines Bodens die hinreichenden Mittel, sondern derselbe setzt ihn in den Stand, auch andre für gewisse ihm zu leistende Arbeiten und Dienste zu ernähren.

Während der Nomade in weit von einander liegenden Gemeinschaften zu wohnen gezwungen ist, da er größre Strecken Weidelands zur Ernährung einer Herde bedarf, können die Ackerbauer ganz nahe zusammenrücken und in großen Gemeinschaften zusammenwohnen. Es können sich nicht nur Gemeinden, sondern auch Staaten bilden. Allen jenen Bedürfnissen der Kleidung und Nahrung, welche vom Jäger und Nomaden innerhalb der Familie befriedigt werden, widmen sich nun Leute von besondrer Kunstfertigkeit. Es entwickelt sich die Industrie.

Nicht auf jedem zur Ausübung des Landbaus tauglichen Flecken Landes kann sich aber eine höhere Kultur entwickeln. Es sind nur einzelne große, durch massenhafte Gebirge geschützte und von bedeutenden Strömen durchschnittne Ebnen oder günstig gelegne Inseln, auf denen sich die Menschen zu größern Gesellschaften ansammeln und in wechselseitigem Verkehr mit einander die Elemente der Kultur selbständig erzeugen können.

2. Geographische Betrachtungen über die Hauptnahrungsmittel des Menschen.

August Grube.

Wenn man auf unsrer nördlichen Halbkugel von Norden nach Süden geht, so findet man im allgemeinen, daß die Völker allmählich und stufenweise immer mehr Pflanzenkost genießen. Nur die Gebirgsgegenden, in denen die hohe Lage über der Meeresfläche selbst zwischen den Wendekreisen ein nordisches Klima hervorbringt, bilden davon eine Ausnahme. Der Russe und Schwede, der Norweger und Däne, der Deutsche und der Niederländer lieben Fleischspeise, der Südfranzose mehr Brot; der Italiener ist zufrieden mit seinen Makkaroni, seiner Polenta und seinen Gemüsen; der Grieche und Türke ist auch sehr mäßig im Fleischgenuß, ebenso wie der ackerbautreibende Asiate; im südlichen Indien bringen Millionen ihr Leben lang kein Stück Fleisch zum Munde und leben vorzugsweise von Reis und Gemüsen und den Früchten der Palmen und Bananen; auch essen Südländer weniger als die Bewohner des Nordens, und die Schiffe nehmen, wenn sie die Meere im hohen Norden befahren, doppelt so viel Nahrungsmittel an Bord, als wenn ihre Fahrt nach dem Süden geht.

In manchen Küstengegenden bilden Fische das Hauptnahrungsmittel; diese stehn mitten zwischen Fleisch- und Pflanzenkost und enthalten nicht so viel Nahrungsstoff als jene, weshalb sie auch in den verschiedensten Religionen für eine Fastenspeise gelten.

Das Thier genießt seine Nahrung im rohen Zustande; es nimmt sie, wie es dieselbe findet. Der Mensch bereitet sie sich zu, er verfeinert sie, macht sie

durch Salz und Gewürze und durch den Einfluß des Feuers weicher, wohlschmeckender und leichter verdaulich. Das Thier nimmt von Flüssigkeit nur Wasser zu sich, wie es die Quelle, der Sumpf oder der Strom ihm darbieten. Der Mensch bereitet sich allerlei künstliche Getränke, die seinem Gaumen schmecken und auf seine Nerven wirken.

Während das Thier in bezug auf seine Nahrung vom Zufall und vom bloßen Instinkte abhängt, sorgt der Mensch im voraus für dieselbe. Der Magen ist der Weltbeherrscher; ihm verdanken wir zunächst unsre ganze Gesittung, weil Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd ohne ihn nicht vorhanden wären; ohne ihn gäbe es weder Gewerbe noch Handel und Verkehr. Das nächste Bedürfnis für jeden Menschen ist, den Hunger zu stillen, und dieses Bedürfnis ist der erste Antrieb zur Thätigkeit. Zum Hunger gesellt sich das Bedürfnis der Kleidung und Wohnung.

Columbus wollte auf einem nähern Wege Indien suchen, um die Produkte dieses Wunderlandes und Gold, als das Mittel, die leiblichen Bedürfnisse leicht und schnell zu befriedigen, bequemer nach Europa zu bringen. Er fand Amerika. Alle Kolonien waren und sind vorzugsweise Ackerbaukolonien, dazu gegründet, die Summe der vorhandnen Nahrungsmittel zu vergrößern und Erzeugnisse zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse, als Baumwolle, Tabak 2c., zu liefern. Weit über fünf Sechstel des ganzen Menschengeschlechts mühen sich ab für das tägliche Brot, müssen arbeiten, um den Hunger zu stillen, der tagtäglich wiederkehrt.

Der Bewohner der warmen und heißen Klimate wird von der Natur, welche in jenen Gegenden besonders die Vegetabilien entfaltet, vorzugsweise zum Genusse von Pflanzenspeisen angehalten. In der Gluthitze der tropischen Sonne ist vor allen Dingen kühlende, erfrischende Nahrung nothwendig. Es bedarf ferner der Mensch in den warmen Ländern nicht viel zum Leben, das ihm viel leichter wird als den Söhnen des rauhen Nordens und der gemäßigten Gegenden. Er ruht im Schatten der Palme, welche ihm eine gesunde Nahrung gibt, und seinen Durst löscht er an der nächsten Quelle. Sein Haus baut er aus Bambusrohr, und seine Kleidung besteht in einem leichten Tuche oder auch nur in einer Matte, welche er nachlässig um den Leib schürzt. Auf manchen Inseln der Südsee, z. B. dem schönen Otaheiti, bilden Obdach und Kleidung nur Luxusartikel, und an Nahrung fehlt es niemals. Wo keine Palmen oder Getreidearten vorhanden sind, da wächst der Brotbaum, den die Insulaner jener großen Eilandsflur leicht fortpflanzen und den sie veredelt haben. An allen Küsten jener Insel erhebt sich dieser nützliche Baum; auf den Gewürzinseln leben die Aermern fast ausschließlich von den Kernen der samentragenden Brotfrucht, welche wie Kastanien in glühender Asche geröstet oder in Wasser gekocht werden.

Wie mühsam ist dagegen das Leben des Jägers, des Hirten, des Fischers, des Ackerbauers oder Winzers unter den kältern Himmelsstrichen. Er muß das ganze Jahr hindurch im Schweiße seines Angesichts arbeiten, für Kleidung und Obdach und Vorräthe auf den Winter sorgen. Bei der schweren Arbeit und bei der rauhern Luft muß er mehr und öfter essen als jene Südsee-Insulaner. In den heißern Ländern ist mäßiger Genuß von Speisen eine Nothwendigkeit, aus körperlichen und klimatischen Rücksichten. Der zarte Hindu am Ganges, in der bengalischen Tiefebne, wäre eine Beute des Todes, wenn er dem Mongolen nachahmen wollte, der bei einer Mahlzeit drei bis vier Pfund rohes Fleisch hinabwürgt und es ohne alle Unbequemlichkeit verdaut. Die Eskimos und Kamtschadalen bedürfen zum Schutz gegen die Kälte fettiger Speisen; sie trinken

über alles gern Walfischthran, genießen Walfischfett und Fischthran als Suppe, und können sie von den Europäern Talglichter erhalten, so dünkt sie das die kostbarste Speise von der Welt. Vor Schnecken und Froschlenden, die unsern Feinschmeckern für Delikatessen gelten, würden sie vielleicht Abscheu haben, ebenso vor Heuschrecken, denen Syrer, Araber und Aegypter Geschmack abgewonnen haben. Die alten Bewohner des kleinasiatischen Landes Phrygien aßen gewisse Arten von Würmern, und einzelne Indianerstämme Amerikas thun dasselbe noch jetzt. Manche Eidechsenarten, welche in diesem Erdtheile so häufig sind, munden selbst den Europäern, und viele Negervölker in Afrika, auch die Eingebornen Neuhollands, verzehren das Fleisch der Schlangen. Der Kalmücke ißt das Fleisch von gefallnen Thieren, Mäusen, Ottern, Raubvögeln, Füchsen und Wölfen, aber sonderbarerweise verschmäht er Hunde und Wiesel; der Jakute ißt das Fleisch vom Aasgeier und noch widerlicheres, aber Frösche und Schweine würde er nicht anrühren. Die Tungusen und Korjaken im östlichen Sibirien genießen Ungeziefer aller Art, die Samojeden Katzen und Hunde. In Tunkin werden auch Tiger und Löwen gegessen, und die Bewohner der Baschiinseln kennen keinen größern Leckerbissen als einen Ziegenmagen und dessen Inhalt. Die Neger genießen Elefantenfleisch, Strauße und Krokodile, die Buschhottentotten Ameisen und Holzwürmer. Am Orinoko gibt es Indianerstämme, welche Thonerde genießen, nachdem sie dieselbe mit Schildkrötenfett beträufelt haben. So wechseln die Speisen in den verschiednen Ländern und Klimaten der Erde nach Bedürfnis und Laune des Menschen.

Das Hauptnahrungsmittel in allen Erdtheilen bilden die Getreidearten, von denen jeder wieder seine eignen Arten hat, die ihm vorzugsweise zugetheilt sind. Der Europäer nährt sich besonders von dem Brote aus Weizen, Roggen, Gerste und (der Bergschotte z. B.) Hafer. Der Bau dieser Getreidearten verlangt Fleiß, Sorgfalt, Ausdauer; er macht sichres Privateigenthum, Grundbesitz, feste und gute Gesetze nöthig. In den Ländern, wo er betrieben wird, finden wir die Menschen geistig am meisten entwickelt. — Der größre Theil der Asiaten lebt von Reis, der nicht in gegornem Zustande, wie unser Brot, genossen wird. Fast in allen Ländern, wo man ihn einheimisch findet, herrscht Sklaverei und Despotismus. Die reisbauenden Länder scheinen vorzugsweise für einen stationären Zustand bestimmt zu sein, z. B. China, Indien zu beiden Seiten des Ganges — Länder, die eine Bevölkerung von gewiß 340 Millionen Menschen zählen, also ein Drittel sämmtlicher Erdbewohner. — Die Hauptgetreidearten Afrikas sind die Durrha oder Mohrenhirse (auch Kafferkorn genannt), die kleine Negerhirse und die gemeine Hirse, die in dem glühheißen Boden gut gedeihen und nur geringe Sorgfalt fordern. Die Bewohner dieser Hirseländer stehn an Kultur und geordnetem Staatsleben wieder tiefer als die der Reisländer. — Amerika baut vorzugsweise Welschkorn (Mais), ein schweres Nahrungsmittel, das in jenem Erdtheile gleichfalls nur geringe Wartung und Pflege erheischt und einen viermal größern Ertrag gibt als der Weizen. Als die Europäer Amerika entdeckten, fanden sie nur wenige Völker, welche in der Gesittung und in den Künsten des Friedens so weit vorgeschritten waren, daß sie sich auf Ackerbau verstanden und denselben regelmäßig trieben. Es waren die Mexikaner und Peruaner auf den Hochebnen der Cordilleren. Alle übrigen waren Fischer- oder Jägervölker; sie hatten es nicht einmal bis zum Hirtenwesen gebracht. Einen reichen Ersatz für das Getreide besitzt aber das heiße Amerika in der Wurzel des Maniok- oder Kassawehstrauchs, deren Saft zwar süß, aber giftig ist. Man raspelt die Wurzel, preßt den giftigen Saft aus und gewinnt auf diese Weise Mehl, das ein gesundes Brot liefert. Für uns Europäer

hat die Kartoffel, welche gleichfalls aus Amerika stammt, dieselbe Bedeutung gewonnen und muß namentlich den ärmern Volksklassen die Mehlspeisen zum großen Theil ersetzen.

Die Bewohner des australischen Inselarchipels bedürfen keines Getreides, da die Brotfrucht ihnen völlig genügt. Auch besitzen sie an der Sagopalme einen guten Ersatz für Reis oder Mais, denn ihr Stamm enthält eine außerordentliche Menge schwammigen Markes, das ein eßbares Mehl und das sogenannte Sagobrot liefert. Ueberhaupt hat der gütige Schöpfer die tropischen Länder mit den Palmen, deren Königin die reiche Kokospalme ist, so reichlich gesegnet, daß sie von denselben zugleich Gemüse und Butter, Mehl und Obst, Kleidung und Geräthschaften ernten. Dagegen sind die Länder der gemäßigten Zone wieder reich mit Kirschen, Birnen, Aepfeln, Aprikosen, Pfirsichen, Pflaumen u. s. w., mit dem Oelbaum, mit der Kastanie und dem Nußbaum gesegnet; sie haben mancherlei Gemüse zur gesunden Abwechslung mit Fleischspeisen, und das Fleisch selbst ist in den gemäßigten Klimaten am wohlschmeckendsten; am Aequator wird das Fleisch unsers Rinds zäher und lederartig.

So wie die Mäßigkeit im Essen für den Südländer eine Nothwendigkeit ist, ebenso ist sie es auch für das Trinken. Der Bewohner des Nordens darf sich in dieser Beziehung weit mehr erlauben und ungestrafter das Maß überschreiten. In Südeuropa und bei den meisten Asiaten gilt Trunkenheit für eine der abscheulichsten Sünden. Da in heißen Gegenden starke Getränke sehr schädlich wirken, so haben die orientalischen Gesetzgeber den Genuß derselben untersagt, Zoroaster wie Muhammed. Der nordische Odin dagegen war ein tapfrer Zecher, unsre altdeutschen Helden zechten wacker, und in Walhalla wurde der edle Gerstensaft noch reichlicher getrunken. In nördlichen Ländern wird man dem Menschen niemals den Genuß gegorner Getränke abgewöhnen, und selbst der Orientale, dem der Genuß von Wein untersagt ist, berauscht sich im Opium, der Indianer bereitet sich aus dem Saft seiner Palmen einen Wein, der Chinese ein Bier aus Reis, der Amerikaner seinen Chika aus Welschkorn. Die Mongolen trinken gegorne Stutenmilch, die gleichfalls berauscht; die Samojeden, Kamtschadalen und Ostjaken bereiten durch Aufgüsse auf den giftigen Fliegenschwamm ein Getränk, das sie tagelang berauscht erhält, in eine kriegerische Wuth versetzt, dann aber auch die traurigste Abspannung folgen läßt.

Man muß wohl unterscheiden von dem Vergnügen, das geistige Getränke gewähren, das Bedürfnis, welches zu ihrem Genuß treibt. Der Engländer in seinem feuchten Klima und bei seiner starken Arbeit würde mit reinem Wasser nicht Kraft genug behalten oder noch mehr und nahrhafter essen müssen. In seinem starken Bier genießt er aber zugleich flüssige Nahrung und eine hinreichende Menge von Kohlenstoff als Ersatz für den Verlust, den er durch anstrengende Arbeit und die feuchte Atmosphäre erleidet. In dem wärmern, trocknern Frankreich würde das schwere Ale und Porterbier nie heimisch werden.

3. Ueber die Bedeutung der Ströme.

Georg Kohl.

Es gibt viele Thiere und Pflanzen, die blosz im Wasser selbst existieren können. Alle aber haben das Wasser als eins ihrer Nahrungselemente zum Leben nöthig. Sie sind daher bei der Bestimmung der Orte ihrer Ansiedlung und bei der Richtung ihrer Ausbreitung wesentlich vom Wasser und von der Art und Weise seiner Ansammlung und Verbreitung abhängig.

Die Wolken führen im Regen das wohlthätige, lebennährende und unentbehrliche Nasz nur dann und wann und mit bedeutenden Unterbrechungen herab. Ja, es gibt weite Länderstriche, in denen es während eines groszen Theils des Jahrs gar nicht regnet. Durch die wundervolle Vorrichtung der Natur, der zufolge das Wasser in den unterirdischen Höhlen sich sammelt und aus diesen Bassins das ganze Jahr hindurch ununterbrochen in den Quellen gespendet und in den Flüssen dargeboten wird, ist es möglich geworden, sich diesen kostbaren Stoff, wenigstens in der Nähe der Flüsse, zu allen Zeiten zu verschaffen. Pflanzen, Thiere und Menschen sind daher überall mehr oder weniger auf die Nachbarschaft der Flüsse, Seen und andern Süszwasseransammlungen angewiesen, in vielen heiszen und trocknen Ländern ganz ausschlieszlich.

Die Flüsse und Fluszthäler werden aus diesen Gründen überall die Sammler alles lebendigen. In dem häufig genetzten Schlamme der Fluszthäler entwickeln sich die Pflanzenkeime. Hier schieszen die Bäume in dichten Waldungen auf. Hier sind durch die Ausdünstungen des Flusses die Nebel und Thauniederschläge am stärksten, von denen die Gräser und Kräuter der Wiesen getränkt werden.

Auch sind die Flüsse überall die Hauptverbreiter des Samens der Pflanzen, den sie fortführen und an ihren Ufern verstreuen. Und auch dieser Umstand wirkt mit dazu, dasz die Fluszniederungen die Sammler der buntesten und reichsten Flora werden.

Die Thiere der Wildnis sind in eben dem Grade wie die Pflanzen an die Quellen, Bäche und Flüsse gefesselt. Viele von ihnen sind bei ihrer Nahrungsweise gradezu an die Wesen, welche im Wasser leben, gebunden, und diese müssen dann nothwendig ihr Haus hart am Ufer bauen. Keins aber ist, das des Wassers entbehren könnte. Haben sie daher auch nicht alle ihre Höhlen in der Nähe, so haben sie doch ihre Sammelplätze an den Ufern und stellen ihre Wanderungen längs derselben an.

Das Leben des Menschen, des Herrn der Schöpfung, der sich alles dienstbar macht, und dem die Thiere in und auszer dem Wasser gleich nützlich und gleich unentbehrlich sind, ist daher noch viel inniger und noch weit mannigfaltiger mit den Fäden der Flüsse verwebt.

Der Mensch siedelt sich an den Flüssen und Quellen an, weil das Wasser, das sie ihm liefern, ihm zu seiner Nahrung, als Getränk, in seiner Küche, bei seinen Bädern, bei der Reinigung seiner Gefäsze, zur Sättigung seines Viehs, zur Benetzung seiner Gärten und Aecker ganz unentbehrlich ist und sich gleichsam beständig durch alle Theile seines Haushalts ergieszen musz.

Als Fischer baut er seine Hütte hart an den Ufern der Flüsse, als Jäger wandert er längs den Flüssen hin, wo er der reichsten Beute gewisz ist.

Auch die Hirten kommen, ihr Vieh zu tränken und zu baden, zu den Flüssen und finden hier die fetteste Weide. In manchen Erdgegenden können sie nur längs der Flüsse auf Weide hoffen.

Der Ackerbauer findet hier die fruchtbarsten Länderstriche, die mit schöner Fruchterde überzognen Niederungen.

Bei seinen Maschinen und Fabriken benutzt der Mensch das flieszende Wasser als treibende Kraft, wo die Anstrengung seines eignen Arms nicht mehr ausreicht. Und so stellen sich denn die Flüsse als die wahren Lebensadern des ganzen Pflanzen-, Thier-, Menschen- und Völkerlebens dar.

Abgesehen aber von allem Nahrungsreichthum, welchen die Fluszthäler darbieten, haben die Flüsse noch eine andre Seite, durch welche sie den Menschen theils zwingen, theils einladen, sich bei ihnen niederzulassen. Das Wasser der Flüsse macht eine ganz andre Art des Fortschreitens nöthig als die, welche auf dem Festlande möglich ist. Und dieser Umstand

bewirkt denn, dasz die auf dem Festlande wandernden Menschenstämme von den Flüssen im Fortschreiten aufgehalten, zum Haltmachen gezwungen werden, und dasz ihre Flut sich an den Flüssen gleichsam aufstaut. Das Uebersetzen über die Flüsse fordert mancherlei Vorrichtungen, besonders wenn die Wandrer mit Kindern, Geräthschaften, Waaren oder Viehherden hinüber wollen. Es sind Fähren, Schiffe oder Brücken nothwendig, und auch dieser Umstand führt also sehr verschiedne Vorrichtungen an den Fluszufern herbei. Insbesondre sind an den Flüssen infolge derselben Verhältnisse auch die Befestigungen gegen feindliche Ueberfälle erleichtert. Da die Flüsse dem Feinde den Uebergang erschweren, so geben sie wenigstens von einer Seite immer einige Sicherheit. Mit ihren Armen umgeben sie Inseln, Halbinseln, sägen Vorgebirge und Felsenvorsprünge aus dem Boden heraus. Diese Punkte werden der Sicherheit wegen, welche sie gewähren, gern von den Menschen zu Niederlassungen und Befestigungen gewählt, und so sehn wir denn auch deswegen alle Fluszthäler mit Kolonien und Festungen besetzt. Sie spielen daher bei allen Feldzügen eine hervorragende Rolle. Denselben Schutz, den sie einzelnen Punkten, Festungen oder Armeen gewähren, geben sie auch ganzen Völkerschaften und Staaten, und sie werden daher von den Staaten und Nationen sehr häufig zu Grenzen ihrer Gebiete gewählt. Wir sehen den Einflusz eines Volks oder das Gebiet eines Staats oft jahrhundertelang bis zu einem gewissen Flusse reichen oder sich zwischen zwei bestimmten Flüssen oder Fluszarmen zusammenhalten.

Doch üben die Flüsse diesen Einflusz nicht blosz infolge der Schwierigkeit des Ueberschreitens aus, welche sie darbieten, sondern auch durch den Umstand, dasz die Linien, welche sie ziehen, scharf und bestimmt gezogen sind, und dasz sie daher zur Vermeidung von Grenzstreitigkeiten so bequem sind, wie sonst keine andre Gattung der natürlichen Grenzen. Das flieszende Wasser sammelt sich in der Regel sehr bestimmt in seinen Betten und setzt meistens sehr scharf in einer genau gezognen Linie von dem Festlande ab.

Alle andern verschiednen Phasen der Erdoberfläche verlaufen sich viel allmählicher in einander. Die Wüste und das fruchtbare Land verschlingen sich mit vielfachen Ausläufern und Zwischengliedern. Der höchste Kamm eines Gebirges ist meistens viel schwerer zu erkennen und zu bestimmen als der Abschnitt eines Fluszufers. Die Flüsse sind daher zur Bestimmung der politischen Grenzen sehr bequem. Sie zerlegen die Welttheile in eine Menge groszer und kleiner Inseln, Halbinseln und Landzungen und werden deswegen von den Staaten und Völkern gern als Grenzscheiden festgehalten.

Wenn die Flüsse, wie gesagt, das Vordringen des Menschen, so lange er im Naturzustande bleibt, erschweren, so erleichtern sie dagegen den Transport, wenn der Mensch diese Schwierigkeiten überwunden, wenn er das Schiff und die Schiffahrt einmal erfunden hat. Auf dem glatten Wasser schafft er dann gröszre Lasten fort als auf dem festen Boden, und die Flüsse zeigen sich alsdann als die natürlichsten, groszartigsten und schätzbarsten Vermittler und Bahnen für Handel und Verkehr. Die groszartigsten Transporte werden durch sie erleichtert und die entferntesten Länder durch sie innig verbunden. Es strömen ihnen daher von allen Seiten die Waaren zu, der Kaufmann läszt sich an ihren Ufern nieder, um die durch sie ermöglichte Transporterleichterung zu nützen, und so sind die Fluszufer denn auch die Hauptsitze der vornehmsten Markt- und Handelsplätze der Nationen.

4. Die Vulkane.

Hermann Masius.

Die Form der Vulkane ist eine mannigfach verschiedne. Bald erscheint sie glocken= oder domartig, bald wie die Ruinen ungeheurer Bergfesten, bald endlich und am häufigsten als spitzer Kegel. Oben und fast stets unmittelbar auf der Spitze der Vulkane öffnet sich ein trichterartiger Schlund, der eigentliche Krater (Eruptionskrater), in dessen Tiefe die geschmolznen Lavamassen wallend auf= und absteigen.

Nur selten kann sich der Mensch diesen Pforten einer feindlichen Unterwelt und ihren Schrecknissen so weit nahen, daß er einen schnellen fragenden Blick in sie hinab zu werfen vermag. Alexander v. Humboldt hat von dem Kesselrande des Pichincha hinuntergeschaut, aus dessen schwindelnden Tiefen wiederum drei Berge heraufragten, deren Gipfel noch mehrere tausend Fuß unter dem Beobachter lagen und durch ein unterirdisches, aus ihnen hervorquellendes Feuer beleuchtet wurden.

Die Seitenwände des Kegels sind mannigfaltig zerklüftet und führen theils in den Krater, theils in das Innere des Berges, daher auch aus ihnen die Laven, gleich glühenden Strömen, herabfließen.

Lange vor dem Eintritt eines Vulkanausbruchs pflegen Erderschütterungen dem Herannahen eines solchen voranzugehn. Alsbald auch quellen Dämpfe aus dem Krater hervor. Sie erscheinen anfangs wohl wie leichte Wasserdünste, aber bald verdunkeln und verdichten sie sich zur Säule, um oft mehrere hundert Fuß senkrecht emporzusteigen und dann erst sich in mannigfachen Wirbeln auszubreiten. Ehe jedoch die aus dem Krater selbst hervorgehenden Erscheinungen eine so drohende Gestalt annehmen, verkünden den entbrennenden Kampf der Elemente andre Zeichen in seiner Nähe. So vernimmt man in der Regel gleich anfangs ein eigenthümliches Getöse, das dem Zischen in Feuer geschütteten Wassers gleicht, sich nach und nach zum wilden Brausen steigert und später in ein donnerartiges Rollen übergeht, wie wenn in der Ferne Kanonen gelöst würden. Gleichzeitig erzittert der Boden, zuerst nur in leisen, bald in stärkern Bebungen; es folgt ein starker Knall, die Rauchsäule entzündet sich plötzlich, und nun beginnt die Eruption selbst mit dem Auswerfen glühender Massen. Jetzt füllt sich auch der durch jene Explosion zerrissne Kratergrund mit schmelzender Lava, die absatzweise an verschiednen Stellen hervortritt; oftmals aber birst er während dieses Hebens aufs neue, türmt sich zu kleinen Schlackenkegeln auf und stößt unter zunehmendem Geprassel immer stärkre, dunklere Rauchwolken aus. Verfinsternd wälzen sich nun die Dünste über das Himmelsgewölbe und lassen kaum noch dem Lichte der strahlenlosen Sonnenscheibe einen Durchweg; denn zugleich fällt ein feiner, aschenartiger Staub aus der Luft herab und beweist, daß nicht bloß Dampfwolken, sondern auch erdige Bestandtheile emporsteigen, die von jenen mit fortgerissen, aus den kältern, minder bewegten Luftschichten mit feinen Wassertropfen vermengt, wieder niedergeschlagen werden. Beide überziehn mit ihrem düstern Teppich die ganze Umgebung und tödten schnell und sicher, sei es durch den erstickenden Staub, sei es durch die dem Wasser beigemischten Schwefeldämpfe oder Säuren, Pflanzen und Thiere. Dabei sieht man fortdauernd die untern Theile der Rauchmassen erleuchtet, ja flammend, — ein Wiederschein der im Krater aufkochenden Lava, welcher mit sichtbarer Stärke zunimmt, wie diese frisch hervorquillt, und der, nach oben allmählich schwächer werdend, in den Dunstwirbeln sich verliert, bis er zuletzt nur noch

die gewölbten Ränder derselben mit einem feurigen Saume bemalt. Immer lauter wird zugleich das Getöse, immer schneller folgen einander die Schläge, und Donner auf Donner jagt die emporlodernden Dampfmassen zu einer schwindelnden Höhe hinan.

Immer zahlreicher wird die Menge der emporgeschleuderten Feuerklumpen, immer betäubender das Niederschmettern ihrer fallenden Bruchstücke. Zuweilen erfaßt wohl ein nachfolgender Block den bereits zurückkehrenden, und unter der Gewalt des Zusammenstoßes zersplittern sie gleich platzenden Bomben in tausende von Scherben. Da naht aufs neue das lange gefürchtete, schaudervolle Erzittern des Bodens. Dem Andrange der eingepreßten Dämpfe nicht weiter widerstehend, windet er sich, birst, klafft und reißt strahlenförmig nach allen Seiten von der Mitte des Berges auseinander. Und diese Erschütterung ist es, welche unter allen Eruptionserscheinungen den Menschen am meisten schreckt. Von der wankenden Schwelle des Hauses treibt sie ihn in die empörte Natur hinaus und zwingt ihn, sehender Zeuge des großen Ereignisses zu sein.

Doch das Ende des Unheils steht nahe bevor. Schon zeigt sich der glühende Fluß leicht gewölbt über den niedrigsten Stellen des Kraters, schon rinnt an einzelnen Punkten die geschmolzne Lava herab und träuft langsam und schwer an den Wänden des Kegels hinunter, die niedrigen, ihr im Laufe begegnenden Gesträuche entzündend, daß sie mit flackernder Flamme emporlodern. Bald folgt solchen Vorläufern der Hauptstrom nach. Im Krater immer mehr emporgestiegen, durch neue Fluten näher und näher dem Rande gerückt, sinkt plötzlich unter Donnergekrach die Lava herab; aber in demselben Augenblicke bricht auch tief unten aus dem geborstnen Fuße des Kegelbergs der feurige Schwall hervor. Fontänenartig wird er vom Drucke der über der Oeffnung stehenden Massen hinaus- und hinaufgeworfen; dann immer breiter, mächtiger sich ergießend, wendet er sich mit verderblicher Gewalt brennend und siedend in die blühende Ebne, gegen die Stätten der Menschen. Allein nun wird auch der Krater allmählich entleert und den elastischen Stoffen ein Ausweg geöffnet. Nun führen die aufsteigenden Dämpfe statt der festern Auswürflinge bald nur noch Asche mit sich, und wieder streckt sich die dunkle Säule empor. Dieser majestätische, ungeheure Aschenbaum bildet die Schlußscene der ganzen Erscheinung. Er breitet seine Krone unheilschwanger über die Ebne aus und bedeckt sie, sich senkend, mit seinem düstern Laube auf ewig; an dreißig Meter mächtige Lager hat er einstens über Herculanum und Pompeji ausgeschüttet.

Erst wenn wiederum Tagesklarheit den durch die großartigsten Leuchtfeuer nur schwach erhellten Finsternissen folgt, zeigt sich das Bild der Zerstörung in seiner ganzen Vollendung; — alles urbare Erdreich ist rings umher von Asche bedeckt, auf den Wänden des Berges und an seinem Fuße lagern die zahllosen Trümmer und Splitter der zersprungnen Auswurfsmassen, und zwischen neuen Erdschichten wühlt sich der noch immer heiße und rauchende, ja stellenweis flammende Lavastrom im selbstgebildeten Bette zu einer Tiefe hinab, wo ihm die Fallhöhe fehlt, und der zähe Fluß allmählich in sich selbst erstarrt. Die Erde ist in eine trostlose Einöde verwandelt, — nirgends Halm noch Blatt, schwarz und kahl strecken die verdorrten Bäume ihre Aeste in die qualmerfüllten Lüfte, und das thierische Leben hat schon längst aufgehört zu athmen, ja die glühende Asche hat selbst die Spuren seines Daseins verlöscht.

b. Bilder aus der Heimat.

1. Deutschland, das Land der Mitte.

Steinhard.

Nehmen wir eine Karte von Europa vor und suchen den Mittelpunkt dieses Festlands, so treffen wir immer auf Deutschland, in welcher Richtung wir auch zu diesem Zwecke unsre Linie ziehen mögen. Ziehen wir eine solche durch ganz Europa seiner Länge nach, d. h. von Nordosten nach Südwesten, etwa von Jekaterinburg am Ural bis nach Lissabon, was eine Entfernung von mehr als siebenhundert Meilen ausmacht, so durchschneidet der mittlere Theil dieser Linie grade die Mitte von Deutschland. Ziehen wir eine Linie durch Europa von Norden nach Süden zwischen den äußersten Endpunkten, etwa vom nördlichsten Punkte der skandinavischen Halbinsel nach dem südlichsten Punkte der Insel Sicilien, so trifft diese Linie in ihrem mittlern Drittel noch auf Deutschland, indem sie die Nähe der Städte Danzig und Breslau berührt. Auch eine dritte Linie, die wir durch Europa in der Richtung von Nordwesten nach Südosten, etwa von der westlichen Küste Irlands nach der Südspitze der taurischen Halbinsel ziehen, geht in ihrem mittlern Drittel durch die Mitte Deutschlands und bildet merkwürdigerweise zugleich die Grenze zwischen dem breiten, ebnen, kontinentalen Osteuropa, wo südliches Klima und der Weinbau aufhört und nach der Vorstellung alter und neuer Völker der Norden beginnt, und dem schmalen, gebirgigen und gegliederten Westeuropa. — Der zusammenhängende Hauptkörper oder das Festland Europas liegt wie eine langgestreckte Halbinsel an der nördlichen Hälfte Westasiens an; er hat seine größte Ausdehnung (über 700 Meilen Länge) in der Richtung von Osten nach Westen und wird nach Westen hin immer zusammengedrängter und schmaler. Die nach außen gewandten Glieder des Hauptkörpers, nämlich die Halbinseln und Inseln, die sich gleichsam wie Flügel zu beiden Seiten angesetzt haben, erstrecken sich nach Norden und nach Süden, einerseits Skandinavien, Großbritannien u. s. w., andrerseits die türkisch-griechische Halbinsel, Italien, Sardinien u. s. w. Wenn man nun die Lage des festländischen Europas im Verhältnis zur Lage dieser ozeanischen Erweiterungen des Hauptkörpers ins Auge faßt, so hängt Deutschland nach beiden Seiten hin mit dem mittlern Theil dieser nach außen gewandten Glieder zusammen, nämlich mit der Halbinsel Jütland im Norden und der Halbinsel Italien im Süden, und wenn man die Mitte Jütlands mit der Mitte Italiens durch eine Linie verbindet, so ist es wieder die Mitte Deutschlands, welche von dem mittlern Theile dieser Linie durchschnitten wird. — Vergleichen wir Deutschland mit den übrigen Ländern Europas inbezug auf die Gestaltung der Oberfläche, so finden wir, daß in allen andern europäischen Ländern eine gewisse Naturform der Oberflächenbildung vorherrscht. So besteht Rußland mit Polen aus einer einzigen ungeheuren Ebne, die im Innern an mehreren Stellen nur durch einige Hügelreihen und Landrücken unterbrochen und erst an den weit entlegnen Grenzen theilweise von hohen Gebirgsketten umschlossen wird. Auch in Frankreich herrscht der Charakter der Ebne vor, wenngleich es dort nicht an Gebirgslandschaften fehlt, von denen indes nur eine (die der Cevennen) im Innern des Landes, die

übrigen aber gegen die Grenzen hin liegen. In Spanien ist fast durchgängig der Charakter des Hochlands vorherrschend. Die griechische Halbinsel ist in ihrer ganzen Längenausdehnung von mächtigen Gebirgszügen erfüllt, die mit vielen größern und kleinern Armen nach allen Seiten ausgreifen. Fast ebenso verhält es sich mit der italischen Halbinsel, die nur in ihrem Deutschland zunächst gelegnen Theile, dem nördlichen, sich zu einer größern Ebne ausweitet, welche einige Aehnlichkeit mit der norddeutschen Ebne hat. Die skandinavische Halbinsel ist im Norden wie im Süden gebirgig, und Großbritannien hat zwar in seinem östlichen Theile weit weniger den Charakter eines Gebirgslandes, als in dem westlichen, aber auch jener Theil ist wo nicht Gebirgs-, so doch fast durchweg Hügelland und bietet keine ausgedehnten Ebnen dar. Dagegen herrscht in der Oberflächengestaltung Deutschlands die größte Mannigfaltigkeit der Naturformen. Wir finden hier einen reichlichen Wechsel von Hochgebirgs-, Hochflächen- und Stufenländern mit den verschiedenartigsten Stromsystemen, Mittelgebirge jeder Art und weite Flachebnen, das Tiefland des slavischen Osteuropa, den eigenthümlichen Wechsel zwischen Bergland und welliger Ebne der britischen Inseln, die überraschende Mannigfaltigkeit der griechischen, die Regelmäßigkeit der italischen und die Hochflächenbildung der pyrenäischen Halbinsel. Und wie Deutschland rücksichtlich seiner Lage und Oberflächengestaltung unter den Ländern Europas eine mittlere Stellung einnimmt, so ist dies auch inbetreff seiner Gewässer der Fall. Es hat nicht so große Ströme, wie das slavische Osteuropa, aber es hat größre, als jedes andre Land Europas und erfreut sich einer gleichmäßigen Wasservertheilung nach fast allen Gegenden. Da es weit mehr Binnenland ist, als die meisten andern Länder Europas außer Rußland, so haben seine Flußadern auch eine höhere Wichtigkeit erlangen müssen. Und was die Schönheit der Flußlandschaften anlangt, so steht unser Vaterland selbst weit über Frankreich. Die Seine kann weder an Wasserreichthum, noch an Schönheit der nächsten Gegenden mit der Elbe verglichen werden, denn ihre Ufer bieten nirgends solche Landschaften wie die der Elbe bei Dresden. Die Natur der Landschaften ist in Deutschland schon deshalb mannigfaltiger und reizender, als in Frankreich, weil die Verzweigung der Gebirge bei uns weit größer ist, als in dem meist flachern Frankreich. Wie anmuthig auch die Ufergegenden der Rhone, besonders bei Lyon, sein mögen, so sind sie doch nicht reizender, als die des Donauthals, und mit dem herrlichen Rheinstrom, dessen prachtvolle Ufer mit Rebenhügeln, Bergen, Städten und Burgruinen von den Reisenden aller Völker aufgesucht und hoch gepriesen werden, kann sich weder Rhone noch Loire messen. — Auch in klimatischer Beziehung nimmt Deutschland eine Mittelstellung ein. Fast gleichweit vom Aequator und Pol entfernt, liegt es unter einem gemäßigten Himmelsstrich und ist ebenso sehr vor nordischer Armut, welche den Geist abstumpft, wie vor südlicher Fülle geschützt, welche auf die Thatkraft erschlaffend und auf die Sinnlichkeit überreizend wirkt. Die deutschen Fluren erglänzen nicht in dem blendenden Sonnenstrahle und der sengenden Luft der südlichen Tropenwelt, sie dämmern aber auch nicht in dem fahlen Lichte und der Erstarrung der nördlichen Gegenden. Ueber Deutschlands Gauen lacht zwar kein stets blauer Himmel, keine ewig blitzende Sonne, wie in Spanien und Italien, aber sie sind auch nicht verschleiert von dem nebligen Grau des ozeanischen Westens, z. B. Englands, gegen dessen dicke Nebel sich die deutschen nur wie zartgewebte Schleier ausnehmen, und nicht ausgetrocknet vom schneidenden Luftzuge des den festländischen Charakter tragenden massenhaften und ebnen Ostens. Es ist natürlich, daß sich klimatische Verschiedenheiten in oft nicht geringem

Grade bemerklich machen, aber die Gegensätze erscheinen gemildert, und da sich Deutschlands Boden vom Süden, d. h. von den Alpen her, gegen die dem Norden näher gelegnen Gegenden hin absenkt, so wurde zwischen beiden, den südlichen und nördlichen Abschnitten, in den klimatischen und den damit zusammenhängenden Verhältnissen der Pflanzenwelt eine größre Gleichartigkeit hervorgebracht, als sonst bei einer solchen Verschiedenheit der Breitengrade vorhanden wäre. Deutschland bringt alles hervor, was der Mensch zur Erhaltung und Entwicklung des Geistes bedarf, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden ist zu jeder Art von Anbau geeignet. Der Pflanzenwuchs erstirbt nur an wenigen Stellen, und alsdann an solchen, die an und für sich schon unzugänglich sind, wie die Eisregion der Alpen. Unterhalb des bleibenden Schnees der letztern dehnen sich die herrlichsten Weiden aus, die von der Wärme, welche an jenem spurlos vorübergeht, doppelt belebt werden.

Die kahlen Felswände entlang ziehn sich üppige Thäler hin, und neben Moor und Heide, welche nur von der bleichen Binse und von der Brombeerstaude bewachsen sind und menschlichem Fleiße nichts gewähren, als die magre Frucht des Buchweizens oder des Hafers, erfreuen das menschliche Auge die kräftigsten Fluren, die zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaus sich eignen. Und sind die Heiden und Moore des nördlichen Deutschlands auch reizlos, so sind sie doch bei weitem nicht so trübselig, wie die Sandflächen südlich von Bordeaux in Frankreich. In Deutschland prangen Fruchtbäume in unermeßlicher Menge und in jeder Art, vom sauern Holzapfel bis zum lieblichen Pfirsich. Dabei ist unser Vaterland waldreicher als die drei Südländer Europas, wo der Wandrer nur zu oft über nackte Höhen und baumlose Landschaften zu klagen Ursache hat. Wenn auch die deutschen Gaue nicht in der üppigen Fülle südlicher Gefilde prangen, keine Pomeranzenhaine und Olivengärten und keine Baumarten mit immergrünem Laub besitzen, so verkümmern dagegen unsre Fluren auch nicht unter der Macht verheerender Naturgewalten, kleiden sich aber in das Gewand eines ansprechenden, bunten Wechsels, gewähren die behagliche Ruhe und den segensreichen Lohn, wenn Verstand und Thätigkeit der Bewohner die Winke der Natur zu beachten und zu benutzen verstehn, und unsre Wälder prangen noch hoch auf den Bergen des Landes mit herrlichen Eichen und Buchen, die nirgends schöner sind, als in Deutschland, und zwar am stattlichsten im Norden, in Mecklenburg, Holstein und auf der Insel Rügen, so daß die Dichter nicht ohne guten Grund den stattlichen Lieblingsbaum Deutschlands, die gewaltige Eiche, zum Sinnbild unsers politisch wie geographisch vielfach verzweigten Vaterlands machen und demgemäß das Haupt der Germania mit Eichenlaub bekränzt sein lassen. Die höhern Berge sind von Tannen- und Fichtenwäldern bedeckt, und von Linden, Ulmen, wilden Kastanien, Eschen, Akazien und Pappeln werden selbst im nördlichen Flachlande die Kirchhöfe, Dorfplätze und Straßen verschönt. Wo die Eiche auf steilem Gipfel ihr Haupt zu den Wolken emporhebt, blickt sie über Abhänge und Hügel hinweg, welche köstlichen Wein erzeugen, der des Menschen Herz erfreut. Während der Mensch von keinem reißenden Thier geschreckt, von keinem giftigen Gewürm bedroht, von keinem häßlichen Ungeziefer gequält wird, gewährt das Land Ueberfluß an nützlichem Vieh, an kleinem und großem, für des Menschen Arbeit, Nutzen und Genuß.

2. Das Riesengebirge.

Johann Gottlieb Kutzner.

Das Riesengebirge ist unbestritten die Krone nicht nur des ganzen Sudetenzuges, sondern aller deutschen Mittelgebirge. Zwar hat es nicht die das Auge so sehr ergötzenden, malerischen Kegelformen, wodurch sich die oft viel weniger hohen Gebirge am Rhein und an der Elbe auszeichnen; auch prangt es nicht mit den himmelanragenden, beschneiten Gipfeln, Scheiteln, Hörnern und Nadeln, wodurch die Alpen schon von fern jedem empfänglichen Gemüthe Staunen und Bewunderung einflößen; doch ist ihm eine Großartigkeit und eine von den allgemeinen Gesichtszügen gewöhnlicher Berge sich sehr unterscheidende, erhabne und ehrwürdige Physiognomie eigen, welche ihm den Rang eines alpinischen Hochgebirges verleiht, das zwischen wirklichen Alpen und gemeinen deutschen Waldgebirgen die Mitte behauptet. Während letztere in der Ferne dem Auge nichts als sanfte, wellenförmige, mit Wäldern bewachsene Bergrücken zeigen, unter welchen sich etwa bloß ein einzelner Punkt durch besondre Höhe auszeichnet, hat das Riesengebirge eine viel ausgezeichnetere Kontur, mehrere kahle Berghöhen und stumpfpyramidale Gipfel, steilere Abhänge und scharf zugeschnittne Kämme, mehr schroffe Klüfte und finstre Abgründe.

Die ganze Oberfläche dieses großartigen Gebirges ist mit gewaltigen Felstrümmern bedeckt, welche bezeugen, daß hier seit Jahrtausenden die zerstörenden Mächte der Witterungseinflüsse nach und nach trotz ihrer Unscheinbarkeit eine Riesenarbeit vollbracht haben; Granitfelsen von der Größe großartiger Schloßruinen überragen auf vielen Stellen den mit tausenden von Felsblöcken dicht bedeckten Kamm des Gebirges. Nicht minder wie die kahlen Felsenkegel und diese Felsentrümmer ergreifen den Beschauer jene tief eingerissnen Spalten und Thalgründe, in welche die klaren Gebirgsbäche und Flüsse herabstürzen, sowie die oft senkrecht vom höchsten Grat des Gebirges absteigenden Felswände, an deren Fuße sich tiefe Mulden hinziehen, die theils von Hochseen erfüllt sind, wie der große und der kleine Teich, theils von Schneemassen, die oft selbst im Sommer nicht ganz wegschmelzen, wie die Schneegruben. Die höchsten Punkte des Gebirges umwallt den größten Theil des Jahrs ein weißer Schneemantel, und selbst in der Mitte des Sommers leuchten meist in den tiefern Schluchten und an den Abhängen einzelne Schneeflecken. Die Mitte der Berge und Bergwälle umrauscht ein starker Waldgürtel; weiter hinauf bekleidet das seltsam schlangenartig sich windende Knieholz (Zwergkiefer) die Hänge, und hoch oben decken nur Moos und dürftige Kräuter den Boden. In den Thälern und in den Ebnen am Fuße des Gebirges aber breiten sich saftige Wiesen, reiche Fruchtfelder und Obstgärten aus.

Schön ist das Gebirge, auch wenn es nicht im grünen Sommerkleide mit all seinen saftigen Schattierungen prangt, auch wenn es das bleiche Schneegewand des Winters deckt, die vereinzelten Wohnungen, Bauden genannt, vergrabend, seine Wälder unter riesiger Last fast erdrückend, seine Kaskaden in starre Kristallgewölbe verwandelnd. Schön ist es auch im Herbste, wenn die Stürme über seine Höhen dahinbrausen und aus den zerreißenden Nebeln die erste Schneedecke hervorschimmert; am prächtigsten ist es im Sommer; mit Entzücken hängt das Auge an den gefälligen Linien der Berge, die sich blau in blau in duftigen Schattierungen von dem warmen Himmel abheben. Unbeschreibliche Zauber aber bringen zu allen Jahreszeiten die Beleuchtungen hervor. Oft liegt das ganze Gebirge von einem violetten oder rosafarbnen Dufte umhüllt vor unsern Blicken; oft vergoldet die untergehende Sonne die Wolkenmassen

und die Gebirgsränder und Lehnen mit blendenden Lichtern oder kleidet sie in die prachtvollsten, von Minute zu Minute wechselnden Farbentöne. Den erschütterndsten Eindruck macht das Gebirge, wenn ein majestätisches Gewitter über die Berge dahinzieht, wenn der Donner tausendfach durch die Thalschluchten und Abgründe wiederhallt, wenn Wolkenmassen auf Augenblicke die noch eben im tiefsten Blau schwimmende Landschaft verhüllen und dann im andern Augenblicke ein Blitz den ganzen Gebirgskamm in ein Flammenmeer taucht. Das vielfältige kleine Gebüsch von Laubwald belebt die Thäler in hohem Grade und gibt ihnen, gegenüber dem dunklen Tannenwalde der Höhen, einen freundlichen Anstrich. Mit stillem Behagen weilt der Blick auf diesen lieblichen Thälern, die sich nach allen Richtungen weit ins Land erstrecken. Ein Gemisch von Städten und Dörfern, Schlössern und Ruinen drängt sich vor unsern Blick. Die Wasser, die sich als Silberbänder von den Höhen hinabwinden, treiben hier Mühlen; dampfende Fabrikessen erheben sich aus den saftigen Fluren, und über den grünen Rasen breiten sich gleich Schneefeldern die Leinwandbleichen. Tausend silberne Quellen rieseln aus Höhen und Schluchten herab, aus Felsen und Waldgründen hervor, über die Hochebnen und durch die Thäler rauschend, um unten in der Ebne den reichen Quell menschlicher Betriebsamkeit zu eröffnen.

Die Perle aller schlesischen Gebirgsthäler ist das hirschberger Thal, das sich am Nordfuße des Riesengebirges gleich einem großen Kessel von neun Quadratmeilen Flächeninhalt ausbreitet, und von welchem aus gesehen sich das Riesengebirge am großartigsten darstellt, während es, von Böhmen aus betrachtet, bei weitem nicht einen solchen Eindruck machen kann, weil dort vorliegende Berge und Bergzüge den eigentlichen Riesenwall mehr oder weniger verdecken und nicht zur Geltung kommen lassen. Das hirschberger Thal ist es daher auch, von dem aus alljährlich viele tausende aus allen Weltgegenden das Hochgebirge besuchen. Die in diesem 312 bis 380 Meter über dem Spiegel der Ostsee liegenden Thale überaus zahlreich sich erhebenden kleinern Berge bieten eben so viele überaus lohnende Aussichtspunkte und ermöglichen einen so reichen Wechsel reizender Bilder, wie keine andre Gebirgsgegend in deutschen Landen. Während in den andern deutschen Mittelgebirgen die besuchtern Punkte meist mitten in den Bergen oder unmittelbar davor gelegen sind, und die Berge gewöhnlich aus mehr oder weniger ebnem Lande emporsteigen, können wir das Riesengebirge in Entfernung von zwei bis sechs Stunden von den zahlreichen Vorbergen betrachten, die das große hirschberger Thal anfüllen, und erhalten dadurch zu jedem Bilde einen andern schönen Vorder- und Mittelgrund, während der Riesenwall in weiter Ferne den majestätischen Hintergrund des reichen Gemäldes bietet.

Wollen wir den Bau und die Gliederung des Riesengebirges näher ins Auge fassen, so haben wir zu bemerken, daß es von der Boberquelle bis zur Quelle des Zackens, der dem Bober zufließt, ferner vom schwarzen Berge bei Freiheit und dem Heidelberge bei Hohenelbe in Böhmen bis zum Kynast und Gräberberg in Schlesien auf einer Grundfläche sich erhebt, die von Ost nach West an vier Meilen lang und von Nord nach Süd an drei Meilen breit ist, also gegen zwölf Quadratmeilen umfaßt. Der Südfuß des Gebirges ist von der Höhe des Hauptkamms gegen zwei Meilen, der Nordfuß nur eine Meile entfernt; der steile Abfall ist im Norden, der sanfte im Süden. Es sind zwei Hauptwälle oder Kämme zu unterscheiden, nämlich der über 1250 Meter hohe schlesische Kamm, auf dem sich die politische Grenze zwischen Oesterreich und

Preußen hinzieht, und südlich davon der eben so hohe böhmische Kamm. Jeder dieser Kämme zerfällt in zwei Flügel; der schlesische Kamm wird nämlich durch die Mädelwiese, der böhmische dagegen durch den Elbgrund in zwei Glieder getheilt. In Osten und Westen hängen aber beide Kämme zusammen. Nach Süden ziehen sich noch mehrere gegen 938 Meter hohe Kämme bis zum Südfuße des Gebirges hin. Alle diese Kammhöhen äußern eine eigenthümliche Anziehungskraft; es ist der mächtige Reiz der Einsamkeit und Stille im Verein mit jener unbewußten Gewalt, den die Natur in ihrer Ursprünglichkeit ausübt, mit jenem geheimnisvollen Zauber, der aus den Trümmern einer alten, dunkeln Geschichte weht. Wo ist die Zeit hin, in welcher dieses Gebirge noch unversehrt dastand, und wie viel Jahrtausende müssen verschwunden sein, ehe die zerstörenden Mächte die Felsen in solche Trümmer verwandeln konnten, wie sie hier aufgetürmt liegen! Der ganze schlesische Kamm legt Zeugnis ab von diesem riesenhaften Zerstörungswerk. Aus furchtbar zerklüfteten Granitwänden ragen überall, Türmen und Säulen gleich, die zurückgebliebnen härtern Felsen hervor; auf den Vorsprüngen und in den gewaltigen Gruben starren uns die abenteuerlichen Gestalten dieser Ueberreste entgegen. Am Fuße eines 1403 Meter hohen Bergkegels, hohes Rad genannt, liegen die grotesken Schneegruben, 312 Meter tiefe Abgründe mit schroffen, grausig zerrissnen Felswänden, Granitnadeln, Zacken, Kämmen, die dem erstaunten Wandrer entgegengähnen, während ihn aus der Tiefe ein wildes Durcheinander von Felstrümmern anstarrt. Noch schauerlicher wird die Scenerie, wenn der Wind abwechselnd dichte Nebel in diese Riesenschlünde peitscht und dann dieselben zwingt, über die Grubenränder empor zu quellen. Nicht minder grauenerregend ist der Blick in die Teichgruben unweit der Schneekoppe, die mit Wasser angefüllt sind. Alle diese Gruben sind wahrscheinlich durch Einstürze entstanden, welche die Erhebung des Gebirges begleiteten oder ihr nachfolgten. Nicht minder schwindelerregend ist der Blick in die Abgründe des 625 Meter tiefen Riesengrundes am Südfuße der Schneekoppe, des eben so tiefen Elbgrundes, in den sich schäumend und brausend die junge Elbe stürzt, die hoch oben auf dem schlesischen Kamme aus vielen Rieseln der Elbwiese sich zusammensetzt. In diesen schauerlichen Gründen herrscht eine erschütternde Einöde, deren Schweigen nur durch das Rauschen der Gewässer durchbrochen wird. Zwischen hohen Farnkräutern zieht man dahin, über sich senkrechte Felswände oder eine finstre Waldwildnis, aus der gleich Gespenstern die Leichen niedergestürzter Baumstämme hervorschauen; überall Verwirrung und Verwüstung, und doch überall auch malerische Partien einer schauerlich-schönen Natur. Von ergreifender Schönheit sind die Wasserfälle, voran der Zackenfall, dessen Wasser inmitten eines dichten Hochwaldes über 25 Meter tief von einem 756 Meter über dem Meere gelegnen Felsen, über steile Felsenklippen in drei gewaltigen Sprüngen in eine tiefe, enge Schlucht hinabstürzen. Der Elbfall stürzt über 47 Meter, der Pantschefall gar 250 Meter tief hinab in den Elbgrund; die pittoreske Umgebung macht die letztgenannten Fälle besonders interessant.

Die Krone aller Berge des Riesengebirges ist die Schneekoppe, der höchste Berg Norddeutschlands, denn er erhebt sich 1541½ Meter über dem Meeresspiegel der Ostsee. Sie bildet einen aus Granit bestehenden Riesenkegel, dessen Gipfel mit Trümmern von Gneis und Glimmerschiefer überdeckt ist. Die Größe der Natur, ihre Massenhaftigkeit, Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit kontrastieren hier am gewaltigsten mit der eignen Hinfälligkeit des Menschen; daher bewährt dieser Bergriese dauernd seine Anziehungskraft auf die Scharen von Touristen, welche alljährlich die Koppe besteigen, auf deren Plateau neben einer

Kapelle sich zwei Wirtshäuser befinden, die einige hundert Gäste zu gleicher Zeit aufnehmen können.

Unübersehbar und überaus prächtig ist das vor dem Auge des Beschauers sich entfaltende Rundgemälde, das einen Theil Böhmens und Schlesiens umfaßt und bis Prag, Teplitz, Zittau, sächsische Schweiz, Görlitz, Glogau, Bunzlau, Liegnitz, Frankenstein, Neiße, Breslau, hohe Eule, Heuscheuer, Schneegebirge und Vorkarpathen reicht.

Da mit der Höhe der Erhebungen der Erde die Temperatur der Luft abnimmt, eben so wie mit der Entfernung vom Aequator der Erde nach den Polen hin, so läßt sich erwarten, daß die Schneekoppe von bedeutend kältrer Luft umweht wird, als das angrenzende Niederland. Während in diesem die mittlere Jahrestemperatur sechs bis sieben Grad Reaumur beträgt, ist sie auf der Schneekoppe nur 0 Grad, also eben so gering, wie am nördlichsten Theile Europas, am Nordkap. Wie hier, so herrscht auch auf der Koppe ein langer Winter, der den größten Theil des Jahres einnimmt. Die Tageswärme im Sommer geht gewöhnlich nicht viel über fünf Grad Reaumur hinaus, nur an einzelnen heißen Sommertagen steigt sie bis auf siebzehn Grad.

Die klimatischen Abstufungen vom Fuße des Riesengebirges bis zum Nordkap, also auf einer Strecke von etwa dreihundert Meilen, finden wir an diesem Gebirge dicht neben einander in einer Strecke von nur 1541 Meter oder etwa $^1/_5$ Meile. Man kann daher hier in der Zeit von vier Stunden dieselben klimatischen Unterschiede wahrnehmen, wozu man bei einer Reise vom Riesengebirge bis zum Nordkap einen bis zwei Monate braucht. Die Abnahme der Lufttemperatur findet einen dauernden Ausdruck in der Vegetation; die Betrachtung derselben ist darum von besondrem Interesse.

Wenn wir uns in dem reizenden hirschberger Thale umblicken, dessen Sohle durchschnittlich 340 Meter hoch liegt, so überzeugen wir uns sofort, daß dasselbe noch in das Pflanzengebiet der Ebne gehört, welches durch die Eiche und Kiefer charakterisiert wird und sonst noch Buchen, Linden, Ahorn, Ulmen, Erlen, Birken, Weiden, Fichten, Tannen, Lärchen in den Wäldern, und Weizen, Roggen, Gerste, Kartoffeln, Hülsenfrüchte u. s. w. hervorbringt. Auch die untre Region des Gebirges gehört noch in dieses Pflanzengebiet, nur herrscht die Fichte und Tanne vor, während die Kiefer zurücktritt. In der Höhe von 530 Meter beginnt die Region des Vorgebirges, welche von der Fichte und Tanne beherrscht wird, häufig mit Rothbuchen vermischt. Mit 1125 Meter Höhe beginnt die Region des Hochgebirges, welche durch das seltsame, mit seinen Aesten an der Erde hinkriechende, dann armleuchterartig sich aufrichtende und bosquetartige Gruppen bildende Knieholz gekennzeichnet wird, welches in dem ganzen Sudetenzuge nur hier vorkommt; in dem böhmer Walde, in den Karpathen und in den Alpen findet es sich ebenfalls.

Wie mit zunehmender Höhe das Laubholz bald verschwindet, so nimmt auch der Landbau, namentlich der Getreidebau, schnell ab. Der Roggen gedeiht nur bis zur Höhe von 465 Meter, Kartoffeln, Rüben und Hafer wagen sich noch weiter hinauf; letztrer ist am verwegensten, denn er kommt noch in Höhen von 844 Meter vor, bei 1030 Meter aber hört jeder Landbau auf; in dieser Region beschäftigen sich die Gebirgsbewohner nur noch mit Wiesenkultur und Viehzucht. Die hohen Rücken und Kuppen des Gebirges tragen entweder nur kurzes, kaum in zwei Jahren die Schur lohnendes Gras, oder sie sind kahl und nackt nur mit Moosen und Flechten bedeckt, von denen die isländische Moosflechte und die nach Veilchen duftende Veilchenflechte am meisten bekannt sind.

Die Nadelhölzer werden nach dem Kamme hin immer kleiner, hoch oben, wo der Baumwuchs allmählich aufhört, sieht man neben dem Knieholz nicht selten noch kleine verkümmerte Fichten von der Höhe eines Mannes. Die größern dieser Zwerge sind von Sturm und Wetter meist jämmerlich zugerichtet, gewöhnlich auf einer Seite halb abgestorben und verstümmelt, während sie auf der andern mühsam grünen. So bejammernswerth sie im Sommer erscheinen, so prächtig sehen sie im Winter aus, wenn sie von Schneeis über und über inkrustiert sind und wie mit Zucker übergossen im Sonnenschein glänzen.

Wie die Flora, so nimmt auch die Thierwelt mit der Erhebung des Landes einen andern Charakter an; während in den äußern Thälern ein reiches Thierleben seinen Sitz hat, erfreut uns auf den Gebirgskämmen nur noch das vereinzelte Zwitschern der Schneelerche. Auch zeigt sich das Menschenleben als eng verwachsen mit der Beschaffenheit des Bodens und dem Klima. Am Fuße des Gebirges und in den äußern Thälern desselben findet sich Raum genug zur Anlage größrer Ortschaften; je höher oben in den Bergen, desto mehr in kleine Gruppen zerstreut treten die Häuser auf, und in der höchsten Region erblickt der Wandrer nur noch hie und da eine einfache Sommerbaude, die, wie schon ihr Name sagt, nur während der Sommerzeit den ihr Vieh auf die Hochwiesen treibenden Bergbewohnern ein kümmerliches Obdach gewährt. So hat sich denn auch die Hauptmasse der Bevölkerung des Riesengebirges in der untern Region desselben festgesetzt, indem von den 72 000 Bewohnern desselben etwa 71 000 auf die acht Quadratmeilen der beiderseitigen Abhänge und nur etwa 1000 auf die vier Quadratmeilen des mittlern Theils des Bergwaldes kommen. Auch in der Kultur der Bevölkerung zeigt sich eine Abnahme mit der Erhebung des Bodens; Ackerbau, Industrie und Kunst entfalten in den äußern Thälern eine zum Theil großartige Thätigkeit, Glas- und Papierfabriken, Holz- und Strohmattenfabriken, Garnspinnereien, Teppichfabriken, Holzwaarenfabriken, Maschinenfabriken, Eisengießereien, Glas- und Steinschleifereien, Bleichen, Leinwebereien u. s. w. beschäftigen tausende geschickter und fleißiger Hände in Dörfern und Städten, von denen wir besonders Hohenelbe, Schmiedeberg, Hirschberg und den berühmten Badeort Warmbrunn hervorheben.

Mit zunehmender Erhebung des Bodens dagegen verschwindet das laute Treiben industrieller und merkantiler Thätigkeit gar bald, und in den höhern Regionen begegnen wir nur noch dem Bilde des stillen, einfachen Hirtenlebens. In einfachen, aus Balken gezimmerten und mit Schindeln gedeckten Häusern, Bauden genannt, lebt das genügsame Gebirgsvolk, über das bunte Treiben des Tags in stille Einsamkeit hinaus gehoben, ein patriarchalisches Familienleben, das uns in jene frühen Zeiten zurückversetzt, wo der Mensch von den zahllosen Bedürfnissen moderner Zivilisation noch nichts wußte. Bei leiblicher Armuth sind diese schlichten Bewohner reich ausgestattet mit vielen Eigenschaften des Herzens, die sie uns lieb und werth machen.

3. Das schwimmende Dock des deutschen Reichs.

Aron Bernstein.

Seit dem Juni 1869 besitzt Deutschland in dem im Borsigschen Etablissement in Moabit angefertigten schwimmenden Dock ein Werk gewaltiger Kulturmacht, das nur die neue Zeit ins Leben zu rufen im stande war. Ursprünglich wurde dasselbe für den Hafen von Swinemünde angefertigt; es wird jedoch beliebig nach verschiednen Hafenplätzen gebracht, wo man seiner bedarf.

Das schwimmende Dock dient dazu, um die größten Seeschiffe und nicht minder Kriegsschiffe, sobald sie einer Reparatur bedürfen, mit Leichtigkeit in wenig Stunden aus dem Wasser zu heben und ihnen eine solche Stellung und Lage zu geben, daß sie von allen Seiten frei dastehn, und die Reparaturen im Trocknen ausgeführt werden können.

Dies wird dadurch bewerkstelligt, daß man eine riesenmäßig lange eiserne Kiste herstellt, welche nur drei Wände, die Bodenwand und zwei Seitenwände, hat und also oben, vorn und hinten offen ist. Eine solche Kiste, die eben das Dock ist, sieht wie ein Thorweg aus, der sich umgekehrt hat und auf dem Rücken liegt. Die drei Wände des Docks bestehn jedoch aus Doppelwänden, welche gewaltige, hohle Räume wasserdicht einschließen und darum hoch auf dem Wasser schwimmen. Nun aber sind Vorrichtungen angebracht, wodurch man diese Hohlräume durch Oeffnen von Luken mit Wasser füllen kann. Sobald dies geschieht, fängt das Dock an unterzusinken und sinkt nach und nach so tief, daß die auf dem Wasser schwimmenden Schiffe bequem von der Vorder- oder Hinterseite des Docks hineinfahren können. Nachdem dies der Fall ist, wird das Schiff von unten und beiden Seiten gestützt, damit es nicht umfallen kann. Nunmehr wird das in den hohlen Wänden des Docks befindliche Wasser ausgepumpt. Die Hohlräume werden somit leer und das Dock leichter. Da fängt denn das Dock an, wieder aus dem Wasser emporzusteigen, und nimmt das Schiff mit in die Höhe. Nach völliger Entfernung des Wassers, sowohl aus den Hohlräumen der Seitenwände wie der Bodenwand, schwimmt das Dock wieder flott auf dem Wasser, das emporgehobne Schiff befindet sich auf demselben im Trocknen und kann nun nach Bedürfnis ausgebessert werden.

Nachdem wir so das leicht faßliche Prinzip, worauf die Wirkung des Docks beruht, dargethan haben, wollen wir durch eine nähere Beschreibung das fertig gewordne Dock des deutschen Reichs unsern Lesern vorführen.

Das ganze Dock hat eine Länge von mehr als 75 Meter, so daß man bequem sechs anständige Häuser in diese Länge hineinschieben kann. Die Breite desselben, die beiden hohlen Seitenwände mitgerechnet, beträgt 25 Meter, so daß es die Breite von zwei Häusern einnimmt. Da jedoch jede Hohlwand an 3 Meter beträgt, bleibt von Wand zu Wand ein freier Raum von 19 Meter, der ausreicht, große Kriegsschiffe aufzunehmen.

Die Wände gehn indessen nicht grade abwärts bis auf den Boden des Docks, sondern bilden stufenartig nach unten hin einen schmalern Raum, so daß der tiefste innre Raum des Docks nur eine Breite von 12,5 Meter hat. Da alle Schiffe nach unten hin schmaler gebaut werden als am obern Bord, so hat diese Konstruktion des Docks die Bequemlichkeit, daß es keiner allzulangen Stützen bedarf, um den untern Theil des Schiffs an den Seitenwänden des Docks festzustellen. So bleibt dann, wenn das Schiff im Dock steht, noch ein sehr bequemer Raum von beiden Seiten für alle möglichen Arbeiten der Schiffs-Reparatur übrig.

Die Höhe der Seitenwände beträgt etwa 11 Meter. Da jede Wand 3 Meter Breite und 75 Meter Länge hat, so bieten sie oben eine recht hübsche Promenade dar. Sie sind mit anständigen Galerien eingefaßt, von welchen aus bequeme eiserne Treppen nach unten in die Tiefe des Docks hineinführen.

Der hohle Fußboden des Docks hat eine Höhe von 2,5 Meter. Wenn das Dock unter Wasser gesetzt wird, so ragen nur die zwei Seitenwände noch über die Wasserfläche heraus. Die Versenkung kann beliebig so weit getrieben

werden, daß das Wasser 7 bis 8 Meter hoch im Dock steht und somit ein Fahrwasser bildet, welches an Tiefe selbst den schwersten Schiffen genügt.

Eine leichte Rechnung zeigt, daß der hohle Fußboden des Docks allein mehr als 1200 Kubikmeter Wasser in sich aufnehmen kann. Die Hohlräume der Seitenwände dazu gerechnet, ergibt eine Wassermasse, welche beliebig eingelassen und ausgepumpt werden kann, von mehr als 6000 Kubikmeter. Dieser ganze Raum, von Wasser entleert, hat also eine gewaltige Tragfähigkeit, so daß das Dock trotz seiner eignen Schwere die mächtigsten Schiffe in die Höhe heben und mit dieser Last noch gegen ein Meter über dem Wasserspiegel schwimmen kann.

Die Dockwände sind indessen nicht bloße Hohlräume für das aufzunehmende Wasser. In der Mitte derselben befinden sich die Dampfmaschinen, welche die Pumpwerke treiben. Außerdem sind daselbst alle Vorrichtungen, durch welche man die Hohlräume beliebig öffnen, den Wasserzufluß dirigieren und abschließen kann. Die Aufgabe ist aber gar nicht so leicht, das Einströmen des Wassers beim Oeffnen der Ventile so zu regulieren, daß es auch gleichmäßig von beiden Seiten geschieht und die eine Seite des Docks nicht schneller als die andre sinkt oder gar mit dem gehobnen Schiffe ungleichmäßig steigt, was ein Umkippen des Schiffs veranlassen könnte. Es bilden auch Wände und Fußboden nicht einen einzigen hohlen Raum, sondern sie sind in Kammern getheilt, damit, wenn einmal eine Kammer nicht wasserdicht ist, diese abgesperrt werden könne. Schwimmer, welche die eingedrungne Wassermenge anzeigen, und Vorrichtungen, welche jede Unregelmäßigkeit bewältigen lassen, machen einen wohl durchdachten Theil des Werks aus.

Das Versenken des Docks nimmt kaum eine Stunde, das Auspumpen des Wassers etwa vier Stunden Zeit in Anspruch.

Der ganze Bau ist so kolossal, daß die Farbe allein, welche zum dreimaligen Anstrich desselben verbraucht worden ist, an zweihundert Zentner beträgt. Die Zahl der Nägel, welche die Eisenplatten wasserdicht aneinanderhalten, geht in die Millionen. Ein Werk derart auszuführen, ist in der That nur einer Zeit der Kultur gegönnt, welche über Naturkräfte als die unerschöpflichen Diener des freien Menschengeistes verfügt.

4. Bayerns Klima.

Friedrich Wilhelm Walther. (Manuskript.)

Schon die Verschiedenheit der Höhenlagen des Landes sowie der örtlich bestimmten Thermometer- und Barometerstände läszt auf das vielfach anders beschaffne Klima der einzelnen bayerischen Landschaften schlieszen.

In den Alpen Südbayerns, deren höhere Geschröfe kaum ein Viertheil des Jahrs von der eisigen Bürde des Winters entledigt werden, weht zwar reine Luft, allein das Klima ist rauh, die Winter sind streng und lang andauernd. Schnee und Reife noch spät im Mai gelten da als nichts Ungewöhnliches, und ebenso häufig sind im Sommer plötzliche Ungewitter und Hagelschläge. Häufig und oft sehr schnell wechseln die Temperaturen und Luftströmungen. In den der Mittagssonne zugewendeten Thälern hebt sich die Sommerhitze oft zu drückender Schwüle, und dann erst entledigen sich die Hochalpen in wildbrausenden Bergwassern ihrer Schneefülle. Zur Winterszeit dagegen steigt auch die Kälte öfter bis auf 20 Grad Reaumur, [1])

[1]) Vgl. Thl. I, S. 187.

indes sie in der Ebne drauszen kaum zu 15 Grad anwächst. Seltsam überraschen da die lauen Windstösze von Tirol her, die durch die gröszern Thäler, zumal das Innthal, heranziehn und als wahrer Sirocco[1]) zu erkennen sind.

Aehnliche Wechsel und Rauhheit bezeichnen das Klima der schwäbisch-bayerischen Hochebne bis an die sanften letzten Schwellen des Donauthals. Dreimalige Wechsel der Tagestemperatur sind hier die Regel, wie Früh- und Spätfröste im Jahre, nasse Sommer so häufig, wie neblige Herbste und Winter; der klare September ist meist die einzig zuverlässige Zeit des Jahrs. Aeuszerst grelle Uebergänge der Temperatur machen sich nur allzu fühlbar. Blosz das Innthal und die Bodenseegegend bilden hiervon auffallend günstige Ausnahmen.

Sanfter und an vielen Punkten (wie um Regensburg) sogar sehr angenehm zeigt sich die Luftbeschaffenheit in den Donaugegenden und da, besonders im schönen fruchtbaren Niederbayern beginnt der Frühling weit zeitiger, und man erntet um drei bis vier Wochen früher als im Oberlande. Jenseits der Donau, längs der böhmischen Grenze, liegt gewöhnlich schon tiefer Schnee über Berg und Wald, indes die Bewohner des nahen Flachlands noch schöner Herbsttage genieszen. In jenen winterlichen Landstrichen reift häufig der Hafer um Michaelis noch nicht, und Schnee überbreitet die Gefilde, ehe zu seiner Ernte geschritten werden kann. Die Entfernung von einer Meile bewirkt da im Wachsthum der Pflanzen einen Unterschied von Wochen in der Zeit. Das Gleiche gilt von dem rauhen Striche des Fichtelgebirgs. Man fährt da von Hof bis Berneck noch im Schlitten, während sich die fränkischen Ebnen schon der köstlichsten Frühlingstage erfreuen.

Weniger rauh, aber doch im Pflanzenleben etwas zurückgehalten, erscheint das mäszig hohe, kleine Waldgebirge des Steigerwalds, weit kälter der innre Spessart. Die hohe Rhön jedoch hat etwas von alpinischer Natur in ihren Witterungsverhältnissen. Frühzeitige und lange anhaltende Winter, auszerordentlicher Schneefall und strengste Kälte sind dort gewöhnlich.

Eines sehr milden und angenehmen Klimas genieszen die Regnitzebnen, zumal die Landschaften im Mainthale. Mehr durch Gebirge geschützt, als durch deren Nähe erkältet, von keinen Moorgründen mit ungesunden Dünsten heimgesucht und bei beständig sanft bewegter Luft, gehören die fränkischen Gebietstheile zu den lieblichsten Strichen Deutschlands. Insbesondre sind die Umgebungen von Würzburg und Bamberg (letztre sprichwörtlich „Klein-Italien“ genannt) durch das Gedeihen der Rebe hinlänglich in klimatischer Beziehung charakterisiert.

Der günstigsten Sonne aber erfreuen sich die Rheinebne und das Hartgebirge in der bayerischen Pfalz, die schon im März Blumen und Fruchtbäume, in guten Jahren um Johannis den Weinstock zur Blüte lockt, wo Anfang Juni die Heuernte, Ende Juli die Getreideernte fällt. Als ungesund galten da nur vor Regulierung des Rheinlaufs die Sumpfstrecken um Speier und Germersheim, gemieden werden noch die Ausdünstungen des Reichswalds, und rauher sind die Gegenden des Westrichs.

Im allgemeinen dürften folgende Naturerscheinungen, wie sie durchschnittlich in Regensburg eintreten, die mittlern Anfänge aller Jahreszeiten für Bayern anschaulich zu schildern geeignet sein:

Schneeglöckchen blühen	um den 13. Februar.
Lerchen kommen an	„ „ 28. „

---

[1]) So wird der drückend heisze und ermattende Südostwind genannt, der im Frühjahr und Herbste vorzüglich in Unteritalien in seiner grös̈zten Heftigkeit etwa 36 bis 40 Stunden, in geringrer Stärke oft 2 bis 3 Wochen weht und auf Thier- wie Pflanzenwelt höchst schädlich einwirkt.

Pflügen beginnt	um den	12.	März.
Buchen schlagen aus	„ „	25.	April.
Sommergerste wird angebaut . . .	„ „	13.	Mai.
Flachs blüht	„ „	6.	Juni.
Heuernte fängt an	„ „	13.	„
Bienen schwärmen	„ „	22.	„
Wilde Rosen blühen	„ „	24.	Juli.
Störche ziehen ab	„ „	24.	August.
Sommerfäden erscheinen auf den Feldern	„ „	15.	September.
Meisen kommen an	„ „	29.	„

Der schon bezeichnete, bezüglich der Witterung in Bayern beständigste Monat, der September, führt die Benennung „Faden-Sommer“ oder auch den allerdings nicht sehr schönen Namen „Altweiber-Sommer“. Letztrer ist sowohl für den Vergnügungsreisenden wie für den Landwirt in mancher Beziehung wichtig. Weniger freundlich erscheint der Wonnemonat, der doch nächst dem Monat Oktober für das ganze nördliche Deutschland die beständigste und heiterste Zeit ist. Umgekehrt zeigt sich der März, der in Norddeutschland zu den regnerischsten Monaten gehört, bei uns minder regenreich. Den Juli kennzeichnet allenthalben in Nord- und Süddeutschland grosze Unbeständigkeit. Für den veränderlichsten Abschnitt des Jahrs gilt in Bayern sprichwörtlich der April.

Sind nun auch die klimatischen Zustände Bayerns verhältnismäszig günstig, so stehn sie doch, wie die Deutschlands überhaupt, allen übrigen Ländern Europas nach, Ruszland allein ausgenommen.

5. Das bayerische Hochland.

Steht man auf der Theresienwiese bei München am Fuße des Bavariakolosses, übersättigt von allen Herrlichkeiten dieser wahrhaft königlichen Stadt, und sieht, gewaltiger als alle die Monumente, die ein kunstbegeisterter Monarch hervorrief, die ewigen unwandelbaren Denkmale einer unsichtbaren Hand, die riesigen Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung von der Mädelergabel im Allgäu bis zum Watzmann in Berchtesgaden und den salzburger Bergen, gekleidet in ruhiges Blau, dazwischen eine schimmernde Felswand, dahinter einen weißen Gletscher, an herrlichen Sommerabenden getaucht in glühendes Roth; dann füllt sich die Brust mit unwiderstehlichem Sehnen nach ihren schwindelnden Höhen, zerklüfteten Felsen, stürzenden Bergwässern und grünen Seen.

Zwar ist das bayerische Hochland keine Schweiz. Die Gebirgsstöcke sind dort höher, ausgebreiteter, gewaltiger, die Gletscher häufiger, die Seen größer, die Fälle stürzen tiefer; doch erreichen hier die höchsten Punkte die gewiß respektable Höhe von 2—3000 Meter, wie die Zugspitze, der Watzmann, Mädeler, Karwendel u. a., man trifft alle Typen der Alpennatur, und der wahre Naturfreund, der sich nicht von Namen und dem allgemeinen Fremdenzug bestimmen läßt, findet sich hier gewiß eben so befriedigt wie dort. Auch ist es für den einzelnen Reisenden, der dem Geräusch großer Städte für einige Zeit zu entsagen kommt, wohlthuend, hier nirgends den Zügen reisender Engländer zu begegnen, die in der Schweiz allenthalben jene großartigen, theuern Gasthöfe da hervorgerufen haben, wo man Ländlichkeit und Einfachheit besuchen möchte und nur ausländischen Luxus für theures Geld findet.

Wer das bayerische Alpenland durchreisen will, muß sich begnügen, in einem einfachen Wirtshause beherbergt zu werden, wo er sich jedoch bei mäßigen Ansprüchen befriedigt und vor allem allenthalben Reinlichkeit finden wird, ohne

daß es ihn übrigens belästigen dürfte, wenn vielleicht am andern Tische Knechte und Mägde des Wirts aus einer gemeinschaftlichen großen Schüssel ihr einfaches Mahl einnehmen, während sich neben ihn einer jener schmucken, stattlichen Söhne der Alpen setzt, wie sie von solcher Größe und Muskelkraft weder Schweizer noch Tiroler, ihre Nachbarn, aufzuweisen haben. Er darf sich nicht gekränkt fühlen, wenn ihn dieser in seiner treuherzigen, schlichten Weise mit „Du“ begrüßt, darf jedoch auch durchaus nicht glauben, dadurch mit Zudringlichkeit belästigt zu werden. Hat der Mann einige „Hoalbi“ Bier getrunken, so wird er lebendig und beginnt seine „Schnadahüpfln“ vorzutragen, kleine vierzeilige Lieder, die meist improvisiert werden und das Wirtshaus-, Schützen- und Liebesleben besingen; nun rücken mehrere zusammen, und einer sucht es dem andern zuvorzuthun. Dabei wird in die Hände geklatscht, mit den Füßen gestampft und gejodelt. Es findet sich dann gewöhnlich eine Zither vor, das Instrument, welches ausschließlich den Alpen gehört und hier fast von jedem ihrer Söhne gespielt wird. Bald ist nun auch ein „Dearndl“ bei der Hand, und nun wird „Landler“ getanzt, dieser gemüthliche und zugleich graziöse Nationaltanz, der auf unsern Bällen noch keine Gnade finden konnte, während man Polka-Mazurka und andre Tänze von fremden Nationen entlehnt. Leider folgen dann auch manchmal ernstliche Händel, wie dies bei Naturkindern, die sich von ihren Leidenschaften beherrschen lassen, leicht möglich ist. Es werden die stählernen Schlagringe gedreht, die sie am Finger tragen, und selten legt sich der Kampf, bis er sein Opfer gefordert. Doch haben die Leute Takt genug, in Gegenwart Fremder sich zu beherrschen.

Beachtenswerth sind die Symbole, welche die Decken der Gastlokale zieren. Liegt das Dorf an einem der Seen, und sind daselbst Kähne zum Gebrauch für Reisende, so hängt von der Decke herab das Modell eines Kahns mit einer Puppe als Fährmann; außerdem Fleischer- und in gläsernem Behälter ein Frachtwagen in Duodez, wenn hier Einkehr von Fuhrleuten stattfindet. Es deutet das, so wie die mit geschnitzten Figürchen bedeckten Maibäume, die zahlreichen bunten Heiligenbilder und andre, gewiß auf ein schon südlichres, dem italienischen verwandtres Element des Volks hin, das, genährt durch das Bilderreiche des katholischen Kultus, sinnliche, farbige und plastische Anschauungen als Brücke zur Vermittlung seines Ideenganges mit den aufzunehmenden Begriffen bedarf.

Denselben Grund mögen die dramatischen Spiele dieser Gebirgsleute haben, die, ebenso originell als alt, nur Scenen aus der christlichen Legende oder Jesusgeschichte darstellen und uns so einen Begriff von der Bühne des Mittelalters geben. Hat irgendwo eine Gemeinde ein derartiges Schauspiel beschlossen, dann wird es durch Anschlagzettel in allen benachbarten Dörfern bekannt gemacht. Die Aufführung geht in einer Scheune vor sich und hat ein zahlreiches und aufmerksames Auditorium. — Eine andre und eigenthümliche Volkssitte ist das „Haberfeldtreiben“. Hat jemand durch Wucher, Geiz, Unsittlichkeit oder sonst ein Laster, das von den Gerichten nicht direkt bestraft werden kann, den öffentlichen Unwillen erregt, so versammelt sich vor seinem Hause bei Nacht ein vermummter Haufe mit Fackelbeleuchtung, mit Waldteufeln, Pfeifen, metallnen Becken, alten Töpfen, mit denen sie, unterstützt von Geschrei und Gejole einen Höllenlärm so lange vollführen, bis der zitternde Missethäter in dem Haufen erscheint. Hier werden ihm von einem Sprecher seine Vergehn vorgehalten, und durch das Versprechen der Besserung beruhigt, gehn die Leute auseinander.

Bergsteigen und Wildern ist ihnen wie allen Bergbewohnern angeborne

Leidenschaft, dabei lockt auch die nahe österreichische Grenze zur Schmuggelei, und alles ist ihnen lockend, was Gefahren bringt, die hier weit größer sind als irgendwo, wozu sich aber auch hier weit mehr Schlupfwinkel bieten. In vielen Familien erbt dieses Geschäft vom Großvater auf den Urenkel fort, und manche hat schon im Kampfe mit den Grenzwächtern ihr Oberhaupt eingebüßt. Aber in stetem Kampf mit den Elementen und dem Gesetz geht der bayerische Aelpler gestählt und ausdauernd daraus hervor mit scharfem Blick und feinem Gehör jede Gefahr erkennend und sie mit athletischer Kraft bekämpfend; er ist einer jener Söhne der Natur, mit allen ihren schlimmen, aber auch vortrefflichen Eigenschaften, die in unsern Tagen nur noch schirmende Berge oder dürre Steppen vor dem unaufhaltsamen Strom der Kultur, die alle Welt beleckt, bewahren.

6. Zur Winterzeit am Chiemsee.

Nach Heinrich Noë.

Das Wasser des Chiemsees wallt unter dem Himmel, und die wimmelnde Fläche zeigt das tiefe Blau, wie die sonnenliebenden Gentianen, welche im Frühjahre die Rasen unsers Landes zieren. Er selbst gleicht einem ungeheuren feuchten Kelche dieser Blüte, die aus den aufgefangnen Lichtern sich blendendern Blauglanz saugt als die Höhe des Himmels und der Berge. So trug ich sein Bild in mir.

Als ich aber das letzte Mal durch die buschigen Hügel schritt, welche Prien von dem moorigen Strande trennen, knarrte der Schnee unter meinen Füßen. Die Eisdecke des Sees lag da. Das Auge der Landschaft war todt, wie das eines Menschen, wenn die Linse im Star milchweiß erstarrt. Bläuliche Fußstapfen zogen sich in die Fläche hinaus; die Herrninsel ragte dunkel aus den frostigen Hüllen. Hie und da waren auf der dünn beschneiten Eisdecke dunkle Flecken zu sehn. Dort stand Wasser, von Sonnenwärme der vergangnen Tage erzeugt. Es konnte aber die eine oder die andre jener Stellen auch zu den durchgehenden Oeffnungen gehören, welche das Volk der Ufer „Dampflöcher“ nennt.

So kommt es, daß es oft nicht geringe Gefahr bringt, durch solche Wasser zu waten; denn wenn die mächtige Rinde des Kerneises fehlt, dann senkt sich der Wandrer zu den vielerlei Leichen und Knochen, die auf den Kieseln 500 Fuß[1]) unter der Erde liegen. Um sich und uns davor zu bewahren, nimmt der Führer, der voranschreitet, einen sehr langen Stock mit, der am Ende mit einer scharfen eisernen Spitze versehen ist. Diese Spitze hält er fünf bis sechs Fuß vor sich hin; er stößt auf das Eis und prüft, ob es die Last trägt. Bald geht es auf trocknem Pfade — die Eisdecke knistert wie elektrische Funken; bald sehen wir keinen Boden unter uns — der Weg führt durch fußtiefes trübes Wasser. Es ist ein trauriger Gang.

Damit der hineingewehte Schnee nicht die verrätherischen Löcher zudeckt, welche jetzt unser Führer vorsorglich umgeht, und der Unbekümmerte nicht durch die tiefe Schneedecke hinabstürze, stehn auf dem See, wie sonst an winterlichen Wegen auf dem Lande, Weiden und Stangen ausgesteckt, welche über sichres Eis nach sichern Ufern geleiten.

Es ist einer jener Tage, wie sie im langen Winter vorkommen, der in unserm Himmelsstrich zwei Monate lang mit dem Frühling kämpft. Laue Luft

---

[1]) Ungefähr 145 m.

weht über die verwitterten Eisflächen, und die heiß vom blendenden Schnee zurückgeworfnen Sonnenstrahlen werden oft von groben Flocken und Körnern in schaurige Flucht geschlagen. Eben zieht der Schneesturm über das südwestliche Gebirg; nun kannst du schon in die Sonne sehen; denn die Dünste verzehren ihr Licht.

Ein Fön[1]) mit vielem Schnee ist ein seltsamer Sturm, wenn er dich auf solchem Pfade überrascht. Unter dir hämmert von seinem Druck die ungeduldige Welle an ihre Fesseln. Sonne und selbst Regen werden der Eiskruste nicht so gefährlich als Sturm, insbesondre der wüthende Sirocco der Alpen. Kein Strauch, kein Stein, keine Erhöhung unterbricht die Einförmigkeit der grauen Farbe. Die Sonne richtet in diesem Gewirr nichts aus; halte dich nah an deinen Führer, sonst wird der Chiemsee zum schneeigen Irrgang.

Nach einer Stunde hatte ich damals den erwünschten Strand erreicht. Auf einem guten Knüppeldamme, der sich zwischen wohlgepflegten Hecken hinzieht, kam ich auf die Höhe der Herrninsel. Suchen wir auf dem geweihten Eiland vor allem das schützende Gasthaus auf. Beim ersten Schritt in dasselbe gewahrt man gleich, daß uns die Pforten eines ehemaligen Klosters geöffnet worden sind. Die dunkeln Gänge, die massiven Mauern, das schief einfallende Licht bilden zusammen eine Räumlichkeit, von der wir im vorhinein erwarten, daß sie uns in einen Saal geleitet, welcher mehr Aehnlichkeit mit dem Eßzimmer einer reichen Abtei als mit dem Speisesaal eines Gasthauses haben wird. Und so ist es. Aber es sind nicht die schweigsamen Gesichter der Brüder nach der Regel des heiligen Augustinus, die uns empfangen, sondern freundliche Menschen. Es ist ein anmuthiges Einsiedlerleben auf jener Insel. Die winterliche Abgeschlossenheit mitten im eisbedeckten See rückt die Gemüther einander näher, und die Abende verschwinden im mittheilsamen Gespräch. Da rauscht der See in allen Erzählungen an der Flamme des Herds; gefährliche Fahrten über die stürmische Flut, halsbrecherische Gänge über das Eis und wilde Geschichten von Jägern und Bergsteigern bilden den Text des Gesprochnen. Worüber sollte man auch hier reden? Ist doch die Herrninsel ohne Zweifel einer der merkwürdigsten Wohnorte in Deutschland.

Der Winter hielt noch den Theil des Sees, der zwischen den Inseln und weiterhin im Westen liegt, unter seinem Eise gefangen; aber die vielen warmen Tage und die hochstehende Sonne des April hatten an der Oberfläche so viel zerbröckelt und zernagt, daß es nicht jedermanns Sache war, Spaziergänge nach dem Ufer oder der Fraueninsel zu unternehmen. Unsre fast ausschließliche Verbindung mit dem Festlande besorgte ein treuer Knecht, der alltäglich früh am Morgen, wenn der nächtliche Frost das Eis wieder gekräftigt hatte, mit seiner blechernen Büchse hinüber nach der Post Weisham wanderte, um seines Herrn Aufträge zu besorgen. So war die Post im Frühling geraume Zeit gegangen, bis der Knecht eines Tages das Eis für „schiach“ erklärte. Jetzt blieb, wenn wir nicht ein ganz abgeschlossnes Dasein führen wollten, nichts andres übrig, als eine „Rinne“ oder einen „Bruch“ ins Eis zu schlagen. Eine Rinne ist ein Kanal, der so breit sein muß, daß sich ein Schiff nothdürftig durchzwängen kann. Das ist aber eine mühselige und langwierige Arbeit. Ich kenne sie aus eigner Anschauung und Mitwirkung und wage die Behauptung, daß mir meine Arme und Schultern am Abend nicht weher gethan haben würden, wenn ich die größten Lasten fortgeschleift oder getragen hätte.

---

[1]) Derselbe weht in den mittlern Gebirgsgegenden der Schweiz, ist schwül und trocken und wird jetzt als ein über die Alpen gestiegner und dadurch in seinen ursprünglichen Eigenschaften abgeänderter Theil des gewöhnlichen Aequatorialstroms angesehen.

Der Vorgang ist dieser. Vor dem Schiffe, welches man auf das Eis stellt, postiren sich zwei, drei Arbeiter und hauen mit Hacken und Beilen viereckige Tafeln aus der Kruste. Ein dritter schiebt diese, wenn sie losgemacht worden sind, mittelst einer langen Stange unter die Decke. Diese drei haben den weniger beschwerlichen Theil des Geschäfts. Andre stehn im Schiff und halten etwas in der Hand, was am meisten Aehnlichkeit mit einem Dreschflegel hat. Es ist dies ein handbreiter Prügel, der an seinem obern, wulstigern Ende nach rückwärts gekrümmt sein muß. Mit dem wird aus Leibeskräften auf das dicke Eis geschlagen. Es bedarf manchmal eines Dutzends Hiebe, bis dieses bricht und die Smaragdflut des Sees dem Arbeiter aufgepeitscht ins Gesicht spritzt. Wie davon die Armmuskeln geprellt werden, läßt sich denken. Ich für meinen Theil habe mich an dem Geschäfte deshalb betheiligt, weil mich der lang andauernde Winter ärgerte und ich meinen Zorn an seinem Erzeugnis, der Frostbrücke, auslassen wollte. Ich schlug grausam darauf los, und schwere Schweißtropfen fielen auf die zerschmetterten Trümmer; aber der Geschlagne war ich, nicht der grimmige Eiskönig.

Frei und munter kehrten wir zum längst bereiten Abendessen zurück. Die Amseln, welche noch nicht erfroren waren, pfiffen draußen unter den entblätterten Büschen. Mir däuchte es, als ob sie uns grüßten. In dem Saale, dessen einer Theil in traulichem Halbdunkel lag, brannte eine helle Lampe. Die Uhr pickte langsam, und durch ein Fenster schaute ein heller Stern herein, der sich an den Rand einer ergrauenden Wolkenbank hielt. Er erlosch bald wieder. Je mehr unsre Unterredung über die Insel und den See an Lebhaftigkeit gewann, desto wilder wurde es draußen. Als ich durch den hallenden Gang nach meinem Zimmer schritt, war in der Luft taube unendliche Finsternis. Diese lagerte über den Wassern, über dem Eise, über den Schneeflächen, über Wald und See.

7. Das Gleisenthal.

(Ein Bild aus Münchens Umgebung.)

Joseph Wimmer.

Die bayerische Hochebne ist nicht so reizlos, wie die Meisten glauben. Wer hätte nicht schon manchmal auf den Bildern einiger unsrer bedeutendsten Landschaftsmaler den vielfach abgestuften Farbenzauber bewundert, welchen die sinkende Sonne eines Sommerabends über unsre Moore zu gießen vermag? Aber auch die Bodengestalt der Ebne, so einförmig sie im ganzen sein mag, wird stellenweise durch interessante Gebilde unterbrochen. Allbekannt ist unter diesen der „Teufelsgraben“, jenes weite und lange Trockenthal, das von Tölz an gegen Nordosten bis zu jenem Punkte hinläuft, wo die Mangfall mit scharfer Ostwendung sich dem Innstrom zukehrt. Die Entstehung dieser seltsamen Bodenhöhlung wird, wie schon der Name sagt, gleich so vielem Unerklärlichen vom Volke auf die Gewalten des bösen Geistes zurückgeführt; der Teufel, heißt es, habe diesen Graben als Frohnarbeiter einem bayerischen Herzoge ziehen müssen. Ein ähnliches Gebilde wie der Teufelsgraben, und zwar dadurch noch merkwürdiger, daß es nicht wie dieser zum Theil dem Berg- und Hügellande, sondern gänzlich der Ebne angehört, ist nun auch das Gleisenthal, das ich in den folgenden Zeilen zu beschreiben versuche.

Man erreicht dasselbe von München aus in einer halben Stunde, indem man sich nach der Eisenbahnstation Deisenhofen begibt. Von hier erstreckt es sich als eine in die tafelgleiche Hochebne scharf und tief eingeschnittne Rinne,

als eine gewundne und waldgefüllte Thalschlucht nicht ganz drei Stunden weit gegen Südwesten bis Deining. Die Thalsohle zeigt sich von wechselnder Breite, oft kesselartig erweitert, die Seitenhänge sind steil und hoch wie Stromufer. Und solche sind sie einstmals auch gewesen; denn ohne Zweifel haben wir in diesem Theile eine Zernagung, eine Schöpfung des Wassers vor uns, dieses bildenden Künstlers, der an der Gestaltung der Erdoberfläche am meisten mitgewirkt hat. Noch sind die Spuren vorhanden, welche beweisen, daß das Gleisenthal einst ein Strombett gewesen. An seinem südlichen Ende dehnt sich eine schilfige Fläche, der man es sofort ansieht, daß sie vor nicht langer Zeit noch mit Wasser überdeckt war; in der That verzeichnet die Karte zur „Bavaria“, der Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, aus dem Jahre 1860 hier noch einen kleinen See. Dieser See aber war der Rest einer größern Wassermasse, die vordem über dem jetzigen Deiningerfilz geflutet hat. Ein Abfluß aus diesem Deiningersee der Vorzeit nun muß das Gleisenthal in den Boden eingerissen haben; an den Thalwänden beim nördlichen Eingang sieht man noch die runden Nagelfluh-Wandpfeiler, welche von den nagenden Fluten einst ausgearbeitet wurden. Heutzutage aber lassen sich in diesem ehemaligen Strombette nur mehr dürftige Wasserreste beobachten, und zwar im südlichen Drittheile desselben.

Das oben genannte Schilfbecken am Südende wird von einem künstlich hergestellten, die Moorwasser sammelnden Graben durchschnitten. Mit fast unmerklicher Strömung zieht sich dann ein rothbrauner, aber klarer Bach gegen Norden, bis er nach etwa einer halben Stunde zu einer merkwürdigen Stelle gelangt. Es ist da eine kesselförmige Vertiefung; schwarze, ganz frische Humuserde liegt etwa 10 cm tief auf Sand- oder Thongrund; der Bach verästelt sich in dieser mürben Decke, es entstehn mehrere kleine Rinnsale, die in rauschenden Schlangenwindungen einem schaumigen Tümpel zueilen. Dieser Tümpel bezeichnet offenbar den tiefsten Punkt des Thals: denn von da nordwärts ziehen noch einige sumpfige Lachen, seicht und fast stockend, aber doch mit leiser Strömung nach Süden, also ebenfalls zu dem kleinen Mündungsgebiete jenes Humusbeckens gehörend. Aber wo gerathen nun die Gewässer hin, die sich in diesem Tümpel sammeln? Sie verschwinden zweifellos im Boden und fließen als unterirdischer Bach weiter. Dies läßt sich deutlich beobachten an drei brunnenartigen Abteufungen des nördlichen Thalstücks: aus einer Tiefe von etwa 9 m blickt hier der Wasserspiegel herauf. Und dieser unterirdische Wasserlauf ist es, der weiter gegen Norden bei Oberhaching, genährt durch die Grundwasser, plötzlich in mächtigem Schwalle wieder zu tage tritt und nun als „Hachingerbach“ bis gegen Berg am Laim bei München hinabfließt, um hier abermals zu verschwinden. Ob er nun infolge davon, daß man ihn für Bewässerungszwecke vielfach angezapft hat, allmählich versiegt, so daß er den Namen eines „Hachinger-Steppenflusses“ verdient, den man ihm gegeben, oder ob er sich abermals ins Unterirdische senkt und, wie einige behaupten, südlich von Ismaning neuerdings hervorbrechend den Südrand des Erdingermooses durchfließt, das vermag ich nicht zu entscheiden. So viel jedoch ist gewiß, daß dieser sonderbare lichtscheue Bach fast durch das ganze Gleisenthal herab ein unterirdisches Dasein führt.

Nach diesen Bemerkungen über Gestalt und Entstehung des Thals wende ich mich zu seiner landschaftlichen Charakteristik. Es lohnt sich meines Erachtens für den Naturfreund gar wohl, dasselbe zu durchwandern. Allerdings wer zu einem Naturgenusse die derben Linien und grellen Farbenwirkungen des Hochgebirgs braucht, der wird hier nicht befriedigt; das ist etwas für einen land-

schaftlichen Feinschmecker, welcher die Zartheiten eines eigenthümlichen Waldbilds durchzukosten vermag. Das nördliche und südliche Ende bieten nichts Besondres: Thalwiesen mit waldigen Hängen, wie man sie überall finden kann. Um so eigenthümlicher aber erscheint der mittlere Haupttheil. Dadurch, daß es sich oft krümmt, einschnürt und erweitert, wird das ganze Thal in eine Reihe abgeschlossner Landschaftsbilder aufgelöst. „Man dürfte nur einen Rahmen darum legen", bemerkte treffend mein Begleiter, als wir uns einmal umwendeten, um eine durchwanderte Partie nochmal zu überschauen. Und was ist der Inhalt dieser natürlich umrahmten Gemälde? Die Abhänge zu beiden Seiten zeigen bis zum Grunde herab dichte Fichtenbestände, gleichsam dunkle Koulissen. Auf der Sohle selbst jedoch finden wir weder offne Wiesen noch geschlossnen Wald, sondern ich möchte das einen von der Natur mit einer gewissen Verfeinerung geschaffnen Park nennen, für den die verschiedensten Baumarten ausgesucht sind, um schöne Wirkungen in Farben und Formen zu erzielen. Von Grün haben wir die ganze Farbenabstufung. Aus dem düstern Grundton der Fichtennadeln spielt in wechselnden Mustern das grelle Eichenlaub, das golddurchwobne Buchenblatt und dann wieder silbergrau angehauchtes Gewölk von Baumkronen. Und wie meisterhaft ist die Anordnung der einzelnen Baumsorten zu wirkungsvollen Gruppen! Es sieht in der That aus, als ob ein wohlberechnender Kunstgärtner hier gearbeitet hätte. Da ist eine mächtige Fichte in den Mittelpunkt der Parkscene gerückt, dort beherrscht eine Buchengruppe den Vordergrund; auch aus dem glatten Fichtenvorhang der Seitenwände treten oft andre Bäume belebend heraus, etwa eine Trauerbirke, deren zitternde Zweige wie die Strahlen einer Springquelle niederfließen. Ja, an diese Plätze möchte ich einen feinsinnigen Maler führen zum Studium von ganzen Baumschlägen, aber auch von einzelnen Baumformen, denn in dem lichten Parke haben diese ja Raum genug zu freier Entfaltung. Welche Schattenbilder schneiden sich da aus der Luft, oft wunderlich und seltsam, oft von herrlicher Schönheit! Etwas Besondres muß ich noch hervorheben, was der Forstmann als eine Krankheit, der Landschaftsmaler dagegen als eine werthvolle Eigenthümlichkeit bezeichnen wird. Begünstigt vom feuchten Grunde, wuchern nämlich vielfach graue Flechten an den Bäumen empor; bald legen sie ihre lederartigen Gebilde um den Stamm, bald hängen sie als graue Bärte von den Zweigen. Die jüngsten Gewächse sind nicht verschont davon. Wir sahen eine ganz junge Eiche mit frischbelaubten Aesten; den Stamm aber umklammerte bereits jenes graue Schmarotzergeflecht — ein sonderbarer Anblick, wie ein Kind mit einem Greisengesicht. Eine Fichte war ganz bis oben ausgesogen und getödtet, und statt der grünen Nadeln hingen die wuchernden Fadenbüschel der Flechten von den morsch gewordnen Zweigen.

So bietet denn das Gleisenthal manches Eigenthümliche, und es war eine genußreiche Wandrung, die wir an einem schönen Junimorgen durch dasselbe unternommen haben. Dicke Thautropfen lagen auf dem üppigen Grase und dem reichen Blumenflor; über die östliche Thalwand warf die malende Morgensonne dunkle Schlagschatten herein oder verwandelte einzelne Baumwipfel in grünes Feuer. Die Stille war überraschend, nachdem man kaum die lärmende Stadt und Eisenbahn verlassen; nur einzelne Vogelstimmen unterbrachen sie, oder der weiche Flügelschlag eines Geiers, oder auch ein leiser Glockenklang, der von den Dörfern droben über dem Thalrande hereindrang. Erst unten am ausgetrockneten See, als plötzlich die weite Welt sich öffnete und die blauflimmernden Wände des Wetterstein und der Zugspitze hereinblickten, verschwand der liebliche Traum.

8. Der Bodensee.

Michael Geistbeck.

Unter den Seen am Fusze der Alpen ist der Bodensee der gröszte. Derselbe hat eine Fläche von 476 qkm, einen Umfang von 26 Meilen und eine Länge von 14 Stunden; nimmt man hiezu die gewaltige Tiefe, die stellenweise bis 250 m beträgt, so fühlt man gleichsam die kolossalen Wassermassen, die dies Wasserbecken umschlieszt. In der That ist der Bodensee vorzüglich geeignet, eine Ahnung der See zu geben: „Da gibt es noch rechte Stürme, hohe Flut und hohe Wellen! Da spielen die Gewässer in den prachtvollsten Tönen, verschwindet bei trübem Wetter das jenseitige Ufer in der scheinbar grenzenlosen Wasserwelt, taucht am klaren Abend der grosze Sonnenball glühend in die Wogen; da schaukeln sich schreiende Möwenschwärme und die schwarzen Wasserhühner zu hunderten auf den weiszen Schaumkämmen der Wellen, kreist der Seeadler über dem laichenden Weiszfisch, ziehn die Fischer den zentnerschweren Wels an den Kahn; da fliegen mit gewaltigen Segeln die schweren Lastschiffe im Winde dahin und brausend ziehn zahlreiche Dampfer nach allen Seiten ihre glitzernden Furchen — ein Leben wie an der Seeküste.“ Wirklich trug der See im Mittelalter auch den Namen „schwäbisches Meer“, während die Römer ihn nach Bregenz genannt und die Franzosen ihn nach Constanz nennen. Der jetzige Name stammt vielleicht vom Schlosze Bodmann am äuszersten Ende des nordwestlichen Arms. — Die Gestalt des Sees läszt sich einer nach Nordwesten gelegten dreiseitigen Figur vergleichen, deren Grundlinie sich von Bregenz über Rorschach nach Arbon zieht.

Frühe schon hat der Zauber, den dieses Stück Erde besitzt, die Menschen gelockt und noch jetzt wie zur Erinnerung an die hundertfältige Werbung stoszen die Grenzen der Länder hier zusammen; zum kleinsten Theile gehört der Bodensee zu Bayern, nur auf einer etwa zwei Stunden langen Strecke; es haben an ihn noch Anspruch Württemberg, Baden, Oesterreich und mit dem Löwenantheil die Schweiz; fünf Lande mit dunkeln Waldungen und goldner Saat bilden gleichsam die Fassung für dies schimmernde Juwel.

Die ersten, welche kamen und mit den alten Rhätiern um die Herrschaft rangen, waren die Legionen von Rom. Die erste Stadt, die das Ufer schmückte, war Bregenz. Sichelförmig biegt sich das blaue milde Ufer des Sees hier ein, weshalb denn Bregenz gerne das deutsche Genua und Neapel genannt wird; in leicht ansteigenden Terrassen zieht sich die Stadt bergan, überragt vom hohen Pfänder und vom Gebhardsberg mit seinem schimmernden Kirchlein; von letzterm namentlich entfaltet der See alles Schöne, was ihn vor den Schweizer Seen auszeichnet; wie eine Landkarte liegt der See ausgebreitet, rechts schwimmt Lindau in der Flut, links fällt der Blick in die überraschende Tiefe der Bregenzer Ache; nach Süden dehnt sich die fruchtbare Aue, in welcher der Rhein als silberglänzendes Band sich dahin schlängelt, dazu türmen sich in den schärfsten Umrissen die Vorarlberger, St. Galler und Appenzeller Alpen.

Die Nachbarstadt von Bregenz ist das bayerische Lindau. Dasselbe liegt auf einer Insel, woher es auch gerne das „bayerische Venedig“ heiszt. Zur Zeit, als unsre Ahnen ihr den holden Namen gaben, war das grüne Eiland noch rings von der blauen Flut umspült, und keine Brücke führte vom Festland hinüber auf die sonnige Au, durch deren alte Linden der Wind zog. Kirche und Kloster, die zur Zeit der Karolinger entstanden, waren die ersten Bauten von deutscher Hand, und zu ihren Füszen siedelten sich bald die Grundholden an in reicher Zahl. Schon lange ehe Rudolf von Habsburg den Thron bestieg (1273), war die Stadt zur Reichsstadt erhoben worden, und da ihre Lage vorzüglich erschien, kamen Handel und Verkehr zu ungewohnter Blüte. Erst der dreiszigjährige Krieg ward ein

Wendepunkt für die Geschicke der Stadt; um sich der Fehde zu erwehren, wurde sie befestigt und mit starken Auszenwerken umgeben; allein das alles schärfte nur den Trotz der Feinde. Tausende von Geschossen warf der zornige Wrangel, der schwedische Feldmarschall, zu Anfang des Jahrs 1647 in die Stadt, und wenn er auch unverrichteter Sache abzog, der Wohlstand Lindaus war für Jahrhunderte unterwühlt; mit dem Wohlstand schwand auch die Bevölkerung. Dringende Hilfe that noth, als die Stadt 1806 an Bayern fiel. Bayerns Könige versäumten denn nichts, um Lindau wieder zu heben; rasch fügte sich in den Rahmen der alterthümlichen Bastione das bewegliche Bild moderner Entwicklung.

Der Schwerpunkt der letztern liegt natürlich in der Bahn, die auf einem ungeheuren Damm vom Festlande nach der Insel führt, und im Hafen, der nun der schönste am ganzen See geworden; nicht weit vom Hafen steht das Denkmal des Fürsten, dem Lindau vor allem seine Blüte verdankt, des edlen Königs Maximilian II.

Auf dem Schweizerufer sind Rorschach und Romanshorn die Mittelpunkte des Verkehrs; zwischen beiden liegt das seltsame Städtlein Arbon. Schräg gegenüber befindet sich Friedrichshafen, der eigentliche Sommersitz des württembergischen Hofes, mit stattlichem Landungsplatz und breitem Quai, auf dem sich das schwäbische Leben rührig und redselig tummelt. Weiter abwärts erhebt sich die Meersburg und ihr zu Füszen liegt das Städtlein gleichen Namens, das seine Gründung bis auf den fränkischen König Dagobert I. (628—638) zurückführt. Hier war es, wo einst die Kirchenfürsten von Constanz den goldnen Sommer verträumten, wenn Friede im Lande war, und sich mit ihren Reichthümern verschanzten, wenn es Fehde gab. Endlich am Eingang in den Untersee liegt die alte Bischofsstadt Constanz, die in den Jahren 1414—1418 das groszartige Schauspiel eines Concils gesehen.

Was noch zu betrachten übrig bleibt, das sind die beiden groszen Inseln, die ebenso wie Lindau schon in frühester Zeit als „Auen" bezeichnet wurden, die eine nach ihrem Reichthum, die andre nach holder Maienluft, Reichenau und Mainau. Sie liegen in den beiden schlankern Armen des Sees, von denen der eine nach Ueberlingen genannt, während der andre als Untersee oder Zellersee bezeichnet wird. Mainau war früher nur ein Nebengut der groszen Abtei im Untersee, bis die Aebte es als Lehen vergaben; erst aus zweiter Hand kam es dann an den deutschen Orden, der die herrliche Commende bis 1806 besasz; jetzt hat hier die badische Herrscherfamilie ihren Sommersitz aufgeschlagen. Völlig anders ist das Bild der Nachbarinsel Reichenau im Untersee; ihr Umfang ist bedeutend gröszer, ihre Geschichte viel älter. Unter den zahllosen Klöstern, die das frühe Mittelalter schuf, war Reichenau förmlich vom Glück ausersehen; vier Erzherzöge und nahe an zwanzig Grafen gehörten zu seinen Lehensmännern, und wie Kaiser Karl V. sich gerühmt, dasz in seinem Reich die Sonne nicht untergehe, so rühmte sich der Abt von Reichenau, dasz er allnächtlich auf eignem Boden schlafe, wenn er nach Rom zum Papst ziehe. Er war Fürst des heiligen römischen Reichs, und Kaiser und Fürsten saszen bei ihm zu Gaste. Aber nicht nur den Genusz der Sinne, auch die Genüsse geistiger Kraft pflegte man in Reichenau, und die Mönche waren stolz darauf, dasz im ganzen Süden des Reichs keine Stätte stand, die der ihren an Bildung gleich kam. Allein das Glück war zu verschwendrisch gewesen, um dauerhaft zu sein; so sank auch Reichenau von seiner Höhe herab, und 1540 war das Kloster in die Hände des Bischofs von Constanz gefallen.

Die Ufer des Sees sind an einigen Stellen steil, meist aber umzieht den See sanft aufsteigendes Gelände mit Obstgärten und Rebenhügeln, zwischen denen die freundlichen Ortschaften einladend hervorblicken; das nördliche flachre Gestade bietet schöne Blicke auf die dem südlichen und südöstlichen Ufer nicht fernen Alpen, aus welchen der Säntis gewaltig emporragt.

An Zuflüssen empfängt der Bodensee auf seiner Grundlinie die Bregenzer Ache und den Rhein. Dieser mündete noch im vierten Jahrhundert bei Rheineck und ist so ein herrliches Beispiel der aufbauenden Thätigkeit der Flüsse. Auf der nordwestlichen Langseite sind die bedeutendsten Zuflüsse der Argen und der Schussen. Am Südufer münden die Goldach und die Steinach, an welch letzrer einst St. Gallus seine Zelle baute.

Groszartig ist auch der Verkehr auf dem See; die Schweiz allein bezieht auf diesem Wege jährlich 1½ Millionen Zentner Getreide, Mehl und Brot aus Deutschland. 1824 begann die Dampfschiffahrt und sie verbindet jetzt die Eisenbahn-Endpunkte im Sommer täglich mehrere Male, da der See für die meisten Reisenden aus Deutschland das Eingangsthor in die Schweiz ist. Fünf Eisenbahnen enden am See: in Lindau, Friedrichshafen, Constanz, Romanshorn und Rorschach; ebenso ist die Herstellung einer Gürtelbahn um den See projektiert.

Geschichtlich endlich ist der See der Mittelpunkt des schwäbischen Landes gewesen; denn an seinen Ufern hatte das geistige Leben Deutschlands seinen Sitz in den kirchlichen Stiftungen, wie zu Constanz und in dem nahen St. Gallen; hier hat sich zuerst die deutsche Sprache in ihrer oberdeutschen Mundart entwickelt, und hier ist die Heimat zahlreicher Minnesänger zu suchen, durch die das Zeitalter der hohenstaufischen Kaiser verherrlicht wurde.

9. Landschaftsbilder aus Franken.

Nach Friedrich Lampert. (Gekürzt.)

Die Eisenbahnlinie Ansbach—Würzburg hat, möchten wir sagen, drei landschaftliche Stufen, jede eigenthümlichen Gepräges. Auf der ersten, von der mittelfränkischen Kreishauptstadt bis zur Station Oberdachstetten läuft sie wenig aussichtsreich, von ziemlich einförmiger Gegend umspannt, ohne sonderliche Charakteristik dahin; zur zweiten senkt sie sich bei der sogenannten „Berglersteige" herab, wo eine hohe Brücke die alte Poststraße überwölbt und wie mit einem Schlage ein großes und anmuthiges Stück Franken plötzlich vor dem überraschten Auge eröffnet liegt; zur dritten fällt sie hinter der Station Herrnbergtheim sanft in das bis Würzburg nun von ihr nicht mehr verlassne Mainthal nieder.

Auf der erwähnten Brücke sieht man zunächst in die große Ebne, die sich gegen die alte Reichsstadt Windsheim und ihre Nachbarstadt Neustadt a. d. Aisch hindehnt, dann erscheint eine nicht übermäßig hoch ansteigende, aber schön geformte Bergreihe, welche einige Lehrbücher bayerischer Geographie schon dem Steigerwald zutheilen, andre aber noch der „fränkischen Höhe" angehörig wissen wollen, während wieder andre ihr eine selbständige topographische und geologische Existenz zuerkennen möchten. Wir entscheiden darüber nicht, sondern begnügen uns, den jenes Wegs Kommenden zu sagen, daß sie bei genaurer Betrachtung nach Osten drei ganz bewaldete, nur durch kleine Einsattlungen von einander sich abhebende Berge vor sich liegen haben; zur Linken den St. Kunigunden-, auch Bullnheimer genannten Berg, zur Rechten den Hohenlandsberg, zwischen beiden den Frankenberg. Des letztern beide Nachbarn tragen auf ihrem Scheitel nur den grünen Waldkranz, denn die spärlichen Mauerreste der Kapelle der heiligen Kunigunde auf dem erstgenannten Berggipfel sind von weitem kaum recht zu erkennen, und die stolze Burg, welche einst den Hohenlandsberg krönte, ist längst und gründlich dem Boden gleich gemacht worden, —

auf der uns zugewandten Stirnseite des Frankenbergs aber erschauen wir ein stattlich umfangreiches, umtürmtes Schloß, von Ferne schon als ein beachtenswerthes Mittelglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu erkennen.

a. Hohenlandsberg.

Beschäftigen wir uns zuerst mit jener Bergkette höchstem, leicht zu erblickendem Punkte, mit dem Hohenlandsberg. Wer sich ihm zuwenden will, verlasse an der Station Uffenheim die Bahn und gehe über Dorf Weigenheim zur waldigen Höhe.

In Hortleders „Geschichte des deutschen (d. h. des schmalkaldischen) Kriegs 1546—1547", welche im Jahre 1645 erschien, findet sich ein Bild des ehemaligen Schlosses Hohenlandsberg, „wie es an allen Orten, inwendig und außerhalb, damals (1547) zu sehen war". Stolz thront die Burg auf dem „damals" wohl ganz waldlosen Bergkegel, von einer stattlichen Pallisadenwand und festen Ringmauern umgeben. Von drei Türmen flankiert, erhebt sich in der Mitte des innern Hofs das Hauptschloß, ansehnliche Nebengebäude befinden sich rings um dasselbe; besonders bemerkbar macht sich der als „Wachtmeisterlogis" bezeichnete nördliche Turm; drohend schauen von der nördlichen und südlichen Bastei die „Büchsen" herab, wie überhaupt jede Seite wohlverwahrt erscheint.

Das ist alles längst verschwunden: „Turm und Haus", „Hauptmanns- und Fähnrichswohnung", „Roßmühle und Brunnen" — man hält es nicht für möglich, daß von solch einem festen Schloß, als welches Hohenlandsberg uns geschildert wird, so wenig Spuren mehr vorhanden sein sollen. Was man jetzt noch davon sieht, ist nur das massive, trotzig gemauerte Grundbauwerk, das man in dem es umziehenden Wallgraben ganz umgehen kann, und sind theilweis ganz verschüttete unterirdische Gewölbe und Gänge, deren Festigkeit dem Anprall der feindlichen Geschosse widerstanden hat. Lohnt es sich da, den Berg zu besteigen oder gar von ihm zu schreiben? Wir meinen doch: Hohenlandsberg verdient besucht zu werden. Der „fränkische Spiegel", wie ihn alte Chroniken heißen, hat einen herrlichen Blick über ein gutes und schönes Theil fränkischen Landes und ein reich beschriebnes Blatt in der fränkischen Geschichte. So manche Ruine, so mancher Berg werden weithin genannt, vielseitig besucht, erfreuen sich des Sternchens in den roth gebundnen Reisehandbüchern: unser Berg tritt bescheiden in den Hintergrund; aber gerade deswegen möchten wir von ihm erzählen, zu seinem Besuche für künftige Wandertage einladen.

Wir marschieren im Lichte eines sonnigen Sommer- oder Herbsttages, der ganze Zauber einer echten Waldnatur geht mit uns, und Waldstille empfängt uns am Eingang der alten Burg. Der steht noch; ein finstrer, ziemlich langer, überwölbter Thorweg, der in das Innre des Burghofs leitet. Dieser ladet zum Rasten und Weilen ein; zu Sitzen und kleinern Tischen zusammengefügte Steine zeigen, daß öfter fröhliche Gesellschaften sich hier vereinigen. Ein Wirtshaus ist nicht in der Nähe, man muß, was den „Tag im Walde" auch leiblich heiter halten soll, selbst mitbringen. Sogar der Herd ist da, auf dem sich rasch ein Feuer entzünden läßt und die im Ringwall sich öffnenden Gewölbe machen auch den mit seinem Träger warm gewordnen Wein wieder erkalten.

So mag man die Mühe des Ansteigens ausgleichen und dann der Aussicht sich freuen, die im „fränkischen Spiegel" widerscheint. Seit dem Sommer 1877 ist auf dem Burgwall ein Turm errichtet, von dessen Zinne aus man das reiche Bild sich ordnen kann, das sich rings dem Auge darstellt; eine weite Rundschau von der alten hochberühmten Reichsstadt Rothenburg im Westen bis

zum Moritzberg und Hohenstein im Osten; von Würzburg und der Gegend um das schon württembergische Mergentheim bis zu den Bergen um Bamberg; da liegt der Aisch- und der Taubergrund, das Wald- und das Ackerland des Frankengaus weithin erschlossen. Hier ziehn zwei Eisenbahnen, da die von Ansbach, dort die von Nürnberg, beide der einst dieser Burg so feindlichen Bischofsstadt zu. Städte und Dörfer sind durchs Land hin verstreut; nachbarlich grüßen andre Schlösser, deren Haupt noch stolz erhoben ist, zu unserm burglosen Berg herüber. Ganz in der Ferne, zwischen einer Waldbeuge, erscheint Schillingsfürst, dort Schwarzenberg, dessen Geschicke denen Hohenlandsbergs so eng verbunden, hier ganz in der Nähe, auf seinem Waldvorsprung malerisch gelegen, Frankenberg, der Hutten einstig festes Haus. Im Süden begrenzt die fränkische Höhe, im Nordosten der dunkle Steigerwald den Blick, und weit draußen am Horizont ziehn die Rhön, der Odenwald und der Taunus ihre duftigen Linien.

Dorthinaus, wo die Sonne untergeht, liegt das Stammschloß der Hohenlohe, des im Gollachgau reich begüterten einstigen Freiherrn- und Grafen-, heute Fürstengeschlechts. Es ist der erste, 1382 urkundlich genannte Besitzer der Burg Hohenlandsberg; aber schon 1387 finden wir die Stadt Rothenburg im Besitz der Rechte derselben, 1393 hat sie Bischof Gerhard von Würzburg erhandelt. In gleichem Tempo wechseln Kauf und Verkauf, Verschreibung und Verpfändung zwischen Wertheim und Egloffstein, Rothenburg und Seinsheim u. a.; bis endlich 1435 Hohenlandsberg in den Schwarzenbergern seine festen Herrn und durch diese seine Bedeutung in der fränkischen Spezialgeschichte bekommt.

Niemand störte dieses freiherrliche Haus in seinem Besitze und unangefochten genoß es desselben, bis auf einmal im Jahre 1500 dem Markgrafen von Brandenburg und Burggrafen von Nürnberg, Friedrich dem Aeltern, einfiel, ohne weiters Hohenlandsberg nicht nur als brandenburgisches Lehen, sondern sogar auch als „versäumt und heimfällig" in Anspruch zu nehmen. Umsonst widersetzten sich die Freiherrn von Schwarzenberg dieser durch nichts begründeten Forderung und beschwerten sich beim Reichs-Kammergericht: jedoch umsonst. Sie mußten sich am 17. September 1511 darein geben, zu Kadolzburg einen förmlichen Lehensvertrag abzuschließen, den nach des Markgrafen Friedrichs Abdankung seine Söhne und Nachfolger Georg und Casimir 1517 erneuerten, und welcher nicht nur Hohenlandsberg dem ungestümen Fordrer zu Lehen auftrug, sondern sogar auch Schwarzenberg aus einem unmittelbaren kaiserlichen und Reichslehen zu einem brandenburgischen Afterlehen umwandelte. Die schwarzenbergische Landschaft theilte sich nun in die Herrschaft Schwarzenberg und Landsberg, und die Herren vereinten die Namen beider Gebiete in ihrem Titel. Zu Hohenlandsberg gehörten die Orte Seinsheim, Bullenheim, Iffigheim, Herrensheim, Hüttenheim, Weigenheim, Wässerndorf, Dornheim und ein Theil von Nenzenheim, deren Einkünfte es zu einem bedeutenden und werthvollen Besitze machten, der schon manchem als begehrenswerth erscheinen mochte.

Zunächst kam Hohenlandsberg im Bauernkriege in Bedrängnis. Franken war bekanntlich einer seiner Hauptschauplätze und gerade die Herrschaft Schwarzenberg ein besonders günstiges Terrain für ihn. Am 2. Mai 1525 erstürmten Bauernhaufen das Schloß, aber gegen ihre sonstige Gewohnheit zerstörten sie es nicht. Seine Geschicke sollten sich erst später erfüllen.

Es gibt Persönlichkeiten, denen auf Schritt und Tritt Mißgeschick folgt, die unverschuldet in ein Verhängnis nach dem andern gerathen. Zu diesen gehörte Friedrich von Schwarzenberg; den „Unglücklichen" nennt ihn seine Hausgeschichte. Der schmalkaldische Krieg war entbrannt. Die hochgespannten Gegensätze der beiden mit einander ringenden Konfessionen und der durch sie

vertretnen Weltanschauungen konnten nicht länger mehr friedlich neben einander bestehn. Freiherr Friedrich befand sich in Diensten des Hauptes der protestantischen Fürsten, des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Dieser entbot ihn zur Heerfolge. Am 24. Juli 1546 brach er denn auch mit seinem Fähnlein von Schwarzenberg nach Koburg auf, um treu zu seinem fürstlichen Freunde zu stehn und jegliches Geschick, endlich auch Niederlage und Acht mit ihm zu theilen. Land und Leute der Besiegten waren gute Beute für die Sieger. Zu letztern gehörte Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Bayreuth, damals noch des Kaisers Freund und Parteigänger. Die Stunde war günstig, Schwarzenberg und Hohenlandsberg, die ohnehin der Markgrafen Lehen waren, ganz in deren Hände zu spielen. Albrecht bat sich darum die beiden Herrschaften vom Kaiser aus, erhielt sie und ließ sich 1547 von ihnen huldigen.

Des Markgrafen Verfahren fand selbst bei seinen Freunden nicht Beifall, im Gegentheil sie unterstützten bei ihm die Schritte, welche die des Schwarzenberger thaten. Aber Albrecht wollte nichts davon hören, wenigstens in bezug auf Hohenlandsberg nicht. Da auf einmal, gerade während eines Zeitpunkts der Verhandlungen, wo man es am wenigsten erwartete, lenkte Albrecht ein, vielleicht einer plötzlichen guten Regung seiner im ganzen edel angelegten, jedoch völlig verwilderten Natur nachgebend, oder was wahrscheinlicher ist, weil er sich selbst schon nicht mehr ganz sicher fühlte. Durch eine Urkunde, ausgestellt zu Plassenburg, den 5. Juli 1553, kam Freiherr Friedrich wieder in den Besitz alles dessen, „was er zuvor besessen, genossen, gebraucht und inne gehabt". Nur in betreff Hohenlandsbergs hielt sich der schlaue Markgraf eine Hinterpforte offen: „Dies Haus soll sein Eigen bleiben, bis er sein Geschütz und andres, so er darin habe, zu seinem Gewahrsam andern Orts herausbringen und führen lassen möge." In den ersten Tagen des November 1553 erschien Albrecht unvermuthet auf dem Schloß, bei Nacht ankommend und sofort wieder abgehend, nach Schweinfurt zu, brennend von Kampflust seinen Feinden entgegen. Es war das letzte Mal, daß er Hohenlandsberg sah. Schon am 7. November wurde er bei Lichtenfels geschlagen und wenige Tage später in die Acht erklärt. Doch so schnell gab sich der wilde Kämpe nicht. Mußte er auch aus seinem Erblande weichen, so sollten doch seine Hauptleute — wie er in aufloderndem Zorne befahl — den Gegnern allen nur erdenklichen Schaden durch Verwüstung ihres Landes zufügen. Namentlich der Befehlshaber auf Hohenlandsberg verstand den Willen seines Herrn und kam ihm treulich nach.

Es lag daher nahe, daß die Verbündeten zunächst ihre Kraft gegen Hohenlandsberg zu richten und dies Trutzfranken zu brechen suchten. Bambergische, würzburger und nürnberger Truppen erhielten als Vollstrecker der wider den Markgrafen verkündeten Reichsacht den Auftrag vor die Burg zu rücken. Ende März 1554 trafen sie ein und begannen sogleich eine regelrechte Belagerung. Man sieht heute noch gar wohl den Wall, der damals aufgeworfen und mit 26 Geschützen besetzt ward. Am 5. April zeigten sich die Belagerungsarbeiten so weit vorgeschritten, daß eine allgemeine Beschießung beginnen konnte. Die Belagerten sahen ein, daß längrer Widerstand, den sie bisher tapfer geleistet, nicht mehr thunlich sei und übergaben am 8. April Schloß und Besatzung auf Gnade und Ungnade. Eine Berathung der reichsständischen Befehlshaber fiel dahin aus, an Hohenlandsberg, das sie einmal als des Markgrafen, ihres bittersten Feindes, Eigen betrachteten, ein gründliches Beispiel des bischöflichen und reichsstädtischen Hasses gegen jenen aufzustellen. Am fünften Tage nach der Uebergabe, also am 13. April, loderten darum die Flammen aus dem präch-

tigen Schlosse auf, und was die nicht verzehrt hatten, das wurde dann vollends abgebrochen, gesprengt und bis auf den Grund geschleift. So erklärt es sich, daß von Hohenlandsbergs Ruine weniger mehr zu sehen ist, als von denen mancher viel kleinern Burg, die mehrere Jahrhunderte früher zerstört worden. An wenigen hat eben die Rachelust der Feinde sich so gütlich gethan.

Das ist die Geschichte Hohenlandsbergs in einigen großen Zügen. Wir steigen nieder von der Warte des Turms und umgehn noch einmal die Burg. In goldnem Schimmer flimmert es durch die Waldbäume, die den Burggraben umstehn oder von dem Walle niedernicken, über dem einst die Zinnen des stolzen Schlosses glänzten. Wir meinen fast, wir müßten den letzten Sonnenschein von ihnen widerleuchten sehen. Aber es ist wirklich nur der stille Wald, den der geheimnisvolle Zauber des einbrechenden Abends durchwebt. Trümmer und Ruinen bauen sich nur nach der Phantasie wieder auf. Doch in ihr schaut der ungebrochne „fränkische Spiegel" uns nach, wie wir zum tiefern Wald niedersteigen. Durch das lauschige Buchenthal führt der schmale Pfad. Ein Brünnlein bricht dort mühsam und spärlich aus der Bergwand. Prächtiges Buchendunkel macht den wohlgepflegten, mit einer einfachen Ruhebank ausgestatteten Platz zu einer angenehmen letzten Rast. Dann gewinnen wir wieder den breitern Weg, der uns nach Frankenberg leitet, dem von der Zeiten Gunst freundlicher behandelten Bergschloß, auf das nun ein touristisches Streiflicht fallen soll.

b. Frankenberg.

An der bereits genannten Station Herrnbergtheim, jener von Uffenheim unmittelbar folgend, müßtest du, Freund der Natur, einen selbständigen Ausflug gedacht, den Waggon verlassen, wenn du Lust zu einem etwas längern, genußreichen Gang hättest und dich entschließen könntest Frankenberg zu deinem Wanderziel zu machen. Ueber Ippesheim würdest du mit einer gewiß nicht anstrengenden Fußwandrung von höchstens 1½ Stunden das Schloß erreichen, von welchem sich auf dem waldigen Rücken ein durchaus schattiger Weg zum Nachbarberg hinüberzieht.

Wir wandern von der Bahn ab das grüne Wiesenthal hinunter, durch das der Fußpfad zu jenen Höhen führt. Letztrer ist nicht nur näher, sondern weitaus auch schöner als die Fahrstraße. Wie erquickt ruht das Auge auf dem smaragdnen Untergrund aus, die blauen Blüten des Wiesensalbei und des Enzian übermalen die grüne Fläche mit einem blauen Schimmer und gleich blauen und weißen Sternen sind die Scabiosen und wie weiße und rothe Korallen die reizenden Blümchen Augentrost und Tausendguldenkraut darüber ausgestreut. Dort, wo mehr Feuchtigkeit ist, blüht üppig die Schlüsselblume, umkränzen Vergißmeinnicht die rauschenden, wässernden Quellen. Das Weiden- und Erlengebüsch am Rande des Bachs berührt mit seinen überhängenden Zweigen das Wasser. Jetzt verstattet uns eine freie Uferstelle, an welcher die gelbe Schwertlilie aus dem hohen Riedgrase sich emporhebt, dem schnell dahinplätschernden Gewässer zu folgen, dann verbirgt uns wieder dichtes Schilf, aus dem die hohen flatternden Blütenbüsche des Wasserrohrs ragen, seinen Spiegel. Bald ist dieser hell und klar, und tief kann man hinabsehen auf den Grund, wo die glatten Bachkiesel schimmern und zwischen ihnen die Grundel, unsrer Dorfbäche häufigste Bewohnerin, rasch und geschmeidig hindurchschlüpft; bald gleicht der Bach einer Wiese selbst, da die Wasserkonserve mit ihrem sammtartigen Grün die Steine des Bodens überzieht und das Wasserrispengras mit

andern Pflanzen gleichsam Grasplätze bildet, die aus den Wellen sich erheben und mit den weißen Blättern des Wasserranunkels geschmückt sind.

Jetzt wird der Bach breiter, sein Rauschen stärker; neben dem Weiden- und Erlengebüsch erheben sich hohe Pappeln; aus dem Grün schimmert ein rothes Dach, das Mühlenrad klappert — kann man sich eigentlich ohne ein solches einen deutschen Wiesengrund denken? Aber nicht nur an einer, sondern an drei Mühlen führt dich dein weitrer Weg vorüber. Doch nun schau auf: ein wirklich ganz reizend zusammengestelltes Dorfbild steht vor dir; hochgelegen die Kirche des Marktes Ippesheim mit ihrem alten, schlanken Turm, mitten inne zwischen dem neuen stattlichen Pfarrhaus und einem einfachen, mehr einer großen Villa gleichenden, aus dem reichen Grün seines Gartens sich freundlich heraushebenden Schloßgebäude. Von dem an sich großen Orte sieht man von hier aus fast noch nichts; er erstreckt sich seitwärts und tiefer der obengenannten Gruppe. Um nach Frankenberg zu gelangen, brauchen wir es auch gar nicht zu betreten; wir kommen nur an letzterm vorüber, auf dem Weg zu jenem. Aber trotzdem seist du zu gastlichem Halt geladen! Jenes Pfarrhaus trägt bereits seit Jahrzehnten einen unsichtbaren Herbergsschild, unter den schon viele gern eingetreten sind. Und du thust vielleicht gut daran, dem Winke zu folgen, denn in dieser Frankengegend ausschließlich auf die Dorfwirtshäuser angewiesen zu sein, ist ein mißlich Ding.

Du hast dich gestärkt und kannst nun wohl die letzten drei Viertelstunden deines Wegs aushalten. Dieser ist ein regelmäßiger Fußweg, wie sie hier zu land herkömmlich sind, ganz gut und leicht zu gehn, wenn's oben sonnig und darum unten trocken ist, entsetzlich aber, wenn der Wind aus dem Regenloch pfeift und der Boden so erweicht ist, daß nach wenigen Stunden Regnens die Anziehungskraft der Erde für unser armes Schuhwerk eine unwiderstehliche und das Gehen zu einer Mühsal wird. Wir kommen wieder durch Wiesen, kreuzen die alte Straße von der Markgrafen-Hauptstadt nach ihrem Maingebiete, auf der einst die reichen Aebte des Klosters Heilsbronn die Erträgnisse ihrer Weinberge bei Randersacker und Würzburg in ihre Keller heimfahren ließen, und die jetzt ein gewöhnlicher, längst nur dem Gefährt des Landwirts dienender Feldweg geworden ist. Zwischen zwei großen Wiesen- und Ackerflächen, die vor sechzig Jahren noch fischreiche Seen gewesen, geht's weiter; links oben steht eine einsame hohe Pappel, die Stelle bezeichnend, auf der einst des reichsunmittelbaren Herrn von Hutten Blut- und Hochgericht war, das fleißig gegen allerlei große und kleine Missethäter gehandhabt wurde.

Der von Ansbach, wo noch nicht die Rebe gedeiht, Kommende wandert nun an den ersten Weinbergen vorüber, deren Produkt fälschlich Spott treffen würde. Wenn man nach Durchschreitung eines engen und darum gemeiniglich sehr heißen Hohlwegs die letzte Höhe erstiegen hat und damit fast am Ziele der Wandrung angelangt ist, so fängt diese die kleine Mühe, die sie gekostet, schon reichlich zu lohnen an. Schauen wir rückwärts, woher wir gekommen, so breitet sich ein beträchtliches und hübsches Theil Aussicht aus und vor uns steht, freundlichen Willkommgruß bietend, Schloß Frankenberg auf seinem mit Reben und Waldgebüsch bekleideten Hügel. Es macht uns nun in der Nähe noch mehr, als wir schon von weitem bemerkt, den Eindruck einer alten Ritterburg, jedoch keiner verfallnen, sondern wohl und sorgsam erhaltnen, die einen traulichen Bund mit der Neuzeit eingegangen hat.

Am Fuße des Schloßbergs befindet sich das Wirtshäuslein; dicht vor demselben wälzt ein kleiner, von Pappeln umstandner Teich seine trägen Wogen. Eine kleine Insel liegt in ihm, auf welcher wiederum ein strohbedachter Pavillon

das tanzlustige höhre und niedre Publikum der Umgegend ein paarmal des Jahrs in sich versammelt. Namentlich in der letzten Woche des Augusts, an der „Kirchweihe", feiert dieses Inselchen seine großen Tage, und trügerisch legt sich da manchmal eine grüne Meerlinsendecke über das Wasser, die manchem befangnen Auge schon als Wiesenboden erschien und unversehens ein abkühlendes Bad bereitete.

Steigen wir zuerst hinauf zu dem sogenannten „alten Schloß", dessen Türme dort aus dem Waldesgrün herniederschauen, nehmen wir auf einer der gar passend angebrachten Bänke Platz, entweder da, wo man über dichtem Waldvordergrund fernhin zum Rhöngebirge sieht, oder dort, wo der Hohenlandsberg das vertraute Gegenüber ist, und lassen wir uns vorerst über das Geschick des „alten" oder „hintern" Frankenbergs, wie er gewöhnlich in den frühesten Urkunden genannt wird, berichten. Daß die beiden großen runden Türme, die von der alten Burg noch stehn und nach Norden schauen, in ihrem roh gefügten, aber massigen und gediegnen Mauerwerke auf ein trotzig festes Schloß denken lassen, das einst dieses noch deutlich markirte Hofrund umbaute, ist auf den ersten Blick klar; wer es aber erbaut, ja selbst wer es zerstört hat, bleibt uns unbekannt. Eine Chronik nennt schon den Kaiser Friedrich Barbarossa (1152—1190) als Brecher des dem Landfrieden unholden Raubschlosses, eine andre läßt es von einem andern Raubritter Luz Schott im 14. oder 15. Jahrhundert zur Nachtzeit erstiegen und ausgebrannt werden. Ganz auf bloße Sage ist die Mär von einem unterirdischen Gange zurückzuführen, der Frankenberg mit Hohenlandsberg verbunden haben soll und als dessen Eingang der tiefe Keller beim alten Schlosse gilt. Außer letztrem Gewölbe sehen wir auch den Brunnen der alten Zeit; zwei andre Türme, die noch anfangs dieses Jahrhunderts standen, sind längst abgebrochen, und so ist nun Raum genug dem „neuen Leben" gegeben, das in geschmackvollen Anlagen, Blumen- und Baumgruppen auch dort „aus den Ruinen" blüht. Gehn wir um einen der alten Türme herum, gerade da, wo ein lauschiger Waldweg in den alten Burggraben, ein andrer „zum Scheinberg", auf den einstigen Ringwall sich verläuft, so öffnet sich uns, bei diesem Hervortreten aus der Waldabgeschlossenheit des Burginnern ganz überraschend, eine treffliche Aussicht. Zur Rechten, nach Nordosten, sehen wir zu dem, unbestritten dem Steigerwald angehörenden, langgestreckten, immer in ein dämmriges Blau eingehüllten Schwabenberg und der an seinem Fuß hinlaufenden Nürnberg-würzburger Eisenbahn und deren Stationen Einersheim und Iphofen, zur Linken, nach Nordwest, in offnes Land, zur Ansbach-würzburger Bahnlinie hinüber, damit feststellend, daß von beiden gleichmäßig leicht der Besuch unsers Berges ermöglicht ist.

Sparen wir uns die Einzelnheiten dieser Aussicht auf den Blick vom „neuen Schloß" auf, dem wir nun, abermals durch hübsche Anlagen zugehn. Es liegt, ungefähr 500 Schritte vom alten entfernt, auf der Kante des Burgbergs, der nach drei Seiten ziemlich steil zum Thal abfällt und nur nach einer hin das alte eisenbeschlagne Burgthor unmittelbar auf die bewaldete Hochfläche sich öffnen läßt. Auch über seine Erbauung fehlen uns sichre Nachrichten; jedenfalls hatten die beiden Schlösser Hinter- und Vorder-Frankenberg eine getrennte Geschichte und geschiednes Besitzthum, und erst in neuerer Zeit sind die Herren des letztern auch in vollen Gebietsbesitz des erstern, bis dahin Jahrhunderte lang den Bischöfen von Würzburg gehörenden, gekommen. Unbedingt aber ist die Erbauung „Vorderfrankenbergs" wenigstens ins 14. Jahrhundert hinaufzusetzen. Mitte des 15. finden wir es im Besitz von vier Geschwistern von Hepperg, die in den Jahren 1454 und 1455 sämmtlich alle ihre Rechte auf Frankenberg

und seine schon damals bedeutenden Einkünfte an Hans von Apsperg verkauften. In den vorhandnen Lehensbriefen erscheinen die Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Brandenburg als Lehensherrn. Der Bauernkrieg scheint an Frankenberg sehr schonend vorübergegangen zu sein, obwohl er in den angrenzenden schwarzenbergischen Gebieten in heller Lohe aufschlug. Schlimmrer Zeiten hatte sich das Schloß in den letzten Jahren des dreißigjährigen Kriegs zu versehen, wo es ein paarmal von französischen Haufen hart bedrängt wurde; von einer wirklichen Einnahme desselben aber lesen wir zu keiner Zeit; die Kanonen und Handbüchsen, die heut noch im Schloßhof aufgestellt sind, scheinen stets ihre Pflicht gethan zu haben.

So ist uns denn in Frankenberg eine Ritterburg im vollen alten Stil erhalten, wie es deren nicht allzuviele mehr gibt. Von stattlichen, rundbauchigen Türmen flankirt, wird es von einem tiefen Ringgraben umzogen, der den äußern Schloßhof von dem innern scheidet, aus dem fest und stämmig die massiven Mauern aufsteigen und über den noch immer die Zugbrücke allnächtlich aufgezogen wird. Auch das wuchtige, bereits früher bezeichnete Thor mit dem kleinen Pförtchen darin, an dem der eiserne Klopfer den Thorwart ruft, mahnt uns an längst vergangne Tage, während wir uns im Innern des Schlosses, dessen weitläufige Räume mit großem Geschmack eingerichtet sind, dem ganzen Behagen der Gegenwart hingeben können. Nachdem 1782 die frankenberger Linie der Familie Hutten im Mannsstamm ausgestorben war, wurde Frankenberg von seinem Lehensherrn seinen jetzigen Besitzern, den Freiherrn von Pöllnitz, verliehen, und diese haben es verstanden, ihm und allem dem, was an Feld und Flur und Wald zu ihm gehört, die reiche und schöne Gestaltung zu geben, in welcher es jetzt vor uns steht. Mit Bereitwilligkeit ist es gestattet, den Garten und die Anlagen zu besuchen, auch der Eintritt ins Schloß selbst, wenn jemand sich des prächtigen Blicks aus dessen Turmzimmer erfreuen will, wird nicht verweigert, und wahrlich, dieser Blick kann sich mit jedem messen. Ist's auch kein großartiger, wie man's so nennt, so ist's doch eine liebliche, einfache und jedenfalls durch die mannigfachen Schattierungen, die Wald und Feld dazu geben, und die vielen Ortschaften, die näher oder ferner auftauchen, reich belebte Landschaft, auf der jener ruht. Man hat an ihr schon ausgesetzt, daß ihr das Wasser fehle; mag sein: ein Seespiegel müßte sich herrlich ausnehmen in der Ebne drunten; weil er jedoch einmal nicht da ist, so begnügen wir uns mit dem, was wir eben, und zwar mannigfaltig genug, vor uns haben und dessen Reiz, wie bei jedem Blick von einem Berg zum Thal hinab, darin liegt, daß uns alle Gegenstände in diesem verkleinert und doch deutlich erscheinen. Dadurch bekommen sie das Ansehen von Feinheit und Kunst und werden Gemälden ähnlicher.

Die Berggrenze der Aussicht, die man vom „Wall", dem unmittelbar auf dem Bergrand liegenden, an hübschen Blumengruppen und Ruheplätzen reichen Schloßgarten hat, bildet rechts der Kunigunden-, links der Hohenlandsberg, aber in weiter Ferne tauchen noch die Kuppen des Odenwalds auf. Eine viel vollere und namentlich den letztgenannten Gebirgszug, wie den des Spessarts und der Rhön, umfassende Rundschau hat man aber vom „Scheinberg", dem eigentlichen Hochgipfel des Frankenbergs, der den Vorsprung, auf dem das Schloß liegt, um einige hundert Fuß überragt und zu dem man durch den Wald, der, wie gleichfalls schon bemerkt, dicht hinter dem Burgthor seine grüne und schattige Pforte aufthut, in einer halben Stunde geht. Wer eine liebliche, enger umrahmte Aussicht haben will, der wende sich inmitten des Wegs rechts nach dem „Luisenberg", wo er das Schloß und darunter seinen stattlichen Meierhof viel-

leicht am schönsten vor sich und darüber hinaus ein prächtig Stück Wald- und Dorfland vor sich liegen sieht. Am Fuß des Scheinbergs kommen wir an einen stillen einsamen Waldsee. Ein kleiner Steg führt auf ein Inselchen desselben, wo hohe Bäume, meist weitgeästete dunkle Tannen, das von einem bemoosten Felsblock bedeckte Grab eines der frühern Schloßherrn beschatten, der einsam hier inmitten seines lieben, schönen Walds gebettet sein wollte. Es ist ein Ort voll Romantik, dieses Inselgrab und der dunkle See. Still wird's auch auf der Scheinberghöhe, die nun bald erstiegen ist. Am Hohenlandsberg zieht ein breiter, im weiten Halbkreis geschwungner Waldgürtel bis zu uns herüber; an seiner westlichen Spitze schaut Schloß Frankenberg gebietend zur Ebne hinab, die sich von einzelnen Hügelwellen durchbrochen, dort hinaus aufthut; nach Norden und Nordosten haben wir an der Ostseite des Kunigundenbergs hin den Blick ins Thal des Mains, der an mehreren Stellen breit und deutlich aus der Ferne herüberblinkt, wie zum Schwabenberg und dem an diesen sich anschließenden Steigerwald; scharf tritt am Horizont der Kreuzberg mit den Rhönbergen vor; während nach Westen schon badisches und württembergisches Gebiet den Blick abgrenzt, geht dieser nach Süden weit hinauf zum rothenburger und ansbacher Land und erkennt unschwer die hohen Türme der alten Reichsstadt — immer aber ruht er wieder erfrischt und gesättigt auf den schönen dunklen Baumkronen aus, die allenthalben aus der Tiefe steigen.

Der Wald, den wir noch stundenlang, fast unmittelbar bis vor das Fürstenschloß Schwarzenberg verfolgen könnten, ist reich an hübschen, hier und dort eine andre Aussicht erschließenden Wegen; wir können den oder jenen zur Rückkehr wählen. Einen wollen wir jedoch gewiß nicht versäumen: den, der zum „Friedhof" führt. Auf meinen vielen Wandrungen habe ich noch kaum einen poetischer und friedvoller gelegnen Todtengarten gefunden. Ein wahrhafter Garten und dazu ein vom geliebten, ruhigen Wald umschlossner und behüteter ist das wundersame Plätzchen. In seiner Mitte erhebt sich ein kleiner, mit hoher Kuppel gekrönter Säulentempel; um ihn herum, wie im Waldgebüsch zerstreut, liegen die Gräber derer, die auf diesem Berge in „Schloß und Hütte" heimgegangen sind. Weiße Marmorkreuze schimmern durch das grüne Laub der Buchen und Birken; frische Kränze schlingen sich um sie, des Lenzes junge Blüten für zarte Kinderblüten, die hier der Tod gebrochen; die Nachtigall schlägt in den Büschen; durch eine Lichtung sieht man in die vom Sonnenuntergang vergoldete Landschaft hinaus — am Abend ists am schönsten dort, deshalb nimm, kannst du dich einmal zum Besuch der beiden Frankenberge entschließen, ihren Friedhof als deren letztes Bild!

c. Bullnheimer- oder St. Kunigunden-Berg.

Ich setze voraus, daß der Wandrer nach den bisher geschilderten fränkischen Höhen Lust hat, nicht auf dem Frankenberg sitzen zu bleiben, sondern vielleicht noch eine abendliche Rundschau von dem nahen Bullnheimer-Berge, auch St. Kunigundenberg genannt, mitnehmen möchte. Geleiten wir ihn also dahin!

Wir haben diesen Berg schon nordwärts des Frankenbergs liegen gesehen; aber auch von weiter her erschaut, muß er auffallen; er ist nicht wie seine Nachbarhöhen eine geschlossen ansteigende oder gewölbte Kuppe, sondern er streckt sich gedehnt dahin, nach den zwei Langseiten, namentlich aber mit der westlichen Stirnseite ziemlich steil abfallend, und nur nach Osten zu sich zu einem ausgedehntern Wald sanft abdachend. In seiner Form, allerdings den kleinsten Maßstab angewendet, erinnert er etwas an den Untersberg, den Marmorsarkophag Kaiser Karls des Großen. Daß der Wald an ihm bis zur Thalsohle nieder-

steigt, und namentlich auf der ganzen obern Hochfläche fortläuft, gibt ihm, besonders natürlich im Frühjahr, wenn so nach und nach an das zuerst herausbrechende zarte Grün der Birken das dunklere der Buchen und Eichen sich anschließt, bis alle Hänge in das undurchdringliche Laubgewand eingehüllt sind, und im Spätherbst, wenn das grüne Kleid sich mit den rothen, gelben und braunen Farben der Jahresneige verbrämt, einen eignen Reiz. Ist der Weg bis zu seinem Fuße — vom Frankenberg herüber mag man in einer halben Stunde gehn — auch etwas sonnig, den Berg selbst hinan kann man Schatten finden.

Wir nehmen einen heitern, ungetrübten, aussichtsgewissen Tag, oder vielmehr Abend an und suchen uns als ersten Standort auf St. Kunigunda die Ruinen einer alten Kapelle, nach welcher der ganze Berg seinen zweiten Namen führt. Kaiserin Kunigunda, Heinrichs II. (1002—1024) wegen ihrer hervorragenden Tugenden heilig gesprochne Gemahlin, die mit dem ebenso tugendhaften Gatten in Bambergs Dom der seligen Urstände harrt, hat bekanntlich etwas auf fromme Stiftungen, Vermächtnisse, Kirchen- und Kapellenbauten und dergleichen dem Seelenheil förderliche Dinge gehalten, und so auch auf der westlichen Spitze unsers Bergs, wo derselbe eine Art Platte bildet, eine Kapelle erbaut, jedoch ebenso noch in andrer Weise ihres Namens Gedächtnis mit jenem verbunden, indem sie den dem Berg benachbarten Gemeinden die Schenkerin des die Höhe überziehenden ansehnlichen Waldes wurde und so auch der Gegenwart etwas gelassen hat, was dieser denn doch noch mehr werth ist, als jenes Kirchlein der Vergangenheit war. Die Zeiten, daß fromme Beter und Wallfahrer den steilen Hang heraufzogen, daß hier das Rauchfaß geschwungen ward und das Glöcklein des Ministranten erklang, sind längst vorüber: die Kirchenglocken läuten nur noch drunten im Thal in den zahlreich umhergestreuten Ortschaften, es ist nur der Wohlgeruch des Waldes, der aus Blumen und Bäumen duftet, und wenn ein Klingen und Singen die gewöhnlich hier herrschende Einsamkeit unterbricht, so ist es das Waldvogellied, das auch diesem Ort nicht fehlt. Das Kirchlein ist schon arg zerfallen; wer nimmt sich auch solcher, einst so ehrfürchtig gesuchter, dann außer Brauch gekommner Stätten noch an? Es ist immerhin genug, wenn man die alten Steine so nach und nach sich von selber abbröckeln und einen zum andern fallen läßt und sie nicht fortschleppt, um, was einst Chor, Schiff und Altar diente, irgend einem gemeinen Kuhstall einzubauen, wenn sie so bei und aufeinander liegen bleiben, damit sie, wie sie einst neben einander in die Mauer gekittet waren, nun auch hier unten auf dem Waldboden, vereint von Moos und Flechten überzogen werden und der das Laub durchraschelnden flüchtigen Eidechse zum Bergungsort dienen. Nur eine Mauer der Kapelle steht eigentlich noch ganz, eine hält sich bloß noch zur Hälfte mühsam aufrecht, lediglich um dem zu jener sich hinüberwölbenden Chorbogen den letzten Halt zu geben, und von Thüren und Fenstern ist nichts mehr erhalten, als von letztern ein die Nordwand durchbrechendes, das in seiner edlen Form von dem einstigen schönen Stil des ganzen Baus zeigt.

Setzen wir uns auf einen jener aus dem Mauergefüge gefallnen Steine und schauen wir hinab und hinaus ins Land. Auch hier ist keine jener großartigen, in irgend einem „rothen Buche" mit einem Doppelstern zu verzeichnenden Aussichten, aber doch eine, an der man seine Freude haben kann. Blicken wir eben von unsrer Kunigundenkapelle weniger auf das Weiterliegende, Fernergerückte, als welches wir hier abermals die duftigen Linien der Rhön, des Spessarts und des Odenwalds erkennen, sondern mehr auf die schönen Einzelnheiten des in unmittelbarster Nähe vor und unter uns ausgebreiteten Bildes.

Wer's versteht kann hier das scheinbar Unbedeutendste als ein Kennzeichen des schönen Ganzen herausfinden. Nicht diese ganz ungesuchte und doch ungemein malerische Gruppierung der Felder, wie hier Wiese und Kornflur, dort Weinberg und Obstgelände zusammenliegen, schachbrettähnlich angeordnet sind, oder die verschiedne Mannigfaltigkeit, in welcher sich da Dorf an Dorf reiht, nur ist's, was das Auge befriedigt; auch Kleinres und Nebensächlichres kann dazu beitragen. Dinge, welche auf der Ebne und in der Nähe gesehen, wenig oder gar keinen Reiz haben, können ganz interessant werden, wenn man sie in der Tiefe unter sich sieht oder sie aus der Entfernung betrachtet. Ein Fußsteig z. B., der durch ein grünes Feld oder durch Saaten läuft und dadurch, daß er diese theilt, auch einen Abstich der Farben macht, eine ganz einfache Straße, eine Brücke, ein kleiner Bach, der an mehrern Orten hervorglitzert, während er an andern wieder verschwindet: alles das kann dahin wirken, die Gegend rund umher zu beleben. Und diese Belebung wird erst recht bethätigt durch das menschliche Beiwerk, das allenthalben hervortritt. Auf allen Feldern ist's rührig und geschäftig; es geht zwar schon auf den Abend zu, aber noch immer kommen dort unten aus dem Dorfe Leute heraus, um auf die Flur zu eilen und sie völlig von den reichen Garben frei zu machen, die dort wieder der hochbeladne schwankende Erntewagen heimwärts führt. Jetzt ist's die Ernte, die dieses rege und emsige Treiben bis spät in die Nacht hinein da im Thalgrund ringsum hervorruft; in wenigen Tagen sieht man dazu die schneeweiß blinkenden Hemdärmel fleißiger Mähderinen heraufschimmern und hochgeschwungne Sensen blitzen und die stärkende Luft des Ohmad, „Grummet" hier zu land geheißen, steigt zur Höhe auf; und wieder ein paar Wochen später, wenn Gott sein Gedeihen zu der Leute Hoffnungen gibt, dann wird's noch weiter den Berg herauf lebendig, die Weinberge, die ihn rings umlagern und an seiner Südseite ziemlich weit an ihm aufsteigen, beleben sich mit den fröhlichen, jauchzend die schönste Arbeit des Jahrs vollbringenden Winzern, und, wie jetzt die körnerreichen Garben, dann füllen die großen Kufen die zum Dorfe fahrenden Wagen, in denen die flüssige Ernte der Rebengelände hin und wieder schwankt, unansehnlich, ja fast widrig anzuschauen, und doch der Urstoff des köstlichsten aller Getränke, des auch hier dem traubenreichen Franken alle Ehre machenden Weins. Dann jedoch währt's nicht mehr lange, und das jetzt noch so frisch grüne Rebenlaub ist gelb gefärbt, auch das der Waldbäume droben wird ihm ähnlich und ähnlicher und endlich, in einer Nacht ist schon ein gutes Theil desselben abgefallen, der erste Frost ist gekommen, der Vorbote des nahen Schnees, der rasch Wald und Flur hier und weit hinaus einhüllt und auch St. Kunigundens Kapell' einsam und verlassen macht.

Man sieht von unserm Berge aus Würzburg, wenigstens Schloß Marienberg und die ihm gegenüberliegende Nikolauskapelle, das „Käppele", wie sie im Volksmund heißt, doch haben wir beide heute noch nicht gewahren können. Da schießt's auf einmal wie eine Leuchtgarbe dort von der untergehenden Sonne auf und aus ihr tritt klar und deutlich, wie auf Goldgrund gemalt, das gesuchte Kirchlein heraus, uns plötzlich überraschend nahe gerückt. Es zeigt uns die Richtung an, der hier die Eisenbahn, dort der Fluß zustreben: beide kann man eine Strecke verfolgen, dort über dem Wald schlängeln sich die Rauchwolken des rasch zum Mainthal hinabeilenden Zugs hin, und dieses selbst öffnet sich von Kitzingen bis Marktbreit, wenigstens zum guten Theil, dem Blick. Es braucht nicht viel Wasser zu sein, das sich einem Landschaftsbild einfügt, es braucht nicht einmal im unmittelbaren Vordergrund seinen Spiegel schimmern zu lassen; wenn es auch entfernter erscheint, so verleiht es jenem doch seinen eigenthüm=

lichen Reiz, schon weil der Blick auf einen Fluß den Gedanken an Bewegung, Leben und Thätigkeit mit sich bringt, und wir eigentlich nicht gern lang bei dem verweilen, was in ewige Ruhe gebannt erscheint. Daß der Main zur bullnheimer Bergaussicht gehört, gibt dieser einen Vorzug vor der des Frankenbergs.

Von den Dörfern, welche zunächst im Vordergrund liegen, hat sich selbstverständlich das, nach welchem unser Berg hauptsächlich genannt wird, am dichtesten an ihn herangemacht, das in seinem Bestehn hoch in die Jahrhunderte hinaufreichende, heute die Grenze des protestantischen Frankens bezeichnende Bullnheim. Von seinem Alter zeugen weniger schriftliche Urkunden, die uns nur spärlich zur Hand sind, als vielmehr die sehr frühen Formen seines Kirchenportals, wie der, freilich später vielfach veränderte Grundbau der Kirche selbst. Vor dieser deutet noch ein alter Thorbogen die auch in andern Resten ebenso vorhandne Mauerumfriedung an, welche einst diese, wie viele andre Kirchen in dieser Gegend, als schützendes Bollwerk umschloß. In andern, benachbarten Orten ist diese Festigung des Gotteshauses noch vollständig erhalten. Hohe Mauern lassen nur das Dach der Kirche ersehen, sie selbst ist eng zwischen diese und den in ihnen eingebauten sogenannten Kirchkellern, welche zweifelsohne ehedem den von Kriegsnoth bedrängten Einwohnern zum Bergungs- und Zufluchtsort dienten, eingeschlossen und nur ein ganz schmaler, mit Steinen belegter Weg führt in jene und um sie herum.

Einen alten und in der bayerischen Adelsgeschichte wohl bekannten Namen trägt ferner das Bullnheim am nächsten liegende Seinsheim, der Stammsitz der Grafen von Seinsheim und auch der spätern Herrn von Schwarzenberg. Letztere, das nun gefürstete Geschlecht, ist in dieser Gegend reich begütert; auch das alte, kastellähnlich aus umwalltem Graben dort sich erhebende Schloß Wässerndorf gehört ihm und über die meisten Pfarreien jener übt es das Patronat.

Wem es an der Kunigundenkapelle nicht genügt und wer noch umfassendre Rundschau haben will, als ihm bei dieser geboten ist, steige getrost bis zur letzten Höhe des Bergs. Hemmten nicht hin und wieder die hohen Waldbäume den Blick, so würde freilich dort oben das Aussichtsbild noch weiter und ausgedehnter, wenn es auch nicht gerade wirklich Neues in Sicht brächte. Jedoch Andres und nicht Uninteressantes findet man beim Weitergehn auf und über den Berg: zunächst mächtige Steinbrüche, aus denen vortreffliches Baumaterial in solidester Quaderform zu tage gefördert wird, und die, da der rothe Sandstein im Farbengegensatz zu seiner grünen Waldumgebung steht, auch zur malerischen Ausschmückung des Bergbildes beitragen; dann sehr sehenswerthe Sandgruben, welche schachtartig tief in den Berg sich hineinwölben und einen sehr guten, feinen weißen Sand bergen, und endlich ganz auf dem Gipfel einen wohlerhaltnen, offenbar uralten Burg- oder eigentlich Wallring, als Rest der ursprünglichsten und einfachsten Befestigungskunst. Sichern geschichtlichen Spuren hier jedoch nachzugehn, ist unmöglich; über die schon mehrmals erwähnte fromme Kaiserin kommen wir aktenmäßig nicht hinaus; selbst das „Kunigundenläuten", das während des Winters allabendlich um 8 Uhr in den meisten der den Berg umliegenden Dörfer ertönt und von einer Stiftung der im Walde verirrten und durch den Schall einer Glocke aus der Irrsal auf den rechten Weg geleiteten Kaiserin herrühren soll, wird mehr nur durch die Tradition, als durch Urkunden erläutert. Doch was sorgen wir auch um die Vergangenheit! Wir haben einfache Landschaftsbilder aus der Gegenwart zeichnen wollen, und diese Aufgabe jetzt nach unsern Kräften erledigt.

10. Westbayern.

Nach Friedrich Wilhelm Walther (Manuscript) und Michael Geistbeck.

„Fröhlich Pfalz, Gott erhalts!“

Von den grenzscheidenden Ufern der Saar ostwärts, und jenen der Nahe südostwärts erhebt sich das Land, obschon in verschiedner Weise, gegen das Innre der bayerischen Pfalz. Landeinwärts von der Saar und deren Nebenflusz, der Blies, her, den Wasseradern des dortigen kleinen Fluszgebietes entgegen, findet sich mehr und mehr wellenförmiges Tafelland, bis es endlich in die Form des Sandsteingebirgs übergeht. In mehr geregelter Weise und von tiefern Thälchen durchfurcht, steigt die Landschaft von der Nahe her, längs der Lauter und dem Glan aufwärts. Jene erstre Gegend heiszt den Pfälzern Westrich, diese letztre verdient wissenschaftlich den Namen des Kohlengebirgs. Auf ihm sind eigenthümliche Porphyrkuppen gleichsam umhergestreut, wie der gehaltreiche Potzberg und der Stahlberg. Der ansehnlichste derselben, eigentlich ein kleines Massengebirge für sich, heiszt Donnersberg (600 m hoch)[1], von dessen Scheitel, dem Königsstuhl oder Hirtenfelsen, der Blick weithin reicht; der Sage nach haben von diesem aus die fränkischen Könige einst Recht gesprochen. Der Name des Berges selbt, so erzählt man sich, soll von den zahlreichen Gewittern herrühren, die sich um seinen Gipfel zusammenziehn.

Während das Westrich ostwärts ohne scharfe Scheidelinie in andre Formen sich umwandelt, wird das Kohlengebirgsland südlich durch eine schräge Linie von Homburg über Landstuhl und Kaiserslautern bis gegen Göllheim hin deutlich abgeschnitten. Hier ist nämlich eine bestimmte Thalfurche markiert, gewöhnlich kurzweg die Senke von Kaiserslautern genannt, welche sich durch Tiefe, Wechsel der Wasserläufe, Gestein, Torfmoore (besonders im Reichswald mit seinen unangenehmen Ausdünstungen und Salamandern) und andres unverkennbar auszeichnet. Da der Süden von den Höhen der Hart und des Westrich gedeckt, die Senke dagegen nach Norden geöffnet ist, so gehört dieser Strich zu den kältesten der Pfalz, und es ist nicht selten, dasz in der Mitte des Sommers Bohnen und Kartoffel erfrieren; um so günstiger erscheint jene Einsattelung für den Verkehr, der immer nur die niedrigsten Punkte aufsucht. Darum zieht dieser Tiefe entlang die grosze Kaiser- (Pariser—Mainzer-) Strasze durch, welche zum Theil die frühre militärische Wichtigkeit der Stellung von Kaiserslautern erklärt, darum treffen hier so viele Straszen zusammen und ward zuletzt auch die Eisenbahn angelegt.

Durch die Einsenkung von Kaiserslautern in ihrem ganzen Verlaufe ist die Hart begrenzt, d. h. dasjenige Sandsteingebirge, das auszer dem Westrich und dem Kohlengebirge den ganzen bergigen Theil der Pfalz erfüllt. Hart, von Bergwald stammt der altdeutsche Name, wird der flache, fast einer Hochebne ähnlich gewordne, nördlichste Theil des Vogesenrückens hier genannt. Die mittlere Höhe des Hartgebirgs beträgt etwa 450—500 m, es erreicht somit nicht einmal die Höhe der Berge von Nordbayern, viel weniger die der Alpen. Eine mehrfach gewundne Wasserscheide zwischen Mosel- (Saar) und unmittelbarem Rheingebiet zieht auf ihm dahin. Seltsame Felsbildungen in groszer Zahl bedecken die Höhen, und zahlreiche Einzelkuppen ragen aus der Mitte, vorzüglich aber am Ostrande empor, wo das Waldgebirge auch, zunächst zwischen Neustadt und Dürkheim, am bestimmtesten den Namen der Hart führt. Der höchste Punkt ist der Kalmit (685 m), etwas westlich zwischen Edenkoben und Neustadt, nicht ferne von ihm erhebt sich der Steigerkopf (615 m) und weiter nördlich der Drachenfels (572 m) im dürkheimer Forst, an den sich zahlreiche Kultusgebräuche und Sagen der Vorzeit knüpfen. Die Position „am Schänzel“ (550 m), west-

nordwestlich von Edenkoben, ist im Feldzugsjahre 1794 (12. und 13. Juni) von militärischer Bedeutung gewesen.

Das Gebirge, welches sich auf seinem Rücken meist mit Wäldern gekrönt zeigt, hat eine sehr sanfte, fast unmerkliche Abdachung gegen Westen, während der Ostrand steil zur Ebne abfällt. Die Gehänge des letztern sind nächst der Rheinebne die „glückseligsten Pfälzergefilde“, die entzückendste Gegend des Kreises. Jener Ostrand trennt ziemlich geradlinig von Süd gegen Nord, von Albersweiler bis Grünstadt, die zwei Haupttheile der Pfalz, welche der Bewohner allein ausscheidet: Gebirge und Gau. Der Gau, d. h. das Flachland der Rheinebne, beginnt an dem Gebirgsrande und erfüllt den übrigen Theil Westbayerns, welcher bis an die Stromlinie des Rheins reicht. Schöne und werthvolle Weinpflanzungen, sogar Kastanienwäldchen umgrenzen den Hang der Hart, dessen landschaftlicher Reiz noch erhöht wird durch die ehrwürdigen Trümmer von Burg- und Klosterruinen, die von den Höhen in seltner Zahl auf das blühende Land herabschauen. Sanft verflachen sich sofort Hügel voll üppiger Kulturgefilde, durchschnitten von zahlreichen Flüszchen, die zwischen umhegenden Gebüschen rasch und voll dahineilen.

Alle die kleinen Gewässer, welche von West nach Ost direkt dem deutschen Strome in seinem Mittellaufe zustreben, bilden im Gebirge schon sehr romantische Thäler, ausgekleidet von oft malerischen und bis ins Erhabene groszartigen Felsgebilden, oft aber auch mit saftiger Waldung und frischen Alpenmatten überraschenden Wechsel darbietend. Es seien als die wichtigern dieser Nebenflüszchen genannt: die Lauter (manchmal im obern Laufe auch als Wieslauter bezeichnet), 1705 im spanischen Erbfolgestreit, wie in dem zweiten Jahre des französischen Revolutionskriegs (1793) mehrfach der Schauplatz blutiger Gefechte, welche im Süden des Kreises dem Rheine zueilt und die Grenze gegen das Reichsland bildet; die Queich, einen reizenden Grund durchziehend, reich an Naturschönheiten und Ruinen zerstörter Burgen; der Speyerbach, welcher das schöne, so viele der lieblichsten Gegenden aufweisende Neustädter Thal durchflieszt, in buntem Wechsel erfüllt von felsigen Waldbergen mit häufigen Burgresten, von Gieszbächen aus Tannendunkel hervorrauschend, von milden Abhängen mit Saaten bedeckt oder mit Obstbäumen bepflanzt und von blumenreichen Gründen, endlich die Isenach, deren Thal nicht minder mit Naturschönheiten gesegnet ist, wie das der Queich und des Speyerbachs· Je weiter dem Rhein zu, desto flacher senkt sich das Land, bis zuletzt den zahlreichen Schlangenwindungen, Altwassern, Tümpeln u. s. f. des Strom nur noch Deiche (Dämme) oder Hamme (natürliche Erhöhungen) Einhalt thun. Doch sind die Ufer des Rheins hier fast überall niedrig, darum auch vielfach Ueberschwemmungen preisgegeben; ja ganze Ortschaften, wie Neuburg (östlich von Lauterburg), und Edigheim (unfern Frankenthal) u. a. sind durch die veränderte Laufrichtung des Stroms vom rechten Ufer aufs linke versetzt worden.

Auffallend musz von des Rheins Mittellinie aus die Beschaffenheit seines groszen Thals, ja seines ganzen mittlern Stromgebiets im weitern Wortsinne erscheinen, nicht nur was Höhen und Formen betrifft, sondern noch mehr, wenn dabei auf das zusammensetzende Gestein Rücksicht genommen wird. Allein wir wollen hier dieses Gebiet zunächst vom Standpunkte der Volksansiedlung und der Bodenerzeugnisse betrachten, und uns hierbei nochmal von der westlichsten Region durch Norden nach Osten wenden, um so das Vorschreiten von Dürftigkeit zum Ueberflusz stufenweise verfolgen zu können.

Das Westrich nämlich in seinem östlichsten Abschnitte um Waldfischbach und Pirmasens ist von rauhen Bergen mit dichten Wäldern erfüllt, zwischen denen in engen Thälchen, zum theil schaurigen Schluchten, kleine Bäche (hier vorzugsweise „Alben“ genannt) sich abendwärts zur

Blies hindurchdrängen, die selbst wieder in die Saar geht. Das Gebiet zählt zu den weniger begünstigten Strichen der Pfalz, das Klima ist rauh und deshalb Armut der Bewohner vorherrschend, mit der jedoch Fleisz und und Genügsamkeit gepaart sind. Die Gegend erscheint in einzelnen Revieren ziemlich dürftig an Produkten, so dasz böswilligen Leuten zufolge die Bewohner, wenn die „Grumbire“ wässrig oder sehr klein werden, in den Tisch beiszen können, weil auszer dem modernden Torfe nichts wachse — immerhin ein sehr trauriger Scherz für jeden, der einmal die in jenen Strichen zur Winterzeit infolge miszglückter Kartoffelernte herrschende Noth persönlich beobachtet hat. Das Westrich ist daher in seinem östlichen Theil weniger bewohnt wie die fröhliche Vorderpfalz und zählt auf die Quadratmeile nur 3000 Einwohner, während zwischen Hartgebirge und Rhein auf demselben Raume fast bis zu 10 000 Menschen leben. Im ganzen ist übrigens das Westrich doch besser als sein Ruf und besonders gegen die Westgrenze des Kreises wandelt sich der undankbare Boden mehr und mehr, so dasz ergiebiger Wieswachs die Zucht edler Pferde begünstigt, ja sogar (um Zweibrücken) Kulturgewächse zum Vorschein kommen. Nordwärts stöszt der Bezirk an die oben erwähnte grosze Einsenkung, wo Torfmoore (um Homburg, Landstuhler-Bruch), zahlreiche Weiher und der Sumpf des Reichswalds an alte Wasserstockungen erinnern. Zahlreiche Stellen erhalten das Gedächtnis der einstigen Römerherrschaft: so Hermersberg (unweit der Moosalb) und Limbach (an der Blies) durch Funde antiker Münzen, Ixheim (nächst Zweibrücken), Rheinheim (gleichfalls an der Blies) durch römische Baureste. Nahe dem letztgenannten Dorfe, im angenehmen Bliesthale, gedeiht auch ein trinkbarer Rebensaft, der „Rhinemer.“ Mittelalterliche Monumente bewahren die Martinshöhe in ihrem wahrscheinlich alemannischen Grenzsteine, das Dorf Neuhäusel in der nahen Reichsfeste Kirkel, Landstuhl durch seine das Städtchen krönende Burg gleichen Namens, zur Zeit mit baugeschichtlichem Verständnis restauriert, in deren Vertheidigung der berühmte Feldhauptmann Franz von Sickingen am 7. Mai 1523 fiel. An die frühre Gebietszersplittrung des Kreises erinnern: die ehemalige, lebensfreudige Residenz der Grafen von der Leyen zu Blieskastel, dieser Perle des Bliesthals; die spärlichen Reste des Schlosses Karlsberg bei Homburg, einst dem Bruder des ersten bayerischen Königs Maximilian Joseph, dem Herzog Karl von Zweibrücken (1775—1795) gehörend; Pirmasens (11 000 Einwohner), das seinen Namen von dem Heidenapostel Pirmin ableitet, der um die Mitte des 8. Jahrhunderts hier predigte, durch den Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt (1764—1790) auf weiter Bergebne zur Stadt erhoben, künstlich bevölkert und mit einem groszen Exerzierhaus versehen. Der frischen Gegenwart in ihrem lebendigen Gewerbstreiben gehören an: die Maschinenfabrik in Zweibrücken, welche europäischen Rufs genieszt; die Glashütte Ludwigsthal bei Lemberg und die Pirmasenser Kleingewerbe mit ihrer hochentwickelten Schuhfabrikation. Als groszartiger Betriebe in Zweigen der Landwirtschaft sei des Zweibrückener-Kreislandgestüts und der Sickinger-Loosgüter (bei Gerhardsbrunn) erwähnt, deren Boden „den Bauern der Sickingerhöhe“ die Scheuern mit goldnem Reps und vielkörnigem Weizen füllt. Zweibrücken (10 000 Einwohner), der Hauptort des Westrich und früher die Hauptstadt des Herzogthums Pfalz-Zweibrücken, hat für Bayern als Wiege seines erhabnen Regentenhauses besonders theure Erinnerungen, sowie es für die Forscher in den todten Sprachen durch sein aus dem Kloster zu Neuhornbach 1631 und 1652 wieder erstandnes Gymnasium und die vorzüglichen Ausgaben alter Klassiker, für die Naturforscher durch den nahen Steinbruch zu Bubenhausen Interesse erregt. Zweier kleinen Wohnplätze soll noch wegen lokaler Erinnerungen gedacht werden: Rodalben's, als Geburtsort eines der gröszten Aerzte (Johann Peter Frank, geb. 19. März 1745; gest. zu Wien, am 24. April 1821), der irrig nach dem badischen Rothalben verlegt ward, dann Fehrbach's,

nächst Pirmasens, wegen des deutschen Siegs über die französischen Republikaner am 14. September 1793.

Nördlich des Westrich lagert die Schichte des bereits erwähnten Kohlengebirgs, eine von sanften Höhen gebildete Landschaft, in deren hübschen Thälern viele Flüszchen meistens zum Gebiet der Nahe sich hinwenden, welche selbst jedoch nur auf eine ganz kurze Strecke die Pfalz im Norden berührt. Von ihren Zuflüssen sind vorzugsweise der Glan und die Alsenz zu nennen. Erstrer entspringt an der preuszischen Grenze und durchflieszt mit vielen Krümmungen ein hügeliges Land; unfern seines obern Laufs liegt Kusel, ein industriöses Städtchen mit 3500 Einwohner im sogenannten Remigiuslande, das von dem fränkischen König Chlodwig (481—511) dem heiligen Remigius geschenkt worden war, als er ihm in Rheims die Taufe ertheilt hatte. Bei dem freundlichen Städtchen Lauterecken (1500 Einwohner) nimmt der Glan die Waldlauter auf, an welcher nahe ihrem Ursprung Kaiserslautern liegt, der bevölkertste Wohnplatz der Pfalz überhaupt (24 000 Einwohner) und auch deren erste Industriestadt. Schon zur Römerzeit trafen sich in dem heutigen Centrum des Kreises sieben Straszen und auch jetzt noch weisen von allen Seiten der Windrose die Kilometersteine nach diesem naturgemäszen Hauptplatz für Handel und Gewerbe; seinen Namen verdankte er dem Kaiser Friedrich I. Barbarossa, der sich hier einen prachtvollen Palast erbaute. An den Ufern der Alsenz wechseln bewaldete Gebirge mit fruchtbaren Hügeln und Flächen. In reizender Gegend dehnt sich das Städtchen Winnweiler (1800 Einwohner) aus; nördlicher finden sich Rockenhausen und Alsenz (2000 und 1700 Einwohner), nahe der Mündung das liebliche Ebernburg mit der gleichnamigen Ruine, einst als Schlosz im Besitze des früher erwähnten tapfern Ritters Franz von Sickingen. Unter der Bevölkerung des Kohlengebirgs sind zahlreiche Juden und Mennoniten eingemischt. Das Klima des südwestlichen Theils ist rauh, kaum den Feldfrüchten günstig, wird jedoch nordostwärts immer milder, so dasz schon am Glan etwas Weinbau möglich ist und am Donnersberg sogar süsze Kastanien reifen. Das Bezirksamt Kusel, das ganze Glangebiet und die weitre Umgebung Kirchheimbolandens, einer Stadt von 3000 Einwohnern, sind berühmt durch ihre Viehzucht. Gleichwohl nähren sich die Bewohner im ganzen von der Ausbeute des Bodens, welcher Steinkohlen (um St. Ingbert, am Höcher-Berg, um Breitenbach und Mittelbexbach, um Adenbach, Odenbach, Durchroth, Alsenz und Obermoschel) bietet, ferner Eisensteine (um Eisenberg, Ramsen, Imsbach), Blei (bei Dielkirchen), Quecksilber (am Moschellandsberg, Stahlberg, Potzberg zwischen Neunkirchen und Föckelberg, an letztrem vormals 20 000 Pfund jährlich) liefert[1]) und früherhin selbst den Bergbau auf Silber (bei Seelen und Imsweiler) lohnte. Naturgeschichtlich sind alle diese Strecken, besonders aber Heimkirchen, durch zahlreiche Versteinerungen merkwürdig. In industrieller Beziehung erscheint neben Kusel und Otterberg die Umgegend von St. Ingbert durch ihren hüttenmännischen Betrieb ausgezeichnet. Die Stadt selbst hat 10 000 Einwohner, zahlreiche Maschinenwerkstätten und ist nach Kaiserslautern wohl der wichtigste Fabrikort der Pfalz. Ein Gang um die nahen glühenden Hochöfen und funkensprühenden Kamine macht nebst dem gewaltigen Lärm der verschiednen Dampfhämmer und Walzwerke auf den Fremden, besonders bei Dunkelheit, einen bedeutenden Eindruck. Durch Römerreste fallen auf die Heidenburg bei Oberstaufen, Kriegsfeld und Eisenberg. An tiefres Mittelalter mahnen Ueberbleibsel der Klöster Remigiusberg, Disibodenberg, Münsterdreisen und Zell. Als Sitzen früherer Gebietsherrn begegnet man auch hier mehreren alten Schlössern. So saszen die Pfalzgrafen von Veldenz,

---

[1]) Zur Zeit steht jedoch nur mehr eine einzige Zeche am Potzberg im Betrieb, da der Quecksilberbergbau in der Pfalz fast ganz aufgegeben ist.

wittelsbachischen Bluts, zu Lauterecken, die Rheingrafen von Salm zu Gaugrehweiler, die alten pfälzischen, schon um 1500 erloschnen Raugrafen zu Altenbamberg und Imsweiler, die Grafen von Falkenstein auf dem gleichnamigen Schlosz bei Winnweiler und jene von Nassau-Weilburg in Kirchheimbolanden. Als Kampfplätze sind hervorzuheben der Hasenbühel zwischen Göllheim und dem einstmaligen Kloster Rosenthal, wo Kaiser Adolf von Nassau am 2. Juli 1298 durch seinen Gegner Albrecht I. von Oesterreich Sieg und Leben verlor, dann Ulmet am Glan, nahe der heutigen Kreisgrenze, wo der Rheingraf Otto mit schwedischen Truppen am 24. Mai 1634 den Spaniern ein Treffen lieferte, in dem letztre völlig geschlagen wurden.

Alle Segnungen der Natur mit dem groszen Anblick der Vorzeit und dem lebhaften Gedeihen menschlichen Schaffens vereinigen sich an den schon gepriesnen, herrlichen Hängen des Hartgebirgs, zumal an den Austrittspunkten der lieblichen Thäler, unter denen das von Anweiler vielleicht das reizendste genannt werden kann. Grosze, volkreiche Wohnplätze sind an diese Höhen in dichter Menge hingesiedelt, unter ihnen die Kleinode der Pfalz — Dürkheim und Neustadt. Das erste hat 6000 Einwohner und erfreut sich in anmuthigster Gegend der Isenach, nur 117 m über dem Spiegel des mittelländischen Meers liegend, fast der mildesten Luft in ganz Deutschland; in der Nähe dieses beliebten Kurorts befinden sich die Trümmer der Limburg, auf welcher einst das stolze Geschlecht der fränkisch-salischen Kaiser thronte. Neustadt dagegen, in einem der schönsten Gaue des deutschen Reichs, mit 12 000 Einwohnern, bildet den Knotenpunkt der pfälzischen Eisenbahnen und den Brennpunkt der Landesschönheiten. Weiter sind zu nennen gegen Süden: Edenkoben mit 5000 Einwohnern, ein freundlicher, wohlhabender und reinlicher Ort, in dessen Nähe sich die königliche Villa Ludwigshöhe befindet, von der man die entzückendste Aussicht genieszt; die Kaltwasser-Heilanstalt bei Gleisweiler mit zierlichen Anlagen; Klingenmünster, ehedem ein bedeutendes Stift, jetzt Kreis-Irrenanstalt, unfern davon die Burgruine Landeck, auf der schon der fränkische König Dagobert I. (628—638) residierte; das gewerbfleiszige Bergzabern (2600 Einwohner), das seine Erhebung zur Stadt am 21. April 1286 den Söhnen der Gräfin Agnes von Zweibrücken, Eberhard und Walram I. verdankt. Nördlich von Neustadt verdient vor allen Grünstadt (3600 Einwohner) Erwähnung, im grünen Kranze der Fluren und im Frühjahr buchstäblich in den Blütenschmuck und Duft mehrerer Obstwäldchen eingehüllt, die Wiege verschiedner deutscher Maler, so Hans Holbeins (vermuthlich einige Jahre vor 1497 geboren und in England 1554 an der Pest gestorben), des Sterns am Ausgange des Mittelalters, und der Genremaler der Neuzeit, der beiden Schlesinger, Adam und Jakob, Vater und Sohn, welche der zweiten Hälfte des vorigen und der ersten unsers Jahrhunderts angehören; ferner zeichnen sich aus Kleinkarlbach durch seine Maschinenspinnerei, Wattenheim durch Krugfabriken und das schon tiefer im neustädter Thal liegende Lambrecht-Grevenhausen durch seine Tuchmanufaktur. Wie ferner viele andre Orte durch Gewerbfleisz und Fabriken hervorragen, so sind nicht wenige noch neidenswerther mit Gaben üppiger Natur bedacht. Der Weinstock und die Wallnusz, Kastanien und Mandelbäume gedeihen hier auf den Vorhöhen, dazu Obst (feine Kirschensorten, Pfirsiche), Getreide und Handelsgewächse in Fülle. Wachenheim, Forst, Deidesheim, Ruppertsberg, Kallstadt, Ungstein, Königsbach, Gimmeldingen und noch einige andre Orte zwischen Neustadt und Dürkheim haben durch gutes Weingewächs dem „Pfälzer“ einen mehr als bayerischen Namen verschafft. Sehr gesucht ist auch der etwas südlicher wachsende „Kästenbuscher“ zwischen Siebeldingen und Birkweiler, und selbst mehr im Gebirge finden sich noch gute Weinlagen, wie z. B. bei Gräfenhausen und Euszerthal. Während nun so der äuszre Abhang der Hart und ihr nächstes Vorland köstliche Trauben zeitigen, nährt im Innern der Holzertrag aus weitgedehnten Waldungen oder die Ausbeutung der Eingeweide des Bodens wieder in andrer

Weise; so z. B. durch Eisen (bei Schlettenbach, Schönau, im Hammerwerk Saarbach bei Ludwigswinkel), Blei (bei Erlenbach, wenigstens früher), Töpfererde (bei Asselheim) und etwas Salz (in der städtischen Saline Philippsthal bei Dürkheim). An das grosze Treiben des deutschen Mittelalters in diesen Gauen erinnern von allen Höhen ansehnliche Burgreste: Wegelsburg, Drachenfels, Bärbelstein und Lindelbronn süd- und nordwestlich von Bergzabern; Madenburg bei Eschbach; Neukastel und Trifels bei Anweiler; Scharfeneck, Ramberg und Modenbach südsüdwestlich von Edenkoben; Kropfsburg, bei St. Martin und die theilweise neu erstandne Maxburg (das frühre Hambacher-Schlosz). In den Thälern finden sich die Stätten einiger groszartiger ehemaliger Stifte, wie Hönningen und Limburg. Anweiler selbst, heute eine kleine Stadt mit 3000 Einwohnern, war längre Zeit freie Reichsstadt, Dirmstein die Residenz der wormser Bischöfe u. s. f. Auf dem Trifels, wo die Reichskleinodien aufbewahrt wurden, sasz 1193 König Richard I. von England, Löwenherz beigenannt, als Gefangner; dasz er hier oder schon in der Felsenburg Dürrenstein an der Donau, seinem frühern Verwahrungsorte, zum ersten Male wieder die Stimme seines treuen Dieners, des Sängers Blondel, vernommen und ihn dieser sogar befreit habe, ist jedoch nur eine anmuthige Sage. Tiefer einwärts führt das von rüstigen Fuszgängern so gern besuchte Dahnerthal, wo die Ortschaft Dahn in romantischer Lage und mit vielen nahen, höchst eigenthümlichen Felsbildungen, wieder zu der Armut und den Landesformen des Westrichs (gegen Pirmasens u. s. w.) zurück. In der Neuzeit ist Rinnthal, nordwestlich von Anweiler, durch ein kleines Gefecht bekannt geworden, welches dort am 16. Juni 1849 gegen die pfälzischen Freischaren stattfand.

Morgenwärts nun öffnet sich der freie und fruchtbare Gau der unabsehbaren Rheinebne, welcher Gefilde zeigt, die von der Natur ebenso bevorzugt sind, als die früher geschilderten Hänge, auf denen der goldne Sonnenstrahl das feurige Rebenblut kocht. Inbezug auf Fruchtbarkeit ist die Ebne zufolge ihrer geringen Meereshöhe und ihrer durch Gebirge geschützten Lage ein wahrer Garten Gottes. Waldungen von Obstbäumen umgeben die Orte; Küchengewächse aller Art, Farb-, Oel- und Handelspflanzen wechseln in buntem Gemisch. Neben Getreide und Wein gedeihen besonders Flachs, Krapp und die verschiedensten Futterkräuter. Die groszblättrige Tabaksstaude, der blaszgrüne Mohn, der langschottige Reps, da und dort auch Hopfen und Hanf überkleiden in malerischer Mannigfaltigkeit die vortrefflich angebauten Fluren. Dazwischen ziehen lebhafte Flüszchen und Bäche, von Weiden und Pappeln umbuscht, und fruchtbehangne Alleen aus Nusz- und Kirschbäumen durchschneiden, zahlreiche Straszenzüge einsäumend, das Land. Diese ungewöhnliche Fruchtbarkeit ist auch die Ursache einer Bevölkerungsdichtigkeit, die hier selbst mit den bestbewohnten Gauen Deutschlands wetteifert. Wie besät ist die Ebne mit den gröszten und wohlhabendsten Wohnplätzen der Pfalz, welche freundlich im Lichte des Tages erglänzen. Während des Sommers, wenn diese völlig gartenartig kultivierte Fläche im Schmucke wogender Saaten und grünender Wiesen prangt, wenn von den allseitig umrahmenden Bäumen schon die süszen Früchte winken: da ruht der Blick des hier so überaus fleiszigen Landmanns stolz auf dem Reichthum der Ernte, die vor seinen Augen dem gesegneten Boden entsprieszt. Pfarrdörfer bis zu 1500, ja 3000 und 4000 Seelen (wie Neuburg a. Rh., Hagenbach, Schaidt, Herxheim, Hördt, Bellheim, Zeiskam, Schifferstadt u. a.) sind da sehr gewöhnlich; der Marktflecken Langenkandel ist eine volle Stunde lang. Ist auch der Boden nicht überall gleich ergiebig und treten gegen Süden Sand- und Sumpfstrecken auf, so liefert dafür bei Schaidt eine Eisengrube sehr reiches Erz und der nahe hochstämmige Bienwald, welcher die Südostecke des Kreises erfüllt, treffliches Holz. Auch wird überall viel Pferdezucht getrieben. Der ansehnlichste Ort dieses Landstrichs ist Speyer mit 15 000 Einwohnern, die Hauptstadt der Pfalz; sie hat reiche Gewerbe, einen

Freihafen und ist der Sitz der Kreisregierung. Lebhaft erinnert die Stadt an die grosze Zeit des frühern deutschen Reichs. Nicht weniger als 29 Reichstage sind hier gehalten worden, von denen der am 19. April 1529 der bedeutendste war und die Benennung „Protestanten“ veranlaszt hat; von 1513 an, einige Unterbrechungen abgerechnet, bis 1689 befand sich hier der Sitz des Reichs-Kammergerichts. Aber nur das leider noch in Ruinen liegende Gebäude des letztern, der sogenannte Retscher, und der prachtvoll neu erstandne, aus dem Jahre 1030 stammende Dom, welcher die Asche von acht Kaisern und drei Kaiserinnen birgt, mahnen an jene fernen Zeiten, da die eigentliche Stadt, 1689 von den Franzosen verbrannt und zerstört, ganz neu ist. An Bedeutung reiht sich der Kreishauptstadt Ludwigshafen an, vor ungefähr 40 Jahren noch eine blosze Rheinschanze und der Brückenkopf der ehemaligen kurpfälzischen Hauptstadt Mannheim, hat es sich durch seinen Freihafen zu einem bedeutenden Stapelplatze mit groszstädtischen Straszenanlagen und lebhaftem Handelsverkehr entwickelt und zählt 13 000 Einwohner. Alle der Rheinebne nachgerühmten Vorzüge vereinigt Frankenthal in sich, eine Stadt von 8000 Einwohnern und mit vielen Bildungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten. Gegründet 1573 von dem pfälzischen Kurfürsten Friedrich III., dem Frommen, ruht es zwischen Eisenbahn und Rhein in einem wahrhaften Garten von Küchengewächsen und ist mit dem Strome durch einen Kanal verbunden, so dasz es zum bedeutenden Fabrik- und Handelsplatz gedeihen muszte. Ehe wir uns nach Süden wenden, nennen wir noch den Markt Mutterstadt (3500 Einwohner), das Städtchen Oggersheim mit ungefähr gleicher Seelenzahl, seit 1844 ein Minoritenkloster vom Orden des heiligen Franziskus beherbergend, und endlich Haszloch mit beinahe 6000 Einwohnern, als die gröszte Landgemeinde der Pfalz. Für die reichste Stadt des Kreises gilt Landau an der Queich mit 8000 Einwohnern, überaus reizend gelegen, zwischen 1680 und 1815 in den Händen der Franzosen und bis 1867 starke deutsche Bundesfestung, in der Bayern das Besatzungsrecht hatte. In jenem Jahre begann der Abbruch der Auszenwerke der Südfront, unter Erklärung Landaus zum „festen, sturmfreien Depotplatz“. 1870 einen wichtigen Ausschiffungspunkt der III. deutschen Armee bildend, vereinbarte Bayern in den Verträgen zu Versailles mit dem norddeutschen Bunde die Aufhebung der Festungseigenschaft, welche dann am 9. März 1871 förmlich ausgesprochen ward. Gegenwärtig sind die Werke etwa zur Hälfte eingeebnet, wobei sich besonders lohnende landschaftliche Blicke in der Richtung auf Albersweiler ergaben. Germersheim, Stadt und seit 1835 Festung, mit 6500 bürgerlichen Einwohnern, hat seine Bedeutung als Brückenkopf nach der weiten Vorrückung der deutschen Reichsgrenzen etwas verloren, wird jedoch der bayerischen Armee als Sammel- und erster Aufmarschpunkt gegen den westlichen Nachbar stets von groszem Nutzen sein. An seinen Werth in zweiter Vertheidigungslinie wollen deutscher Muth und deutsche Zuversicht kaum denken. Die Rheinschnacken sind während der Sommerzeit in Germersheim wie in Speyer lästig, dagegen verliert die früher so sehr gefürchtete Fieberluft jährlich mehr an nachtheiligen Wirkungen. Im Gedächtnisse aller Zeitgenossen lebt die militärisch wichtige Durchbruchsstelle Weissenburg an der Lauter, jener kleine Pasz, wo am 6. August 1870 Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preuszen, der Führer der Bayern, einen Sieg über die Franzosen errang und damit den beispiellosen Feldzug glänzend eröffnete. Gleichfalls kriegsgeschichtlich wichtig sind aus frühern Tagen als Rheinübergangspunkte: Leopoldshafen (badisch, hiesz früher Schröck und liegt gegenüber von Neupfotz), Philippsburg (ehemalige Reichsfestung, jetzt gleichfalls badisch — 1734, 1799), Friesenheim (1814) u. a. An Römerherrschaft bewahren das Andenken: Altripp (alta ripa), Germersheim (vicus Julius), Rheinzabern (Tabernae rhenanae), Jockgrimm, Wörth und vielleicht auch Pfortz. Sonst ist hier noch der Tod Kaiser Rudolfs I., des Habsburgers, geschichtlich denkwürdig, welcher während eines Ritts von

Straszburg nach Speyer am 30. September 1291 zu Germersheim verblich, wo man noch die Stätte des Schlosses Friedrichsböhl zeigt, in dem er starb — und naturgeschichtlich zu merken, der Fund kolossaler Thierreste bei Heszheim, westlich von Frankenthal.

Die Pfalz überdeckt 107,84 Quadratmeilen = 5937,06 qkm, auf welchen in runder Zahl 642 000 Bewohner leben, so dasz auf 1 Quadratmeile 5953 und auf 1 qkm 108 treffen. Sie nimmt etwa den dreizehnten Theil des Gesammtflächenraums des Königreichs ein, ist der kleinste, jedoch dichtest bevölkerte Regierungskreis und entstand aus 37 verschiednen Gebietstheilen erst infolge des zweiten pariser Friedens vom 20. November 1815 und des Vertrages Bayerns mit den europäischen Groszmächten vom 14. April 1816. Zu ihr gehören Theile: von den ehemaligen Kurfürstenthümern Mainz, Trier und Pfalz, den alten Bisthümern Worms und Speyer, von dem Herzogthum Zweibrücken, von dem Fürstenthume und den Grafschaften Leiningen, dem Fürstenthum Nassau-Weilburg, dem Groszherzogthum Baden, den Fürstenthümern Löwenstein und Isenburg, den ehemaligen Landgrafschaften Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, von den Ländern der gefürsteten Grafen Salm und den Grafschaften Leyen, Hallberg, Hillesheim, Sickingen, Werdenberg Wieser, von den da gelegnen Besitzungen des Maltheserordens, des unmittelbaren deutschen Reichsadels und dem Gebiete der vormals freien Reichsstadt Speyer. Endlich sind in der Pfalz aufgegangen die ganze, zuletzt österreichische Grafschaft Falkenstein und die ursprünglich deutsche Reichsstadt, nachher wie oben bemerkt französische Festung Landau.

Früherhin Theile des ober- und des niederrheinischen deutschen Kreises, waren alle diese aufgezählten Länderstücke in dem Frieden von Luneville (9. Februar 1801) an Frankreich abgetreten worden, wo sie während der Dauer des Kaiserreichs (1804—1814) Theile der Departements des Donnersbergs (die nordöstliche gröszre Masse), sowie der Saar und des Niederrheins (die westlichen und südlichen kleinern Abschnitte) bildeten. Infolge des Wiener Congresses (1. Oktober 1814 bis 8. Juni 1815) nahm Bayern kraft Patents vom 1. Mai 1816 Besitz von diesen Landen. Nach der Kreiseintheilung vom 29. November 1837, ins Leben getreten am 1. Januar 1838, ordnet sich die Pfalz, welche alte pfälzer und zweibrückensche Erblande umschlieszt, als dritter Kreis sogleich nach den Stammlanden Ober- und Niederbayern noch vor der Oberpfalz, welche ja erst nach Beendigung des sogenannten Landshuter Erbfolgekriegs durch Theilung der bayerischen Wittelsbacher mit dem pfälzischen Hause ihres Geschlechts im Cölner Spruch am 30. Juli 1505 den Namen „junge Pfalz“ empfing. Da sich die Bewohner unter der französischen Herrschaft mit Vorliebe in eine wesentlich andre Gerichts- und Verwaltungs-Verfassung eingelebt hatten und derselben damals auch mancherlei Vorzüge nicht abzusprechen waren, beliesz sie ihnen die Krone Bayern vorläufig, bis seit ungefähr 30 Jahren mehr und mehr die Gleichheit mit den diesrheinischen Kreisen des Königreichs (auch in der Benennung der Gerichts- und Verwaltungsbezirke sowie der Beamtenstellen) angestrebt wurde, welche der kräftige Ausbau des neuen deutschen Reichs mit seiner einheitlichen Gesetzgebung in Kürze völlig herbeiführen wird.

11. Drei bayerische Städte.

Adolf Erhard.

a. Regensburg.

Zum Theil nach Hugo Graf v. Walderdorff, Sigmund Riezler, Christian Heinrich Kleinstäuber und Julius Rodenberg.

Das bayerische Donauthal, im allgemeinen eines der breitesten Thäler Europas, wird durch zwei Einengungen deutlich in drei Theile zerlegt. Die obre Thalebne beginnt an der Mündung der Iller südwestlich von Ulm und erstreckt sich bis Steppberg westlich von Neuburg, die mittlere reicht von hier bis an die Mündung der Abens unfern Neustadt, während die untre bei Regensburg beginnt und nächst Pleinting nordwestlich von Vilshofen endet. Der Anfangspunkt der dritten großen Thalweite, die altehrwürdige Hauptstadt des oberpfälzischen Regierungsbezirks, liegt, 32 000 Einwohner zählend, dem selbständigen Stadtamhof gegenüber, am südlichen Ufer des Donaustroms, welcher hier nahe bei Regensburg am nördlichen Ufer die schwarze Laber, die Nab und den Regen aufnimmt. Unfern der Stadt bietet der Lauf der Donau eine merkwürdige Erscheinung dar. Von ihrem Ursprunge her aus Südwest nach Nordost gerichtet, erreicht die Donau bei der eine halbe Stunde oberhalb der Stadt gelegnen Ortschaft Winzer ihren nördlichsten Punkt und wendet sich nun plötzlich wieder nach Südost, eine Richtung, die sie fortan beibehält.

Regensburg liefert das ernste Bild einer unmittelbar an die Römerzeit anknüpfenden, tief mittelalterlichen Stadt, deren Lage und deren Bedeutung in der Vergangenheit gleich großartig sind. Einmal ist es im Beginne der christlichen Zeitrechnung und noch lange hernach (neben Augsburg) der Hauptsitz der Kultivierung von ganz Süddeutschland gewesen, daher besonders reich an alterthümlichen Kunstwerken, vor allem an jenen kirchlicher Natur. Ueberdies aber macht es seine herrliche und fruchtbare Umgebung, in der seit den frühesten Tagen bayerischer Geschichte sogar Weinbau getrieben wird, zu einem der angenehmsten Aufenthaltsorte des Königreichs.

Kein Punkt an der obern Donau hat für militärische Operationen eine so vortheilhafte Lage wie Regensburg. Es besitzt in der Eigenschaft des größten Straßenknotens von Bayern, als Sammelplatz einer Anzahl von Thaldefiléen, Bergpässen und ganzen Gebirgspassagen ein solches Uebergewicht, daß ihm kein andrer Wohnort am Strome hierin auch nur im entferntesten gleichkommt. Unter Einschluß von Stadtamhof, das gleichsam nur eine Vorstadt von Regensburg bildet, ist dieses Jahrhunderte lang ein doppelter Brückenkopf gewesen, mit allen Vortheilen eines solchen bezüglich der Operationsfreiheit auf beiden Ufern. Schon die Schlüssel im regensburger Wappen sollen der Sage nach die Wichtigkeit des Passes über die Donau andeuten, welche die Stadt als „Thor Deutschlands" nach der Meinung eines alten Reimchronisten bereits zur Römerzeit erhalten hätte:

„Wegen des Paß hierauf die Stadt
zwen Schlüssel zum Reich bekommen hat."

Als Tilly, der fromme Held, nachdem er 55 Jahre unter den Waffen gestanden und in 36 Schlachten und Gefechten gesiegt hatte, am 30. April 1632 in Ingolstadt seine edle Seele aushauchte, beschwor er noch kurz vorher seinen Kriegsherrn: „Er solle Ingolstadt und Regensburg wohl verwahren, dann könne er ohne Sorge sein, daß er von diesen Punkten aus nicht bald seine verlornen Orte im Lande wieder gewinnen werde. Ginge Regensburg zu Verlust, so stehe die Kaiserkrone mit dem bayerischen Kurhut auf dem Spiele."

Vorübergehend trat dieser Unglücksfall wirklich ein, und mit Recht läßt daher Schiller den in Wallensteins Lager predigenden Kapuziner klagen:

„Das Bollwerk des Bayerlands ist gefallen,
Regensburg ist in des Feindes Krallen."

Einer der bedeutendsten Feldherrn zur Zeit der Kriegsepoche Kaiser Napoleons I., der österreichische Erzherzog Karl, sagt: „Regensburg erscheint als Schlüssel des Kriegstheaters an der Donau, ja des ganzen südlichen Deutschlands, als wichtigster und stärkster Punkt desselben, dessen Behauptung unabhängig von allen andern und doch entscheidend für das Ganze ist." Als in den ersten Regierungsjahren König Ludwigs I. der Entschluß gefaßt werden mußte, ob Ingolstadt oder Regensburg zum Hauptwaffenplatze Bayerns umzuschaffen sei, sank die Schale der Gründe zu gunsten Ingolstadts wohl nur der außerordentlichen Kosten wegen, welche die gebotne Befestigung aller umliegenden Höhen Regensburgs mit detachirten Forts verursacht hätte.

Wenige deutsche Städte haben eine so reiche, denkwürdige und wechselvolle Geschichte wie Regensburg. Die ersten sieben Jahrhunderte bayerischer Geschichte, die schönen Tage des ungetheilten Bestands unsers Nationalherzogthums, sind aufs innigste mit der Vergangenheit Regensburgs verflochten und ebenso knüpfen die spätern Schicksale des bayerischen Stammes vielfach an jene an. Auch manche der wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte des großen Vaterlands spielen in und um Regensburg. Wenn endlich der Verlauf der Ereignisse in den übrigen ehemaligen Reichsstädten gewöhnlich sich gleicht, so hat dagegen Regensburg eine ganz andre, selbständigere und vielgestaltigere Entwicklung seiner Geschichte aufzuweisen. Kurz, wer sich in die Chronik Regensburgs vertieft, dem erweitern und schärfen sich Blick und Urtheil für das Verständnis der ganzen tausendjährigen Reichsgeschichte, an deren frühre wie spätre Begebenheiten hier auch wichtige örtliche Denkmäler erinnern.

Um aber die Bedeutung Regensburgs im Mittelalter völlig zu würdigen, muß man dessen Ausnahmsstellung ins Auge fassen. Die Stadt war wirklich bayerische Landeshauptstadt und nach den Verhältnissen der Zeit Großstadt. In seiner dortigen Burg scheint der Herzog am öftesten verweilt zu haben, hier wurden in der Regel die Landtage und Landessynoden, vom 12. Jahrhundert an auch mehrere, besonders für Bayern wichtige Reichstage gehalten, und hauptsächlich wohl deshalb erwarben fast alle geistlichen und weltlichen Würdenträger des Landes allmählich hier einen festen Wohnsitz. Kein andres deutsches Herzogthum hat eine Hauptstadt in diesem Sinne besessen. Als festester Platz im Lande war sie, wie es scheint, nie von den Ungarn eingenommen worden, um ihren Besitz drehten sich alle Kriege gegen das deutsche Königthum, und obschon sie dabei viel gelitten, auch in der Karolingerzeit und nachher wiederholt von zerstörenden Bränden heimgesucht ward, befand sie sich doch in einer Periode unaufhaltsamen Emporstrebens. Hier, wo die belebtesten Straßen nach Italien, Böhmen, Polen und den östlichen Ländern sich kreuzten, fand der ganze Handel, der später zum Theil Wien zufiel, seine Beherrschung. Ueberaus reiche Kaufherren, die ihre Handelsverbindungen bis Kiew führen, vom Kaiser gefreit, Großgrundbesitzer treten uns entgegen. Besonders lebhaft wurde der Verkehr nach Osten zu den Zeiten der Kreuzzüge, deren einige ja selbst der Donaustraße nach Konstantinopel folgten. Bis zum Schlusse dieser gewaltigen bewaffneten Fahrten nach dem gelobten Lande blieb der Donauhandel von größter Bedeutung für das mittlere Europa, und Regensburg bildete den Hauptplatz desselben. Ehe nämlich die italienischen Republiken selbständige Geschäftsbeziehungen mit dem Orient anknüpften, war Konstantinopel der einzige

Stapelort für die indischen und orientalischen Erzeugnisse, und die Regensburger Kaufleute führten sie von dort nach Deutschland und dem Norden zu. Nicht minder als der Handel nahm das Gewerbe glänzenden Aufschwung; selbst in Frankreich trug man Stoffe, die regensburger Meister gefertigt hatten. Die Stadt zog viele Fremde an, die Juden, deren Niederlassung als die älteste in Deutschland vermuthet wird, haben ihr eignes Viertel, eine Gasse ist nach den Welschen benannt, die dort auch frühe ein Kaufhaus besessen zu haben scheinen. Regensburger Münzwährung, regensburger Marktrecht dienen an andern Orten als Norm und Vorbild. Im 12. Jahrhundert wird Regensburg, während man zugibt, daß es an räumlicher Ausdehnung andre Städte übertreffen, doch als die volkreichste derselben in ganz Deutschland bezeichnet, und man kann diese Schätzung kaum bezweifeln, wenn man vernimmt, daß im Jahre 1094 eine pestartige Seuche innerhalb zwölf Wochen hier allein 8500 Menschen dahingerafft hat.

Das Gedeihen der Stadt währte vom 11. bis zum 15. Jahrhundert; damals galt Regensburg, das seit 1245 freie Reichsstadt geworden, als der wohlhabendste Ort Süddeutschlands. Doch schon die Lostrennung Oesterreichs vom bayerischen Herzogthum auf dem Reichstage zu Regensburg 1156 legte die ersten Keime zum Niedergang jener Blüte. Für Bayern ward in München ein neuer Mittelpunkt geschaffen, während in dem aus bayerischem Herzblut erwachsnen Oesterreich im 14. Jahrhundert Wien mächtig emporkam. Vor allem aber machte der neue Handelsweg über Venedig und Genua nach den schwäbischen Städten (Augsburg!) dem Wohlstand Regensburgs ein rasches Ende. Schon gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts trifft man dort Verarmung und Noth. Die nun folgenden Glaubensstreitigkeiten und der dreißigjährige Krieg verlöschten den einstigen Glanz Regensburgs völlig. Aber selbst nachdem die Stadt von ihrer Höhe herabgestiegen, blieb sie noch immer ein Platz von Bedeutung, besonders seit der Reichstag, welcher schon im 15. Jahrhundert wiederholt in Regensburg berathen hatte, in der zweiten Hälfte des 16. endgültig hierher verlegt wurde. Mit Ausnahme der zweimaligen Unterbrechungen von 1713—1714 und 1740—1744, der herrschenden Pest und des österreichischen Erbfolgekriegs wegen, hatte er hier bis zum Aufhören des Reichs seinen Sitz. Von den vielen harten Kriegsdrangsalen, welche Regensburg im Verlaufe der Jahre erdulden mußte, waren die letzten die härtesten. Schon durch die Schlachten bei Abensberg und Eckmühl sehr beunruhigt, wurde Regensburg selbst 1809 während der fünftägigen Gefechte um die Stadt zweimal erstürmt, nämlich am 19. April von den Oesterreichern und am 23. von den Franzosen, welche dasselbe stark beschossen und die Oesterreicher wieder vertrieben; hierbei brannte Stadtamhof ganz nieder, und von Regensburg gingen 134 Häuser in Flammen auf! Im folgenden Jahre ward die Stadt wieder mit Bayern vereinigt, dem sie schon in den Tagen der Agilolfinger angehört hatte. Seitdem ist viel für Regensburg geschehn, und mit aufrichtiger Dankbarkeit hat es vom 28. bis 30. Mai 1860 die Erinnerung an seinen Heimfall vor fünfzig Jahren gefeiert. Aber wozu es die Natur bestimmt hatte und was es einst gewesen — nochmal die Hauptstadt des Königreichs zu werden, konnte ihm das treu besorgte Mutterland nicht mehr bieten.

Die äußre Erscheinung Regensburgs ist allenthalben eine ausgeprägte, wozu namentlich die zahlreichen mächtigen Türme an burgähnlichen Privatgebäuden beitragen, eine Eigenthümlichkeit, die sonst keine Stadt aufzuweisen hat. Wie ein Hochgebirge über welliges Hügelland erhebt sich der majestätische Dom mit seinen himmelwärts ragenden Türmen. Seine Lage im Mittelpunkt der Stadt bringt ein angenehmes Ebenmaß in das Bild, welches dem an-

kommenden Reisenden entgegentritt. Die schöne blaue Donau, hier schon ein mächtig rauschender Strom, der die alte Stadtmauer bespült und von einer der merkwürdigsten Brücken Deutschlands überspannt wird, erhöht die Großartigkeit der Ansicht.

Im Innern besteht die Stadt, wie dies bei ihrer allmählichen Entwicklung nicht anders möglich ist, aus sehr verschiednen Elementen. Während der Theil um die Maximiliansstraße herum gerade, breite Straßen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts hat, verlieren wir uns in andern Stadttheilen in ein Wirrsal von kleinen, engen, manchmal sogar finstern Gäßchen, die seit dem frühen Mittelalter nur wenig Veränderung erlitten haben und aus einer Zeit stammen, wo das Befahren der Straßen mit Wagen noch vollkommen unbekannt war, vor denen heute nicht selten alle Fußgänger rasch zur Seite springen und an die Häuser gedrückt Schutz suchen müssen. In dieser Beziehung war der nürnberger Sänger Hans Sachs (1494—1576) jedoch ganz andrer Meinung, wenn er in einem lyrischen Gedichte zum Lobe Regensburgs sagt:

„Auch die Stadt viereckig formiert,
mit herrlich hohen Häusern ziert,[1])
mit Türm' den Bergschlössern gleich.
Für alle Städte[2]) im römischen Reich
mit weiten Gassen und Plätzen prächtig.
Dabei ist man noch wohl gedächtig,[3])
daß vor alter Zeit in der Stadt
mächtige Herrschaft gewohnet hat."

Gleichwohl öffnen sich dem aufmerksamen Auge eines Bauverständigen ganz unerwartet die merkwürdigsten Durchblicke. Man sieht durch tiefe Thorbögen in weite, dämmrige Hausfluren, die einer Burghalle gleichkommen und einst auch wohl zu etwas Aehnlichem gedient haben mögen. Höfe dehnen sich dahinter aus mit Säulen von Stein, an welchen die sorgsame Hausfrau des 19. Jahrhunderts Wäsche zum Trocknen aufgehängt hat, oder mit schweren Wölbungen im Spitzbogenstil, deren Profile röthlich von einem Schmiedefeuer erglühn. Wenn auch Regensburg nicht so reich ist an Denkmälern des spätern Mittelalters, wie z. B. Nürnberg, so übertrifft es die meisten andern Städte durch seine Reliquien aus noch früherer Zeit, und trotz der vielen Umbauten und Zerstörungen sind sowohl an Kirchen als Privatgebäuden überaus zahlreiche Reste romanischer[4]) Baukunst erhalten. Jedes alterthümliche Haus dortselbst, und es gibt noch eine gar große Zahl solcher Gebäude, ist fest aus Stein, mit gewaltigen Grundmauern, massiven Thoren, hoch, breit, mit ansehnlichen Giebeln, zahlreichen, aber kleinen Fenstern und in der Regel ohne Gemäldeschmuck, während sich noch allenthalben Skulpturen an demselben finden, namentlich Figuren — darunter besonders häufig die Gottesmutter — Wappen, Tragsteine u. dergl. Die vielen Plätze sind mehrfach mit hübschen Brunnen aus dem 16. und 17. Jahrhundert versehen, unter denen sich jedoch, ganz wenig Ausnahmen zugestanden, keine monumentalen hervorheben lassen.

Von Stadtmauer, Zwinger und Graben, die in ihrer letzten Gestalt nach 1284 entstanden, hat bereits der größte Theil modernen Bauten weichen müssen, und auch von den mittelalterlichen Thor- und Stadttürmen, deren es um die Mitte des 17. Jahrhunderts noch über 40 gab, waren im Jahre 1830 nur mehr 22 vorhanden, während man heute bloß 5 zählt; überhaupt haben

---

[1]) geziert; [2]) Vor allen Städten u. s. w.; [3]) gedenkend. [4]) Der romanische oder Rundbogenstil in der Baukunst bildete sich nach altrömischen und byzantinischen Formen vom 10.—12. Jahrhundert aus.

wenig Strecken ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt, wie z. B. die Gegend des Ostenthors, das einen recht malerischen Anblick bietet. Am eingreifendsten wirkte hier die Herstellung einer Baumallee um die Stadt, welche Fürst Karl Anselm von Thurn und Taxis — der kaiserliche Prinzipalkommissär beim fortwährenden Reichstage — gerade vor hundert Jahren (1779) auf eigne Kosten ausführen ließ und die nicht möglich war, so lange Regensburg noch als Festung betrachtet wurde. Dem Andenken des Fürsten, dessen Geschlecht seit 1748 dauernden Aufenthalt in der Reichsstadt genommen, ward 1806 innerhalb seiner Schöpfung, wodurch die Umfassung ihren letzten harmonischen Abschluß erhielt, ein Obelisk errichtet.

Einer alten Tradition nach zählte Regensburg einst so viele Kapellen als Tage im Jahre sind und noch heute hat es 33 Kirchen, darunter fünf protestantische und eine Synagoge. Elf katholische Kirchen treten als wahre Denkmäler der Prachtbaukunst hervor, deren merkwürdige Architektur eingehende Studien verdient, und von denen wenigstens einige kurz erwähnt werden sollen, wenn erst jenem Bau Worte der Bewunderung gewidmet sind, welcher alle Sehenswürdigkeiten der Stadt an künstlerischer Bedeutung weit übertrifft — dem Dom zu St. Peter. Als seinen schadhaften Vorgänger, dessen Geschichte dunkel ist, 1273 die Flammen vollständig verzehrten, legte schon 1275 der große Bischof Leo aus der angesehenen regensburger Familie der Thundorfer den Grund zu einem Neubau, welcher, die Türme ausgenommen, 1534 vollendet dastand. Er ist ein Meisterwerk deutscher Baukunst und Steinbildnerei und gehört anerkanntermaßen zu den schönsten und vollendetsten Schöpfungen edelster Gothik.[1]) Im Innern ist er einfach, aber großartig, 84,6 m lang, 37,6 m breit, im Mittelschiff (dessen Breite dem des Cölner Doms fast gleich) bis 30, in den Seitenschiffen 15 m hoch und seit 1830 theilweise mit gemalten Fenstern geschmückt. Durch den kunstsinnigen König Ludwig I. erfuhr der Dom in den Jahren 1834—1838 eine umfassende Restauration, die ihn zwar durchgreifend von den vielen verunstaltenden Zuthaten eines geschmacklosen Zeitalters befreite, wobei aber auch manches beseitigt wurde, das Schonung verdient hätte. Ueberdies vermißt man seit jener Zeit viele Fahnen, Waffen u. dgl. Besonders glücklich ist 1838 die bemerkenswerthe, aus dem 15. Jahrhundert stammende Vorderseite erneut worden, gleichwie 1863 das prächtige westliche Hauptportal. Die beiden zierlichen, im Mittelalter unvollendet gebliebnen Türme wurden in der verhältnismäßig kurzen Zeit von 1859—1869 ausgebaut, und nunmehr ist der regensburger Dom die erste Kirche Deutschlands, an der ein solches Unternehmen durchgeführt erscheint. Die Höhe der stolzen, reichgegliederten Türme beträgt 106,8 m, wovon 62,4 auf den Neubau treffen. In den folgenden Jahren 1870 und 1871 geschah dann die stilgemäße Vollendung der beiden Giebel des Querschiffs, womit das herrliche Gotteshaus ungefähr 600 Jahre nach seiner Grundsteinlegung wirklich fertig genannt werden konnte. Von den vielen Grabmälern des Doms sind bei dessen Restaurierung wenige unversehrt geblieben, so glücklicherweise besonders jene der Bischöfe, meist aus rothem Marmor bestehend, unter denen sich die von fünf Prinzen des wittelsbachischen

---

[1]) Der gothische Baustil mit Spitzbogen und schnörkelhaften Verzierungen herrschte aufblühend, reif und zuletzt im Uebermaß erstickend vom 11. bis 15., ja selbst bis ins 16. Jahrhundert, um dann der erwachten Liebe für das klassische Alterthum zu erliegen, und wird uneigentlich nach dem altdeutschen Volke der Gothen genannt. Am richtigsten könnte man ihn einfach als den deutschen bezeichnen, da seine größten Werke, obwohl er früh in Frankreich entstanden, in Deutschland ausgeführt und erst von hier aus mit minderm Verständniß im Süden nachgeahmt wurden.

Hauses befinden, welche im 15. und 16. Jahrhundert theils der bayerischen, theils der pfälzischen Linie angehörten. Aus weißem Marmor ist das Denkmal des Freiherrn Karl von Dalberg, der, früher Kurfürst von Mainz, 1803, unter Verleihung der freien Reichsstadt und des Bisthums Regensburg als Fürstenthum, Kurerzkanzler, sodann nach seinem Beitritt zum Rheinbund 1806 souveräner Fürst und Herr von Regensburg mit dem Titel Fürstprimas und 1810 durch Kaiser Napoleon I. zum Großherzog von Frankfurt erhoben ward. Er zeigte sich als ein milder und für das Wohl seiner Länder sehr besorgter Regent, dem Regensburg in den Tagen größter Bedrängnis viel zu verdanken hatte. Im Januar 1814 kehrte er wieder dahin zurück, lebte fortan nur der Menschenliebe und Wissenschaft und starb als einfacher Bischof, 73 Jahre alt, am 10. Februar 1817, tiefbetrauert von allen, die sein edles Herz kannten. Aus neuster Zeit sind zwei Grabmonumente zu erwähnen, das des besonders als theologischer Lehrer und Schriftsteller hochberühmten Bischofs Johann Michael von Sailer, gest. am 20. Mai 1832, welches dem von einem Bruchtheile der Mit- und Nachwelt so arg verkannten Manne König Ludwig I. setzen ließ, und jenes des im Rufe der Heiligkeit am 8. März 1833 heimgegangnen Bischofs Georg Michael Wittmann, welches in rührender Weise bis zur Stunde mit frischen Blumen bekränzt wird. Das Andenken dieses wahrhaft apostolischen Mannes, der ein halbes Jahrhundert in Regensburg wirkte, lebt dort ungeschwächt fort, und es ist noch immer unvergessen, wie derselbe während der Katastrophe von 1809 mitten unter Kämpfenden und Sterbenden und Gräuelscenen aller Art, zuerst jenseits dann diesseits der Donau, einem Boten des Himmels gleich durch die Straßen wandelte, um als rettender und schützender Engel den zitternden Bewohnern Rath, Trost und Unterstützung zu bringen. Vom Domschatze haben die Schweden unter Herzog Bernhard von Weimar im November 1634 den größten Theil geraubt; an Reliquien muß der Leib des seligen Bruders Berthold von Regensburg aus dem Minoritenorden erwähnt werden, der in diesem seinem Geburtsort am 14. Dezember 1272 auch starb. Er war der größte Kanzelredner des Mittelalters, zu dessen Predigten nach Berichten 60 000, ja sogar, wohl übertrieben 100 000 und 200 000 Zuhörer herbeiströmten.

Die romanische Kirche zu St. Emmeram soll schon bald nach dem Martyrium des gleichnamigen Heiligen (22. September 715) aus einer Kapelle entstanden sein und bewahrt die Gräber König Ludwigs des Kinds, des letzten deutschen Karolingers (gest. 20. August oder 24. September 911), und Aventins (Johannes Turmairs von Abensberg), des hochverdienten Erforschers und Darstellers bayerischer Geschichte (gest. 68jährig, am 9. Januar 1534).[1] Den bewunderten Glanzpunkt der romanischen Bauten Regensburg bildet die Kirche des 1862 aufgehobnen Schottenklosters zu St. Jakob, welche dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts angehört. Das eigenthümliche Steinbildwerk ihres Portals hat den Kennern der Kunstgeschichte schon viel Nachdenken verursacht und ebenso

[1]) Das Wohnhaus Aventins in Regensburg von 1527—1529 trägt folgenden neuern Gedenkspruch:

„Hic hat gewohnt in alter Zeit
ein Mann von großer Würdigkeit,
der seinem Volk zu Ruhm und Preis
mit treuem Sinn, mit Müh' und Fleiß
die „„Bayrisch Chronika““ verfaßt,
die heut' uns noch ein lieber Gast;
er hieß Johannes Aventin,
mein bayrisch Volk: denk' oft an ihn!“

viele Erklärungen veranlaßt. Auch die alte Pfarrkirche zu St. Ulrich wird ihrer großen Schönheit wegen mit Recht allgemein gerühmt. Sie ist ein Muster des Uebergangs vom romanischen zum frühgothischen Stile, und darf deren Erbauung noch vor die Mitte des 13. Jahrhunderts angesetzt werden. Streng gothisch erscheint die Dominikanerkirche, die von 1273—1277 entstanden ist. Die jetzt profanierte Minoritenkirche, etwa aus den Jahren 1250 und 1300 stammend, versinnbildet in ihrer außerordentlichen Einfachheit die Armut des Bettelordens. Einst erklang sie von den begeisternden Worten des Bruders Berthold, nach dessen Grab noch zu Aventins Zeiten zahlreiche Wallfahrer, sogar aus dem fernen Böhmen und Polen pilgerten. Die Stiftskirche Obermünster ist eine flachgedeckte Basilika,[1]) welche großentheils noch aus dem Jahre 1010 stammt und in der sich sehr viele alte Grabmäler erhalten haben. Von der Stiftskirche Niedermünster, einem dreischiffigen romanischen Bau, der zwischen die Jahre 1152 und 1251 fällt, sind die zum Theil frühromanischen, daher höchst beachtenswerthen Nebenkirchen gegenwärtig profaniert. Die Kirche zu St. Leonhard ist die einzige Hallenkirche Regensburgs und wird dem Anfang des 12. Jahrhunderts zugeschrieben. Unter den protestantischen Kirchen zeichnen sich die Neupfarrkirche und die Dreieinigkeitskirche aus. Erstere verdankt ihre Entstehung der Vertreibung der Juden im Jahre 1519, ward 1538 vollendet und nach Einführung der Reformation in Regensburg den Protestanten 1542 übergeben, fällt also in die Zeit, wo die Gothik mit raschen Schritten in der Renaissance[2]) aufging; letztere, von 1627—1631 erbaut, zeigt nur mehr gothische Erinnerungen, ist jedoch ein Werk von hohem Interesse und eigenthümlicher Schönheit.

Die zweite Hauptmerkwürdigkeit Regensburgs ist die nach Stadtamhof führende steinerne Brücke, welche durch die jüngst beendigte schöne, dauerhafte und zweckmäßige Erneuerung des Brückengeländers und Erweiterung der Gehwege, sowie durch die Ausbesserung der Fahrbahn ein neues Ansehn erhalten hat. Ursprünglich ward die nöthige Verbindung zwischen den beiden Ufern nur durch eine Fähre vermittelt. Ob dann später, vielleicht vom 8. Jahrhundert ab, ein fester Donauübergang aus Holz vorhanden, ist völlig unbekannt; denn die Schiffe, welche Karl der Große vor seinem zweiten Feldzuge gegen die Avaren 792 bei Reganesburc zimmern und mit Tauen und Ankern verbinden ließ, können nur als bewegliche, nicht aber als stehende Brücke aufgefaßt werden, dienten wahrscheinlich bloß zum Uebersetzen von Truppen und sind wohl mit dem König die Donau hinabgeschwommen. Erst unter der Regierung des bayerischen Herzogs Heinrichs des Stolzen wurde der ungemein warme Sommer des Jahres 1135, in welchem viele Flüsse Deutschlands austrockneten und auch die Donau seicht dahinfloß, klug benützt, um den Bau einer Brücke aus Stein zu beginnen. Mit diesem wichtigen Ereignis von topographischer Bedeutung wird wahrscheinlich auch die Erbauung des Brückenthors (am rechten Ufer) und die Befestigung des jenseitigen Ufers durch Turm und Vorwerke zusammen=

---

[1]) Eine längliche oder runde, meist dreischiffige Säulenhalle, mit flacher Balkendecke statt der Gewölbe. Diese älteste Form christlicher Kirchen war jenen Gebäuden des klassischen Alterthums entlehnt, welche für die gemeinsamen Zwecke des kaufmännischen Verkehrs und der bürgerlichen Rechtspflege dienten.

[2]) Die Wiedergeburt, das Wiederaufleben der Künste durch Zurückgreifen auf die Formen des Alterthums — ein im Hinblick auf die unmittelbare Vergangenheit jedoch durchaus unrichtiger Ausdruck. Der Renaissancestil reicht von etwa 1450 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

treffen. Im Jahre 1146 soll das Unternehmen vollendet gewesen sein,[1]) wobei jedoch die elfjährige Bauzeit nicht auf die Hilflosigkeit der Technik jener Tage gedeutet werden darf, sondern mit den Kriegsunruhen dieser (1139, 1141, 1145) in Verbindung zu bringen ist. Der Ruf der Brücke, welche kaum 50 Jahre nach ihrer Herstellung und dann das ganze Mittelalter hindurch als eins der größten Bauwunder gepriesen ward, lockte bald von allen Seiten neugierige Zuschauer herbei. Bekannt ist die alte Meinung, daß die regensburger Brücke die stärkste, die prager die längste, die dresdener die schönste von den großen deutschen Brücken sei. Aber unsere Brücke ist nicht bloß das stärkste, sondern auch das älteste bestehende Brückenwerk in Mitteleuropa, da jenes zu Würzburg 1133 erbaute 1342 einstürzte, und die zu Dresden 1119 begonnene (alte) Brücke erst 1220 beendet wurde. Hans Sachs in dem schon oben benützten Gedicht rühmt die steinerne Brücke wie folgt:

„Als man zählet 1135 Jahr
ward darüber[2]) baut ein stark Brucken,
elf ganzer Jahr mit Quaderstucken,
mit 14 Schwibbogen und 14 Joch,
mitten darauf ein Turm hoch;
dadurch die Donau schnell hinschießt
auf Oesterreich und Ungarn fließt.
Der Brucken gleicht keine in Deutschland."

Die Brücke ruht auf 15 sichtbaren Bögen (der 16. überbaute Bogen reicht in die Stadt hinein), von denen der engste 10,3 der weiteste 16,5 m Spannweite hat, ist von Widerlager zu Widerlager 304,5 m lang, bei einer Fahrbahnbreite von 5,0 und einer Gesammtbreite von 6,72 m und erhielt durch die zu- und abnehmende Höhe der Bögen mit circa 1 : 30 von beiden Seiten nach der Mitte hin eine Steigung; sie zeigt keine geradlinige Achse, sondern ist absichtlich in einer Krümmung und zwar concav gegen den Stromstrich gestellt.

Das Geländer bestand seit seiner ersten Anfertigung ganz eigenthümlich aus großen Steinplatten, die 1732 in einer Dicke von 0,17 m aus Kalkstein erneuert worden waren. An dieser Brüstung zogen sich zu beiden Seiten die über 0,17 m hohen und dabei nur 0,35 m breiten Gehwege von Steinwürfeln hin, welche dringend eine größre Breite verlangten. Da sich zudem diese zwei Theile in jüngster Zeit sehr schadhaft erwiesen, ward zu deren nothwendiger Reparatur geschritten, und dieselbe unter Ausschluß der projektierten, jedoch allerhöchsten Orts abgelehnten Anbauten von neuen Trottoirs mit eisernen Geländern u. s. w. stilgemäß durchgeführt. Dem Charakter des Baus anpassend, stellte man die Brustwehr hübsch aus massiven Granitplatten her und gestaltete die Gehwege zweckmäßiger, die jetzt nur mehr genau 0,17 m hoch, dagegen

---

[1]) Auf der Mitte des siebenten Bogens erhebt sich zwischen dem westlichen Geländer eine Gedächtnissäule, die eins der verschiednen Wahrzeichen der Brücke, das (neue) „Brückenmännchen" trägt. An der östlichen Seite der Säule stehn folgende, der alterthümlichen Form nachgebildete Verse:

„Eilf hundert drisig fünf im jar
die tonaw was schier trucken gar,
der hertzog heinrich mit der stat
die bruckn alhie begunen hat.
Das werk gebaut vff vesten grund
eilf jar danach gantz fertig stund.
Gut gleit furbas vff allen wegen
geb gots genad v. gotes segen."

[2]) Ueber die Donau.

1,2 m breit sind. Diese Restaurierung geschah 1877 auf der West= und 1878 auf der Ostseite.

Unter den weltlichen öffentlichen Gebäuden Regensburgs nimmt das alte, große, jedoch auch etwas düstere und unregelmäßige Rathhaus den ersten Platz ein. Ebenso merkwürdig als Bau, wie berühmt durch seine Geschichte, behauptet es eine der vornehmsten Stellen unter den Rathhäusern Deutschlands. Ueber die Zeit der Erbauung des ältern (westlichen) einstöckigen Theils desselben, der nebst seinem herrlichen gothischen Portal etwa der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehören mag, haben wir keine urkundlichen Nachrichten, wogegen der neuere (östliche) Theil erst nach 1660 entstanden und nicht vor 1721 vollendet worden ist. Der große Reichssaal wird noch in seinem einstigen Zustande erhalten. In ihm hatte der „immerwährende Reichstag“ vom 24. Januar 1664 bis zur letzten Stunde des heiligen römischen Reichs deutscher Nation am 6. August 1806 seinen Sitz.

Fast ebenso reich an geschichtlichen Erinnerungen als das Rathhaus mit seinem Saal, in dem durch beinahe ein halbes Jahrtausend unter dem Vorsitze so vieler Kaiser die Reichstage gehalten wurden, ist die sogenannte Kaiserherberge zum „goldnen Kreuz“, vielleicht das merkwürdigste, sicher aber das älteste Hotel in Deutschland, in welchem seit Jahrhunderten alle Potentaten ihr Absteigequartier nahmen, welche die ehrwürdige Reichsstadt besuchen. Hier hat schon Kaiser Karl V., als er sich am 10. April 1546 zum Reichstage begab, gewohnt und, mehr als das, jenen Liebesfrühling gelebt, der sich an den Namen der holden Barbara Blomberg knüpft und in der heldenthümlich=dichterischen Erscheinung Don Juans d'Austria (Johanns von Oesterreich) sich geschichtlich verewigt hat. Noch zeigt man im Turme das Eckzimmer, in welchem die schöne Bürgerstochter am 24. Februar 1547 dem das Dasein gab, dessen Name später als Vernichter der türkischen Flotte in der glorreichen Seeschlacht bei Lepanto am 7. Oktober 1571 durch die ganze christliche Welt ruhmvoll erklang. Zur Erinnerung an den Seehelden ist sein Porträtmedaillon an dem Gasthause angebracht, umgeben von der nachstehenden Gedenkschrift aus der Feder eines neuern Dichters:

„In diesem haus von alter art,
hat offt geruet nach langer fahrdt
Herr Kayser Carl der fünfft genandt.
In aller Welt gar wol beckhannt,
der hat auch hie zue gueter stundt
geküsset einer Jungfraw mundt.

Dieselb die hieß bey fern vnd nah
man nur die scheene Barbara.
Ir Stamm war pieder, schlicht vnd recht,
Plumberger schrieb sich das geschlecht;
dem bracht deß Kaysers Lieb vil leid
doch trost vnnd Heyl der Christennhait.

Dann drauß erwuchs, dem Vatter gleich,
der Don Juan von Oesterreich,
der bei Lepanto inn der schlacht
vernichtet hat der Türkhen Macht.
Der Herr vergellts Jhm alle zeit,
so yetz, wie auch inn Ewigkeit.

Weil aber solch ain thewrer Heldt
vnd Retter fuer dy gantze welt,
zu Regenspurg geporen war,
so stelt sich hie sein bildtnuß dar.
Ir wißt nun was Ir wissen solt,
erzelt es weitter wan Ir wolt.“

Jeder brave Bayer, der zum ersten Male nach Regensburg kommt, sollte nicht versäumen, den „Bischofshof" zu besuchen, eine dem Vaterlandsfreund theure Stätte, da hier infolge der siegreichen Schlacht am weißen Berg bei Prag (8. November 1620) Herzog Maximilian I. am 25. Februar 1623 den Kurhut empfing, fast 550 Jahre seit seine Ahnen dem bayerischen Volke erneut die Herzogsfahne vorantrugen. Das ungefähr zwischen 1275 und 1580 allmählich entstandne Gebäude ruht größtentheils auf dem nördlichen Stück der Ringmauer der einstigen Römerstadt. Bei einem Kurfürstentage nahm hier Kaiser Maximilian II. am 3. Oktober 1575 zuerst sein Quartier und starb auch in demselben im nächsten Jahre am 12. Oktober, seinem Namenstage. Ein in das Pflaster versenkter Stein zur Evangelienseite des Hochaltars im Dome deutet die Stelle an, wo dessen Eingeweide begraben wurden. Seit jener Zeit wohnten die Kaiser, wenn sie Regensburg betraten, häufig im Bischofshofe.

Das Wohnhaus Johann Keplers in den Jahren 1626—1628, dann das Gebäude, in welchem der Begründer der neuern Astronomie am 15. November 1630 ausathmete, sind mit Gedenktafeln geziert. Die jüngsten Forschungen haben die allgemein verbreitete Erzählung über das so klägliche Ende eines der ausgezeichnetsten Männer aller Jahrhunderte bedeutend abgeschwächt, und es ist daher Uebertreibung, wenn ein neurer Dichter singt:

„So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen
als Kepler stieg, und starb den Hungertod.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
drum ließen ihn die Körper ohne Brot."

Dieser ausgezeichnetste Todte Regensburgs ruht auf dem protestantischen Kirchhofe, während der Fürstprimas ihm 1808 in den Anlagen mittelst Subskription ein Denkmal errichten ließ, das uns die Marmorbüste des großen Astronomen in einem hübschen, von schattigen Baumgruppen umgebnen Tempel zeigt.

Die Räume der ehemaligen gefürsteten Reichsabtei St. Emmeram dienen seit 1812 der fürstlichen Familie von Thurn und Taxis zum Wohnsitz, welche dieselben zu einem stattlichen Palais umbilden und bedeutend erweitern ließ, so daß sie jetzt unter den Privatgebäuden Regensburgs die erste Stelle einnehmen. Die mächtigen Gebäude, eigentlich ein Stadttheil für sich, erscheinen halb klösterlich, halb wie eine große Oekonomie, unter denen Kirchtürme, Schloßkuppeln, dann die Dächer des Marstalls und der Reitschule emporragen. Der prachtvolle Kreuzgang gehört gleichfalls zum fürstlichen Besitz. In denselben ward die neue Gruftkapelle eingebaut, welche in eigenthümlichem Stil romanische und gothische Motive verbindet. Der geräumige Bibliotheksaal mit den frisch angesammelten Schätzen, die reiche Bildergallerie, meist Werke neuerer Künstler enthaltend, und das ausgezeichnete Kupferstichkabinet sind fürstliche Sehenswürdigkeiten. Die Reitschule, von außen und innen mit Basreliefs von dem verlebten münchener Bildhauer Schwanthaler geziert, gehört zu den schönsten Deutschlands.

Einen prächtigen Renaissancehof mit gewölbten Hallen zeigt das Thon-Dittmer'sche Haus, welches in seiner heutigen Gestalt seit 1809 besteht und zu Ende des vorigen wie zu Anfang dieses Jahrhunderts vielen hervorragenden militärischen Persönlichkeiten zum Reisequartier diente; so besonders 1799 dem russischen Feldmarschall Suwarow, 1800 dem französischen General Moreau, 1809 dem französischen Marschall Lannes (Herzog von Montebello) und 1812,

wenige Monate vor seinem Heldentode in Rußland, dem bayerischen General und Soldatenvater Graf Deroy.[1])

Die neue „königliche Villa" befindet sich an der Stelle der ehemaligen Ostenbastei, welche 1529 und 1530 zum Schutze gegen die Türken, welche damals Wien belagerten, erbaut wurde, unmittelbar neben dem Ostenthore in der nordöstlichsten Ecke der Stadt. Der Stil des 1853 und 1854 entstandnen Schlosses mahnt an die Gothik, seine mannigfaltigen Erker, Gallerien und Terrassen, alles in räumlich bescheidnen Verhältnissen, bieten einen recht freundlichen Anblick, den die geschmackvollen Gartenanlagen der Umgebung noch erhöhen. König Maximilian II. bewohnte die Villa in den Jahren 1858 und 1860; vom 23. Juli 1866 ab diente sie der Königin Amalie von Sachsen nebst Familie auf sechs Wochen zum Aufenthalte.

Von eigentlichen Monumenten befindet sich in der Stadt ein einziges, nämlich das dem Bischof von Sailer errichtete Standbild aus Erz, welches erst am 20. Mai 1868 noch infolge frührer Anordnung seines einstigen Schülers, des damals schon verklärten Königs Ludwig I., auf dem St. Emmeramer Platze enthüllt wurde. Reichlicher mit Denkmalen sind die Anlagen um Regensburg bedacht, von denen zunächst noch zwei zu nennen sind, welche an dort Verblichne erinnern. Dem Andenken des bayerischen Generallieutenants Friedrich Freiherrn von Zoller, Militär-Max-Joseph- und Militär-Theresien-Ordens-Ritter, gest. am 25. Februar 1821, widmete dessen Familie ein Monument, während dieses für den im nämlichen Jahre am 7. August abgerufnen Grafen Johann Eustach von Görtz, genannt Schlitz, drei Jahre nach seinem Hinscheiden, von Seite seiner Freunde und Verehrer unter der Bürgerschaft Regensburgs geschah, um deren Stadt er sich während dreiunddreißig Jahren wesentliche Verdienste erworben hatte und zu deren hervorragendsten und menschenfreundlichsten Bewohnern er zählte. Graf Görtz war von 1788 bis zur Auflösung des Reichs kurbrandenburgischer Gesandter und preußischer Minister beim deutschen Reichstage, behielt aber auch als Privatmann seinen Aufenthalt in Regensburg bei, wo er 84jährig starb und im protestantischen Friedhofe ruht. Auf seine Verwendung hin wurde die Reichsstadt von den Franzosen 1800 nicht beschossen und am 3. März 1801 endlich geräumt. Für Bayern hat jedoch Görtz eine weit über Regensburg hinausreichende Bedeutung, da er im Frühjahre 1778 im Auftrage König Friedrich des Großen und vereint mit der unvergeßlichen bayerischen Herzogin Maria Anna sehr klug den Beginn jener wichtigen diplomatischen Verhandlungen leitete, welche die staatliche Erhaltung des Kurfürstenthums bezweckten und, obgleich mit etwas geschmälertem Landbesitz, schließlich auch erreichten.

Die bisher entworfne Skizze zeigt, wie Regensburg, seiner fast zweitausendjährigen und ereignisvollen Geschichte entsprechend, theils der Geburts- oder Sterbe-, theils der längre Aufenthaltsort vieler berühmter und verdienter deutscher Männer war. Doch ist damit die lange Reihe hervorragender Persönlichkeiten noch durchaus nicht zu Ende. Nach dem frühern, fast ausschließlich christlichen Charakter der Stadt und ihrer vielen Heilsanstalten, dann ihrer reichen Wechselwirkungen mit den deutschen Verhältnissen wegen, sind jene Männer vorherrschend Leuchten der Religion, Baumeister und Künstler im Dienste des Kirchenschmucks, oder Gelehrte, vor allem wahrheitsliebende Geschichtschreiber und fleißige Chronisten. Bis auf die Neuzeit herab hat Regensburg ungewöhnlich viele kenntnißvolle und eifrige Lokalhistoriker, die, angeregt durch die zahllosen, wenn auch stummen Zeugen einstiger Größe und Schönheit der Stadt, sehr viel für die fortwährende

---

[1]) Vgl. Thl. I, S. 95—101.

Aufhellung der Vergangenheit ihres Wohnorts leisten. Selbst dem oberflächlich betrachtenden Fremden fallen die vielen Gedenktafeln an den Häusern Regensburgs auf, welche hier theilweise die Monumente großer Städte ersetzen müssen. Aber jene thätigen einheimischen Forscher sorgen auch dafür, daß durch unnöthiges Beseitigen des aus der Vorzeit Ueberkommenen der alterthümliche Charakter der Stadt nicht zu sehr und nicht zu rasch verändert und verflacht wird — gegenüber dem Bestreben, alles den Verkehr irgendwie Hemmende frischweg zu entfernen, ein gewiß nicht geringes Verdienst.

Wie kein Ort wo bayerische Männer hausen, hatte auch Regensburg nie Mangel an tapfern Soldaten, besonders nicht an Max-Joseph-Rittern. Einer der letztern, Kasimir Graf von Gravenreuth, gestorben zu Regensburg am 22. Oktober 1865 als bayerischer Generallieutenant à la suite der Armee, gehörte z. B. einer alten Patrizierfamilie der Reichsstadt an. Eingedenk des schönen Soldatenworts: „Vergeßt der treuen Todten nicht!" sei hier endlich auch an die vier braven Kompagnie-Kommandanten des 11. Infanterie-Regiments „von der Tann" erinnert, welche nur wenig Tage nachdem ihre Abtheilung ausmarschirt war, am 6. August 1870, beim Sturm auf die fröschweiler Höhe in der blutigen Schlacht bei Wörth das Leben für König und Vaterland ließen, und nach denen dann noch so viele brave Krieger opferwillig jene Bahn betraten, auf welcher meist Ehre und Tod verschwistert sind.

Einen Weltruf hat sich Regensburg durch die Wiederbelebung alter klassischer Kirchenmusik, namentlich jener des 16. Jahrhunderts, erworben. Diese Bestrebungen für geläutertern Geschmack und richtigere Anschauungen fallen zwischen die Jahre 1838 und 1868 und sind unzertrennlich mit den Namen Proske und der Brüder Mettenleiter verbunden. Ferner nimmt unter den deutschen Gesangvereinen der „regensburger Liederkranz" einen der ersten Plätze ein, nicht nur durch die zunächst im Süden unsers Vaterlands immer anerkannten Leistungen auf dem Gebiet weltlichen Gesangs, sondern auch hauptsächlich durch seine Sammlung vierstimmiger Männergesänge, die seit mehr als anderthalb Jahrzehnten häufig neu aufgelegt wurden und erst kürzlich eine „neue Folge" erhielten. Man darf kühn sagen, daß „soweit die deutsche Zunge klingt" dieses Schatzkästlein werthvollster Perlen bekannt geworden: nicht bloß in Europa, sondern auch über dem Meer, wo deutsche Herzen und deutsche Stimmen sich einten unter dem Panier des deutschen Gesangs. Es sind echte und wahre Volkslieder, die uns hier von den Meistern der Kunst geboten werden, denen es gegeben ist, die volltönende Saite deutschen Gemüthslebens anzuschlagen und Zeugnis dafür abzulegen, welche Macht der Gesang im deutschen Volksleben geworden. Keine Stimmung, keine der wechselnden Empfindungen, welche durch die Seele ziehn, ist übersehen; das Höchste bildet aber auch hier der Preis des Vaterlands, in dem „die starken Wurzeln unsrer Kraft" doch immer hienieden liegen und bleiben, wo wir auch sein mögen.

In neuerer Zeit, besonders seitdem es mit der übrigen Welt durch Eisenbahnen verbunden ist, hat sich Regensburg wieder bedeutend gehoben; es zeigt sich in stetem Wachsthum begriffen, vermehrte seit 1836 seine Bevölkerung um die Hälfte und gehört zu den bedeutendsten Industrieorten des Königreichs. Die Eintheilung der Stadt innerhalb der einstigen Mauern in Distrikte oder „Wachten" reicht weit in das Mittelalter zurück und beruht auf der vormaligen militärischen Organisierung der Bürgerschaft.

Der Handel (Spedition und Transit) ist sehr lebhaft und verfrachtet besonders Holz, Getreide und Salz; Regensburg war bis zur Aufhebung des Monopols im Jahre 1868 Hauptsalzniederlage des Königreichs, wie früher Stadt-

amhof zur kurfürstlichen Zeit, doch jetzt sind die vormaligen Betriebsgebäude verkauft. Den Verkehr befördert im allgemeinen die Donau=Dampfschiffahrt (auch der am 25. August 1845 eröffnete, 24 Meilen = 178 km lange und in der Regel 5 Fuß = 1,46 m tiefe Donau=Main=Kanal mündet unweit Regensburg bei Kelheim in die Donau), sowie speziell die Dampfschiffverbindung über Passau und Linz mit Wien u. s. w. Am meisten jedoch leisten für die Güterbewegung die Eisenbahnen, welche Regensburg im Donauthal über Ingolstadt mit Donauwörth und Augsburg, auf der südlichen Donauseite über Obertraubling mit München und Passau und auf der nördlichen über Neumarkt mit Nürnberg und Würzburg, sowie über Schwandorf mit Bayreuth, Eger und Prag verbinden. Drei gewaltige Eisenbahnbrücken führen in der Nähe von Regensburg über die Donau; die eine 2 km unterhalb der Stadt für die Bahn nach Eger, die andere 5 km oberhalb bei Mariaort unweit der Nabmündung für die Bahn nach Nürnberg und die dritte 6 km oberhalb bei Sinzing für die Donauthalbahn.

Das Klima Regensburgs ist ein gemäßigtes und gesundes, und gar manche Pflanzen treten als lieblicher Schmuck und freundliche Zier der Donaugelände hervor, die man anderwärts nicht findet. Die Zucht der Seidenraupen im großen, auf der sogenannten „Plantage", eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, ist jedoch mißlungen. Die Höhen, welche im Westen das Gesichtsfeld, der Stadt begrenzen, bilden eine sogenannte Wasserscheide, hier aber lenken die meisten Gewitter, statt über Regensburg hinzuziehn, gegen das Fichtelgebirge oder den Böhmerwald ab. Daher kommen auch größre Hagelschläge nicht oft vor. Von schweren Elementar=Ereignissen, welche andre Orte so häufig schädigen, geschieht bei Regensburg, die Hochwasser=Gefahren ausgenommen, selten Erwähnung. An den Verherungen durch die Pest, häufig mit Theuerung verbunden, nahm dagegen die Stadt, gleich andern Orten Deutschlands, auch ihren traurigen Antheil.

Die Umgebungen Regensburgs, das selbst nur 1042 pariser Fuß = 338,5 m über dem Spiegel des mittelländischen Meeres liegt, sowohl in der Nähe als in größrer Entfernung sind ebenso reizend wie merkwürdig und zu Ausflügen sehr einladend. Der nächstgelegne Punkt, von dem aus man einen herrlichen Ueberblick von Stadt und Land und eine weitgedehnte Fernsicht hat, ist der Dreifaltigkeitsberg, 2 km nördlich der Stadt, jenseits der Donau und Stadtamhof völlig beherrschend.

Ob und wann hier das linke Donauufer befestigt wurde, ist unsicher, doch machen die einst unter dem Brückenturme Stadtamhofs gefundnen römischen Bruchstücke das Vorhandensein eines Brückenkopfs wahrscheinlich. Als Karl der Große gegen Ende des 8. Jahrhunderts und zu Anfang des 9. in Regensburg war, mag wohl schon eine Vorstadt desselben im Entstehn begriffen gewesen sein, die dann 981 zum erstenmale urkundlich als „Schierstadt" vorkommt. Später heißt der Ort „an der Stetten" (ad ripas), war bis 1151 so herangewachsen, daß er Marktrechte erhielt und im Jahre 1156 unter dem Namen „civitas riparia" (am Ufer befindliche Stadt) erscheint. Die Benennung „Vorstadt am Hofe" hören wir zum erstenmale 1403, finden aber den Ort bereits 1408 auf acht Jahre an Regensburg verpfändet. Dieses Verhältnis muß nun entweder angedauert haben oder die Verpfändung später wieder erneuert worden sein, denn 1486 löste der bayerische Herzog Albrecht IV., der Weise, Stadtamhof von Regensburg ein und erhob es zehn Jahre nachher (1496) zur bayerischen Stadt, die es fortan blieb. Die Hussitenkriege, der dreißigjährige Krieg, der spanische und österreichische Erbfolgekrieg brachten jedesmal

bedeutende Aenderungen in ihrer Befestigung mit sich; nicht minder veränderte sich die Stadt selbst, die bei diesen Anlässen, ihrer gefährdeten Lage als Brückenkopf wegen, theils zerstört, theils stark beschädigt wurde. Die jetzige Gestalt erhielt sie nach dem Unglückstage (23. April) von 1809, der ihre durchaus neue Erbauung bedingte; sie zählt gegenwärtig 3500 Einwohner. Die nahe Ortschaft Steinweg ist bemerkenswerth wegen des Hauses des Büchsenmachers Kuchenreuther, einer schon über hundert Jahre bekannten Firma, deren Gewehre und namentlich Pistolen durch ganz Europa verbreitet sind.

Von Weltenburg bis Regensburg begleiten meist mit ausgedehnten Waldungen bedeckte Berge beide Stromufer, die sich namentlich zwischen Weltenburg und Kelheim zu einer engen, wildromantischen Felsenschlucht zusammendrängen, eine Scenerie darbietend, welche zu den schönsten Deutschlands gehört und die für Augenblicke sogar an einen stillen Hochgebirgssee mahnt. Von den mit Regensburgs Umgebung fast immer in Verbindung gebrachten zwei Ruhmestempeln europäischen Rufes erhebt sich der eine, die Befreiungshalle, 24 km oberhalb der Stadt auf dem Michelsberge bei Kelheim, dem betriebsamen und freundlichen Städtchen auf einer von Donau und Altmühl gebildeten Landzunge, reich an Erinnerungen für die frühre bayerische Geschichte. Dem Andenken an jene Fürsten und Feldherren gewidmet, welche 1813—1814 Deutschland in den Befreiungskriegen von der napoleonischen Zwingherrschaft erlösten, legte König Ludwig I. den Grundstein zur Halle am Tage nach der feierlichen Eröffnung der Walhalla, am 19. Oktober 1842, und eröffnete sie am 18. Oktober 1863, als am fünfzigjährigen Gedächtnistage der leipziger Völkerschlacht.

Auch von Kelheim stromabwärts bleiben die Donauufer fast durchweg romantisch. Während einer Fahrt auf der Eisenbahn oder in einem Kahne würde das Dörflein Kapfelberg einen Blick verdienen, dessen ausgedehnte Sandsteinbrüche schon im Mittelalter die Quadern für den Dombau und die steinerne Brücke lieferten, vielleicht auch bereits zur Römerzeit im Betrieb waren, ferner das Schwefelbad Abbach, wo die Herzoge, als Regensburg noch die Hauptstadt von Bayern gewesen, ihre Sommerresidenz gehabt zu haben scheinen. Später erregt das linker Hand einmündende Laberthal unser Interesse, da der gleichnamige Markt an den Minnesänger Hademar von Laber erinnert, der möglicherweise sogar mit dem regensburger Bürgermeister dieses Namens im Jahre 1434 dieselbe Persönlichkeit ist, und weil sich in diesem lieblichen Thale bei dem Dorfe Alling die große regensburger Aktien-Papierfabrik befindet, welche durch einen von Sinzing abzweigenden Vizinalschienenstrang mit der Kreishauptstadt in Verbindung steht.

Donauabwärts von Regensburg erscheint nur mehr das linke Ufer bergig mit vielfach steil abfallenden Felswänden, und ziehn sich dessen waldige Bergrücken namentlich nach Osten malerisch hin. Diese gebirgige Beschaffenheit der angrenzenden Oberpfalz setzt sich mit wenigen örtlichen Ausnahmen gegen Norden bis an das Fichtelgebirge, gegen Osten mehr und mehr ansteigend bis an den Böhmerwald fort. Dagegen wird das rechte Ufer nach Südosten zu immer flacher und verliert sich zuletzt in den Ebnen Niederbayerns. Ungefähr eine starke Meile oder 8 km unterhalb Regensburg liegt nun da, wo die nördlichen Gebirge wieder unmittelbar schroff an die Donau herantreten, auf dem felsigen hohen Thalrand derselben der Markt Donaustauf, gekrönt von den malerischen Ruinen der uralten Bischofsburg Stauf. Dieser gegenüber, nur eine kleine Viertelstunde vom Markte entfernt, prangt auf einem freistehenden Hügel, einer Vorhöhe des bayerischen Waldes, der gegen Süden eine bezaubernde Aussicht über die niederbayerische Ebne bis zu den in blauem Duft verschwimmenden

Alpen gewährt, während man östlich und nördlich in wilde Waldesschluchten blickt, westlich aber den Lauf der majestätischen Donau bis zu dem fernen Regensburg und darüber hinaus bis zur Mündung der Nab hinauf verfolgen kann, ein Tempel deutschen Ruhms und deutscher Ehre, ein Prachtbau echt deutschen Geistes, wenn auch von edel griechischen Formen. Nirgend überschaut man die weite Stromebne, welche jetzt von allen Segnungen des Friedens lacht, wie sie einst der Schauplatz verhängnisvoller Kämpfe war, so deutlich, als wenn man den „Breuberg" ersteigt, welchen der hochherzige und deutsch gesinnte König Ludwig I. selbst erkor, um dort die „Walhalla" thronen zu lassen, nach der Anschauung unserer alten germanischen Vorvordern der Ort ewiger Glückseligkeit. Bereits im Jahre 1807 hatte der König, damals noch Kronprinz, den Entschluß gefaßt „seine Lieblingsidee aus Jünglingstagen" auszuführen, das Andenken an ausgezeichnete deutsche Männer und Frauen in einem Ehrentempel zu verewigen und den Nachkommen als leuchtendes Beispiel vor Augen zu stellen. Am 18. Oktober 1830, dem Jahrestage der leipziger Entscheidung legte der König den Grundstein zu dem großartigen Bau, der am 18. Oktober 1842 vollendet dastand und an diesem Tage eröffnet wurde, wobei der Fürst ihn den Deutschen mit den denkwürdigen Worten empfahl: „Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes! Möchten alle Deutschen, welchen Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland auf das sie stolz sein können; jeder trage bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung!" — Außer 63 Goldinschriften auf weißen Marmorplatten, die die Namen von Walhallagenossen tragen, deren Bildnisse nicht zu erkunden waren, enthält das Innere mehr als 100 Büsten von berühmten Deutschen. Nach dem letzten Willen des genialen Schöpfers der Walhalla, welcher am 29. Februar 1868 verblich, sollte dieselbe Eigenthum der deutschen Nation sein und bleiben.

Etwa 3 Stunden oder 10 km nördlich von Regensburg, an der alten Handels- und jetzt Poststraße, die von der Reichsstadt über Nittenau nach Cham führt, zwischen den Ortschaften Wenzenbach und Bernhardswald, liegt das frühere Hofenroitherfeld, wo im landshuter Erbfolgekrieg am 12. September 1504 König Maximilian im Vereine mit Herzog Albrecht IV. von Bayern die Oberpfälzer und ihre Bundesgenossen, die Böhmen, aufs Haupt schlug, aber selbst nur mit genauer Noth durch Herzog Erich von Braunschweig von dem Tode errettet ward. Auf dem Wenzenberge, den Rücken an einen Wald gelehnt, nahmen die Böhmen Stellung. Vor ihrer Schlachtreihe senkten sie hohe, mit eisernen Klammern unter einander verbundne Setztartschen (große Schilde) in die Erde. Ein gleichzeitiges Lied über die Schlacht sagt:

„An einem Morgen geschah es fru
zog der Kunig ihrer Wagenburg zu.
Darauß waren sy gezogen
auf einen Berg fürgebogen;
den Vortail hatten sy gantz gut,
mit Tartschen waren sy wohl behut,[1])
die hatten sy gesetzet hervor
als groß, als wie ein Stadelthor."

Anderthalb Stunden nur hatte der Kampf gewährt, 1600 Böhmen blieben todt auf dem Platze, 700 wurden gefangen, den Rest erschlugen die Bauern im Pflegamte Neunburg vorm Wald, „so daß dieser armen beham wenig wieder

---

[1]) behütet.

denn waldt erraicht vnnd haimb khumen sein", berichtet der Chronist. An diesem Tage verdiente sich auch der später so berühmte Landsknecht-Hauptmann Georg von Frundsberg die Sporen. Die Truppen der Reichsstädte müssen sich in der Schlacht besonders ausgezeichnet haben. Sieben eroberte böhmische Fahnen brachte das nürnberger Kriegsvolk in seine Heimat, und Hans Gern von Ems singt:

„Die Reichsstett main ich allgemain
in der Schlacht han sy das Best gethan;
kainer wollt dahinten bleiben,
ainer zu dem andern sprach:
die kötzer woll'n wir vertreiben."

Noch am selben Abend begab sich der König Maximilian mit dem bayerischen Herzog nach Regensburg und hielt dort unter vorausgehender Musik mit den erbeuteten Siegeszeichen und Gefangnen einen triumphierenden Einzug über die steinerne Brücke. Am 16. September wurden die gefallnen Ritter mit Schild und Waffen in der Dominikanerkirche begraben, wie Jörg Schenk von Neideck, Hans von Weiling, Hans Lochinger, Sigmund von Doweneck, Hans von Hetzendorf, Georg von Schaumburg, Peter von Wilhelmsdorf, Ernst von Schönberg, Thomas von Preysing und mehrere andre, deren Grabdenkmale zum Theil noch erhalten sind.

Mit dem Jahre 1810 schließt die selbständige Geschichte Regensburgs vollkommen ab und vereinigt sich mit der Geschichte des engern bayerischen und des großen deutschen Vaterlands. Durch die eigenartige Stellung, welche Regensburg noch kurz vorher (seit 1803) eingenommen hatte, wurde ihm der Uebergang von der wichtigsten Reichsstadt Deutschlands zur bayerischen Provinzialstadt etwas weniger fühlbar gemacht. Die mehr als fünfhundertjährige Selbständigkeit war allerdings dahin, allein die Vortheile der Vereinigung mit Bayern erschienen anderseits so bedeutend, daß dieser Verlust wohl einigermaßen aufgewogen wurde. Jedoch brauchte Regensburg immerhin Jahrzehnte, ehe die Wunden der letzten Kriege verheilt waren, und ehe die großen Einbußen, die der Stadt durch das Aufhören des Reichstages erwuchsen, sich auszugleichen anfingen. Ein allmählicher Aufschwung begann erst wieder unter der Regierung König Ludwig I., welche vor allem veranlaßte, daß die herrlichen Denkmale des Alterthums besser als bisher gewürdigt waren. Bald vermehrte sich der Fremdenzuzug, die Eröffnung neuer Verbindungen nach außen erleichterte den Verkehr, Gewerbe und Handel nahmen zu, und an die frühere Stadt lehnten sich neue Stadttheile, die erfreulicher Weise noch immer nach Vergrößerung streben. Wäre Regensburg niemals deutsche Königsstadt geworden, sondern immer bayerische Hauptstadt wie in der Urzeit geblieben, so würde zwar die Vergangenheit weniger glanzvoll gewesen, die Gegenwart aber desto angenehmer und freundlicher sein.

b. Augsburg.

Zum Theil nach Ludwig Schönchen.

In angenehmer und fruchtbarer Gegend, auf einem zwischen Lech und Wertach sich erhebenden und vor der Vereinigung dieser Flüsse etwas steil abfallenden Hügel der bayerisch-schwäbischen Hochebne befindet sich Augsburg, 475m über dem Spiegel des mittelländischen Meers, so daß es nebst München (515m) zu den höchst gelegnen Städten Europas gehört.[1] Langhin von Süden

[1] Madrid 608 m, Bern 583 m, Innsbruck 566 m.

nach Norden sich erstreckend, hat die eigentliche Stadt die Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks, dessen nördliche Schmalseite jedoch länger ist als die südliche, und zerfällt in einen obern (südlichen), mittlern und untern (nördlichen) Theil, während die durch einen Kanal (Graben) geschiedne Jakobervorstadt gegen Osten in der Niederung des Lech liegt und von mehreren Kanälen und Brunnenbächen durchschnitten wird. In frühern Tagen war auch der untre Stadttheil als Vorstadt von dem mittlern durch eine Mauer getrennt. Bei einem Gesammtumfange von ungefähr 6 km fehlt der alten Reichsstadt in ihrer baulichen Anlage ein eigentlicher Mittelpunkt des Ganzen. Im obern Stadttheil bildet diesen die St. Ulrichskirche mit ihren ehemaligen Klostergebäuden, im untern der Dom mit der einstigen fürstbischöflichen Residenz und den Häusern der Domgeistlichkeit, während der mittlere Theil mit seiner schönen Maximiliansstraße (ehemals Weinmarkt, dann mit Recht auch „Kaiserstraße", oder der vielen Frescogemälde an ihren Häusern wegen sogar „öffentliche Gallerie" genannt) an die mächtigen Kaufhäuser des Mittelalters erinnert, und in den niedriger gelegnen Stadttheilen mehr das Kleingewerbe sich ausgebreitet hat. So prägt sich schon im Aeußern einer der merkwürdigsten Städte Deutschlands ihr organisches Wachsthum, ihre Geschichte aus, von deren glanzvollster Periode überdies noch mehrere öffentliche Gebäude, die herrlichen Brunnen und die Ueberreste des reichen Bilderschmucks zeugen, welche ein aufmerksames Auge noch allenthalben an Gebäuden findet.

Wiewohl sich Augsburg beständig mehr modernisiert, erkennt man doch dessen alterthümliche und regellose Bauart, theils an vielen engen, theils an einigen unverhältnismäßig breiten Straßen; die Häuser, welche nur selten den deutschen Spitzbogen zur Schau tragen, lassen die Wechselbeziehung, in welcher Augsburg ehedem zu den italienischen Städten stand, leicht errathen. Die Wohnsitze der heutigen Patrizier sind meist verschlossen, gesellschaftlich theilweise, äußerlich völlig, was zu dem altreichsstädtisch vereinsamten Charakter der stolzen Maximiliansstraße recht gut stimmt. Aber auch so manches alterthümliche Portal theilt mit den Pförtchen der drei „Pfaffengäßchen", sowie der Um- und Anbauten des Doms und andrer Kirchen die Eigenschaft, bloß ausnahmsweise dem Vorübergehenden den Einblick in die Räume zu gestatten, die sich dahinter verbergen.

Wie alle alten, einstmals festen Städte, so ist auch Augsburg seit einer Reihe von Jahren in einer Periode der Umwandlung und Erneuerung begriffen. Die mit der gänzlichen Umgestaltung unsrer Wehrverhältnisse und der außerordentlichen Verbesserung und Vervollkommnung des Geschützwesens minder wichtig gewordnen Befestigungen des spätern Mittelalters sinken dahin, und an ihre Stelle treten ansehnliche freie Plätze mit hübschen, in Bälde recht schattigen Anlagen und Spaziergängen, dann großartige, licht- und lufterfüllte Straßen mit stattlichen, stilvollen, den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Gebäuden. Diese Umwandlung vollzieht sich rasch, und manche Strecke am alten Mauergürtel, die vor wenig Jahren noch den Anblick einer befestigten, mittelalterlichen Stadt bot, ist heute schon so verändert, daß selbst der geborne Augsburger Mühe hat, sich das Bild von ehemals wieder ins Gedächtnis zu rufen. Freilich knüpfen sich auch an manche Stelle des alten Augsburg ehrwürdige, liebe Erinnerungen, welche sie werth macht, im Andenken des heranwachsenden Geschlechts fortzuleben, und der Alterthumsfreund wird nun mehrere Werke der frühern Baukunst bloß mehr im Bilde betrachten können: aber bei alledem ist es doch recht, daß das Alte dem Neuen, das minder Gute dem Bessern Platz mache, und kein Vorurtheilsloser wird daher die jetzige Umgestaltung im Ernste beklagen, wenngleich dabei nicht immer die schönsten Theile der Stadt bloßgelegt werden können.

Am 13. Dezember 1813 war Augsburg zum „Waffenplatz für die bayerische Armee" erklärt worden und blieb ein solcher offiziell bis zum 12. Januar 1866, während dessen Festungseigenschaft thatsächlich bereits seit 1864 beseitigt erschien. Bald nach Uebernahme der Stadt durch Bayern trat nämlich infolge des Weltfriedens von 1815 eine solche Fülle von Erleichterungen bezüglich der Bauten am Glacis und außerhalb desselben ein, daß dieses damit allmählich fast ganz besetzt war, ferner beträchtliche Vorstädte entstanden, wie die Klauke-, Hettenbach- und Wertachvorstadt, und gleichzeitig die Arbeiterwohnungen in der Nähe der großen Fabriketablissements sich sehr bedeutend vermehrten. Immerhin blieb jedoch Augsburg bis vor etwa 20 Jahren noch völlig mit Mauern und theilweise tiefen Gräben umzogen, in welche endlich die gebieterischen Bedürfnisse des Verkehrs eine ausgedehnte Bresche legten. Von 1860—1862 ward ein Theil der westlichen Stadtmauer nebst dem Göggingerthor niedergelegt, so daß nun eine breite, mit neuen Bauten besetzte und in einen großen Platz mündende Straße vom Bahnhof direkt in die Stadt führt. Jetzt sind auch alle übrigen Ringmauern, Wälle und Thore zum Abtragen bestimmt, und von letztern sogar nur mehr vier vorhanden. Als stattlich und fest zeigen sich gegenwärtig noch das rothe, das wertachbrucker und jakober Thor. Am meisten im Aufblühen erscheint jedoch stets der neue schöne Stadttheil an der Westgrenze des alten Augsburgs, wo sämmtliche alterthümlichen Bauten bereits dem Untergange nahe sind. Dort ist nun auch die lange Zeile der Thor- und Stadtwärterhäuschen auf dem Zwingerwall fast bis auf den kleinsten Rest in Schutt und Staub zerfallen, und der Abbruch der erheblich festen Mauern wie die Ausfüllung und Einebnung der hier gewaltigen Gräben geht so schnell vorwärts, daß an ihrer Stelle die neue „Kaiserstraße" sich bald wird in Ehren sehen lassen können.

Es ist mehr als wahrscheinlich, wie schon lange vor dem Erscheinen der Römer zwischen Alpen und Donau sich reiches Leben entfaltete und Burgen und Städte im Flachland bestanden. Als Grundlage des heutigen Augsburg kann aber mit Sicherheit nur die Kolonie betrachtet werden, welche Kaiser Augustus ungefähr zwischen 14 und 12 v. Chr. nach Besiegung der vermuthlich keltischen Völkerschaft der Vindelicier durch seinen Stiefsohn Drusus anlegen ließ, wie man annimmt an der Stelle eines alten Wohnplatzes der letztern. Sie gelangte rasch zur Blüte, so daß schon der römische Geschichtschreiber Tacitus (54 bis circa 117 n. Chr.) dieselbe als die glänzendste Stadt der Provinz bezeichnen konnte, welche damals Vindelicien oder Rhaetia secunda hieß. Seit Kaiser Marc Aurel (161—180) Standort der III. italischen Legion, lag Augsburg im Knotenpunkt von acht Hauptstraßen, die aus Italien, der Schweiz und Deutschland hier zusammenliefen, besonders aber vom Bodensee nach Reginum (Regensburg) und von Juvavum (Salzburg) an den Neckar führten. Neben dem Kapitol (der Hauptburg auf dem Hügel) befand sich auf hoher Säule das römische Koloniezeichen, der Föhrenzapfen oder Pyr, die vielen Nadelholzwaldungen Vindeliciens andeutend, welches später als Zirbelnuß in das Stadtwappen übergegangen ist. Bald ward Augsburg als Handelsplatz wichtig, und frühe schon kam auch mit den römischen Legionen das Christenthum dahin, wie die Legende vom Martertod der heiligen Afra (gest. 304) zeigt.

Nach mancherlei Bedrängnissen und Verwüstungen, welche die Kolonie zur Zeit der Völkerwandrung erfuhr — in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts zerstörten die Allemannen, nach andern der Hunnenfürst Attila 451, Augsburg — wurde dasselbe 506 durch König Theodorich dem ostgothischen Reiche einverleibt und kam dreißig Jahre später unter die Botmäßigkeit der fränkischen Könige, welche die allmähliche Ausbreitung des Christenthums begünstigten. Damals,

oder vielleicht selbst schon früher, mag die außerhalb der Stadt gelegne Afrakapelle entstanden sein, während später eine kleine Kirche auf dem Platze des jetzigen Doms erbaut wurde. Die um diese sich wieder erhebende Stadt gelangte besonders unter den Karolingern zu Macht und Ansehen. Von 739 bis 743 war der Apostel der Deutschen, der heilige Bonifazius hier mehrmals thätig, und im Jahre 812 wird das augsburger Bisthum zum ersten Male urkundlich genannt.

Im 10. Jahrhundert hatte Augsburg viel von den Einfällen der Ungarn zu leiden, bis sie Kaiser Otto I. am 10. August 955 auf dem Lechfelde im Süden der Stadt entscheidend schlug und hierauf diese nach der Nord- und Südseite hin erweiterte. Unter den heldenmüthigen Mitkämpfern an jenem denkwürdigen Tage ragt der heilige Ulrich hervor, Augsburgs berühmtester Bischof (923 bis 973), der als der zweite Begründer der Diöcese wie auch der Stadt gelten kann, die nun durch Handel und Gewerbe raschen Aufschwung nahm. Begünstigt von den sächsischen und fränkischen Kaisern, hielt derselbe an, und sah Augsburg bald wiederholte Provinzialsynoden, Land- und Reichstage innerhalb seiner Mauern. Der mächtige schwäbische Graf Welf zerstörte es zwar 1026 in einer Fehde mit dem Bischof, wobei eine Masse unersetzlicher Urkundenschätze zu Grunde ging, doch erstand es bald wieder, und schon 1077 versammelte Herzog Rudolf von Schwaben daselbst die Fürsten zum Bund gegen Kaiser Heinrich IV. Die Plünderungs- und Eroberungszüge wiederholten sich, 1084 durch den Markgrafen Leopold von Oesterreich, 1088 durch Herzog Welf I. von Bayern und 1132 durch König Lothar von Sachsen.

Geschickt die Zeitumstände benützend, entwickelten die Bürger von Augsburg ihre freie Verfassung und erwirkten am 7. März 1276 die Anerkennung ihres Stadtbuchs durch König Rudolf von Habsburg. Wohl war die Stadt schon vordem, besonders in den Jahren 1156, 1264 und 1268, mit Privilegien ausgestattet worden, aber dieselben wurden ihr von Gewaltigern je nach Gutdünken wieder entzogen. Durch jenen folgenschwersten und wichtigsten Moment in der Stadtgeschichte erscheint Rudolf als der Begründer der freien Reichsstadt, und wurde Augsburgs rasches Emporkommen ermöglicht. Ein neuer Stern ging ihm auf in Kaiser Ludwig dem Bayern. Augsburg hatte ihm 1315 innerhalb seiner gegen Ende des 13. Jahrhunderts entstandnen Mauern, als Herzog Leopold von Oesterreich aus Schwaben mit Heeresmacht heranrückte, Schutz gewährt und sah dafür seine Vorstädte, die noch nicht befestigt waren, in Flammen aufgehn. Ludwig lohnte diese Hingebung durch verschiedne Freiheiten, welche er, neben Bestätigung der alten, der Stadt verlieh. Auch im Jahre 1372 erscheinen die Vorstädte erst theilweise mit hohen Zäunen umgeben, und die Stadt selbst wäre damals vielleicht von den Bayern genommen worden, wenn nicht 20 Donnerbüchsen — eine ganz neue Erscheinung im Kriegswesen — sie genöthigt hätten, die Belagerung aufzuheben. Diese Donnerbüchsen waren in Augsburg gegossen worden, von wo auch die Erfindung des Pulvers ausgegangen sein soll; gewiß ist, daß dieses hier zuerst Verwendung zum Schießen fand.

Das Stadtregiment hatten 12, seit dem Jahre 1340 aber 24 Personen, deren Vorstände Stadtpfleger hießen. Jene, consules oder Rathsherren genannt, wurden nur aus den Bürgern genommen, die von freien, in die Stadt gezognen Grundbesitzern stammten und die allein rathsfähigen Geschlechter oder Patrizier bildeten. Durch sie, meist Großhändler, wurde Augsburg die erste Handelsstadt Süddeutschlands. Da hiezu die Gewerbe, besonders die durch ihre Barchentmanufaktur berühmte Zunft der Weber viel beitrugen, drängten sich diese 1368 in die Regierung und errichteten ein Zunftregiment, wonach die frühern Patrizier

zwar ferner einigen Antheil an der Verwaltung behielten, in der Hauptsache aber die Regierungsform Augsburgs eine demokratische wurde. Als dann noch Kaiser Sigismund 1426 die Stadt von der Gewalt der kaiserlichen Land- und Stadtvögte freisprach, begann Augsburgs eigentliche Blütezeit.

Augsburg, das man seit 1418 zu pflastern begonnen hatte, und dessen Stadtmauern erweitert, während die Stadtthore vielfach neu befestigt und mit höhern Türmen versehen wurden, bildete damals nächst Nürnberg den Mittelpunkt des Handels zwischen Italien und dem Norden, wie zwischen dem Orient und dem nordwestlichen Europa und ward so der Sitz großen Reichthums. Besonders den italienischen Spezereihandel hatte es fast ganz an sich gezogen. Die „augsburger Pracht“ war sprichwörtlich, die Fugger und Welser glänzten als weltberühmte Namen, betrieben ausgebreitete Geschäfte und sendeten ihre Schiffe nach allen damals bekannten Meeren. Der Ahnherr der Fugger, Hans, hatte, als Weber vom Dorfe Graben im nahen Lechfelde zuziehend, erst um 1370 das Stadtrecht erhalten und bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts besaßen seine Nachkommen Handelsverbindungen mit der halben Welt, gleichzeitig der augsburger Leinweberei einen bisher ungekannten Aufschwung gebend. Die Verbindung mit Italien beförderte die Pflege der Künste und Wissenschaften, in denen sich Augsburgs Bürger eben so tüchtig als in Handel und Gewerbe erzeigten, ja man kann sagen, ihre Stadt war damals auch der Mittelpunkt der deutschen Kunst. Der neuerfundne Bücherdruck, welcher bereits 1470 in Augsburg geübt wurde, wie der damals in der Stadt hergestellte älteste deutsche Kalender beweist, fand hier vermögliche Freunde und Förderer. In Augsburg ließ Kaiser Maximilian I. (1493—1519) jene weltbekannten Rüstungen schlagen und zieren, an denen der ritterliche Held so großes Wohlgefallen fand. Die Werke der Hans Burckmair (gest. 1531 zu Augsburg) und der beiden in Augsburg gebornen Holbein (der ältre um 1465, der jüngre kurz vor 1497), der Häupter der schwäbischen Malerschule, werden immer den Ruhm deutscher Malkunst verkünden. Eine Hauptzierde seiner Vaterstadt, groß als Rechtsgelehrter, Staatsmann, Redner, Alterthumsforscher, vielseitiger Schriftsteller, Beförderer der Wissenschaft, Stifter einer gelehrten Gesellschaft in Augsburg, ein Licht Deutschlands bei Wiederherstellung der altklassischen Wissenschaften war in jenen Tagen der berühmte Konrad Peutinger (geb. 1465, gest. 1552), Stadtsyndikus (Kanzleidirektor) und bei Kaiser Max I. in hohem Ansehen. Die sogenannte peutinger'sche Tafel, das älteste Denkmal des antiken Landkartenwesens, als Erbe eines gelehrten Freundes an ihn übergegangen, reicht allein schon hin, seinen Namen unsterblich zu machen. Der schwäbische Bund, dem Augsburg von 1488—1534 angehörte, und dessen Gericht hier seinen Sitz hatte, erhöhte den Glanz und die politische Bedeutung der Stadt. Infolge der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und Amerika durch Spanier und Portugiesen zu Ende des 15. Jahrhunderts erhielt aber der Welthandel eine neue Richtung und Augsburg als Hauptstapelplatz des Waarenverkehrs einen so starken Stoß, daß die Stadt, welche eine Bevölkerung von 80 000 und selbst gegen 90 000 Einwohnern gehabt hatte, zur Zeit des schmalkaldischen Kriegs (1546—1547) schon sehr herabgekommen war.

Die Reformation fand in Augsburg früh Eingang, da ihrer günstigen Aufnahme die einstigen langwierigen Kämpfe um die bürgerliche Freiheit gut vorgearbeitet hatten. Am 8. Oktober 1518 hielt Luther dort seine Zusammenkunft mit dem Kardinal Cajetan, und sind fortan die bedeutendsten Momente der Reformationsgeschichte mit dem Namen Augsburgs verknüpft. Es wurden hier die wichtigen Reichstage von 1530 und 1548 gehalten, auf deren erstem

am 25. Juni in einem jetzt verbauten Saale der heutigen Residenz und ehemals bischöflichen Pfalz die „augsburgische Konfession" übergeben, und auf deren zweitem am 15. Mai das Interim beschlossen und Moritz von Sachsen mit der Kur belehnt ward. Die Lehre Luthers herrschte in Augsburg seit 1534, wofür es aber nach dem schmalkaldischen Krieg 1547, trotz anfänglicher Erfolge seines tüchtigen Feldhauptmanns Sebastian Schertlin, Herrn zu Burtenbach, (gest. zu Augsburg am 18. November 1577), hart büßen und im folgenden Jahre das Interim annehmen mußte. Wenn der Feldzug 1546 für die Evangelischen so unglücklich verlief, hatte die Stadt das nicht verschuldet; denn sie war es, welche unter allen protestantischen Ständen die drohende Gefahr zuerst erkannte und zur Abwendung derselben die ersten Anstalten traf. In Entschlossenheit und Opferbereitschaft that sie es während des ganzen Kriegs den übrigen zuvor. Erst als alle Heerführer das Feld geräumt und eine Stadt des Oberlands nach der andern dem Kaiser sich ergeben hatte, ließ auch sie vom Widerstand ab, da ihre Unterwerfung als das einzige Mittel erschien, sich vor völligem Verderben zu bewahren. Mit Mühe nur konnte Anton Fugger durch seine Bitten im Feldlager Karls V. bei Ulm das Schlimmste von Augsburg abwenden; doch wurde ihm ein beinahe unerschwingliches Lösegeld auferlegt. Ferner schaffte Karl V. damals (1548) das Zunftregiment ab und stellte die aristokratische Regierungsform wieder her, wodurch Augsburg von seiner Höhe und seinem Wohlstande noch mehr herabsank. Seitdem überwog auch die Zahl der Katholiken, die heute etwa drei Fünftheile der Bevölkerung ausmachen. An der Befestigung der Stadt ward in jener Zeit unablässig fortgearbeitet; es erhoben sich neue Wälle, namentlich beim rothen und oblater Thor (1543), man erweiterte die Gräben und opferte manches monumentale Gebäude den Rücksichten der Vertheidigung. Der zweite, hier am 26. September 1555 geschlossne und nach der Stadt benannte Religionsfriede sicherte zwar den Protestanten die freie Ausübung ihres Glaubensbekenntnisses, doch fehlte es nicht an Reibungen, unter denen besonders 1584 der Kalenderstreit zwischen den beiden Konfessionen die Stadt beunruhigte.

Der dreißigjährige Krieg bereitete Augsburg neue Drangsale. Das Restitutionsedikt wurde hier 1629 zuerst mit Strenge vollzogen. Am 20. April 1632 hielt König Gustav Adolf von Schweden seinen Einzug in die Stadt. Wenn auch die Behandlung von Seite des Kommandanten des schwedischen Heers gegen die Katholiken, im Vergleich zu der vorausgegangnen Strenge des kaiserlichen Heers wider die Protestanten etwas milder war, da den Katholiken freie Religionsübung im Innern der Kirchen unverwehrt blieb, und der Klerus nur deshalb vertrieben ward, weil er sich — mit Ausnahme der Benediktiner — weigerte, den Unterwerfungseid für Gustav Adolf abzulegen: konnten die Obersten ihre aus allen Himmelsgegenden zusammengewürfelten Miethsoldaten doch nicht immer im Zaume halten und bewachen, die trotz hoher Schutzgelder ihr rücksichtslosestes Wesen, namentlich gegen katholische Geistliche, trieben, das oft in volle Plündrung und Handlungen ärgster Gewaltthätigkeit ausartete. Nach der Schlacht bei Nördlingen (6. September 1634) — der ersten Niederlage der Schweden auf deutschem Boden — und infolge einjähriger Belagerung mußte sich Augsburg, hauptsächlich wegen Mangel an Lebensmitteln, am 28. März 1635 den Kaiserlichen übergeben. Zu allen Erpressungen durch Kontributionen und Einquartierungen, die den bürgerlichen Wohlstand erschütterten, waren noch Hungersnoth, Pest und andre Seuchen gekommen, welche die Bevölkerung erschreckend verminderten. Während die Stadt 1612 noch gegen 70 000 und 1620 ungefähr 48 000 Einwohner zählte, hatte sie deren 1635 nur noch 16 422! —

Vom 25. September bis 12. Oktober 1646 von dem schwedisch-französischen Heere unter Feldmarschall Wrangel belagert und zuerst von der Ost-, dann von der Nordwestseite beschossen, hielt sich Augsburg bis zur Ankunft des kaiserlichen Entsatzes. Noch einmal sah die Stadt den Ernst des Kriegs nach der Schlacht bei Zusmarshausen (17. Mai 1648). Das bayerisch-österreichische Heer zog sich unter die Mauern Augsburgs zurück und die sie verfolgenden Schweden bedrängten die Stadt aufs höchste. In diesen Kriegsnöthen sank die Reichsstadt völlig. Am 8. August 1650 feierten die Protestanten die glücklich errungne Religionsfreiheit durch Gottesdienste, eine Feier, die sich als „Toleranz- und Friedensfest" bis auf die Gegenwart erhalten hat. Noch muß der 21. Juli 1686 hervorgehoben werden, weil man an diesem Tage hier den großen Bund gegen Frankreich, die „augsburger Allianz", schloß.

Im spanischen Erbfolgekrieg trafen die Stadt neue Heimsuchungen, da sie vergeblich ihre Neutralität zu bewahren suchte. Der Kurfürst Max Emanuel von Bayern, vereint mit einem französischen Heere, beschoß sie während acht Tagen, rückte, nachdem sich die kaiserliche Besatzung ergeben hatte, am 16. Dezember 1703 ein und trieb eine Kontribution von über eine Million Gulden bei. Auch der Inhalt des städtischen Zeughauses wanderte nach München. Damals besetzten und befestigten die Feinde vor allem den alten Lueginsland nebst seinem hohen Turm, der schon 1432 dem Kaiser Sigismund zu Gefallen bei seiner Anwesenheit aufgeführt worden war. Nach der Entscheidungsschlacht bei Höchstädt (13. August 1704) räumte aber das bayerisch-französische Heer die Stadt wieder, viele Häuser, Thore und Theile der Stadtmauer hinter sich in Schutt lassend. Weniger hart wurde Augsburg im österreichischen Erbfolgekrieg mitgenommen, während dessen 1744 Kaiser Karl VII. (Kurfürst Karl Albrecht von Bayern) und 1745 sein Sohn und Nachfolger Maximilian III. Joseph dort eine Zufluchtsstätte fanden. In den darauf folgenden ruhigen Zeiten ging die Stadt durch das Aufleben von Handel und Industrie wieder einer bessern Zukunft entgegen und schmückte sich mit neuen Palästen. Die augsburger Gold- und Silberschmiede, der Seuter'sche Landkartenverlag hatten damals weitverbreiteten Ruf; die beiden Paul von Stetten glänzten als Geschichtschreiber ihrer Vaterstadt — der ältre durch seine Chronik 1743, der jüngre durch seine Kunstgeschichte 1779; und als Papst Pius VI. vom 2. bis 6. Mai 1782 in Augsburgs Mauern weilte, da mochte der hierdurch veranlaßte Fremdenzusammenfluß von mehr als 100 000 Menschen an jene guten alten Zeiten erinnern, wo die Stadt sich nahezu derselben Anzahl von ständigen Bewohnern erfreute.

Von 1796—1801, 1805—1809, 1812 und 1813 glich dagegen Augsburg mehr einem Heerlager oder einem großen Militärlazareth denn einer Stadt; überdies legten ihm die französischen Generale Moreau (September 1796) und Lecourbe (Mai 1800) ungeheure Brandschatzungen auf. Nach dem luneviller Frieden (9. Februar 1801) wurde Augsburg zwar durch den Reichsdeputations-Hauptreceß vom 25. Februar 1803 als Reichsstadt bestätigt und ihr das Eigenthum aller in ihrem Gebiete befindlichen geistlichen Besitzungen und Einkünfte zugetheilt; gleichwohl waren seine Tage gezählt, um so mehr als es durch den Krieg von 1805 derart gelitten hatte, daß ihm der Uebergang an die bayerische Krone nicht einmal unwillkommen schien. Schon am 21. Dezember 1805 besetzte nämlich Bayern Augsburg, das ihm fünf Tage später der preßburger Friede auch politisch zusprach, militärisch, wonach am 4. März 1806 durch den französischen Stadtkommandanten die förmliche Uebergabe erfolgte und die bayerischen Garnisonstruppen in die säkularisierten Klosterräume einzogen, die sie großentheils noch heute bewohnen. Sahen wohl manche ältre Bürger mit

Schmerz die Reichsfreiheit begraben, so begingen sie doch in der durch die Zusicherungen König Max I. befestigten Hoffnung auf sonnige Tage aufrichtig die verschiednen Friedensfeste, wobei der feenhafte Anblick des Weinmarktes gelegentlich einer prachtvollen Stadtbeleuchtung dieselben bestimmte, ihm fortan den glückverheißenden Namen Maximiliansstraße zu geben.

Mit dem Jahre 1813, bis wohin die Stadt stets das Bild eines großen Waffenplatzes bot, endeten für Augsburg die direkten Kriegsunruhen, und seine Geschichte ist fortan nur eine Geschichte der Segnungen des Friedens, deren sich eine strebsame Bevölkerung, welche seit jener Zeit trotz verheerender Seuchen (1832, 1843 und 1854) bis heute um mehr als das Doppelte stieg, unter dem Schutze einer wohlwollenden und erleuchteten Regierung theilhaftig zu machen wußte. Ein schirmendes Dach, das auf starken Pfeilern ruhte, hatte sich über dem Gemeinwesen gewölbt, dem nun zur freiesten Entwicklung die Bahnen offen standen. Das am 31. Oktober 1817 in allen protestantischen Kirchen gefeierte dreihundertjährige Jubelfest der Reformation gab Anlaß zu manchen mildthätigen Spenden. Die großen Uebungslager der bayerischen Armee von 1838 und 1846 sind für sie auch deshalb bemerkenswerth, weil in jenem Fürst Wrede zum letzten, in diesem Prinz Karl von Bayern zum ersten Male als Feldmarschall kommandierte. Dem Andenken an die große Vorzeit war der 10. August 1855 geweiht, an welchem Tage die 900jährige Jubelfeier der Ungarnschlacht unter zahlreicher Betheiligung der Bürger dadurch begangen wurde, daß man auf dem Lechfelde den Grundstein zu einer katholischen Kirche legte.

Infolge der kommerziellen und militärischen Wichtigkeit Augsburgs begegnen uns hier seit Römerzeiten fast alle bedeutenden Männer, die ihr Geschick oder Beruf nach Süddeutschland führte, namentlich die meisten deutschen Kaiser, von denen Maximilian I. besonders gerne in der Reichsstadt verweilte, so daß auf seinen Wunsch der nun verschwundne „Einlaß“ (ein Thörlein mit Zugbrücke) kunstvoll hergestellt wurde, damit er auch nach Thorschluß von der Jagd heimkehrend, ungehindert einpassieren konnte. Außer den schon im geschichtlichen Abriß genannten Persönlichkeiten wären dann noch Napoleon I. und III. zu erwähnen, von denen letztrer als Jüngling kurze Zeit in Augsburg studierte. Als einflußreiche und volksthümliche Baumeister sind zwei Söhne Augsburgs anzuführen, Burkhard Engelberger, der dem letzten Viertel des 15., und Elias Holl, der dem Uebergang vom 16. ins 17. Jahrhundert angehört. Götz von Berlichingen, einer der letzten Repräsentanten des im Untergehn begriffnen mittelalterlichen Ritterthums, war von 1528—1530 zu Augsburg in Haft; in Georg Philipp Rugendas (gest. zu Augsburg 1742) hatte die Stadt einen Schlachtenmaler, der ihre Leiden gut für seine Kunst zu verwerthen wußte, nachdem ihm die Belagerung von 1703 Gelegenheit gegeben, die verschiednen Gefechtsmomente in der Nähe zu sehen, behufs deren Studiums er sich sogar den größten Gefahren aussetzte; der unsterbliche Tonkünstler Wolfgang Amadeus Mozart berührte 1763, geleitet von seinem Vater, als siebenjähriger Knabe auf einer Kunstreise die Reichsstadt; Christoph von Schmid, der gefeierte Jugendschriftsteller, verbrachte den Abend seines Lebens in Augsbnrg und starb dortselbst am 3. September 1854.

Bekannt durch Schönheit und Anmuth waren drei Bürgerstöchter von Augsburg: Klara Tettin (Detten), seit 18. August 1459 die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich I., des Siegreichen von der Pfalz; die unglückliche Agnes Bernauer, heimlich vermählt mit Herzog Albrecht III. von Bayern-München, welche dessen Vater Ernst am 12. Oktober 1435 von der straubinger Brücke

in die Donau stürzen ließ; und Philippine Welser, seit 1550 (der Trauungstag ist unbekannt, der 24. April eine schwach begründete Vermuthung) die Gemahlin Erzherzog Ferdinands von Oesterreich.

Unter den Hauptstraßen Augsburgs ist die schon mehrmals hervorgehobne, lange und breite, von stattlichen Häusern besetzte, wahrhaft großartige Maximiliansstraße die schönste, der jedoch das höchst mißliche System ihrer meist senkrecht einmündenden Querstraßen, häufig enger, eckiger Gäßchen, keineswegs entspricht, so daß diese natürliche Hauptader des Verkehrs nicht selten eine geradezu erstaunliche Leblosigkeit zeigt. Andre Hauptstraßen sind die Karolinen- und Ludwigsstraße, die St. Annagasse und die Philippine-Welser-Straße mit dem 1857 von König Ludwig I. der Stadt geschenkten Erzstandbilde des Gelehrten Johann Jakob Fugger. Als Hauptplätze erscheinen der Paradeplatz um den Dom, der Maximiliansplatz bei St. Ulrich, der Ludwigsplatz beim Perlach, der Zeug- und der St. Annaplatz. Die 1847 eingeführte Gasbeleuchtung, sowie die Belegung der Gehwege mit großen Steinplatten sind zum Muster für andere Städte geworden.

Augsburg hat gegenwärtig 19 kirchliche Gebäude, darunter 5 katholische und 5 protestantische Pfarrkirchen und 8 Kapellen. Seit 7. April 1865 ist auch eine in würdigem Styl gehaltne Synagoge vorhanden. Von den katholischen Kirchen ist der der heiligen Jungfrau geweihte zweitürmige Dom die bedeutendste. Er befindet sich an der Stelle des einstigen Forums[1]) ist 72,7 m lang, 38,5 m breit, 27 m hoch und nicht wie andre mittelalterliche monumentale Bauwerke ein einheitlicher, von einem Meister aufgeführter Tempel, denn das Hauptschiff mit seinen Glasgemälden, wie man vermuthet die ältesten der Welt, stammt aus dem elften Jahrhundert, die Türme mit den durchbohrten grelltönenden Glocken und die Krypta — unterirdische Kirche unter dem westlichen Chore — sind frühromanisch-byzantinisch,[2]) dagegen gothisch die Nebenschiffe mit ihren Säulen und Glasgemälden, dann die beiden Chöre und Portale, alles der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehörend. Als nämlich 994 die alte Kirche einstürzte, bauten die Nachfolger des heiligen Ulrich auf dem bischöflichen Stuhle bis zum Jahre 1065 die Kirche neu, während die spätern Kunstwerke von 1321—1346 hergestellt wurden. Die vielberühmte Bronzethüre jedoch mit ihren plastischen Darstellungen aus der christlichen Geschichte in 35 Feldern ist schon aus dem Jahre 1070. Die Restaurierung des Doms ward 1853 begonnen und 1859—1863 durch Entfernung störender Anbauten und stilgemäßen Ausschmuck im Innern eifrig fortgesetzt, so daß er nun für jeden, der fromme Erbauung oder reichen Kunstgenuß sucht, immer ein fesselnder Anziehungspunkt bleiben wird und damit alle Geschmacksverirrungen einer traurigen Kunstperiode gesühnt erscheinen. Nächst ihm verdient die katholische St. Ulrichs- und Afrakirche auf einer Anhöhe in der Nähe des rothen Thors gelegen, als eine der herrlichsten Bauten der Spätgothik[3]) Erwähnung. Sie ward 1476 begonnen, 1500 bei Grundsteinlegung des Chors geweiht, erhielt 1594 ihren Renaissanceturm[4]) und ist erst 1607 ganz vollendet worden. Der Turm hat eine Höhe von 87,5 m und vergilt die Mühe des Besteigens durch den Rundblick, welchen er gestattet. Die auf seiner Spitze befindliche 1,3 m im Durchmesser haltende vergoldete Kugel soll ein Schaff Korn fassen. In den letzten Jahren im Innern vielfach restauriert, hat die Kirche eine Länge von 92,8 m, eine Breite von 27,4 m und eine Höhe von 29,2 m und steht auf dem Platze wo einst die ersten Christen der Umgegend den Martertod

---

[1]) Bei den Römern der Markt- oder Versammlungsplatz des Volks. [2]) Vgl. S. 215, Note 4. [3]) Vgl. S. 216, Note 1. [4]) Vgl. S. 218, Note 2.

erlitten. Eine neue Zierde dieses Gotteshauses bildet das Monument von Hans Fugger, welches im Jahre 1877 vom Schloß Kirchheim auf seine Gruft hierher versetzt wurde, wobei schon allein das die Fugger'sche Grabkapelle umgebende Gitter als ein Kunstwerk zu bewundern ist. Die jüngste der katholischen Kirchen ist die des heiligen Joseph in der Vorstadt Hettenbach, gothischen Stils, wozu am 11. Juli 1875 der Grund gelegt ward. Ihr Glockengeläute ist das schönste in und um Augsburg, da es ganz rein D-dur stimmt. Unter den protestantischen Tempeln mögen zunächst die St. Annakirche aus dem Jahre 1476 mit dem Bildnisse Luthers, dann die Barfüßerkirche aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts besichtigt werden.

Eine Hauptmerkwürdigkeit der Stadt ist das Rathhaus, eins der ansehnlichsten Prachtgebäude Deutschlands, 32 m breit und 51 m hoch, ganz mit Kupfer gedeckt, welches ein Gewicht von 10 596 kg hat; es ward 1615—1620 im Renaissancestil erbaut und kostete damals bis zur Vollendung 150 000 Gulden. Seine größte Zierde ist der „goldne Saal", welcher von keiner Säule getragen, 16,6 m hoch, 18,5 m breit und 35 m lang ist; 60 Fenster werfen ihr Licht auf diese majestätischen Räume und gestatten einen freien Blick auf die mit Häng- und Sprengwerk reich verzierte Decke. Der Fußboden ist von Marmor. Auch die anstoßenden „Fürstenzimmer", so genannt, weil im Jahre 1653 am Wahltage des römischen Königs Ferdinand IV. die Kurfürsten darin abgestimmt haben, sind zu erwähnen. Nach Ersteigung von 226 Stufen gelangt man zur größten Höhe des Gebäudes, an dessen Giebel die, wie erwähnt, das Stadtwappen darstellende riesige Zirbelnuß angebracht ist. Nördlich vom Rathhaus erhebt sich der einzeln stehende Perlachturm, aus dem Ende des 10. oder Anfang des 11. Jahrhunderts stammend. Ursprünglich als Wartturm aufgeführt und 1615 noch um 25 Fuß = 7,3 m erhöht, diente er später als Träger der Sturmglocke, eines künstlichen Uhrwerks u. s. w. Gegenwärtig befinden sich Wächter auf demselben, um bei Feuersgefahr die Signale zu geben. Er ist 65,7 m hoch und bietet eine lohnende Aussicht auf die Stadt und deren Umgebung. Unweit des Rathhauses steht auch das 1607 aus einem Kornspeicher hergestellte Zeughaus, welches seit 1806 dem Militärärar gehört. Die Façade trägt einen lateinischen Sinnspruch, welcher in freier Uebersetzung lautet: „Im Frieden zum Schutz, im Kriege zum Trutz!" Ueber dem Portale befindet sich eine sinnbildliche Gruppe von kolossalen Bronzefiguren, welche den Erzengel Michael als Genius des Friedens darstellt, wie er das Flammenschwert über der Zwietracht, dem Dämon des Kriegs, schwingt. Im Hofe des Zeughauses sind Vorräthe von Kugeln und Kanonenläufe aller Größen aufbewahrt. Vor dem Zeughause liegen mehrere Meisterstücke altbayerischer Erzgießkunst, darunter auch zwei ungeheure Kanonen, „Adam" und „Eva" genannt, jede ungefähr 2800 kg schwer, mit der Jahreszahl MDXXXIIII. Die ehemalige bischöfliche Pfalz oder sogenannte Residenz am Paradeplatze erhielt ihre gegenwärtige Gestalt 1743 und ist jetzt der Sitz der königlichen Kreisregierung. Der Platz vor ihr, „Fronhof", diente ehedem zu Ritterturnieren und andern Festlichkeiten. Besondere Beachtung verlangen das Maximiliansmuseum (bis 1853 protestantisches Armenkinderhaus) mit interessanten Skulpturen vom Jahre 1548 und den die älteste Stadtgeschichte erklärenden Sammlungen, ferner denen des historischen und naturhistorischen Vereins und einer Gewerbehalle, dann das alte prächtige Fuggerhaus, seit Anfang des 16. Jahrhunderts Wohnsitz des einst so mächtigen, heute noch blühenden Geschlechts der Fugger, 97,8 m lang und bis zum Dach 15 m hoch, und gegenwärtig Eigenthum des Fürsten Leopold von Fugger-Babenhausen, Kronoberstmarschall des Königs von Bayern, des „ersten

Bürgers der Stadt“, der seinen gewöhnlichen Aufenthalt in Augsburg nimmt. Die Wandflächen des großen Gebäudes wurden 1860—1863 mit einer Reihe neuer Fresken geschmückt, deren einzelne Bilder aus der fuggerschen Familien- und aus der augsburger Geschichte unter einander in geistigem Zusammenhange stehn. An Stelle des uralten Imhof'schen Hauses, das sich wahrscheinlich selbst schon auf dem einstigen römischen Prätorium[1]) erhob, befindet sich seit anderthalb Jahrzehnten der Riedinger'sche Prachtbau, der zu ebner Erde ringsum stattliche Verkaufsläden und im Innern einen herrlichen Wintergarten nebst einem Brunnen aus rothem Marmor hat. Die „drei Mohren“ sind wohl einer der ältesten Gasthöfe Deutschlands, da sie schon in einer Urkunde des 15. Jahrhunderts erwähnt werden. Von einer Aktiengesellschaft erworben, wurde dieses Hotel in den Jahren 1875—1877 durch Umbau und Neubauten bedeutend erweitert und vollständig aufs eleganteste eingerichtet. Der ganze Gasthof ist im Renaissancestil erbaut und bis in die kleinsten Details nach demselben ausgeschmückt. Man findet herrliche Säle, einen mit Glas gedeckten Hof, überhaupt ein Werk, das der Stadt zur Zierde gereicht. Weitbekannt ist des Hotels großes Weinlager, sehr interessant das Fremdenbuch, da es Einzeichnungen vieler Kaiser, Könige, Fürsten und sonstiger Berühmtheiten enthält. Am 14. Juli 1866 siedelte der deutsche Bundestag von Frankfurt a. M. hierher über und blieb dort bis zu seiner völligen Auflösung. Am Platze des vormaligen Einlasses wurde innerhalb der Jahre 1876 und 1877 in edlem Stile ohne alle Ueberladung das außen wie innen gleich reizende neue Stadt-Theater mit dem Aufwande von 1 Million Mark erbaut, welches am deutlichsten die seit einigen Jahren gerade an dieser Stelle vor sich gegangnen bedeutenden Veränderungen zeigt. Der Schwerpunkt der auf Ansuchen des Magistrats durch König Ludwig I. zu Augsburg 1835 eingerichteten Gemäldegallerie liegt naturgemäß in Werken von Künstlern der altschwäbischen Schule. Das 1828 erbaute Börsengebäude, gegenüber dem Rathhaus, zeigt einen sehr schönen, 1876 restaurierten Saal für größre gesellige Vereinigungen. Aus einem 1601 am sogenannten Katzenstadel errichteten Gebäude mit ungewöhnlich starken Gewölben und sehr festen Mauern ward seit 15. November 1806 das militärische Gieß- und Bohrhaus für Geschütze, welches bis dahin in München bestand, zweifellos aber nicht mehr lange in einer völlig offnen Stadt verbleiben wird. Das Spritzenhaus birgt die ausgezeichneten Lösch- und Rettungsrequisiten der augsburger freiwilligen Feuerwehr, welche als die älteste in Bayern bereits seit 1849 besteht, für eine der bestorganisierten in Deutschland gilt und sich auch schon oft bewährt hat. Das sogenannte Metzgerhaus wurde im Jahre 1609 erbaut, brannte jedoch 1643 nieder, worauf man es abermals in gleicher Weise neu aufführte. Seit 1857 ist es sehr hübsch und praktisch umgestaltet worden. Am Eingange bemerkt man einen großen Bratspieß und den Kopf eines Riesenochsen, welcher bei der am 30. August 1829 stattgehabten Anwesenheit König Ludwigs I. auf dem Exerzierplatz gebraten und alsdann unentgeltlich vertheilt wurde. In unmittelbarer Nähe des Metzgerhauses oder der Fleischbank steht das 1850 neuerbaute Schlachthaus, mit den zweckmäßigsten Vorrichtungen versehen, wie es — München jetzt ausgenommen — nur wenige ähnliche Anstalten in Deutschland gibt. Abgesehen von der seit einigen Jahren für das 4. Artillerie-Regiment außerhalb der Stadt an der Straße nach Göggingen geräumig und stattlich hergestellten Kaserne, ist in militärischer Beziehung besonders des schönen Sieges- und

[1]) Das Feldherrnzelt im römischen Castrum (Lager), im heutigen Sinne das Hauptquartier der römischen Legion.

Friedensdenkmals zu erwähnen, das sich auf dem Fronhofe, unfern des Doms, zu Ehren der in den Feldzügen 1870 und 1871 gefallnen Söhne Augsburgs erhebt und am 2. September 1876 feierlich enthüllt ward. Die Hauptfigur des Denkmals ist die kräftige Gestalt eines deutschen Kriegers aus der Zeit, wo die Germanen sich noch der römischen Einbrüche mit den Waffen zu erwehren hatten. Der Recke stößt befriedigt nach siegreichem Kampfe sein Schwert in die Scheide. Auf der Vorderseite zeigt der Sockel einen schwebenden Genius, der die Kaiserkrone emporhebt, während die Rückseite desselben die Widmung trägt und oben folgende Inschrift hat:

„Aus Kampfes Nacht
stieg auf mit Macht
der Sonne gleich
das deutsche Reich."

Auf den zwei rechts und links angebrachten erznen Tafeln sind auf der einen die Namen der Gefallnen der in Augsburg garnisonierenden Regimenter und auf der andern die der übrigen aus Augsburg Gebürtigen und im Kriege Gebliebnen verzeichnet, im ganzen 44 Namen.

Mitten in ihrem größten Glücke und überhäuft mit kaiserlichen Gnadenbezeigungen, vergaßen die Fugger doch nie des Volks, aus dem sie hervorgegangen, und in dieser Dankbarkeit setzten sie sich das schönste Monument durch den Bau der „Fuggerei." Hans Jakob Fugger kaufte nämlich mit seinen Neffen Ulrich Georg und Raimund 1519 einen großen Platz in der Vorstadt St. Jakob, ließ die alten dort gestandnen Häuser niederreißen und nach einem ordentlichen Plane eine Anzahl neuer erbauen, in denen gegen geringe Vergütung die Bedürftigsten Aufnahme fanden. Dieses edelherzige Unternehmen wurde zugleich dergestalt gesichert, daß es noch heute — wenn auch nunmehr rings umbaut von dem später entstandnen Stadttheil (der jakober Vorstadt) — unverändert fortdauert. Die Fuggerei ist jetzt eine kleine Binnenstadt mit 4 Thoren, 3 Haupt- und 3 Nebengassen, 1 Röhrenbrunnen, 1 eignem, 1584 von Markus Fugger erbauten Kirchlein, dann 53 Häusern mit 106 Wohnungen, welche an arme katholische Bürger zu einem jährlichen Zinse von 4 Mark abgelassen werden. Diese großartige, vielleicht in Deutschland kein zweitesmal vorhandne Stiftung, steht unter einer eignen Verwaltung. Eine ähnliche Einrichtung sind, oder besser waren, die „Zwingerhäuschen" auf den ehemaligen breiten Festungswällen. Im 16. Jahrhundert vom Rathe der Stadt erbaut, gab es damals deren über 500 — jedes mit zwei eignen Eingangsthoren — die der städtischen Miliz zur Wohnung dienten, damit dieselbe hier nicht bloß den Feind erspähn, sondern mit der Stadt in erster Linie auch den eignen Herd vertheidigen sollte. Zugleich bildeten diese Häuschen Traversen (Querwälle) gegen die feindliche Längen- und Seitenbestreichung. Jetzt mögen es deren kaum noch 30 sein, welche die Stadt an arme Familien nahezu unentgeltlich abgibt.

Eine wirkliche und wohl die schönste Errungenschaft unsrer Tage ist die in immer weitern Kreisen wurzelschlagende Menschenliebe, welche das Meer gesellschaftlichen Elends thatkräftig einzudämmen sucht. Entsprechend den bedeutendern Mitteln, aber freilich auch der vermehrten Noth, findet man jenes preiswürdige Streben vor allem in den größern Städten, wie anderwärts eben so in Bayern. Da eine Stadt die andre zu überbieten trachtet, ist es schwer zu sagen, wem hier der Kranz gebührt; mußte sich doch z. B. Regensburg seiner überaus reichen Almosenspenden wegen vor einigen Jahrzehnten sogar ein harmloses Scherzwort gefallen lassen. Jedenfalls bethätigte Augsburg schon

frühe seine Liebe zu den Hilflosen durch verschiedne Institute, mittelst deren es die Armut lindern wollte. Heute ist der wohlthätige Sinn der Augsburger sprichwörtlich geworden, wovon übrigens auch die vielen, zum Theil reich begabten Unterstützungs-Anstalten und milden Stiftungen ein beredtes Zeugnis ablegen würden. In dieser Beziehung ist selbst die sonst nicht gerade förderliche konfessionelle Verschiedenheit zu einer wahren Segensquelle für die Armen geworden. Mit Recht mochte daher der Bürgermeister Augsburgs, als er 1852 den Grundstein zum Neubau des großartigen Krankenhauses legte, sagen: „Die Geschichte der Wohlthätigkeit ist die Geschichte der Stadt!" War doch auch der Beginn dieses Werkes, das sich an der Stelle des alten, seit 1755 bestehenden und seit 1811 zum Krankenhaus eingerichteten Gebäudes erhob, wieder durch das Vermächtnis eines Bürgers von 100 000 Gulden veranlaßt! Es wurde dann mit einem Gesammtaufwand von 1 200 000 Mark durchgeführt und am 16. August 1859 feierlich eingeweiht und bezogen. Mit allen von der Neuzeit geforderten Bequemlichkeiten versehen, ist es ohne Zweifel eins der größten, geräumigsten und schönsten Krankenhäuser, welche in diesem Jahrhundert in Süddeutschland errichtet wurden, ja vielleicht wird es im ganzen deutschen Reich von wenig Anstalten desselben Zwecks übertroffen, wobei noch betont werden muß, daß die „Heißwasserheizung" — ein Glanzpunkt des Ganzen — die erste an einem deutschen Krankenhause ausgeführte ist.

Die großartigen und kunstvollen Wasserleitungen, welche die ganze Stadt durchziehn und mittelst der in drei Türmen vorhandnen Druckwerke jedem Brunnen, sowie beinahe jedem Hause frisches Wasser zuführen, gehn in ihrer ersten Anlage bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts zurück. Einer jener Türme ist 30, der andre 24,5 und der dritte 26,8 m hoch, und geben die darin arbeitenden Maschinen der Stadt in jeder Stunde 3060 Eimer = 1962,80 hl. Die Besichtigung der Wasserkünste in dem obern und größten Brunnenturme am rothen Thor gewährt viel Unterhaltung und Spaß, und bieten dieselben namentlich im Sonnenscheine ein prächtiges Farbenspiel dar. Andre Wasserwerke Augsburgs sind die vier aus einem Arm des Lech vom „hohen Ablaß" (einem Maschinenwerk) zur Stadt und in die Umgegend geleiteten Kanäle, die den Fabriken und Mühlen wichtige Vortheile verschaffen; sie fallen in einen Hauptkanal und werden durch diesen wieder in den Hauptstrom geführt.

Ein besondrer Schmuck Augsburg sind die öffentlichen, größtentheils mit metallnen Figuren gezierten Brunnen, nach denen sie auch genannt werden. So der Augustusbrunnen auf dem Ludwigsplatze, der früher „Perlachsbrunn" hieß, 1594 vollendet und im Jahre 1672 mit weitern 8 Röhren versehen ward, die Kolossalstatue des ersten römischen Kaisers trägt und ein Becken von weißem salzburger Marmor hat, während das Ganze ein Eisengitter umgibt; der Herkulesbrunnen von 1596, welcher in der obern Maximiliansstraße gegenüber dem Hotel „drei Mohren" steht, auf seinem Postamente die 3,8 m hohe Statue des Herkules zeigt, ein Bassin von weißem salzburger Marmor hat, mit einem reich verzierten Gitter eingefaßt ist und täglich gegen 864 Eimer = 554,20 hl entfließen läßt; der 1599 errichtete Merkurbrunnen in der mittlern Maximiliansstraße gegenüber der St. Morizkirche, aus dem das Wasser in 12 Röhren springt, nebst einem Bassin von rothem Marmor und der Merkurstatue auf einer 3,5 m hohen Säule; endlich der Georgsbrunnen auf dem Metzgplatze mit dem 2 m hohen Bronzestandbild des Ritters St. Georg auf der Brunnensäule und der Neptunsbrunnen auf dem Fischmarkt zwischen Rathhaus und Perlachturm.

Wir haben vernommen, wie Augsburg während des Mittelalters und darüber hinaus zu den Städten zählte, deren gewerbliches und Kunstleben in höchster Blüte stand. Obgleich diese Zeiten der geschichtlichen Erinnerung angehören, ist doch die Stadt noch immer ein Sitz deutschen Kunstfleißes und deutschen Kunstsinns geblieben und zeigt sich seit ungefähr vierzig Jahren auch in gewerblicher Beziehung wieder so sehr im Aufschwung begriffen, daß sie nun abermals in die Reihe der ersten Industrieorte Deutschlands eingetreten ist. Durch die geschickte Benutzung der wahrhaft unvergleichlichen Wasserkräfte, welche Lech, Wertach und Senkel gewähren, ist der Betrieb größrer industrieller Etablissements außerordentlich begünstigt. Der die materiellen Fortschritte seines Zeitalters so richtig voraussehende Nationalökonom Friedrich List pflegte zu sagen: „Augsburg“, dessen Einwohner er von 1843—1844 war, „habe allein mehr natürliches Wassergefälle als alle englischen Fabrikbezirke zusammengenommen.“ In demselben Maße, als der Beruf der Stadt zur Großindustrie deutlich hervortrat, sank deren Bedeutung als Waffenplatz. Augsburg hat gegenwärtig nahezu 80 Fabrik-Etablissements, große Spinnereien, Webereien, Papier-Maschinen-, Röhren- und andre Fabriken, welche sämmtlich diesseits des Lech, gespeist von seinen Bächen, d. h. Kanälen liegen, denen sich dann noch mehrere an der Wertach anreihen. In Augsburgs gewerblicher Thätigkeit nimmt die Baumwoll-Industrie die erste Stelle ein, die sich sowohl auf mechanische Baumwollspinnerei als auf mechanische Weberei und Zwirnerei erstreckt; daneben sind die Woll- und Metall-Industrie von stets wachsender Bedeutung.

Hinter der Fabrikthätigkeit steht der Handel Augsburgs, für den es durch seine Lage am Kreuzungspunkte alter, wichtiger Verkehrsstraßen (jetzt Eisenbahnen) von jeher vorzüglich begünstigt gewesen ist, nicht zurück. Allerdings kann Augsburg in dieser Beziehung nicht mehr den hohen Rang beanspruchen, welchen es im Mittelalter lange Zeit ruhmvoll behauptete, dennoch ist sein Waarenhandel auch jetzt noch von hervorragender Bedeutung, so besonders der Wollmarkt (seit 1835) und die Landesproduktenbörse (seit 1862). Jedenfalls nimmt Augsburg als Geld- und Wechselplatz neben Frankfurt in Süddeutschland die erste Stelle ein, welche München vorläufig nicht erringen kann.

Die augsburger Gold- und Silberwaaren sind im Auslande immer noch geschätzt. Der früher blühende Betrieb der Kupferstecherkunst ist aber völlig erloschen, wogegen sich Buchdruckerei, Lithographie und Buchhandel in neurer Zeit sehr gehoben haben, und die Tagesliteratur mehrere Vertreter aufweist, deren Wirksamkeit über Deutschland und Bayern hinausreicht.

Seit Augsburg 1840 mit München durch eine Eisenbahn verbunden ward (der zweite Schienenweg in Bayern überhaupt), hat das Bahnnetz sich so ausgebildet und verzweigt, daß die Stadt ein wichtiger Knotenpunkt desselben geworden ist und nun nach Norden über Donauwörth, Ingolstadt-Regensburg mit Würzburg, Nürnberg und Hof, nach Süden über Memmingen-Biessenhofen-Kempten mit Lindau, nach Westen über Ulm mit Stuttgart und durch München südlich mit Innsbruck, nach Osten mit Passau, Simbach und Salzburg in Verbindung steht. Im Bahnhofe, der trotz beständiger Erweiterungen bis zu seiner einstweilen abschließenden Vergrößerung stets zu enge war, kreuzen täglich mehr als ein halb Hundert Züge, so daß ungeachtet aller Bemühungen des Dienstpersonals und verschiedner Orientierungs-Hilfsmittel hier öfter als anderwärts Reisende nach ganz verkehrten Richtungen fahren. Sehenswürdig vom großartigen Bahnhof-Gebäude ist namentlich die Einsteighalle, wegen der Tunnels, die gefahrlos zu den entsprechenden Geleisen führen.

Die Umgebung der Stadt, außerhalb des Restes der noch bestehenden alterthümlichen Befestigungen, bilden Anlagen, Gärten und Erholungsplätze. Herrliche schattige Alleen führen nahezu eine deutsche Meile rings um Augsburg. Besonders hübsch ist dieser Spaziergang da, wo er noch auf kurzen Strecken durch den alten Stadtgraben zieht; weniger schön zeigt sich dagegen theilweise ein Blick auf die Cunette[1]). Auch bietet die Promenade die mannigfaltigsten Abwechslungen dar, da man jeden Augenblick eine schöne große Gartenwohnung eines augsburger Kaufherrn oder ein bedeutendes Fabrikgebäude antrifft. Vom Luginsland, der schon erwähnten ehemaligen Bastei, hat man eine schöne Aussicht auf mehrere Stunden im nordöstlichen Umkreise, sowie auf eine bedeutende Anzahl der in dieser Himmelsrichtung liegenden Fabriken. Unter den nächsten Vergnügungsorten steht obenan der Schießgraben mit seinen prächtigen schattigen Bäumen und dem 1877 von Grund aus neu erbauten Gesellschaftshause. Auch befindet sich innerhalb der Promenade zwischen dem ehemaligen Klinker- und dem Wertachbruckerthor ein zur bessern Jahreszeit namentlich in den Morgenstunden sehr besuchter, sogenannter Gesundbrunnen mit prächtigem krystallhellem Wasser, der nach folgender Inschrift (mit jedoch verbesserter Orthographie) schon den Beifall Kaiser Maximilians I. fand:

„Gesundbrunn' bin ich genannt,
war Kaiser Maximilian wohlbekannt,
der mir den Namen geben hat,
oft selber persönlich zu mir trat;
er kühlet da das Herze sein.
Man sucht mich heim wie kühlen Wein,
die Kranken auch zu mir kommen;
die Fieber hab ich manchem g'nommen.
Gott mich also beschaffen hat,
gesegne uns das Wasser dratt"[2]).
15 Amen 47.

Von entferntern Unterhaltungsplätzen ist westlich zunächst der Kobel zu nennen, ein hoch gelegner, stark besuchter Wallfahrtsort und bei größern Gefechtsübungen der Garnison häufig Sturmobjekt. An schönen Sommertagen besuchen mittelst der Eisenbahn, welche bei der Station Westheim in unmittelbarer Nähe am Berge vorbeizieht, Hunderte diesen hübschen Punkt und machen alsdann gleichzeitig Ausflüge ins nahe liebliche Schmutterthal zum Schmutterhäuschen, nach Hainhofen, Ottmarshausen und Hammel, oder rechts desselben nach Neuses, links nach Aystätten und Louisenruh. Südöstlich von Augsburg dehnt sich am linken Lechufer der Siebentischwald aus, an dessen nördlichem Ende die Insel, auch Spickel genannt, liegt, ein anmuthiger Platz, der in seiner unmittelbaren Nähe die äußerst interessante Eisenbahn-Gitterbrücke über den Lechstrom zeigt. Diese aus der „Maschinenfabrik Augsburg" hervorgegangne gußeiserne Brücke besteht aus zwei gesonderten Theilen, welche je 16 Fuß = 4,67 m Breite für ein Schienengeleis haben. Man kann sich einen Begriff von der Größe dieses Werkes machen, wenn man erfährt, daß schon die eine Hälfte nicht weniger als 40 000 Nietnägel erforderte. Weiter folgt nach Süden, hart am Rande des bezeichneten Waldes gelegen, der Ablaß, ein von schönen schattigen Linden umgebner Ort, der einen weiten Ausblick auf den Lechstrom gewährt und der seinen Namen von der Bestimmung ableitet, welcher oben bei den Wasserwerken Augsburgs gedacht ward. Das Schleusenhaus verdient einen Besuch, und

---

1) Die Abzugsrinne in der Mitte des trocknen Hauptgrabens.
2) bald, schnell.

anregend ist das Schauspiel, wenn die Flöße durch die brausende Flut dahin-eilen. Sieben-Brunnen führt die Benennung von den 7 Quellen, welche dort fließen, deren Wasser viel kohlensauren Gehalt hat und schon oft mit gutem Erfolg getrunken wurde. Endlich ist der Vergnügungsplatz Sieben-Tische ein Haupttummelfeld für Augsburgs fröhliche Jugend. Die 1873—1874 vor dem rothen Thore auf dem Wege nach dem Siebentischwald ganz neu geschaffnen Anlagen werden in einigen Jahren, wenn die Bäume mehr Schatten spenden, wohl zu einem der beliebtesten Spaziergänge werden.

Nicht weit von der schwäbischen Kreishauptstadt (5,5 km entfernt) schaut Friedberg von der ersten östlichen Höhe jenseits des Lech gar freundlich zu ihr herüber, ein von hohen Mauern und tiefen Gräben umzognes Städtchen mit nahezu 3000 Einwohnern, das wie die ganze umliegende Gegend materiell völlig nach Augsburg neigt, von dem es jedoch geschichtlich scharf getrennt ist. Es führt eine breite, mit hohen Pappelbäumen geschmückte Straße dahin, welche sich noch weiter hinaus bis über Aichach erstreckt, wo die Ruinen des ehr-würdigen Stammschlosses der erlauchten Wittelsbacher liegen. Das Städtchen selbst, das auf einen Umkreis von 15 bis 20 km die schönste Aussicht, haupt-sächlich auf das sich hier sehr alterthümlich präsentierende Augsburg bietet, wird besonders zur Zeit der Wallfahrt nach der unfernen Kirche „Unsers Herrn Ruhe" viel besucht und ist jetzt seit Eröffnung der Bahn nach Regensburg in wenig Minuten zu erreichen. In der Nähe Friedbergs befindet sich eine Kirche, die auf dem Platze steht, wo die heilige Afra den Martertod erlitten haben soll.

Südlich von Augsburg erstreckt sich am linken Lechufer weithin das Lech-feld, geschichtlich denkwürdig nicht bloß wegen der großen Ungarnniederlage, sondern auch deshalb, weil hier früher wie später sehr oft deutsche und bayerische Heere gesammelt wurden, vor allem zu den italienischen Heerfahrten, ähnlich wie jene zu den Kreuzzügen an der Donau unweit Regensburg. Mit diesem lokalen Umstande bringt der neueste Geschichtschreiber der Bayern das militärisch so ehrenvolle Vorkampfrecht der Schwaben in Zusammenhang, das dann all-mählich auf die andern Reichskriege übertragen ward, wie man annehmen darf, in Berücksichtigung bisher erworbner Verdienste. Wenn sich nämlich das Reichs-heer zu den italienischen Zügen fast stets auf schwäbischem Boden bei Augs-burg sammelte, so erscheint es nur naturgemäß, daß man die bei jenem zuerst eintreffenden Schwaben voranstellte, welchen sich sogleich die Bayern anschlossen als ihre und der Italiener nächste Nachbarn. Diese Auffassung findet darin eine Stütze, daß die bezeichnete Ordnung — Schwaben, Bayern, Franken u. s. w. — zur Zeit der Lechfeldschlacht, als die sogenannten Römerzüge eben erst begonnen hatten, noch nicht bestand. Da sie aber 1075 schon als altes Herkommen bezeichnet wird, hat sie sich wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts festgesetzt, gerade in den Tagen, wo die italienischen Feldzüge häufig wurden, und ist dann noch zu Ausgang des 12. Jahrhunderts im dritten großen Kreuzzuge unter Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1189—1191) bezeugt. Obwohl nicht zur unmittelbaren Umgebung Augsburgs gehörend, wird das Lechfeld dennoch viel von dort aus besucht und war dieses namentlich vom Herbste 1870 bis zum Frühjahr 1871 der Fall, wo man auf demselben Tau-sende französischer Kriegsgefangner, zunächst Turkos und Zuaven, in Baracken untergebracht hatte. Im Sommer und Herbste finden jetzt alljährlich die die Ausbildung der Artillerie so überaus fördernden Schießübungen in größerm Maßstabe statt, während die Infanterie-Schießschule im Sommer ihren ständigen Sitz dortselbst hat. Durch die am 1. Juni 1876 eröffnete Zweigbahn von Bobingen nach dem Lechfelde ist dasselbe nun Augsburg sehr nahe gerückt. Einen

weiten Blick über die berühmte Ebne hat man von der am linken Ufer der Wertach gelegnen Ortschaft Straßberg aus.

So bestimmt nun auch die stetige Entwicklung Augsburgs anerkannt werden muß und so sehr diese unbestritten Verdienst seiner thätigen Bürgerschaft ist: hinsichtlich seiner Stille, wie noch in mancher andern Beziehung, läßt es sich doch nicht mit andern großen bayerischen Städten, besonders nicht mit Nürnberg vergleichen, dessen raschem Gedeihen sogar das nahe Fürth kaum Abbruch zu thun vermag. In dessen Straßen und Häusern prägt sich die mit Hast vorwärts schreitende Industrie- und Handelsstadt voll Triebkraft und Bewegung aus, und eine ausgedehnte Provinz, der größte Theil Frankens sowie ein Theil seiner Nachbarschaft, findet in der zwar nicht so alten, aber immer neu sich verjüngenden Noris den geschäftlichen wie geistigen und gesellschaftlichen Mittelpunkt. Ganz anders stellen sich diese Verhältnisse in Augsburg dar. An der äußersten Grenze einer kleinern, dem Zusammenfassen der Kräfte aus äußern und innern Gründen weniger günstigen Provinz gelegen, durch einen oft unbändigen, minder wirtlichen Gebirgsfluß vom altbayerischen Ufer mehr abgeschieden als mit ihm verbunden, durch die Nähe der Landeshauptstadt fast in allen großstädtischen Anlagen und Bestrebungen zurückgehalten und durch die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses wie lang hergebrachte Klassensonderung in förderndner Gemeinschaft behindert, bildet es keinen lockenden Vereinigungspunkt für weite Kreise und entfaltet in sich kein durchweg frisches und freies Leben. Dazu treten noch besondre lokale Eigenthümlichkeiten, welche die manchmal unheimliche Ruhe und Zersplitterung in ungewöhnlichem Grade steigern. Augsburg hat nämlich im Gegenhalt zu andern Städten von ähnlicher Größe und Bedeutung auf zu weitem Raume zu wenig Einwohner. Die großen industriellen Etablissements, darunter mehr als eins von europäischem Rufe, liegen außerhalb der Stadt meist so seitab, daß die Fabrikbevölkerung zum allergrößten Theile in den Vororten und benachbarten Dörfern wohnt, und daher selbst in den Stunden, wo Tausende zur Arbeit gehn oder — häufig ein Zeitungsblatt lesend — von derselben heimkehren, die eigentliche Stadt von diesem lebhaften Verkehr unberührt bleibt. Würden jene Wohnorte der Fabrikarbeiter zur Stadt gerechnet, so hätte dieselbe ihre Einwohnerzahl nicht wie jetzt auf wenig über 60 000, sondern auf reichlich 80 000 Seelen zu beziffern. Nur durch den Lech getrennt, liegt das größte Dorf des Königreichs, Lechhausen mit mehr als 7000 Einwohnern, die, meistentheils über eine stattliche Brücke wandernd, in der schwäbischen Kreishauptstadt Arbeit und Verdienst finden. Gleichwohl gehört dieser Ort nicht zur augsburger Gemeinde, auch nicht zum Bezirksamt, ja nicht einmal zur Kreisregierung Augsburg; schwer wiegende geschichtliche Erwägungen stehn jeder solchen Vereinigung bisher entgegen. Bei alledem ist und bleibt Augsburg doch auf dem Wege zur Großstadt mit ihrer neuerungssüchtigen Unruhe, die hier wie anderwärts das Gemeinwesen stets der Gefahr so nahe bringt, den allein richtigen Grundsatz zu verlassen — das Nothwendige vor dem Angenehmen herzustellen. Aber die Stadt hat nicht bloß die Aufgabe groß zu werden und ihre Einwohnerzahl bis zu Ablauf unsers Jahrhunderts auf 100 000 zu erhöhen, sondern auch die beneidenswerthe Pflicht, einen reichen Schatz geschichtlicher Erinnerungen zu pflegen und zu erhalten. Weil dieses bisher im ganzen wie im einzelnen mit so liebevollem Andenken geschehen ist, muß sich jeder, dessen Gedanken nicht ausschließlich auf das Treiben der Großstädte gerichtet sind, von der ernsten Pracht der einstigen Reichsstadt und von der Alterthümlichkeit ihrer äußern Erscheinung lebhaft angemuthet fühlen.

c. Würzburg.

Zum Theil nach August Schäffler, Karl v. Spruner, Urban Hubert und Karl Ludwig Urlichs.

Der Mainstrom, dessen eine Hauptader, der „weiße Main“, nahe dem höchsten Punkte des Fichtelgebirgs aus enger Spalte entquillt und sich bei Kulmbach im Angesichte der alten Plassenburg mit dem „rothen“ Bruder vereinigt, fließt von da ab größren Theils durch Gegenden, die den erfreulichen Eindruck des Wohlstands machen. Eine gesegnete Flur, fruchtbare Obstgärten, schattige Wälder, auf längerer Strecke der köstliche Schmuck der Rebe besäumen ihn. Erst im Spessart wird seine Umgebung auch ernst und romantisch. Sonst ragen die Ufer des Stroms nur selten zu bedeutender Höhe auf: mäßig geböschtes Berggelände, zumeist theils kahl, theils wald- oder rebengrün zeichnet ihm die Bahn vor. Besonders malerisch aber ist der mittlere Lauf des Mains, dort beginnend, wo derselbe, von den Haßbergen und dem Steigerwald in nordwestlicher Richtung gehalten, sich dem reinlichen Schweinfurt nähert, das durch seinen Gewerbsfleiß unter den kleinern Städten Bayerns einen der ersten Plätze behauptet. Kurz davor von den henneberger Höhen südlich gedrängt, tritt nämlich der Strom in das Weinland ein, wo er das mächtige, nach Norden offne Dreieck Schweinfurt-Marktbreit-Gemünden bildet. Unweit der Spitze desselben liegt, 172 m über dem Meere, in einer kleinen Thalerweiterung Würzburg, so recht im Mittelpunkt Frankens, in einer Gegend, die zu den mildesten Strichen Deutschlands gehört. Der Main, über den hier eine steinerne Brücke führt, theilt die heutige, nahezu 50 000 Einwohner zählende Hauptstadt des Regierungsbezirks Unterfranken in das Mainviertel am linken, westlichen, und in die eigentliche Stadt am rechten, östlichen, Ufer. Gefällige Anlagen bergen ihr bis vor kurzem noch so militärisches Antlitz. Uns aber fesseln dennoch vor allem die kriegerischen Erinnerungen.

Wir finden im 12., jedenfalls zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Befestigung des am linken Flußufer günstig gelegnen Liebfrauen- oder Marienbergs erwähnt, der sich zu einer relativen Höhe von 116 und zu einer absoluten von 278 m erhebt. Seine neure Befestigung, an der besonders ein Machiculiturm[1]) bemerkenswerth, stammt theils aus den Jahren 1468—1495, theils aus jenen von 1650—1700. Seit 1648 war nämlich der Marienberg zur Reichsfestung erklärt worden. Für die Befestigung der Stadt durch tüchtige Werke wurde hauptsächlich auch erst nach dem dreißigjährigen Kriege innerhalb der Jahre 1656 und 1686 gesorgt. Vor allem erwies sich hiefür 1658 Johann Philipp von Schönborn thätig, Kurfürst von Mainz, Fürstbischof von Würzburg und Worms. Was man gegenwärtig noch von Wällen und Gräben erblickt, gehört jenen Tagen an. Doch schon achtzig Jahre später (1738) ließ einer seiner Nachkommen und Nachfolger, Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn, frühre Theile der innern Stadtbefestigung in Bauplätze verwandeln, so die heutige Juliuspromenade und die Theatergasse. Immerhin galt Würzburg bis zum 28. September 1856 als Festung, worauf alsbald die ersten Niederlegungs-Arbeiten begannen, die aber raschern Aufschwung erst nach dem 7. Mai 1867 nahmen, als auch der Marienberg seiner Festungseigenschaft entkleidet wurde und nur mehr Kaserne mit Materialhof blieb. Zur Zeit sind die Wälle bereits mehrentheils eingelegt, die Gräben ausgefüllt, und bald werden an ihrer Stelle überall prächtige Straßen mit palastähnlichen Bauten dahinziehn.

---

[1]) In der spät- und mittelalterlichen Befestigung ein Turm, bei dem, zunächst über seinem Eingange, die Brüstungsmauer auf Kragsteinen über die äußre Mauerfläche vorsprang, so daß auch nach unten gerichtete Schießöffnungen entstanden, um die am Mauerfuße befindlichen Angreifer mit Senkschüssen treffen, oder mit siedendem Oel begießen und mit Steinen bewerfen zu können.

Schon früh scheint überhaupt die Bedeutung des würzburger Thalkessels erkannt worden zu sein, doch ist die erste Ansiedlung hoch oben am Marienberg zu suchen. Möglich, daß bereits die Römer auf demselben ein Castell hatten; so viel erscheint gewiß: von dort herab blickte einstmals die Residenz der Herzoge in die ostfränkischen Lande. Hierher setzte zu Ausgang des 7. Jahrhunderts der Brite Kilian seinen Stab, um der Sage nach unter dem thüringischen Fürsten Gozbert oder Geswert, einem Sohne Hetans I., den Samen des christlichen Glaubens in Ostfranken auszustreuen. Er fand mit zwei Begleitern in der Gegend von Würzburg den Martertod. Der Sohn und Nachfolger Gozberts, Herzog Hetan II., nahm das Christenthum an und soll 706 auf dem Berge eine Kapelle errichtet haben. Jahrhunderte hindurch (von 1250 bis 1703) befand sich dann hier die Residenz der Fürstbischöfe von Würzburg und Herzoge von Franken, und noch im Jahre 1878 wurde zur Erinnerung an die alte geistliche Fürstenburg der nördliche Turm derselben mit einem Marienbilde geschmückt. Die älteste uns erhaltne, echt deutsche Namensform der Stadt ist „Wirziaburg", so viel als „Burg auf einer Anhöhe" (704); erst in spätern Schriften kommt Wirceburgum und Wirciburgum vor. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erscheint auf grund einer gelehrten Spielerei das widersinnige Herbipolis (Kräuterburg) und gegen Ende des 16. die heute gültige Schreibart Würzburg.

Festre Gestalt gewann die neue Niederlassung durch die Gründung des Bisthums, d. h. durch den heiligen Bonifazius im Jahre 742 und dessen Uebertragung an Burghart, den ersten eigentlichen würzburger Bischof. Diesen beschenkte der fränkische König Karlmann auf dem Schloßberge, welchen Burghart von der Tochter des Herzogs Hetan, Immina, gegen den Ort Karlsburg eingetauscht hatte, mit der ältesten Kirche daselbst, einer Basilika,[1]) ohne Zweifel einem Rundbau gleich der heutigen, auf dem von jetzt an so genannten Marienberge. Derselbe Bischof hatte aber auch auf dem rechten Mainufer an der Stelle einiger Höfe, wo der Legende nach der heilige Kilian und seine Gefährten als Blutzeugen 686 oder 688 starben und verscharrt wurden, im Jahre 746 die Salvatorkirche (gleichfalls eine Basilika, das jetzige Neumünster) eingeweiht, in welche man die Gebeine der drei fränkischen Apostel überführte. Es ist ein folgenschwerer Entschluß des Bischofs gewesen, seinen Sitz von der Höhe des Bergs an diese Stelle zu verlegen, denn damit war die Stadt Würzburg, die sich um die neue Kathedrale bildete, begründet. Endlich erbaute sich der Lebensmüde selbst am Fuße des Marienbergs eine Ruhestatt in einem Kloster der Benediktiner nebst einer Kirche zu Ehren des heiligen Andreas (751). Diese drei Gebäude, die runde Marienkapelle, die Basilika des Erlösers und die Kirche des heiligen Andreas, waren die ältesten Kirchen der Stadt, flachgedeckt und gleich fast allen deutschen Bauten jener Zeit ganz oder theilweise aus Holz, wie es die tausendjährigen Eichen der dichten Waldungen lieferten. Von ihnen ist nichts erhalten.

Schon im Jahre 779 treffen wir die Markung Würzburgs auf den beiden Mainufern ausgebreitet. Unter Karl dem Großen ward es königliche Pfalz, später eine bischöfliche Stadt. Wie früher die fränkischen Könige, so vermehrten in der Folge die deutschen Kaiser und Könige die Besitzungen des Hochstifts, das nun mit dem heiligen Kilian als Schutzpatron allmählich zum Centralpunkte der geistlichen und weltlichen Gewalt am Mittelmaine wurde.

Zu einer Ummauerung der Stadt kam es erst im 10. Jahrhundert. Die Ungarn hatten zu wiederholten Malen das Bisthum mit Mord und Brand

---

[1]) Vergl. S. 218, Note 1.

heimgesucht und waren einmal so nahe vor Würzburg gerückt, daß sie zwischen ihm und dem benachbarten Kloster Himmelspforten eine Verschanzung anlegen konnten, um es zur Uebergabe zu zwingen. Diese Einfälle (ungefähr zwischen 905 und 915) und viele Fehden mit den Nachbarn veranlaßten die Bischöfe, mehr als bisher an ihre persönliche Sicherheit, den Schutz ihres Eigenthums und ihrer Unterthanen zu denken. Sie zogen eine Mauer um ihre Wohnstätte, deren sichtliche Vortheile immer mehr Leute vom Lande anlockten, so daß gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts eine Erweiterung nöthig erschien. Wuchs auf diese Weise Würzburg schnell heran und brachte ihm die Reihe seiner Bischöfe eine Reihe von Vergrößerungen, so ging es doch nicht ohne vielfache Kämpfe zwischen Bürgern und Bischöfen, dann mit dem Kaiser und den Nachbarn ab. In der mittelalterlichen Geschichte der Stadt ziehn die Bilder von Streit und Lustbarkeiten, von Empörung und hingebender Treue, von Grausamkeit und Edelmuth greller wechselnd als anderwärts an uns vorüber. Unter so vielen schroffen Absprüngen aber weist die Geschichte Würzburgs im Mittelalter den stets unveränderten Doppelzug auf: das Streben der Bischöfe, sich nach außen gegen den Kaiser so unabhängig als möglich zu machen, und nach innen die Herrschaft über die Bürger zu erringen. In erstrer Rücksicht hatten sie nach und nach die Rechte des Grafen, des Sendboten und des Herzogs über ihre Gebiete in sich zu vereinigen gewußt. Mitten in die Kämpfe jener Zeit versetzen uns die Regierungsjahre Kaiser Heinrichs IV., dem die Stadt in seinem Streit mit dem Papste Gregor VII. treu anhing. Sie vertrieb den päpstlich gesinnten Bischof Adalbert und wurde daher 1086 von dem Gegenkönig Hermann von Lothringen und mehreren bayerischen Großen belagert, nach der Niederlage des Kaisers bei Bleichfeld am 11. August eingenommen, jedoch von diesem bald wieder befreit.

Unter den Reichstagen, die in Würzburg abgehalten worden, sind die wichtigsten der von 1168, auf welchem Kaiser Friedrich I. dem Bischof Herold von Hochheim den Besitz der althergebrachten fränkischen Herzogswürde mit allen dazu gehörigen Freiheiten und dem herzoglichen Landgerichte bestätigte; der vom 28. Januar 1180, auf dem der bayerische Herzog Heinrich der Löwe geächtet ward; und der von 1209, welcher mit der Verlobung Kaiser Ottos IV. und der Tochter des ermordeten Königs Philipp von Schwaben, Beatrix, dem deutschen Reich einstweilen den Frieden brachte.

Bewegt, jedoch ebenso leidenschaftlich getrübt, war das städtische Leben gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Gegensätze von „Kaiser" und „Papst", welche damals wie früher schon oft ganz Deutschland in zwei feindliche Heerlager schieden, sonderten auch in den Städten die geistlichen und weltlichen Elemente zum Unheil ihrer innern Entfaltung und Kraftentwicklung. Nirgend vielleicht war diese Parteiung zu einem verderblichern Ausdrucke gelangt, als gerade in Würzburg. Fast zwei Jahrhunderte lang loderte die Flamme des Aufruhrs und der Empörung in der alten Bischofsstadt, erstickte manche gute Saat im Keime, hemmte den Aufschwung von Gewerbe und Handel trotz der günstigsten Lage nach allen Richtungen hin. Kleine Reibungen bildeten den Anfang, und im Jahre 1253 stand Würzburg gegen seinen Bischof Hermann von Lobdenburg im vollen Aufruhr. Seit jener Zeit zogen sich die Bischöfe auf den festen Marienberg zurück. Wüste Scenen tobten innerhalb und vor den Mauern, die Schlacht bei Kitzingen aber, wo am Tage des heiligen Cyriakus (8. August) 1266 der Domdechant über die Grafen von Henneberg und Castell siegte, zeigte hinwiederum, welch' aufopfernder Treue die Bürgerschaft fähig war. Das Banner mit dem Bilde des heiligen Kilian, welches die Würzburger an jenem Tage führten, das sogenannte „Cyriakuspanier", findet sich noch in der Sammlung

des historischen Vereins für Unterfranken. Lange Zeit wurde zum Gedächtnisse des Sieges die Cyriakusprozession in Würzburg gehalten. Gegen Landesherrn, wider Ritter wie gegen wehrlose Juden in löblichem und verwerflichem Thun, tummelt sich dann die Bürgerschaft umher, bis ihr die Schlacht bei Bergtheim am 11. Januar 1400 Halt gebietet, womit Bischof Gerhart von Schwarzburg den letzten, ununterbrochnen dreijährigen Kampf beendet. 1200 Bürger wurden auf der Wahlstatt begraben, mit ihnen Würzburgs Freiheit. Aber auch im 15. Jahrhundert, zum Theil vom Domkapitel gegen den Bischof unterstützt, behauptet die Stadt neben dem Landsherrn immerhin noch eine würdige Stellung; erst mit dem Eintritt der neuern Zeit, und zunächst infolge des Bauernkriegs, wird sie wieder, was sie vor dem 12. Jahrhundert war, eine gehorsame Stadt, unter kräftiger Einseitigkeit, zuletzt unter einem milden und wohlwollenden Regiment, bis an das Ende des Herzogthums Franken.

Die maßlose Verschwendung des Bischofs Johann von Brunn hatte das Hochstift so herabgebracht, daß die Domkapitulare 1440 ernstlich daran dachten, es mit allen seinen Rechten, Leuten und Besitzungen dem deutschen Ritterorden unter der Bedingung zu übergeben, daß derselbe dessen Schulden bezahle und ihnen eine Leibrente reiche. Die Ausführung dieses Plans ward verhindert, die Lage des Stifts besserte sich jedoch erst 1466, als Rudolf von Scherenberg, „der zweite Stifter des Bisthums“ den bischöflichen Stuhl bestiegen hatte.

Das 16. Jahrhundert brachte neue Bedrängnisse. Am 7. Mai 1525 wurde die Stadt mit Zustimmung der Bürgerschaft von den aufständischen Bauern unter Götz von Berlichingen eingenommen, wogegen die Feste am Frauen- oder Marienberg rühmlichen Widerstand leistete. Montag den 15. Mai, nachts zwischen 9 und 10 Uhr, schritten die Bauern zum Sturme, nachdem sie auf dem Nikolausberge Schanzen aufgeworfen, und die durch hunderte von Händen hinaufgezognen Geschütze mittelst Schanzkörben gedeckt hatten. Unter der Brücke, die von dem Geschütz der Feste bestrichen werden konnte, waren Flöße von einem Ufer des Mains bis zum andern angebracht, damit die Passage nicht gesperrt würde. Mit fliegenden Fahnen, Trommeln und Pfeifen, Leitern und Beilen und einem entsetzlichen Geschrei drang das Heer zum Schlosse hinauf. Die äußersten Pallisaden wurden niedergeworfen, die Schanzen überstiegen, schon stürzten sich Einzelne in die tiefen Gräben, um durch Leitern in das Schloß zu gelangen. Aber oben hatte der fürstliche Oberhofmeister Sebastian von Rotenhan die aus den verschiedensten Elementen zusammengewürfelte Besatzung zur muthigen Gegenwehr entflammt; man hatte einen theuren Eid geschworen, ging es zum Leben oder Tod, das Schloß zu bewahren, und zeigte sich kampfgerüstet ohne jedes Versäumnis. Sogar die Zimmer nach der bedrohten Seite waren ganz mit Erde aufgeschüttet worden. Alles stand unter den Waffen schweigend in Ordnung, und als der Sturm aufwogte, empfing die Andringenden der heftigste Kugelhagel. Feuerkugeln, Pechkränze, Schwefelringe, Pulverblitze, Steine und wie alle die Feuerkünste und Geschosse der damaligen Zeit hießen, wurden losgelassen und richteten entsetzliche Verherungen an. Es war das Schloß von der Stadt hinauf anzusehen, gleich als ob es mitten in einem lichten Feuer stünde. Der Sturm wurde abgeschlagen, und ein zweiter, mit ähnlichem Ungestüm unternommen, hatte keinen bessern Erfolg. Um 2 Uhr nach Mitternacht trat überall Stille ein. Aber es war hohe Zeit, denn eine Stunde noch des Kampfes und es würde keine Kugel mehr übrig gewesen sein. An zwei großen Feuern mußten die ganze Nacht neue gegossen werden. 400 Bauern lagen todt in den Gräben, jene ungerechnet, die außerhalb derselben getödtet oder verwundet worden waren. Mit dem ver-

unglückten Sturme ging der Stern der Bauern unter. Ein abermaliger, auf den 20. Mai verabredeter kam gar nicht zu stande, und am 23. zog das, sehr unrichtig evangelisch genannte Heer wieder der Tauber zu, von der es gekommen war. Am 8. Juni früh 7 Uhr öffnete sich das rennweger Thor dem vereinigten Heere des schwäbischen Bundes, des Bischofs von Trier und der Pfalzgrafen bei Rhein und von Neuburg.

Im Jahre 1552 bedrohte der wilde Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg, der geschworne Feind der Geistlichkeit, Hochstift und Stadt mit Verderben. Nur drückende Verträge mit ihm (21. Mai) und seinem Verbündeten Wilhelm von Grumbach (11. Juni), der einer Privatstreitigkeit wegen die eigne Vaterstadt befehdete, wendeten das Unheil ab. Damit waren aber die „grumbach'schen Händel" noch lange nicht geschlossen. Noch elf Jahre darnach drang der fränkische Raubritter, am 4. Oktober 1563, mit 800 Reitern und 500 Fußgängern in die Stadt und nahm sie ohne alle Gegenwehr. Man übergab ihm die Schlüssel und lieferte ihm die Waffen ab. Nachdem er mit seinen Leuten ergiebig geplündert hatte, erkaufte die Stadt noch seinen Wegzug mit 10 000 Reichsthalern.

Während des dreißigjährigen Kriegs bedrohte 1630 Herzog Christian von Braunschweig Stift und Stadt mit einem Einfalle. Doch ging diesmal die Gefahr glücklich vorüber. Ende September 1631 drangen die Schweden auf ihrem Siegeszuge in das Bisthum ein. Nach der Einnahme Königshofens im Grabfeld wandte sich König Gustav Adolf über Schweinfurt nach Würzburg, wo er am 15. Oktober mit einigen Regimentern zu Fuß und zu Pferd einrückte. Die gesammte Bürgerschaft wurde entwaffnet, mußte dem Schweden huldigen und 80 000 Thaler Brandschatzung bezahlen. Am 18. Oktober, früh zwischen 4 und 5 Uhr, erstürmten die Schweden von Himmelspforten und dem Mainviertel aus den Frauenberg, der nur von Ausschüssern vertheidigt wurde, während das würzburgische Regiment, entfernt von der Heimat, tapfer in den Reihen der Kaiserlichen focht. Das wohlgefüllte Zeughaus, der prächtige fürstbischöfliche Marstall und die reiche Silberkammer wurden bis auf den Grund ausgeleert. Es gab eine unermeßliche Beute, denn in die Feste hatten alle Kirchen, Stifter und wohlhabenden Bürger ihre Schätze und Kostbarkeiten geflüchtet, und es befanden sich noch überdies 100 000 Thaler im baaren in der dort verwahrten Staatskasse. Die Schweden sollen durch die große Kriegsbeute theilweise die Mittel zur Fortsetzung des Krieges in Deutschland erlangt haben. Auch die herrliche Bibliothek wurde von ihnen mitgenommen und von Gustav Adolf der Universität Upsala geschenkt. Mit den alten Bezeichnungen und in den alten Einbänden steht dieser Raub einer schweren Unglückszeit heutzutage in der königlichen Bibliothek zu Stockholm. Die Schweden besetzten das Schloß und erneuerten die Befestigungswerke, wozu Stadt und Land frohnden mußten. Am 25. Oktober verließ der König mit seinem Heere Würzburg, das dann am 15. September des nächsten Jahrs von Herzog Bernhard von Weimar, an den es Gustav Adolf vergab, in Besitz genommen ward. Erst am 16. Januar 1635, nachdem die härtesten Kontributionen und Erpressungen die Kräfte des ganzen Bisthums ausgesogen hatten, wurde man dieser Landplage durch Unterhandlungen ledig, da sich seit der Schlacht bei Nördlingen (6. September 1634) das Kriegsglück von den Schweden gewendet hatte. Der Fürstbischof erhielt am 18. Januar seine Feste wieder, und die Stadt eine kaiserliche Besatzung. Im Jahre 1647 rückten die Schweden unter Feldmarschall Wrangel nochmals ins Würzburgische ein und quälten Stadt wie Stift durch die härtesten Requisitionen.

Das Bisthum litt auch in den spätern Kriegsläuften des 17. Jahrhunderts — 1688 erschienen die Franzosen wiederholt in Franken, obgleich sie Würzburg, dank seiner neuen vortrefflichen Befestigung, direkt nichts anhaben konnten. — Da kam eine andre Noth, die Pest, welche mehrmals unheimlich auch an die städtischen Thore klopfte. Der spanische Erbfolgekrieg (1700—1714) suchte Würzburg nur einmal und ohne bedeutenden Nachtheil, der österreichische (1740—1745) gar nicht heim, wenn auch für letztern wie für den siebenjährigen Krieg (1756—1763) bedeutende Geldleistungen unvermeidlich waren; ferner wurden 1760, drohender Kriegsgefahr wegen, Stadt und Festung in besten Vertheidigungsstand gesetzt, wozu das ganze Bisthum Schanzarbeiter stellen mußte. Gleichwohl ist fast das ganze 18. Jahrhundert für Würzburg eine — früher noch nie erlebte — Glanzperiode gewesen.

Aber wieder folgten traurige Tage. Ein Jahr nachdem der unvergeßliche Franz Ludwig von Erthal, einer der größten und besten Fürstbischöfe Frankens, beweint von allen seinen Unterthanen, gestorben war (14. Februar 1795), sah Würzburg zum ersten Male die Waffen der französischen Republik. Durch Kapitulation vom 24. Juli 1796 nahmen die Franzosen unter General Jourdan den seit Beginn der Revolutionskriege in vollkommensten Vertheidigungsstand gesetzten Marienberg ein, der jedoch schon am 4. September infolge des denkwürdigen Siegs des Erzherzogs Karl über Jourdan bei Würzburg (3. September) an die Oesterreicher übergeben ward. Bei der Belagerung der Festung durch die Franzosen im Jahre 1799 hielt der von den Oesterreichern vertheidigte Platz wacker aus; vom 2. bis 31. Dezember geschahen österreichischerseits 10 000 Kanonenschüsse, Bomben- und Haubitzwürfe und 144 000 Flintenschüsse. Am 5. Januar 1800 mußte die Festung, in der neunmal Brand entstanden war, vermöge einer für Deutschland abgeschlossnen Waffenstillstands-Konvention dem Feinde eingeräumt werden, welcher erst nach dem Frieden von Luneville (9. Februar 1801) abzog. Dieser heftete das bayerische Wappen an die Mauern der bischöflichen Residenz, und am 29. November 1802 nahm der Kurfürst Maximilian IV. Joseph von Pfalzbayern die Stadt und das ganze Fürstbisthum feierlich in Besitz, worin der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 ihn bestätigte. Im Kriegsjahre 1805 zog sich der neue Landesfürst mit seiner Gemahlin und dem Hofe hierher zurück. Der Friede von Preßburg am 26. Dezember 1805 gab dann Stadt und Stift an den Kurfürsten Erzherzog Ferdinand von Salzburg (den frühern Großherzog von Toskana), der am 25. September 1806 mit dem Titel eines Großherzogs dem Rheinbund beitrat. Bei dem Wiederausbruche des Kriegs von 1806—1807 mit Preußen und 1809 mit Oesterreich hatte die Feste Marienberg fortwährend französische Besatzung; doch als 1812 der Krieg mit Rußland begann, wurden die Vorräthe an Munition und Lebensmitteln nach Magdeburg abgeführt. Im Feldzuge von 1813 neu verproviantiert und von den Franzosen mit schwerem Geschütz und einem großen Depot von Munition versehen, schien sie zum Stützpunkt für die nach der Völkerschlacht von Leipzig (16. bis 18. Oktober) sich zurückziehende französische Armee bestimmt gewesen zu sein; allein der Anmarsch des österreichisch-bayerischen Heers unter Wrede lenkte den Rückzug Napoleons westlicher über Hanau und Frankfurt. Am Abend des 24. und in der Nacht des 25. Oktober 1813 sollte der französische Festungskommandant Turreau de Linière durch eine heftige dreizehnstündige Beschießung aus 80 Feuerschlünden zur Uebergabe gezwungen werden; dieselbe hatte jedoch bloß die Uebergabe der Stadt zur Folge, worauf die Blockade des Marienbergs und des Mainviertels durch die Bayern begann und unter harten Entbehrungen der

Bewohner fast sieben Monate bis zum Abzug der französischen Garnison am 21. Mai 1814 dauerte. Erst am 19. Juni desselben Jahres kehrte aber der Friede wieder völlig in die schwer bedrängte Stadt zurück, als das Großherzogthum Würzburg an die Krone Bayern übergeben wurde.

Seitdem ist Würzburg eine bayerische Stadt und genießt mit den Schwesterstädten die Vortheile größrer politischer Verhältnisse wie die Segnungen eines vieljährigen, nur einmal rasch vorübergehend unterbrochnen Friedens. Vom Jahre 1816—1825 war es Residenz des bayerischen Kronprinzen Ludwig; in seinen Mauern tagte vom 23. Oktober bis Ende November 1848 eine Versammlung der deutschen Bischöfe, welche in einer Denkschrift (29. November) das Verhältnis zwischen Staat und Kirche darzulegen versuchten, und vom 23. bis 27. November 1859 fand hier die unter dem Namen der „würzburger Konferenzen" bekannte Zusammenkunft der Minister und Bevollmächtigten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten behufs engern Zusammenwirkens in Bundesangelegenheiten statt, die jedoch ebenso wenig zu einem Resultat führte, wie die von den nämlichen Staaten am 18. und 19. Februar 1864 gehaltnen Konferenzen zum Zweck gemeinsamen Verfahrens in der damals noch ungelösten sogenannten schleswig-holsteinschen Frage. Die letzten kriegerischen Erlebnisse Würzburgs innerhalb des 27. Juli und 2. August 1866, wobei auch der Marienberg noch einmal als Festung in Funktion trat, sind hinreichend bekannt.

Die jetzt mit einem vollständigen Gürtel von öffentlichen Anlagen sowie mit der im Bau begriffnen Ringstraße und dem hübschen Mainkai umschlossne Stadt, deren ältester Theil wahrscheinlich das unter der Feste sich hinziehende Burgharter- oder Mainviertel ist, erscheint unregelmäßig erbaut und nach dem Begriffe der neuern Architektur im Innern keineswegs schön. Nur zunächst des Schloßplatzes finden sich einige große breite Straßen, die jedoch durch eine Menge schmaler Gäßchen verbunden sind, wo hohe finstre Häuser so nahe an einander gerückt stehen, daß fast kein Sonnenlicht hineindringt. Die belebteste Straße, die Domstraße, wird durch den Dom gesperrt, und auf beiden Seiten derselben findet man statt geschmackvoller Gebäude eine Menge hoher Häuser von zu geringer Breite, welche die alten Würzburger nicht mit Unrecht scherzweise „Handtücher" nannten. Doch münden die vielen engen und krummen Gäßchen oft aus schmalem Zugang in helle geräumige Plätze, als deren größte der Residenz-, der Markt- und der Bahnhofsplatz zu nennen wären. Von den Thoren haben sich noch das Burgharter-, Pleichacher- und Zellerthor erhalten. Neue schöne Straßen sind: die 1855—1856 zur direkten Verbindung der innern Stadttheile mit dem Bahnhofe hergestellte Maxstraße, die 1869—1870 vollständig ausgebaute Ludwigsstraße, welche mit Durchbrechung des Walls vom alten Bahnhof auf die schweinfurter Staatsstraße führt, und die noch in der Anlage begriffne, aber weit vorgeschrittne „neue Straße", vom neuen Bahnhofe unmittelbar in die Theaterstraße einmündend, welche über den bereits geebneten Wall zieht und an der Kreuzung der Juliuspromenade mit der Theaterstraße endet. Durch die letztre erhält die Stadt eine Zierde, wie solche nur den größten und reichsten Orten eigen ist.

Jedenfalls zeigt sich die alte Wohnstätte der Fürstbischöfe romantisch und im einzelnen prächtig. Eine Fülle hehrer Gotteshäuser prangt in ihren Mauern; neben und unter ihnen breiten sich die Höfe des alten fränkischen Adels und der Mitglieder des reichen Domkapitels aus, und allen voran leuchtet die Residenz. Da erblicken wir kein Haus, dessen steinernes Wappen uns nicht an edle Geschlechter des Frankenlands erinnert, fast kein Stein ist ohne geschichtliche Bedeutung für Franken, ja für Deutschland. Und wie die Herrscherin

der Stadt ragt die frühre Feste auf ihrem Felsen über sie herein, ihr Auge überwacht sie, und wo wir auch wandeln, überall sind wir von ihr gesehen.

Was der Stadt Würzburg ihren Charakter verleiht, sind die öffentlichen Kunstbauten, vor allem die Kirchen, von den neuern an bis zu den kostbaren Denkmälern der Vorzeit; Würzburg hat von allen Baustilen, die sich seit dem 10. und 11. Jahrhundert entwickelt haben, so bedeutende Muster aufzuweisen, daß hierin vollständiger keine Stadt gleicher Größe genannt werden kann.

„Eine Stadt liegt im Frankenland,
Würzburg ist sie genannt;
mit reicher Kunst erbauet wohl,
der Ehre und des Guten voll.“

So sang in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einer der zahlreichen Dichter, welche an den Reben des gesegneten Frankenlands, an seiner Bürger kräftigem Muth, an seiner Frauen Liebreiz sich begeisterten, der formgewandte Dichter der „goldnen Schmiede“, Konrad von Würzburg (gest. 1287 zu Basel). Er hatte nur einen Theil der stattlichen Gebäude, welche seine Vaterstadt schmücken, gesehen, denn seine Blüte fällt vor die Zeit der höchsten Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst, und von jenen dichtgedrängten, hochragenden Türmen, welche der Stadt, von der Höhe betrachtet, einen wunderbaren Reiz und ein Gepräge verleihen, die in demselben Maße wenige Städte Deutschlands mit ihr theilen, erblickte Meister Konrad erst einzelne.

Es läßt sich nicht leugnen, Würzburg kann sich mit den großen Reichsstädten nicht messen: es hat keinen gothischen Dom aufzuweisen; aber es zeigt von allen Bauperioden und Stilen nicht etwa eine willkürlich gehäufte Probe, sondern eine gleichlaufend mit seiner Geschichte entstandne Reihe. Würzburg ward nicht, wonach es strebte; es blieb eine bischöfliche Stadt, die Residenz des Herzogs von Franken — deshalb folgte die Architektur vorwiegend der Richtung, welche die Bischöfe festhielten; ihre Stiftungen, Spitäler und Klöster bedeckten einen großen Raum; öffentliche weltliche Bauten von ansehnlicher Größe gab es außer dem Rathhause nicht; der Großhandel fehlte; es fand kein Bedürfnis statt, wie in Frankfurt oder Augsburg, stattliche Börsen, Kaufmannshöfe und Hafenanlagen aufzuführen. Vorherrschend mußte also im Mittelalter der Kirchen- und Klosterbau bleiben, ihm schlossen sich die adligen Höfe neben denen des Bischofs an. Aber ganz fehlte auch der ansehnliche Bürgerstand nicht; im spätern Mittelalter gab es stets einzelne, welche freier Männer würdig wohnten, und vom 17. Jahrhundert an nahmen mit dem Wohlstande außer den umgebauten Höfen der Domherren und Edelleute auch die behaglichen Wohnhäuser der Bürger zu.

Wie im Gesang Würzburg unter den vordersten in Deutschland stand, den weichen Gottfried von Straßburg (ungefähr nach 1200 und vor 1210), den kühnen Walther von der Vogelweide (zwischen 1214 und 1230), den kunstreichen Konrad von Würzburg (vielleicht um 1250) in seinen Mauern sah: so nahm es auch bereitwillig die baukundigen Ordensbrüder, die Cisterzienser, die Minoriten und Dominikaner auf, welche den eben entstandnen gothischen Stil[1]) zur Geltung und Ausbildung brachten, so gewährte es den neuen Ordensrittern, den Deutschherrn und Johannitern, Unterkunft und Unterstützung. Hier waren es nicht die Bischöfe allein, auch die selbstbewußte Bürgerschaft that das Ihrige, und nicht bloß in Klöstern, Spitälern und Kirchen, auch in Bau und Schmuck

---

[1]) Vergl. S. 216, Note 1.

der Zunfthäuser, des Rathhauses vor allem, erfreuten sich die rüstigen Einwohner der mönchischen Leistungsfähigkeit.

Unter den 31 Kirchen und Kapellen Würzburgs ist der reich verzierte, im Innern leider arg verunstaltete Dom die hervorragendste. An Stelle eines Kirchleins unfern des Kiliansgrabes erhob sich von 862—891 der frühre Dom, welchen 922 die Flammen verzehrten. Ein Jahr später begann der Wiederaufbau des Gotteshauses, das 1042 verschönert und erweitert und in seiner ältesten Gestalt 1189 vollendet, jedoch bis 1750 herab hauptsächlich durch Ablaßgelder vielfach umgebaut ward. Die Grundform des Doms bildet ein Kreuz, dessen lichte Länge 104,5 m beträgt. Vielfältige, theils neure, theils ältre Anbauten umhüllen den Hauptbau und beeinträchtigen, so groß auch an sich sein Umfang ist, den Gesammtanblick. Vier Türme, ungleich an Alter und Bauart, erheben die äußre Gestalt des Doms, in dem 26 Fürstbischöfe ihre Grabdenkmale haben, deren Reihe im Jahre 1190 beginnt. Die an die Nordseite des Querschiffs angebaute „schönbornsche Begräbnis-Kapelle, schön und reich an sich, ist völlig unpassend im Verhältnis zum Ganzen. An Größe wetteifert der Dom mit den berühmten Kirchen von Speyer und Bamberg, übertrifft sogar beide nicht unbedeutend, bleibt jedoch etwas hinter dem mainzer Dome zurück. Wenn man sich feierliche Synoden, dergleichen mehrere in Würzburg stattfanden, in dem hohen Chor des Doms versammelt denkt, die langen Schiffe von gläubigem Volk erfüllt, so begreift man den großen Werth, welchen die Franken stets auf ihren Kiliansdom legten. Ist er ganz besetzt, wie z. B. bei der Leichenfeier des vielbetrauerten Königs Maximilian II., dann wirkt die Höhe der Deckenspannung, die breite Ausdehnung der Schiffe ergreifend und erhebend. Zur Zeit ist eine Restaurierung des Aeußern des Doms in Angriff genommen, die in fünf Jahren beendet sein soll.

Die Hauger-Stiftskirche trägt ihren Namen von einem Kloster, das in der Nähe des jetzigen Bahnhofgebäudes um das Jahr 997 auf einer Anhöhe (daher „in Houge", von dem altdeutschen Worte houc = Hügel) errichtet worden war. Es gelangte durch zahlreiche Schenkungen zu großem Reichthum und Ansehen, sah sich aber eben dadurch bei den häufigen Fehden der würzburger Bürgerschaft mit dem Bischofe gewöhnlich den ersten Angriffen und den gräulichsten Verwüstungen ausgesetzt. Das Stift siedelte 1657 in die Stadt über, und bald darauf erhob sich von 1670—1691 der jetzt stehende herrliche, neuerlich geschmackvoll restaurierte Bau im Stil der italienischen Renaissance,[1]) mit hoher majestätischer Kuppel, welche mit ihrer Laterne für den Wandrer ebenso ein Wahrzeichen der Stadt bildet, wie die St. Peterskuppel zu Rom, der man sie nicht ganz mit Unrecht verglichen hat. Das stolze Gebäude erinnert überhaupt mehrfach an die Hauptkirche der katholischen Christenheit, und wer nie Gelegenheit gehabt, die ewige Stadt zu betreten, mag sich innerhalb dieses Tempels dahin versetzt fühlen. Das Hauger-Stift verfiel 1803 der Säkularisation.

Als das älteste Denkmal romanischen Stils,[2]) oder besser als eine alte Basilika Würzburgs wird die Burghartskirche verehrt. Nachdem die, wie wir hörten, noch vom heiligen Burghart selbst 751 errichtete Kirche baufällig geworden war, stellte man sie, unter Uebertragung der Gebeine des Heiligen aus der Salvatorkirche, 985 wieder her und gab ihr den heutigen Namen. Doch schon 1033 brannte das Gotteshaus ab und erstand nun bis 1042 völlig neu. Chor und Kreuz mit gothischen Spitzbogenfenstern rühren erst aus dem Ende des 15. Jahrhunderts her. Spätre Veränderungen im Innern, welche die

---

[1]) Vergl. S. 218, Note 2. [2]) Vergl. S. 215, Note 4.

Kirche nach ihrer Plünderung durch die Schweden 1631 erfuhr, gereichen ihr nicht zur Zierde. Die beiden Türme sind bis zur Spitze mit gehauenen Steinen aufgeführt.

Im Jahre 854 hatte der Blitz die Salvatorskirche, welche die Reliquien Kilians barg und gleichfalls noch eine Gründung Burgharts ist, zerstört, wonach 992 auf der Brandstätte ein kleines Bethaus „zu St. Kilians Grab" erstand, das sich bis zum Beginn des 11. Jahrhunderts hielt. Sodann ward eine neue Kirche und ein neues Kloster, das „Stift zum neuen Münster" erbaut. Erstre unterlag im Laufe der Zeit vielen Veränderungen und Reparaturen, zu deren jüngsten die von 1711 gehört, wo theilweise ein Neubau errichtet wurde. Die ursprünglich romanische Kirche hat zwei gewölbte Grüfte (Krypten), von denen die untre vielleicht noch vom ältesten Bau übrig ist. Mit andachtsvollem Schauer umfängt uns das Dunkel derselben; wir haben den Ort (nach der Legende ein ehemaliger Stall) betreten, wo die Leichname der einstigen Franken-Apostel verscharrt worden waren. Hier quillt ein Brunnen, der von Augenleidenden als ein wunderthätiger vielfach besucht wird. In der Mitte der wenigen Ueberreste des Kreuzgangs befand sich früher das Grabmal des größten Liedersängers staufischer Zeit, Walthers von der Vogelweide (gest. 1230), über den König Ludwig I. in „Walhallas Genossen" sagt: „das Leben erzog ihn, aus dem Leben sang er; nicht Minne nur Vaterlandsliebe beseelte meistens seine Lieder, deutscher war kein Sänger." Der historische Verein des unterfränkischen Kreises errichtete am 25. August 1843 seinem großen Landsmann auf der Südseite des Neumünsters in einer Nische einen neuen Denkstein.

Das architektonische Kleinod der Stadt, der Bürgerschaft geradezu ans Herz gewachsen, ist die Marien- oder Liebfrauen-Kapelle, eins der schönsten Denkmäler altdeutscher Baukunst und die einzige Kirche Würzburgs, welche ihren ursprünglichen Stil, den gothischen des spätern Mittelalters, unvermischt erhielt. An ihrer Stelle befand sich ehemals die Synagoge, welche bei der allgemeinen Judenverfolgung vor 1348 in Flammen aufging. Der Grundstein zum christlichen Gotteshause ward am Pfingstabend 1377 gelegt, und anfänglich ging der Bau rasch von statten; aber später gerieth er etwas ins Stocken, so daß der Turm erst 1479 vollendet werden konnte. Die Höhe desselben vom Pflaster bis zur Spitze beträgt 240 Fuß = 70 m, und zeigt letztre das noch von der frühern Reparatur stammende, vergoldete Madonnabild, das lieblich und gleichsam segnend über der Stadt zu schweben scheint.

Die Kirche auf der Feste, zu Ehren der Gottesmutter erbaut, ist die älteste Kapelle des Frankenlands. Wenn aber, wie bereits oben angedeutet, vielleicht ihre Grundmauer auch bis in die Tage Herzog Hetans II. (706) zurückreichen mag: was wir heute noch von der Kirche sehen, führt uns nicht über das 12. Jahrhundert hinauf. Endlich sind noch zu erwähnen die schöne Augustinerkirche, 1244 von den Dominikanern begonnen und 1274 beendigt, 1744—1762 sachverständig restauriert; die vormalige Deutschordenskirche, zwischen 1288 und 1289 entstanden, das reinste und edelste Bauwerk aus der Blütezeit der Gothik in Würzburg, jedoch längst verödet und zu weltlichen Zwecken benutzt; die Neubau- oder Universitätskirche, gleichzeitig mit dem Aufbau der Universität 1582 begonnen und innerhalb neun Jahre bis auf den Turm vollendet, der der höchste der Stadt ist (280 Fuß = 81,7 m) und die Sternwarte trägt. Diese Kirche, von 1796 ab profaniert, wurde erst 1866 ihrer Bestimmung zurückgegeben und hat nun die beste Orgel Würzburgs. Den Protestanten, welchen man seit der Säkularisation zuerst die Schotten- dann die jetzt abgetragne Karthäuserkirche als Pfarrkirche überlassen hatte, dient seit 1. Januar 1804 das frühre Gottes-

haus der Benediktiner-Abtei St. Stephan als Kirche. Die 1841 eingeweihte Synagoge ist in einem sehr passenden Stile aufgeführt, der sich dem ägyptischen nähert.

Vor den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnet sich in erster Linie das von 1720—1744 erbaute königliche Residenzschloß aus (früher Residenz der Fürstbischöfe, dann des Großherzogs), trotz mancher Fehler eins der schönsten und großartigsten Fürstenschlösser in Deutschland, vielleicht sogar in Europa, ein Monument der Prachtliebe der Bischöfe Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn. Es steht von vier Seiten frei, bildet ein Viereck von 571 Fuß (166,6 m) Länge und 316 Fuß (92,2 m) Breite, hat 7 Höfe, 1 Kirche, 5 Säle, 312 Zimmer, 25 Küchen und 947 Fenster, ist in neu-italienisch-französischem Stile aufgeführt und präsentiert sich am hübschesten von dem herrlichen Garten aus nach der östlichen Vorderseite betrachtet. Im Hauptstockwerke dieser befindet sich des Schlosses schönster und größter Saal, der achteckige Kaisersaal, dessen Ausschmückung wahrhaft majestätisch ist. Der gewaltige Keller, bestehend aus zwei großen Abtheilungen und fast die ganze weite Grundfläche des Baus einnehmend, ist der Mittelpunkt zur Lagerung der aus dem ärarialischen Weingute gewonnenen Perlen fränkischen Gewächses. Eine Abtheilung der Räumlichkeiten heißt der „Schwedenkeller“, wahrscheinlich zum Andenken an die über alle Vorstellung durstige Thätigkeit dieser ungebetenen Gäste während der Jahre 1631 bis 1634. Eine andre Abtheilung führt den Namen „Sakristei“, wohl darum, weil die ältesten und edelsten Weine von allen erhaltnen Jahrgängen hier beisammen lagern. Gegenwärtig umfaßt der Hofkeller an 600 Fässer mit ungefähr 20 000 Eimern = 12 818 hl Wein. Hinter der Residenz breitet sich der schon 1729 angelegte, jedoch 1770 bedeutend verschönerte Hofgarten aus. Von den bekannten Stilen, in welchen Gärten dieser Art gewöhnlich angelegt sind, ist keiner vorherrschend, indem ein Theil in dem bessern Geschmack der neuern Zeit, ein anderer nach englischen Vorbildern hergestellt ist, während an einigen Stellen sich auch noch Reste ältrer französischer Anordnungen finden, nach welchen ursprünglich das Ganze entstanden war. Ein großes Bassin von 60 Fuß (17,5 m) Durchmesser mit springendem Wasser, dessen aufsteigender Strahl 30 Fuß (8,75 m) erreicht, bildet den Mittelpunkt der Anlage, welche mit ihren kühlen Alleen und üppigem Blumenflor einen der besuchtesten Spaziergänge der Bewohner Würzburgs bildet. Ein Thor des Gartens führt zur Hofpromenade, die auf dem ehemaligen Graben angelegt und von prachtvollen Ulmenbäumen beschattet ist, welche, obwohl theilweise erst nach 1870 gepflanzt, bereits darüber ein gothisches Spitzbogengewölbe bilden.

Das große, reiche und trefflich eingerichtete Juliushospital ward am 12. März 1576 von dem hochherzigen Fürstbischof Echter von Mespelbrunn gestiftet und 1580 eingeweiht. Vom damaligen Gebäude ist aber jetzt nichts mehr zu schauen. Nachdem 1699 der mittlere Theil des hintern Hauptbaus durch eine Feuersbrunst zerstört worden, erhob sich dasselbe bis 1704 neu, während die vordere 600 Fuß (175 m) lange Front und die beiden Nebenflügel erst 1791 in die Höhe stiegen. Schön und stattlich von außen, innen Heil und Segen spendend, zählt das Spital, mit dem auch eine Entbindungsanstalt und ein Krankenhaus für Fallsüchtige verbunden ist, 34 Säle von größerm und 12 von kleinerm Umfang, außerdem über 100 Zimmer und eine große Anzahl von Kammern, in denen 500 Kranke aufgenommen werden können. Die Stiftung, eine der großartigsten ähnlicher Art in Europa, hat ein Vermögen von ungefähr 8 570 000 M., theils an Renten, theils an liegenden Gütern, welche über mehr als 200 Ortschaften zerstreut sind. Dem Wohlthäter der leidenden Menschheit, auf den heute noch

Freund und Feind mit Achtung blickt, setzte König Ludwig I. 1847 ein kolossales erzenes Standbild, das nahe seiner Gründung die Juliuspromenade ziert.

Nach einem mißlungnen Versuch von 1392 unter Bischof Gerhard von Schwarzburg wurde 1403 von Bischof Johann von Egloffstein wirklich zu Würzburg eine Universität gegründet, allein sie ging so bald wieder ein, daß sie nicht einmal ihren Stifter überdauerte. Es gehörte die ganze Energie eines so eisernen Charakters dazu, wie Fürstbischof Julius war, um 1582 inmitten finanzieller Noth neben seinem Spital noch eine neue Hochschule wieder aufzurichten, die er gleich jenem reichlich mit Gütern und Einkünften der im Bauern- und brandenburgischen Kriege (1525 und 1552—1555) verwüsteten Klöster begabte. Die Verbindung beider Anstalten — schon eine Absicht ihres gemeinsamen Begründers war es gewesen, das Hospital zum Zwecke des medizinischen Studiums mit der Universität in engen Zusammenhang zu bringen — sowie die Wirksamkeit tüchtiger Lehrer, welche zugleich Hospitalärzte waren, erhielten zu allen Zeiten die medizinische Fakultät Würzburgs in hohem Rufe, der zur fortwährenden Blüte der Hochschule hauptsächlich beitrug. Dagegen blieben die theologischen und philosophischen Vorlesungen ausschließlich den Jesuiten bis zur Aufhebung dieses Ordens (1773) anvertraut. Einen besondern Aufschwung nahm die Universität unter dem schon einmal genannten vorletzten Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, der im Geiste der fortschreitenden Zeit regierte und helldenkende Männer als Professoren berief. Als Würzburg zum ersten Male auf kurze Zeit an das Kurhaus Pfalzbayern kam, wurde die Universität in ihrer Entwicklung nicht gestört, vielmehr sorgfältig gepflegt. Wohl aber hatte die Abtretung des Fürstbisthums an den früheren Großherzog Ferdinand von Toskana einen ungünstigen Einfluß auf die Hochschule. Erst als Würzburg neuerdings mit Bayern vereinigt war, erfuhr die Universität (nun Julius-Maximilians-Universität genannt) eine zeitgemäße Umgestaltung. Ihre Bibliothek zählt mehr als 200 000 Bände, die zum Theil aus alten Klöstern herrühren. Der Bibliothekfonds, von dem vormaligen Fürstprimas, dann Großherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg[1]) gestiftet, wirft jährlich über 5000 M. ab. Die Zahl der Studierenden beläuft sich auf etwa 1000, worunter ungefähr die Hälfte Mediziner sind, deren viele weit entlegnen Ländern angehören. Der Sitz der medizinischen Fakultät, welche viele Gelehrte von europäischem Rufe aufweist, ist jetzt gewissermaßen das Juliusspital, das die medizinischen Studien außerordentlich fördert und nebst den Krankenzimmern die Hörsäle für den theoretischen Unterricht, seit 1850 das anatomische Theater und Präparatenkabinet, den 1858 neu eingerichteten botanischen Garten und das 1865 erbaute chemische Laboratorium umfaßt.

Das Rathhaus, aus dem 13. Jahrhundert stammend und zu Anfang des 14. in den Besitz der Stadt gelangt, ward 1466 mit einem großen Turm versehen, der die erste öffentliche Schlaguhr erhielt, und ist 1618 nicht sehr glücklich restauriert worden. Andre ansehnliche Bauten sind ferner: das Regierungsgebäude, bis 1803 die Benediktinerabtei St. Stephan und 1850 für seinen jetzigen Zweck durchgreifend umgebaut und erweitert; das seit 1824 auf der Stätte der abgebrochnen Augustinerklosterkirche errichtete Schullehrerseminar; das Gebäude der seit 1812 und unter anderm Namen sogar schon von 1790 und 1802 an bestehenden Harmonie-Gesellschaft, der ehemalige Domherrnhof, und 1823 vom Staatsärar erkauft; die Schrannenhalle, welche im ersten Stock einen großen, sehr geschmackvoll ausgeschmückten Saal enthält; das Theater, bis 1803 adeliches

---

[1]) Vergl. S. 217.

Damenstift, dann für seine dermalige Bestimmung eingerichtet und 1853 in den Besitz der Stadt übergegangen, die es zweckentsprechend und hübsch restaurieren ließ; der alte Bahnhof, 1854—1856 in freundlich italienischem Stile erbaut, diente als solcher nur ein Jahrzehnt und ward dann städtisches Eigenthum; das bischöfliche Palais, gleichfalls ein vormaliger, 1594 entstandener Domherrnhof und seit 1817 Staatsgut; die 1856 gegründete, 1859 bezogne Maxschule gewerblicher Richtung, welche sich auf der Stelle des vielgenannten alten Katzenwickerhofes[1]) erhebt, hauptsächlich dadurch von geschichtlichem Interesse, weil jene vielen Reichstage darin gehalten wurden, auf denen die erstaunten Würzburger Gesandtschaften aus allen Theilen der Erde sahen; das bisherige Bezirks- und Stadtgericht, einst der sogenannte Bischofssaal, wo seit dem 13. Jahrhundert der geistliche Richter seine Sitzungen hielt, und in dessen unterm Stockwerk sich früher Läden befanden, zu welchen Stufen, nach dem lateinischen Worte gradus „Gräden" genannt, führten, deren in der Stadtgeschichte, besonders bei Unruhen, öfter gedacht wird. Außerhalb Würzburgs, an dessen nördlicher Seite, liegt der neue Bahnhof, schon seit 1865 dem Betrieb übergeben, obgleich erst 1869 vollendet; sein Hauptgebäude hat gegen die Stadt hin einen geräumigen Säulengang, der eine hübsche Ansicht derselben gewährt.

In den frühesten Zeiten wird eine Fähre, später eine hölzerne Brücke den Verkehr zwischen den beiden Stadttheilen unterhalten haben. Ein Laie, der erste namentlich bekannte, Enzelin, baute 1133 eine überaus schöne und feste steinerne Brücke, die bis zur gewaltigen Ueberflutung im August 1342 dauerte; 1474 neu begonnen, blieben ihre Pfeiler ungewölbt bis 1536; 1539 waren drei derselben und erst 1607 sämmtliche mit Quadern gewölbt. Die 14 großen Steinfiguren verschiedner Heiliger wurden in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts aufgestellt. Die Brücke mißt 603 Fuß (176 m) Länge, hat acht 52 Fuß (15,1 m) breite und vom Wasserspiegel an 27 Fuß (7,8 m) hohe Bogen, deren jeder mit vier Nebenpfeilern gegen die mit Gewalt anprallenden Eismassen wohl geschützt ist. Unter dem dritten Bogen befindet sich eine Schleuße, das sogenannte „Loch", welche beim Durchgang der Holzflöße geöffnet wird.

Jenes lange Gebäude, welches vom Marienberg gegen die Stadt herabblickt und nun zur Kaserne dient, war einst die Residenz der Bischöfe und mit ihren Nebengebäuden besonders schwer durch Feuersbrünste heimgesucht. So brannte am 22. Februar 1572 nachts die alte Fürstenburg derart rasch und heftig, daß der Bischof Friedrich von Wirsberg im bloßen Hemde aus dem Schlafzimmer eilen mußte, um sein Leben zu retten. Ein noch größres Brandunglück traf das Schloß am Abend des Gründonnerstags, den 29. März 1600, gerade als Bischof Julius in seinem Hospitale die Fußwaschung und Speisung der Armen verrichtete; in wenigen Stunden lag die Hälfte der Gebäude sammt einem Theil der Kirche, dem Arsenale u. s. w. in Asche. Doch bald standen die niedergebrannten Gebäude herrlicher da, und mit großer Feierlichkeit ward

[1]) Dieser Bau, urkundlich „cazenwichus" geheißen, wurde schon sehr frühe zunächst der uralten Rulandswarte zur Vertheidigung des Rennwegthors aufgeführt. Durch die militärische Bestimmung desselben erklärt sich auch die Entstehung des so lange Zeit räthselhaften Wortes. Katzen hießen nämlich vor Erfindung des Schießpulvers jene großen Schirmdächer, deren Seiten mit Bohlen oder Flechtwerk verkleidet waren und unter denen die Angriffs- oder Vertheidigungsmaschinen standen; „wichus" aber stammt vom altdeutschen wic=Kampf und dem mittelalterlichen hus=Haus. Der Katzenwicker ist demnach entweder ein hochgelegnes Bollwerk, auf dem sich mehrere der Wurfwerkzeuge befanden, oder ein Gebäude, das wir heute Zeughaus nennen würden, oder am wahrscheinlichsten beides zusammen gewesen. Vergl. auch S. 237 „Katzenstadel".

1604 die restaurierte Kirche eingeweiht, hernach das verfallne Zeughaus in erweiterter Gestalt neu gebaut und mit Waffenvorräthen aller Art versehen. Der Brand von 1840 ist bei allen ältern Bewohnern der Stadt und Umgebung unvergessen. Das Feuer hatte eine Reihe der Magazine und Stallungen in kurzer Zeit verwüstet, die Kuppel des Michaelsturms erfaßt, und das ganze Gebälke bis zur Mauer herunter — ein grauenvoll schöner Anblick — in einigen Stunden zerstört. Noch frischer und lebhafter haftet im Gedächtnis der Würzburger der jedoch bald gelöschte Zeughausbrand in der Nachmittagsstunde des 27. Juli 1866. Sehenswerth auf dem Marienberg sind außer schon früher aufgeführten Baulichkeiten: das Zeughaus, welches mit seinen Waffenvorräthen auch jetzt noch Interesse bietet, der 1308 erbaute Sonnenturm, der im Hof freistehende runde Wartturm und der 388 Fuß (113,2 m) tiefe Hauptbrunnen. Da wo sich die Allarmbatterie befindet, genießt man den schönsten Anblick der Stadt und Umgegend.

An berühmten Männern Würzburgs wären außer mehreren seiner würdigen und hochverdienten Kirchenfürsten zunächst nachzutragen: der Magister Lorenz Fries, Verfasser der Chronik des Herzogthums Ostfranken, fürstlicher Rath und Sekretär, geb. zu Mergentheim 1491, gest. zu Würzburg 1556; der Abt Georg Joseph Vogler, geb. zu Würzburg 15. Juni 1749, gest. 6. Mai 1814, ein großer Tonkünstler und besonders Meister auf der Orgel; Franz Oberthür, geb. 6. August 1745, gest. zu Würzburg 30. August 1831, Professor der Theologie und geistlicher Rath, ein wahrer Christ und einer der edelsten Menschenfreunde, den seiner wohlthätigen Stiftungen wegen die Armut noch lange preisen wird.

Die städtische Industrie besteht in Fabrikation von Tabak, chirurgischen, mathematischen und physikalischen Instrumenten, Maschinen, Eisenbahnwagen, Wollzeug und Tuch, Leder, Spielkarten, Goldleisten und Schaumweinen. Außerdem sind noch zu erwähnen: ein Hammerwerk, bedeutende Bierbrauereien, Schiffbau, Obst-, Getreide-, Gemüse- und vor allem Weinbau. Sehr bedeutend ist der durch die Mainschiffahrt wie durch die Eisenbahnen geförderte Handel mit Wein, Natur- und Kunstprodukten. Die Schienenwege verbinden Würzburg über Schweinfurt nördlich mit Mellrichstadt (Meiningen) und östlich mit Bamberg und Hof (Leipzig); sie ziehn westlich nach Aschaffenburg (Frankfurt und Darmstadt), sowie nach Heidelberg-Mannheim, südlich nach Ansbach, Gunzenhausen, Ingolstadt (München) und nach Nürnberg-Regensburg-Passau.

Die mit jedem Jahr schattiger werdenden geschmackvollen Anlagen um die Stadt müssen für die theilweise sonnigen Wege nach den entferntern Belustigungsorten entschädigen. Zum nächsten Spaziergang ladet das auf der rechten Mainseite vor den theilweise eingefüllten Festungsgräben befindliche Glacis ein. Es ist seit 1819 in einen bescheidnen englischen Park verwandelt worden, mit hübschen Baumgruppen und verschiedenartigen, auch ausländischen Gesträuchen. Diese erquickende Anlage ist durch die im Entstehn begriffne großartige Ringstraße von der einen, durch den breiten, mit freundlichen Landhäusern und Wirthschaftsgärten besetzten Fahrweg von der andern Seite begrenzt.

In der ganzen Umgebung der Stadt liegen zahlreiche Weinberge, welche einen Flächenraum von 1200 ha Lands einnehmen, eine durchschnittliche Höhe von 440 Fuß (128,4 m) haben und den guten würzburger Wein liefern, dessen Ertrag in günstigen Jahren zu 5 Millionen M. geschätzt wird. An dem südlichen Abhang des Marienbergs, der sogenannten Leiste, kocht — nicht ohne Bedeutung — des Frankenlands bester Wein, der köstliche Leisten, während gegenüber an dem nach der Ortschaft Veitshöchheim a. M. sich hinziehenden

Steinberg der Steinwein wächst, als dessen Fortsetzung die gleich vorzüglichen Weinlagen Harfe und Schalksberg erscheinen.

Mainaufwärts von Würzburg befinden sich am linken Ufer Heidingsfeld mit schöner Eisenbahnbrücke, am rechten Randersacker, das wie das weiter entfernte Rödelsee, östlich von Kitzingen, zu den gerühmtesten Weinorten ganz Frankens gehört; unterhalb der Stadt ist vor allem das am Fuße einer reizenden Hügelreihe am linken Mainufer liegende, nahe Oberzell zu nennen, wegen der seit 1817 in den Räumen des ehemaligen Cisterzienserklosters von König und Bauer gegründeten, großartigen Maschinenfabrik, aus der die weltberühmten Schnellpressen für Buch- und Steindruck hervorgehn, die im alten und neuen Kontinent zu tausenden verbreitet sind, ja sogar nach Afrika und Australien ihren Weg gefunden haben. Etwas weiter abwärts am rechten Ufer liegt Veitshöchheim, wo der vortreffliche Wein dieses Namens wächst, und das des dortigen großen königlichen Hofgartens wegen ein Hauptvergnügungsplatz der Würzburger ist.

Ganz in der Nähe Würzburgs thront der Nikolausberg, der als unmittelbarer, überhöhender Nachbar des Marienbergs diesem militärisch stets sehr unangenehm war, einen prachtvollen Rundblick gestattet und die aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts herrührende, 1748—1792 neu erbaute, schöne und allbeliebte Wallfahrtskirche, das sogenannte „Käpele" trägt. Die Terrasse vor der Kirche bietet eine wahrhaft entzückende Aussicht auf die blinkenden Kuppeln der vieltürmigen Stadt, auf die Fluren des lieblichen Mainthals, umschlossen zu beiden Seiten von früher bewaldeten Höhen mit ihren kostbaren Weinerzeugnissen. Das Abendläuten der schon durch das Volkslied berühmten würzburger Glocken, von hier aus gehört, übt eine zauberhafte Wirkung auf das Gemüth. Der höchste Punkt des Nikolausbergs mißt 1135 Fuß (331,3 m) über dem Meeresspiegel. Die Fernsicht im Norden auf das Rhöngebirge (überragt von dem kolossalen Kulm des Kreuzbergs), auf den Dreistelz bei Brückenau, den Sodenberg bei Hammelburg und den Reussenberg bei Gemünden; im Nordosten und Osten auf die reichgesegneten Gelände Frankens, aus denen die Konstitutionssäule bei Gaibach (1825 zur Erinnerung an die 1818 von König Max I. dem Lande verliehne Verfassung errichtet) hervorleuchtet, sowie auf die Bergrücken des Steigerwalds, den Zabelstein bei Haßfurt u. s. w.; im Südosten auf die Gefilde Mittelfrankens und dem Zuge der Frankenberge folgend auf den Hohenlandsberg; gegen Süden auf den von zahlreichen Ortschaften besäten ochsenfurter Gau und nordwestlich auf die Höhen des unfernen Spessart — ist in der That großartig und überraschend!

12. Das bayerische Volk.

Adolf Erhard.

Frei nach Friedrich Wilhelm Walther (Manuskript) und Sigmund Riezler.

Im allgemeinen sind der Gemüthsart des Bayern (in allen Gauen) jene Eigenschaften des Deutschen überhaupt zuzusprechen, die ein geistreicher Schriftsteller angibt: Ausdauer, sinnreiches Wesen, Fröhlichkeit und Mannhaftigkeit.

Wie der Deutsche im allgemeinen, hat auch das bayerische Volk seine besondre Lust am Ausharren; es ist ihm Bedürfnis und Ehrensache, wo es immer sich anwenden läßt. Wenn der Deutsche mit eisernem Fleiß die Scholle bebaut, wenn er jede Beschwerde des Feldzugs erträgt und in der Schlacht bis auf den Tod kämpft: so sind diese Eigenschaften, welche ihn als Pflanzer und

als Kriegsmann bemerkenswerth machen, desselben Ursprungs mit einigen Fehlern, die ihn langjährigen Gebrauch allzu hoch achten und nur deshalb ständeweis in lästigen Verhältnissen geduldig verharren lassen, weil diese das Herkommen festgestellt hat.

Die sinnreiche Forschbegierde äußert sich als reine Lust an Abenteuern und treibt die unbedachtsame Jugend in die Ferne, während der gedankenvolle Reisende dieselbe Bahn aus ernstem Drang nach Wissenserweiterung betritt, oder der Landmann den alten Herd mit Weib und Kind verläßt, um auch einmal in der Fremde das Glück zu erproben; während daheim der Gewerbsmann jahrelang über neue Erfindungen auf seinem Arbeitsgebiete nachsinnt, der Gelehrte sich in zeitraubendes Studium dunkler Werke vertieft, und selbst Ungebildete öfter bei den Geheimnissen der Religion grübelnd verweilen.

Laut macht sich die Fröhlichkeit in unsern Gauen geltend, in der Freude an Lied, Musik, Tanz und Kirchweihspiel, an Lustbarkeiten aller Art. Weil er so fröhlichen Gemüths ist, eben deshalb erscheint der Bayer (wie alle Deutschen) auch so bieder, gastfrei und herzlich, haßt falsche Tücke und Hinterlist, wie alle frohgesinnten Menschen thun. Alle Fehler, die man ihm etwa vorhalten könnte, wie z. B. Unmäßigkeit und Mangel an Vorsicht, wiegt eine einzige Tugend reichlich auf — die Treuherzigkeit. Freilich wird davon im Lande nicht viel Aufhebens gemacht, weil sie sich eben von selbst versteht; wer aber längre Zeit unter den kalten und versteckten, oder listigen, oder leichtfertigen, oder rohen Bewohnern der Fremdländer zugebracht hat, der wird sich bewußt, daß Blick, Wort und Hände ihn nirgend so warm und wahr begrüßten als in der Heimat.

Entschiedne Tapferkeit wurde von jeher den Deutschen zuerkannt, sie ist aber auch bei andern Völkern in hohem Grade vorhanden. Doch die Mannhaftigkeit, von der hier gesprochen wird, ist etwas ganz andres. Ihr zufolge ist der Deutsche so treu, daß er selbst als Söldling, für Fremde fechtend, sein Gelübde bis zum äußersten erfüllt; ihr zufolge hält er auf Wort und Ehre, so theuer ihm das Leben ist, bewundert er das Große auch an dem Feind, ist er offen, unerschrocken, mitleidig und von tiefem Rechtsgefühle durchdrungen; liebt er endlich über alles die Freiheit, die er aber nicht in der Unordnung und Zügellosigkeit, sondern innerhalb der Gesetzesschranken sucht. Entgegengesetzte Wahrnehmungen der jüngsten Zeit betreffen nur einzelne Berufskreise, nicht aber die Masse des Volks.

Der Süddeutsche läßt in diesem Charakterbild, während gerade bei ihm die übrigen Züge, wie opferwillige Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland, an Kirchenthum und altes Herkommen, wie Sitteneinfalt, Treue und Herzlichkeit, heitrer Ernst, schlichter Verstand und hohe Männlichkeit, am stärksten hervortreten — lediglich das höhre Maß von Rührigkeit der Forschbegierde missen, welches den norddeutschen Stammbrüdern mehr eigen, oder doch durch Einflüsse verschiedner Art mehr entwickelt scheint.

Aber auch unter unsern süddeutschen Stammesgenossen waltet mannigfacher Zwiespalt der Art und Sitte. Mitten durch das heutige Bayern zieht die Scheide zwischen dem rheinisch-südwestlichen Deutschland (dem das Frankenland und die Rheinpfalz, sowie die schwäbischen Distrikte jenseits des Lech angehören) und der österreichisch-bayerischen Stammgruppe, welcher Altbayern (Ober- und Niederbayern, Oberpfalz und Regensburg) beizurechnen ist. Jeder von diesen Hauptzweigen spaltet sich in mehrere Schattierungen. —

Der Altbayer, seine und seines Bodens Kraft fühlend und stolz darauf, sowie auf den Ruhm seines Volks, erscheint besonders dem Fremden derb, ja

sogar grob, während er doch mehr gerade ist, spricht wie er denkt, oder schweigt, wo er es nicht der Mühe werth hält zu reden. In einzelnen Kraftsprüchen übertrifft er allerdings jedes andre Volk und thut sich oft mehr darauf zu gut als nothwendig wäre. Bei einem natürlichen Hang zum Spott, dieser Ursache der meisten Raufhändel, gewöhnt niemand zu scheuen und überall, wo er angreift, durchzugreifen, wird er beleidigend, ohne es sein zu wollen. Ehrlichkeit, Biederkeit und Einfachheit bilden sein glückliches Erbe. Er ist weicher im Gemüth, als man es bei der Rauhheit seiner Sitten vermuthen sollte und thut um gute Worte alles; die kleinste Mißhandlung jedoch empört ihn und er kann sehr boshaft werden, wenn man ihn reizt. Fremd und verhaßt sind ihm knechtische Unterwürfigkeit, Vielrednerei, süßliches und schmeichlerisches Wesen. Ungeachtet einer gewissen Vorliebe zur Zurückgezogenheit, geräth er gleichwohl, wenn er sich erheitert, leicht an die Grenzen erlaubter Lustigkeit. Er flucht und schwört in bester Laune, so häufig als man dies nur an der Themse hören kann, und neigt zum Trunke, wie verschiedne andre deutsche Stämme. Hier erfordert die Wahrheit zu sagen, daß der südliche Altbayer, weniger in den Bergen, weit mehr im Flachlande, leider auch an jener Rohheit theilnimmt, welche seit etwa einem Menschenalter in den ungebildeten Schichten des deutschen Volks beklagenswerthe Fortschritte macht. Fälschlich hat man die Neigung zu blutigen Gewaltthaten mit dem „furor teutonicus", der „deutschen Wuth", wie die alten Römer von unsern kräftigen Vorfahren berichteten, zu beschönigen gesucht. Eine Urwüchsigkeit, deren Träger nicht bloß in hell auflodernden Zorne einen armsdicken Pfahl ausreißen oder das im Griff feststehende Messer zücken, sondern auch nach durchdachtem Plan oft in erdrückender Mehrzahl harmlos Heimkehrende überfallen und tödten, darf jedoch keineswegs die feine Bezeichnung „Kraftadel" erhalten, sondern muß wieder mit Holz oder Eisen bestraft, oder doch in langjährigem Gefängnis gebändigt werden. Und so geschieht es denn auch, diesen wilden Ausschreitungen gegenüber.

Des Altbayern schwerer Wuchs und schweres Blut machen, daß er die Bequemlichkeit liebt und schon deshalb regrer Arbeit spottet; trotzdem hat er viel von leidenschaftlicher Art, die sich nur unter äußerlicher Ruhe verbirgt. Auf seinen geschlossnen Huben schon seit alter Zeit bis vor kurzem einen großen Wohlstand genießend, verhielt er sich bis in die jüngste Zeit etwas spröde gegen die Industrie; jedoch, wie man sich bei den Arbeiten des Holzschlagens oder in den großen Brauereien überzeugen kann, entwickelt der Altbayer am rechten Ort eine wuchtige Thätigkeit, die von einem bedeutenden Maß an Körperkraft getragen ist. In Bayern, dem Erzherzogthume und Inneröstereich sind die untern Klassen lange verhältnismäßig am wohlhabendsten in Deutschland gewesen, darum trifft man noch heute so viele frohe und kräftige Menschen unter ihnen. Hier wie bei den Schwaben begegnet man auch häufig seltsam gearteten, aber mit einem still grübelnden Fleiß und hervorragenden mechanischen Talenten ausgestatteten Männern, die ein kostbares Element für Industrie und Erfindungen bilden. Es sei hier nur an die Holzschnitzereien aller Art, an die Verfertigung von Saiteninstrumenten und an die technischen Verbesserungen der verschiednen Mühlwerke und im Bergbau erinnert. Der kernige Menschenschlag läßt also bei seiner körperlichen Kraft auch den innern Gehalt nicht vermissen. Wohl klebt der Altbayer, der zähen und starren Natur seines Stammes entsprechend, oft hartnäckig am Hergebrachten, aber er ist dafür im Erlernen beharrlich, in der Arbeit ausdauernd. Ueberblickt man die ganze Geschichte seines Stammes, so darf man im allgemeinen sagen, daß aus ihm weniger Forscher und Denker

als Dichter und Künstler, weniger bedeutende Staatsmänner als tapfre Kriegsführer und fromme Helden der Kirche hervorgegangen sind.

Besonders markig und eigenthümlich sind die südlichen Gebirgsbayern, voll herrlicher männlicher Schönheit, die man als reinstes Musterbild der Deutschheit aufstellen könnte: hochstämmige, kraftvolle Körper mit blühender Frische und Gutmüthigkeit im Gesichtsausdrucke. Unbefangner Freimuth, zutrauliche Offenheit, freudiger Natursinn, seltne Gastfreundschaft als Nachklang alten beglückenden Familienlebens sind in den Alpenthälern im reichsten Maße zu Hause. Wohl haben diese ursprünglichen Eigenschaften dort, wo zur bessern Jahreszeit der Fremdenverkehr mit seinen vielfältigen Anforderungen die Stille des Naturlebens mehr und mehr stört, starke Einbuße erlitten, wie überall, wenn sich verfeinerte Civilisation und echte Sitteneinfalt unvermittelt berühren; die Bewohner eignen sich ja gewöhnlich vorherrschend die schlimmen Seiten gesteigerten Lebensgenusses an und lernen rasch, sogar den kleinsten Dienst nur gegen reichlichen Entgelt zu leisten, so daß schon befürchtet ward, die männliche Bevölkerung werde sich in einzelnen Strichen allmählich zu Lohndienern, Sesselträgern, Blumenverkäufern u. s. w. verwandeln. Der wahre Naturfreund jedoch, welcher fernab der großen Heerstraße bedürfnisvoller und putzsüchtiger Menschen in entlegnen Thälern aufwärts dringt, der wird erfahren, daß nicht nur wie ehedem die Schneekronen unsrer Felsgebirge gleich lichten Diademen aus dem Wolkenblau herniederglänzen, sondern ihm auch noch unverdorbne Menschenherzen entgegenschlagen, treue deutsche Männerhände dargeboten werden.

Dem südlichen Gebirgsbayern verwandt ist der Waldler. Mehr im nahen Verkehr mit Wald und Vieh als mit Welt und Menschen, wird er in seinem rauhen Klima selbst rauh wie die Heimat, hart wie ihre Granitfelsen, scheu wie das Wild in den Wäldern und zeigt sich weniger reinlich denn der Viehzüchter des Oberlands. Doch sind an ihm Fleiß und Rührigkeit zu ehren, während Aufrichtigkeit und sittliche Stärke die Grundzüge seines Charakters bilden, seine Genügsamkeit aber und die Anhänglichkeit an Vorgesetzte besonders im Heere gewürdigt werden.

Mehr von der Stammesart abweichend, stellt sich der Oberpfälzer dar. Unergiebiger Boden, daher Armut spornen ihn zwar auch zu Fleiß, ja erhöhter Thätigkeit, haben jedoch im Lauf der Jahrhunderte unter dem Einfluß vielen politischen Unheils eine Neigung großgezogen, nicht nur fest zusammenzuhalten, sondern ebenso sich stets zur Geltung zu bringen.

Das Gemeinsame der Franken ist eine große Beweglichkeit, rasche Auffassung und Emsigkeit; weniger ernst vielleicht als der Schwabe und weniger zäh und ausdauernd als der Niedersachse zeigt der Franke einen gewissen, mittlern Sinn, ein Maßhalten und ein Talent für Formen, worauf seine vorzügliche Befähigung zur Kunstindustrie beruht. Sein klarer Blick, der ihn rasch die Nothwendigkeit der Unterordnung begreifen läßt, macht ihn zu einem guten Fabrikarbeiter, wie er denn überhaupt der gesellschaftlich entwickeltste und gewissermassen städtischste unter den deutschen Stämmen ist. Aufgeweckt, thätig, geschickt mit der Hand, zu einer genügenden allgemeinen Bildung voranstrebend, formgewandt und begabt zur Kunst — das ist der fränkische Charakter, wenn auch auf dem weiten Raum, den er einnimmt, bedeutende Schattierungen sich vorfinden.

Blicken wir zunächst auf die frühern Wenden. Vom Voigtlande und dem Fichtelgebirge bis an die Regnitz hin (über die nördlichste Partie des Frankenjura) und vereinzelt selbst bis nach Mittelfranken leben Bruchtheile wendischer Stämme; Sprache, Tracht, Art und Sitten, sogar die Gesichtsbildung sagen

dies so unwiderleglich, als die verbürgte Geschichte. Seit dem Jahre 630 n. Chr. hat das unermüdet ackerbaufleißige Völkchen die Gegenden kolonisiert und erst volle drei Jahrhunderte später das Christenthum angenommen. Karl der Große führte sächsische Kolonisten unter sie (an die Rednitz um Bamberg und Forchheim) und die Franken haben sie christianisiert. In ihren Tauf- und Begräbnisgebräuchen ist noch heute manches Slawische[1]) kenntlich. Diese Wenden sind rüstig, äußerst gutmüthig, häuslich und still; ihr Fleiß hat gewiß auch einigen Antheil an der Kultivierung der weiten Regnitzebnen genommen.

Dagegen ist die Bevölkerung in Oberfranken um das Fichtelgebirge, in Mittelfranken, dessen Name streng wissenschaftlich den Verhältnissen nicht entspricht, ungefähr ein Drittel bis zur Hälfte des Ganzen von bayerischer Abkunft, reiner im Eichstädtischen, mehr mit Franken gemischt im Nürnbergischen; immerhin ist der nürnberger Dialekt bayerisch, nur fränkisch angehaucht, nicht etwa umgekehrt. Bloß auf Verkennung dieser Thatsachen beruht die Behauptung, daß im Königreich Bayern mehr Franken als Bayern wohnen.

Der echt deutsche Charakter und hohe mittelalterlich-deutsche Geist der Stadt Nürnberg ist damit festgestellt, an deren Besetzung und Blüte das wendische Element völlig unbetheiligt erscheint. Hier hat sich fränkisches Bürgerleben innerhalb einzelner Familien noch bis auf die Gegenwart unverändert fortgeerbt und wird sich hoffentlich durch die riesig anschwellende Arbeiterbevölkerung, noch vermehrt durch die Nähe Fürths, nicht ganz unterdrücken lassen. Die Biederkeit und Sittenstrenge, Einfachheit und Reinlichkeit, die Ordnungsliebe, das gemüthlich stille Familienleben, die Sonntagsfeier u. dgl. mußte man vor etwa 50 Jahren in dieser Stadt selbst nachgefühlt haben, wenn man ein lebhaftes Bild jener fernen Zeit gewinnen wollte. Welche Männer, welche Erfindungen verdanken Deutschland und die Welt dieser einen Stadt! — Mit Recht hieß sie einst der glänzendste Edelstein des Reichs, der Mittelpunkt des Völkerverkehrs und der Sammelplatz der Künste und Gewerbe. Feuerschloß und Taschenuhren, Drahtziehen und Bereiten des Messings, Windbüchsen und Metallpressen sind — unter anderm — nur allein die großen Erfindungen aus Nürnberg, welche mehr oder minder auf Kriegswesen Bezug haben.

Von diesen zuletzt geschilderten gemischten Franken sind die Bewohner des mittelfränkischen Kreises und hier wieder zunächst jene von Ansbachs weitrer Umgebung bis gegen Beilngries hin, als besonders nüchterne, willige und verlässige Soldaten bekannt. Daß in neuerer Zeit gerichtliche Verhandlungen vermehrte Ausnahmen von dem gezeichneten soliden Charakter der gemischten Franken aufweisen, ändert vorerst noch nichts an dem Gesammturtheile.

Ungemischte Franken (Ost- und Rheinfranken) finden wir erst im Würzburgischen und in der Pfalz. Der Ostfranke ist lebendig, redselig, geschickt und arbeitsam; er hält sehr auf äußre Anerkennung und ist daher gegen die Ehre, gelobt zu werden, nicht gleichgültig. Insbesondre sind die Rhönbewohner ein schöner, schlanker Menschenschlag, dem nur die üble Sitte des Brantweintrinkens an Körperkraft und Lebensdauer Eintrag thut. Freilich trägt dazu auch die große Armut bei, welche hier wie in mehreren Strichen des Spessarts (zeitweise auch im entfernten Voigtlande) herrscht.

Unter allen deutschen Stämmen steht nach Art, Sitte und Sprache keiner dem bayerischen näher als der schwäbische, so daß, wer die bayerische Heimat

---

[1]) Alle germanischen Stämme gebrauchten für sämmtliche Slawen den Namen Wenden oder Winden, und dieser ging von den Germanen auf die Römer über; die Slawen selbst nannten sich nie so.

verläßt, nirgend reichre Anklänge an sie findet, als bei dem Nachbarn im Westen. Die Schwaben und Bayern sind die eigentlichen Süddeutschen, zu deren charakteristischen Eigenthümlichkeiten es gehört, ihr Empfindungsleben im Gesang zu äußern, weshalb auch der Süden unsers deutschen Vaterlandes reicher an Liedern ist, denn die nördlichen Länder. Die Schwaben besitzen nicht die Raschheit und allgemeine Brauchbarkeit der Franken, aber wenn sie etwas ergreifen, so erfassen sie ihre Aufgabe wohl noch ernster und tiefer. In ihren Bevölkerungsschichten liegt gleichsam Gold und Kupfer, während in Franken das mittlere Silber vorwiegt. Der schwäbische Fleiß ist bekannt genug: nirgend kann man so viele durch harte Arbeit verknotete Gestalten sehen wie in Schwaben. Die bayerischen Lechschwaben, um die es sich hier zunächst handelt, sind lebhaft, munter, gesprächig und besitzen bei ungemein reger Einbildungskraft viel Geschicklichkeit und Talent. Ihre häusliche Lebensart trägt durchaus das Gepräge der Genügsamkeit, obgleich sich bei Volksfesten gerne Aufwand und Prachtliebe kund gibt. Auch besitzt der Schwabe bei aller Gutmüthigkeit kaum weniger Rechthaberei als der Franke, dazu Härte und oft derbe Formen. Auf dem Schlachtfelde ist er als ein sehr tapfrer, aber in den Quartieren, wenigstens während frührer Kriege, ebenso anspruchsvoller Soldat bekannt geworden.

Für jeden Fortschritt vor allen empfänglich zeigt sich der Pfälzer (Rheinfranke), er ist frisch und verständig, ein Glückskind von Natur, ein Unglückskind durch seine Geschichte. Ein hoher Grad praktischen Sinns und vielfache Anstelligkeit, dann eine Rührigkeit, welche hie und da an französisches Wesen mahnt, müssen ihm zugestanden werden. Dabei hat man jedoch den dicken topographischen und ethnographischen[1] Strich zu beachten, welcher den Vorhöhen der Vogesen gleichlaufend, das pfälzische Volk in zwei Hauptgruppen theilt. In den rauhen Bergen des Westrich wohnt nämlich ein weniger entwickelter, schwächrer Menschenschlag, dessen durchschnittliche Armut sich auch im Kriegsdienst manchmal in geringern physischen Leistungen bemerklich macht, als in der goldnen Aue der Vorderpfalz, obwohl sogar hier die starke Kopfzahl auf engem Raume die Einzelnen zu unablässigem Schaffen zwingt und nicht selten einen Spekulationsgeist wach rufen muß, der kaum Grenzen kennt. Daß der Pfälzer an politischer Entwicklung allen Einwohnern des diesseitigen Bayern infolge seiner ihm lange verbliebnen eignen Gesetze und Einrichtungen voransteht, ist — wenn überhaupt einmal wahr gewesen — jetzt jedenfalls nicht mehr richtig. Etwas Anmaßung und keckes, vorlautes Wesen dürften schließlich als Schattenseiten den schönen Zügen des Bildes angefügt werden. Eine früher unbekannte Rohheit und Neigung zu Gesetzesüberschreitungen unter den jungen Leuten wird auch in der Pfalz neuestens von den Eingesessnen selbst zugestanden. —

Die deutsche Sprache im engern Sinne zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, die oberdeutsche und die niederdeutsche; die erstre ist in Bayern die herrschende und wird in vier Mundarten gesprochen: der schwäbischen, der fränkischen, der pfälzischen und der bayerischen, wobei die oberpfälzische noch eine Abart der letztern ist.

Zur Vergleichung folgen einzelne Dialektproben.[2])

---

[1]) Topographie ist Orts-, Ethnographie Volksbeschreibung; die topographischen Unterschiede beziehen sich daher auf Gewässer, Berge, Wälder, angebaute Plätze und Wege, die ethnographischen auf Sprache, Sitten, Gebräuche, Lebensweise, Tracht, Religion und Regierungsform.

[2]) Dieselben sind Michael Geistbecks „Königreich Bayern in geographisch-statistischer Beziehung" entlehnt.

Bayerische Mundart.

Der künstliche Schuß.

'n vastarbma Hean Graf'n habt's ja kennt? is gar a brava Hea g'wes'n und a Hauptjaga. Wann ar abar in da G'söischaft g'sess'n is, so hat a scho oft aufg'schnid'n, daß 's z'an Greiff'n g'wes'n is. Amai hat a g'sagt, an Tag vorhea het ar an Rehbock mit oan Schus durch'n lingg'n hintan Lauf und durch'n recht'n Lusa g'schoss'n. „A, a!" hamt alle zamg'schrian, „dös kon ja do nid sei! Hea Graf, aba heit lass'ns uns widar alauff'n." — „Na, g'wis is war", hat'n Graf'n sei Leibjaga g'sagt, der hinta sein Sess'l g'stand'n is. „G'wes'n is a so: grad wia da Hea Graf züit hat, hat da Rehbock 'n Kopf z'ruckdrat und hat se mit'n lingg'n Hintalauff hinta'n Lusa krazt und a so hat da Schus alle zwoa troff'n." — „Ja, iatz is z' begreiff'n", hamt d' Hean g'sagt. Wia aba nacha da Graf mit'n Jaga hoamganga is, hat eam dea im Vatrau'n g'sagt: „Graf Gna'n, se, wann s' widar amai aufschneid'n, gäins, dan s' nimma so weit aus anada liagn; heit het i's baid nimma z'amm bracht."

Oberpfälzische Mundart.

Der Schmied von Mitterbach.

Wei da Schmied vo Mitterba g'staorb'n is g'west, is a z'east füe d' Himmel Tüe kema und hot aklopft. „Wer is daßt?" — „Da Schmied vo Mitterba." — „Gal", sagt da hali Pedruß, „du hast'n Himmel net g'wunschen und eitza mechst dennert eni: geih no furt, es wiad da net g'ta." Da Schmied: „Lau mi sched eni scha, das i a waes, wei's en af Himmel is, nachet gei wi scho." Da hali Pedruß macht Tüe a wengel af, Schnapps wiaft da Schmied sa Schurzfell våra eni und springt nachi und setzt si draf. „Eitza", sagt a, „sitzi af mein Guat, — a Schelm, dea mi abi tuet."

Und wal's en Himmel kaen Schelm git, so is da Schmied vo Mitterba drin bliben.

Fränkische Mundart.

Der Maulaffe.

e Mal get e Bauer nei die Stadt Wizbrgh und will sie in em Kramlan eppes keff. Da kimt er a vorn Ladn von e Putzmachere, un blet sten und betracht die War, die da drin it, und sit's vor a Wundr a. Endli fregt er die Fra, wo drine sitzt, was da fel git. „Giaffm" segt die Fra. „No", segt der Bauer, „da möt 'r scho vil verkefft ha, weil nor mer ener da sitzt."

Schwäbische Mundart.

Die Gotteszähren.

e' Maul isch 's Jakele uff Rom ganga gewalfarta, ond wie er en's Welschland isch komma, dau hat mer em en guata Wei fürg'setzt. Er hot aber no seir Lebtag kain Wei tronka ghätt ond hätt gera g'wißt, was iatz des ischt, des em iatz dau so guat gschmeckt. Dar Wirt hat 's wohl g'merkt, was er für 'n Gast hat, ond sait: des send Godszera. Dau hat 's Jakele d' Augan auffghebt geg'em Himmel: du lieber Gott, sait er, warom hascht et au en euser Land ghainat?

Pfälzische Mundart.

Das Weinland.

Das Lännel isch 'n Paradis,
was Bäm so viel, was Rewe!
Wu isch ach 's Obs, der Most so sis?
Wu isch deß herrlich Lewe?

Unn ach die Aussicht wu mer hott,
m'r braucht nit houch ze staige;
sickt's Reiland naus, du grouser Gott —
's isch gar nix ze verglaiche!

Ach hott's so arch geschaide Lait,
unn Haiser wi di Schlesser;
unn isch ens her ach noch so wait —
gefallt's em dou doch besser.

Unn zickt's sei Gechend dere vor,
mächt's numme dumme Spässel.
Dann 's isch unn isch unn isch nit wor —
wer's glåbt, der isch 'n Essel!

Diese verschiednen Stämme sind nun länger denn zwei Menschenalter glücklich zu einem Volke vereinigt, dessen Mittelpunkt das altbayerische ward. Der feingesellige Franke, der biedre Schwabe und der bewegliche Pfälzer finden sich heimisch unter den derben, redlichen Altbayern und erkennen sich gegenseitig als gleichberechtigte Brüder. So ist dem geschichtlich ehrwürdigen Stammvolke der Baioarier, das seit mehr als dreizehn Jahrhunderten (länger als das Römerreich währte!) zwischen der Salzach und dem Lech wohnt, die Auszeichnung zu theil geworden, als Kern des Staats alle übrigen Stämme um sich gereiht zu sehen. Der neueste Geschichtschreiber Bayerns schlägt die Seelenzahl des bayerischen Stammes heute in runder Schätzung auf etwa 9 bis 10 Millionen an, von denen nahezu $2^1/_2$ Millionen im Königreich Bayern, alle übrigen in der österreichisch-ungarischen Monarchie leben. Unter allen deutschen Stämmen gibt der bayerische allein einem Staate den Namen, der wenigstens die ältesten Gaue der Stammlande zum größern Theil umschließt, und in dessen Bevölkerungszahl der namengebende Stamm das Uebergewicht hat. Von den fünf Haupt-Völkervereinigungen der alten Deutschen: Sachsen, Franken, Alemannen (Schwaben), Thüringern (Ostfranken) und Baioariern sind die letztern allein ungemischt geblieben. Fast sieben Jahrhunderte seiner Geschichte hat der bayerische Stamm, eins in Sprache, Recht und Sitte, im ältesten Nationalherzogthum auch eine politische Einheit gebildet, länger als andre deutsche Stämme der Zersplittrung widerstehend. Unter Kaiser Ludwig dem Bayer erstreckte sich dessen Hausmacht jenseits des Alpenschnees von der Lombardei bis an die Ufer der Elbe und Oder und hart an die Ostsee, und zog ihre Grenzen von den böhmischen Waldbergen bis zum Rhein und diesem entlang, in Holland und an der Nordsee ihre Marksteine setzend. Ein Herrschergeschlecht breitet schützend seine Hand über Bayern, das — wie vermuthet wird — tausendjährigen Ursprungs, jedenfalls aber seit acht Jahrhunderten in seinen Stammtafeln ununterbrochen nachweisbar ist. Seit dem Hoftage zu Altenburg in Thüringen am 16. September 1180, wo Otto von Wittelsbach die Herzogsfahne erhielt, blieb Bayern wittelsbachisch für immer! In wenig Monden werden 700 Jahre abgelaufen sein, daß Fürst und Volk in den verschiedensten

Stürmen der Zeit unauflöslich zu einander standen. Wo bieten sich hierfür Vergleiche in Deutschland, in Europa? — — Das bayerische Volk hat allezeit gefühlt, obwohl manchmal nicht ganz klar erkannt, welche hohe Bestimmung ihm innewohnt. Es ist echt deutsch und kernhaft und trotzdem, daß es, obschon nie der Lorbern, doch nur zu oft der Früchte seiner Siege beraubt wurde, seine wichtigsten Außenwerke verlor, unerschrocken aufrecht geblieben. Seit einem Jahrtausend in offnem oder heimlichem Kampfe mit der Uebermacht, mehr noch im Frieden als im Kriege bedroht, gleichwohl, weil keine Mauer fester als die treue Brust tapfrer Männer, unzerstört, erhob sich dasselbe jederzeit neuerdings in freudigster Zuversicht. Früh hat die Entwicklung der deutschen Geschichte darauf hingedrängt die Stammesbande zu lockern, die Nationalität zu festigen. Noch kräftiger und erfolgreicher strebt nach dem letztern Ziele auch die neuere deutsche Entwicklung, und nicht nur hiermit, sondern mit allgemeinern Gründen, vor allem mit dem ungeheuren Aufschwunge des Verkehrs hängt es dann ferner zusammen, wenn das Stammesleben mehr und mehr verflacht und in den Hintergrund gedrängt wird. Nirgend jedoch ist die Entwicklung nach diesen Richtungen langsamer vorgeschritten als in Bayern, nirgend stellen sich ihr zähere Stammessitte, herbere Abgeschlossenheit und Selbstgenügsamkeit des Stammesbewußtseins entgegen. Dieses Verhalten hat jedoch seine tiefinnerste geschichtliche Begründung und wird daher nur mit Unrecht getadelt. Ließe sich denn nicht denken, daß Stammes- und Nationalitätsgefühl, Liebe zur engern Heimat und zum großen Muttervolke und Gesammtreiche einträchtig neben einander gedeihen, eine die andre hebend und fördernd, alle Gegensätze, obschon nicht beseitigend, so doch ausgleichend und versöhnend? —

Das Wesentlichste bei der Betrachtung der kriegerischen Hilfsmittel eines Staats ist und bleibt immer der Mensch nach Zahl und Charakter, dieses Verhältnis bedingt die militärische Bedeutung und Brauchbarkeit eines Volks. Hierin aber steht Bayern, ohne alles Selbstlob darf es gesagt werden, die Heimat eines tüchtigen, mannhaften Geschlechts, oben an. Was zwar Volkszahl anlangt, ordnet es sich hinunter zu den Staaten zweiten Rangs in Europa, selbst in Deutschland; was jedoch den Charakter unsers Volks betrifft, so stellt sich dadurch die Selbständigkeit und innre Kraft unsers engern Vaterlands völlig gesichert dar, vor allem jetzt, wo es als einer der festesten und als der zweitmächtigste der Grundsteine in den Neubau des großen deutschen Reichs untrennbar eingefügt ist.

Schon seit den ältesten Tagen sind unsers markvollen Lands Geschichten reich an Zügen der Heldenkraft des Volks. Allein ein vaterländisches Kriegsheer unter eingebornen Führern, wohlbewaffnet, geordnet, geübt und vor allem streng discipliniert, wie es dem Geiste der höhern Kriegskunst entspricht, wird doch weit Größres leisten als die weniger organisierten Bürgerscharen oder die Züge von Reisigen frührer Jahrhunderte. Als die Zeiten gekommen waren, wo anfänglich theilweise, später völlig das Volk wieder das Heer bilden sollte, gleichwie im Beginn der deutschen Geschichte, da konnte es gar nicht schwer fallen, den so kräftigen Stamm der Bayern in eine tüchtige Armee einzurahmen. Diese Thaten des bewaffneten Volks selbst, des einheimischen Heeres nämlich, gehören dem ganzen Volke an, sie sind dessen Stolz und füllen die ruhmwürdigsten Blätter seiner Geschichte. Von den Küsten Aegyptens bis in das Flammenmeer Moskaus, von Accon und Jerusalem bis an die Dünen Hollands hat der Erdboden viel Bayernblut getrunken, ist selten ein Volk, mit dem der Bayer nicht gefochten, sind wenig große Tage gewesen, die er nicht theilte. Seit der Bildung stehender Heere zogen die Bayern bis Lüttich und Genua,

Spanien und Kandia mit; aber den höchsten Glanz kriegerischer Ehren verlieh das 19. Jahrhundert ihren Fahnen. In dem feldzugsreichen Jahrzehnt von 1805—1815, dann in den beispiellosen deutschen Kriegserfolgen von 1870 und 1871, während welcher sich auch Bayerns Heer seinen Ruhmesantheil blutig errungen, haben ihm zur rechten Stunde die rechten Führer nicht gefehlt; deren Namen sind unvertilgbar eingegraben in die Tafeln der deutschen Geschichte, in die Erinnerung des dankbaren Volks.

Unter allen Verhältnissen des Kriegs gilt es als unumstößlicher Grundsatz, daß der Mensch die Hauptsache, daß es der Geist ist, der lebendig erhält, der schafft und wirkt. Jedes Blatt der Kriegsgeschichte lehrt, daß die Form nur hie und da entscheidet, ja daß sie sogar am eigentlichen Kampfplatze zurücktritt, wenn man nur sonst nicht gegen alle Grundsätze der Kriegskunst fehlt. Vor allem das moralische Element, die moralische Tüchtigkeit des Soldaten, welche sich kund thun in eiserner Disciplin überhaupt, wie in der Feuerdisciplin im besondern, sie sind es, welche im Gefechte den Ausschlag geben, sei es im freien Felde, sei es in der Verschanzung. Da wo das moralische Element — Vaterlandsliebe und Feuerzucht — am größten, da ist der Sieg! Und wirklich, bei so nachhaltigem, bei so gediegnem Stoffe an Land und Volk, wie wir diesen in Bayern treffen, ein richtiges politisches Ziel, eine bestimmte, streng verlangte Aufgabe und wahrhaft überlegne Naturen an der Spitze des Heeres — welche Erfolge erblicken wir jedesmal! Was vergliche sich auch dem Vereine des höchsten Waffenruhms mit der edelsten Charakterbildung? Waffen und Charakter, Können und Wissen, hier liegen die Hebel in der Welt, um die Welt zu bewegen.

Eine Macht zweiten Rangs, ein Binnenstaat zwischen Mächtigern, die ihn hauptsächlich nach seinen Leistungen werthen, hat keinen bessern Schild, als die Wehrkraft und die Volksbildung. Besonders die Armee und ihre Zierden sind die Freude, die Liebe, der unaufhörliche Gedanke jedes wahren Vaterlandsfreundes, und gottlob heute wieder mehr als je; vorübergehnde Begriffsverwirrungen konnten daran auf die Dauer nichts ändern. Und welche schöne Zukunft erblüht hinfort dem Heere Bayerns, da nun seine weiß und blau gewecken Fahnen einträchtig unter dem deutschen Heeresbanner im vereinten Lager wehen, umgeben von den Feldzeichen mit dem preußischen Adler, der sächsischen Raute, dem württembergischen Hirsch, dem hessischen Löwen u. s. w.! Die deutschen Armeekorps kennen fortan nur mehr den edeln Wetteifer, wer nach der tüchtigsten Friedensvorbildung einst auf dem Schlachtfelde zuerst an den Feind herankömmt, wer seine Stellung am hartnäckigsten hält, wer seinen tapfern Brüdern in der ersten Linie die rascheste Unterstützung bringt, wessen Bataillone, Regimenter und Brigaden da am längsten im Laufschritt ausdauern, am geschlossensten und kampffähigsten herbeieilen. In dieser Weise die Stammeseigenthümlichkeit erfaßt, wird sie uns nur von Nutzen und sogar als kriegerische Eifersucht erlaubt sein.

c. Bilder aus der Fremde.

aa. Europa.

1. Die südrussische Steppe.

Heinrich Stahl nach Georg Kohl.

Je weiter man von den fruchtbaren kiewschen, podolischen und ukrainischen Gegenden zum schwarzen Meere hinabsteigt, desto mehr nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens und damit der Ackerbau ab. Der schwarze, $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Meter tiefe Humus ist freilich hier noch immer zu finden, aber weil die Wälder fehlen, sind auch Aecker und Gärten zu wenig geschützt, und es wird nach und nach alles umher ein bloßes Hirtenland. Der ganze Distrikt ist äußerst einförmig. Man rollt mit flüchtigen Pferden immer flink vorwärts und glaubt doch nicht von der Stelle zu kommen. Man ist wie verzaubert. Immer vor und weiter, und doch bleibt rings umher alles dasselbe und immer dasselbe. Nur hin und wieder bilden die Durrinas, niedrige Buschpartien aus Schlehen, Weißdorn, Hagebutten und Brombeeren, einige Abwechselung.

Der Kleinrusse unterscheidet in der Steppe das Gebiet der „Trawa“ — des Rasens, und das Gebiet des „Burian“ — der struppigen, hochaufschießenden Kräuter, die wegen ihres holzigen Stengels keine Nahrung für die Steppenherden bieten und höchstens als Brennmaterial dienen.

Die Trawa zeigen auf viele hundert Meilen ununterbrochen Halm an Halm. Unter diesen bildet das Federgras (Seidenkraut) die Hauptpflanze. Gleich nach der Blüte streckt es seine langen, zart gefiederten Grannen aus den Aehren heraus, sich weit über die Büschel schmaler, dürrer Grasblätter erhebend.

So sehr eine grüne Wiese dem Auge wohlthut, so sehr ermüden diese weiten, unermeßlichen Grasfelder. Zwar ist das Grün eine schöne Farbe, aber ein ewiges Grün übersättigt. So ist's hier.

Uebrigens liefern die Trawa — und das bleibt doch immer die Hauptsache — wilden und zahmen Thieren hinreichende Nahrung. Ueberall im Grase schlüpft das Süßlik, ein allerliebstes, zierliches und bewegliches kleines Nagethier, das ganz einem jungen Häschen gliche, wenn man diesem die Ohren beschnitte und den Schwanz etwas verlängerte. Die Trockenheit und der weiche Boden der Steppe, sowie die vielen auf ihr wachsenden Zwiebelgewächse sagen ihm besonders zu und lassen es hier in solcher Menge gedeihen, das man meilenweit hinfährt und jeder Blick ins Gras auf ein Süßlik trifft, auf eins, wie es in sein Nest schlüpft, auf ein andres, wie es vor seiner Höhle sitzt, neugierig sich umschauend, auf ein drittes, wie es im Grase manierlich frißt.

Die Pferde der Steppe sind von mausefahler Farbe, dichtem Haar und großem Kopf. Mit größter Schnelligkeit jagen sie unter der Anführung des muthigsten Hengstes im weiten Bogen über die unabsehbaren Ebnen, die angenehmsten und gesundesten Grasplätze ausspähend. Ohne einen besondern Wohnplatz, ohne ein Schutzdach, außer dem Gewölbe des Himmels, athmen sie fortwährend eine reine Luft und werden dadurch stärker, kräftiger und leichter als die gezähmten Reit- und Ackerpferde. Völlig frei und ohne Aufsicht, wie

man mitunter wähnt, leben diesen Herden übrigens nicht. Sie vor dem Verlaufen über das Gutsgebiet zu bewahren, den Pferdedieben abzujagen, und Acker, Feld und Garten andrer Steppenherren vor ihnen zu behüten ist die Aufgabe des Tabuntschiks. Ein schweres Amt! Er muß Tag für Tag auf seinem schnellen Pferde hausen, das sein Stuhl, sein Speisetisch, sein Divan, sein Bett, sein alles ist. Die Gewohnheit thut Unglaubliches. Regen und Schnee, Hitze und Kälte verträgt ein solcher Tabuntschik gleich gut; er besitzt eine Haut, die bei Regengüssen, wo kein Tropfen sie verfehlt, den Wasserabfluß duldet wie eine marmorne Bildsäule, und eine Lunge, die den nächtlichen Thauhauch des Grases und den glühenden Athem des Sirocco gleich erquicklich findet. Freilich sieht ein solcher Steppensohn etwas anders aus als ein moderner Stutzer. Hosen von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, ein Collet von demselben Stoff mit einwärts gekehrten Haaren, beides zusammengehalten von einem ledernen Riemen, der drei- bis viermal um den Leib gewunden ist, und darüber die bei allen Hirten gebräuchliche Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel mit weißer Kapuze, die bloß für Augen, Mund und Nase eine Oeffnung läßt — das ist seine Kleidung. Dazu kommt die drei Klafter lange Peitsche (Harabak), der Lasso, ein zehn bis funfzehn Meter langer Strick, und die über ein Meter lange Wolfskeule. Letztere ist des Tabuntschiks Hauptwaffe, die er mit bewundernswerther Geschicklichkeit zu handhaben versteht. Je nach Umständen schlägt er damit oder wirft sie aus der Ferne, und weiß ihren eisernen Knopf so geschickt den Wölfen durch den Kopf zu jagen, wie ein tiroler Schütze seine Büchsenkugel. Es fehlt ihm dazu nun auch gerade nicht an Gelegenheit und Uebung.

Im Frühjahr, wo die Wölfe aus dem unwirtlichen Winter den größten Hunger mitbringen, sind die Kämpfe zwischen Wolf und Pferd sehr häufig und bedeutend. Am hellen Tage wagen die Räuber keinen Angriff; bei Nacht aber geschieht es wohl, daß ein Rudel Wölfe mitten unter den Tabun geräth. Die zunächst angegriffnen Pferde, welche die Wölfe rasen und ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Hengste, Wallache, und Stuten herbei und setzen gerade auf die Wölfe ein. Diese werden dann durch den ersten wüthenden Angriff der Pferde, den sie selber aufregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indes geht das Geschrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun drängt sich im Sturmlauf der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl stark, und peinigt sie der Hunger, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da wieder und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selber noch nicht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohte. Die Mutter geräth außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald sitzen auch ihr ein paar hungrige Rachen an der Kehle und legen sie in den Rasen. Aber nun säumen auch die Pferde nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten mit den Wallachen bilden einen Kreis, der aber nicht so starr und mit den Vorderfüßen eingewurzelt dasteht, wie ihn unsre Bilderbücher darstellen. Auf diesen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten sich vor den Hinterhufen der Pferde, und das schlimmste, was ihnen begegnen kann, ist, daß sie sich den Gedanken an Füllenfleisch aus dem Sinn schlagen müssen. In der Wirklichkeit büßen sie ihre Lust gewöhnlich schwerer.

Die Pferde setzen wie eine bewegliche Phalanx scharf auf die Wölfe ein und machen manchem von ihnen das verwünschte Augenleuchten vergehn; denn sie wollen sich nicht nur vertheidigen, sondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengste gehn nicht mit in jenes Carré, sondern bleiben draußen und umtoben es schnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherren, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo sie den Wolf im Grase schleichen sehen, da springen sie gegen ihn ein und schlagen ihn mit den Vorderfüßen nieder. Oft genügt dazu ein Schlag; ist der Wolf nur betäubt, so packt ihn der Hengst ohne Umstände mit den Zähnen im Nacken und schleudert ihn durchs Gras den Stuten zu, die ihm alsdann den Pelz so gerben, daß auch nicht ein Knochen darin ganz bleibt.

Diese großen Schlachten der Wölfe und Pferde entspinnen sich jedoch nur selten und immer gegen den Willen des Wolfes, denn seine Kampfführung besteht mehr in einem immerwährenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in seinem Plane, und Ueberlistung ist seine Hauptkunst. Er verfährt dabei nicht weniger schlau, als Meister Reineke. Ganz leise und vorsichtig kommt er durchs hohe Gras hergeschlichen, und zwar gegen den Wind, denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden sein Geruch ist. Er spioniert die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er nun auch eine Stute, die mit ihrem kleinen, zierlichen Füllen etwas abgesondert weidet. Wohl hütet er sich jedoch, sogleich spornstreichs hervorzubrechen; er fällt nicht mit der Thür ins Haus. Leise und allmählich nähert er sich dem Füllen, dessen Manieren er sogar in aller Unschuld nachahmt. Wenn sich das müde Junge ins Gras niederlegt, streckt er sich auch nieder und thut ganz unbefangen. Indes wittert doch die Mutter etwas unheimliches im Grase, erschrickt und springt auf. Der Wolf legt wie ein Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichsten Augen von der Welt und wedelt mit dem Schwanze. Der Erfolg dieser Manövers ist verschieden. Ist die Alte täppisch und läuft unvorsichtig darauf zu, so springt er ihr im nu an den Hals, reißt ihr die Schreigurgel aus der Kehle und läuft mit dem Jungen davon. Zuweilen ist aber die Alte eben so vorsichtig als wüthend, macht Lärm und schlägt mit einigen herbeieilenden Schwestern den Wolf auf der Stelle in die Flucht. Nicht selten ist die Mutter weder wüthend noch täppisch, sondern bloß dumm und denkt, wenn sie den schwanzwedelnden Wolf angesehen hat, es sei wohl eine friedliche Hundeseele, wie ihrer eben so viele als Wölfe in der Steppe herumschweifen, weidet ein wenig mit dem Füllen auf der Seite und hegt keinen Argwohn. In diesem Falle siegt der Wolf wieder auf andre Weise. Will die Stute sich nicht vollkommen beruhigen, so zieht er sich ein wenig zurück, als wollte er nichts mit ihr zu thun haben und ihr das freieste Feld lassen, kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt sich auf einer Stelle nieder, wo ein direkter Weg zum Füllen führt, das indes müde geworden ist und wie ein Lämmchen im Grase liegt. Der Wolf wacht bedeutend. Er könnte es schon längst erschnappen; aber es liegt ihm nicht bloß am Fange, sondern auch am ruhigen Heimbringen und Verzehren, und dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unausgesetzt er auf das Junge schaut, so scharf horcht er auf die Stute, die er vor allen Wermut- und Königskerzenstauden längst nicht mehr sehen kann, denn sie ging indes weidend und milchreiche Kräuter suchend weiter und immer weiter. Auf einmal horch! welches Strampeln und Schnauben! der Wolf sitzt an der Kehle des kleinen, niedlichen Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen, wie schnell er ein solches Thierchen zerlegt. Oft

bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien und der Wolf verzehrt es in aller Stille. —

Das Steppenrind ist groß, hochbeinig, langohrig und durchweg silbergrau oder weiß gefärbt. Die Steppenherren halten große Herden von hundert bis fünfhundert Stück Hornvieh jeden Alters, und diese machen einen Hauptreichthum des Gutsbesitzers aus, da die Ochsen noch leichter in Geld umgesetzt werden können als die Pferde. Auch ihnen sind die Wölfe gefährlich, doch haben diese einen gewaltigen Respekt vor der unbändigen Kraft des Stiers. In eine Herde von lauter großen Ochsen wagt sich ein Wolf noch weniger, als in die Mitte eines Tabuns; höchstens schleicht er derselben nach, um einen lahmen oder kranken Ochsen, welcher dem Haufen nachhinkt, wegzufangen. — Die Schafe sind hier wie überall dumme Thiere und folgen darum den geistig weit überlegnen Ziegen bei der Weide auf Weg und Steg getreulich nach.

Das Hüten, Bewachen und Einfangen der zahlreichen Pferde-, Rinder- und Schafherden ist die Hauptbeschäftigung der Steppenbewohner. Zwar treiben sie auch Ackerbau, aber doch nur wenig; mehr Sorgfalt schon wenden sie auf die Gärten, welche sie Baschtans nennen. In diesen ziehen sie vor allem die Arbuse (Wassermelone), die Lieblingsfrucht von ganz Südrußland. Diese treffliche, äußerst saftreiche Fruchtgattung scheint die Natur eigens für die Steppen erschaffen zu haben; denn die Arbusen gerathen in den wüsten, trocknen Steppen am besten und ziehen gerade in den trockensten Jahren mittels ihrer magern und dünnen Stiele und Wurzeln ihre süßesten und erquicklichsten Säfte zusammen. Sie werden in dem ganzen Steppensüden so groß, saftig und süß, daß sie als Ersatz für gutes Quellwasser gelten können. Jeder liebt und ißt sie, regelmäßig erscheinen sie auf der Tafel des Vornehmen, wie bei dem kärglichen Mahle des Armen. Viele Leute essen des Morgens Arbusen, wie wir Kaffe trinken; bei jedem Mittagessen steht ihnen anstatt der Wasserflasche eine Arbuse zur Seite, in die sie zu ihrem Speck und Brot von Zeit zu Zeit einbeißen, und wenn jemand in den Steppen über Land fährt, so wird er gewiß nicht vergessen, sich ein paar Arbusen in den Wagen werfen zu lassen, die vor den gläsernen Wasserflaschen den Vortheil haben, daß sie nicht zerbrechen.

Auch die gewöhnlichen Melonen werden in den Baschtans in großer Menge gezogen; doch gelangen sie nicht zu der Güte der Arbusen. — Zahllos sind die mannigfaltigen Arten der Kürbisse; nirgends sieht man sie in solcher Größe und von so sonderbaren Formen, wie hier. Nach den Kürbissen sind die Gurken zu nennen, welche in allen russischen Haushaltungen, und nicht bloß im Süden, eine sehr große Rolle spielen. —

Eine der größten Plagen für Gärten und Felder der Steppen sind die Heuschrecken, die zwar nicht alle Jahre erscheinen, aber wenn sie kommen, auch die Ernte gänzlich ruinieren. Man kann sich darum denken, in welchen Schrecken der Gärtner und Landmann geräth, wenn er ein nahendes Heuschreckenheer entdeckt, das sich nun niederläßt. Alles ist wie bei einem Schneegestöber von gierigen kleinen Ungethümen umhüllt und überschwemmt. Himmel und Erde verschwinden, die Dächer, die Mauern, der Boden sind handhoch mit krabbelnden Geschöpfen bedeckt, und die Luft ist völlig damit erfüllt. Alles rauscht, klappert, zischt und schnurrt. Man muß alle Thore und Oeffnungen verschließen und verstopfen, denn sie fallen in Massen in die Schornsteine herab und schlagen wie Hagel an die Thüren und Fenster. Auf dem Boden liegen sie stellenweise zwei- bis dreifach übereinander, sich um das Futter — alle grünen Blätter, welche auf der Flur oder in den Gärten wachsen, — zankend. Ihre Freßgier verschont fast gar nichts, macht die Schilfrohre und Maisstämme

zu Stumpfen und die grünenden Sommerbäume zu Winterbaumgerippen. Nicht mit Unrecht sagen darum die Russen: „Die Heuschrecken haben ein Gebiß wie die Pferde, einen Hunger und eine Freßgier wie die Wölfe, und eine Schnelligkeit der Verdauung wie kein zweites Thier auf Erden."

Verheerender und furchtbarer noch als Heuschreckeneinfälle wirken Feuersbrünste, die häufig im Herbste in der Steppe entstehn, wenn ein Landmann „sein Gehöft reinigt", d. h. den Burian auf demselben und alle Reste des durch die neue Ernte unbrauchbar gewordnen alten Strohs mit allen darin enthaltnen Mäusen und anderm Ungeziefer in Brand steckt und dieser das dürre Gras der Umgebung ergreift. Anfangs fährt die Flamme wie eine Schlange mit mäßiger Raschheit dahin; hier ergreift sie einen Burianbusch mit gewaltigem Lärm, platzend und zischend züngelt die Lohe hoch gen Himmel; dann eine Strecke mit üppigem Federgras erreichend, zuckt sie in zartem weißen Schein auf, schwingt sich mit schrecklicher Gewandtheit über das wogende Feld, die Millionen zarter Federchen in wenig Augenblicken verzehrend. Zuweilen, zwischen zwei vegetationsentblößte Wege oder zwischen Wasserrisse eingeklemmt, zieht sich die Flamme eng zusammen, fast dem Verschwinden nahe. Dann plötzlich eine neue Dürrgrasfläche erreichend, gewinnt sie frische furchtbare Kräfte, in ein weites Rauch- und Flammenmeer auseinander gehend, in welchem die höher und heller aufwirbelnden Feuersäulen die unglückseligen Stätten menschlicher Wohnungen bezeichnen. Auf unberechenbaren Kreuz- und Querzügen bewegt sich ein solcher Steppenbrand oft acht bis zehn Tage in einer Gegend umher, jedem veränderten Windzuge folgend. Endlich kommt ein Regen, und das mächtige Element des Feuers unterliegt dem mächtigern des Wassers.

Aber die Steppe ist öde, der Vegetation beraubt; was die Flamme verschonte, war ohnehin schon als Opfer dem eisigen Hauche des eindringenden Winters verfallen. Immer düstrer ziehen die Wolken heran, immer dichter fällt der Schnee, und immer schneidender zieht der kalte Nord über die schutzlose Ebne. Der verspätete Reisende treibt hastig seine Pferde zur angestrengtesten Eile. Silberne Streifen erheben sich von der Ebne und steigen immer häufiger auf; der Wind fängt an zu heulen und zu sausen, die Luft erglänzt mehr und mehr von Kristallen des Schnees, und endlich wird dies alles eine dichte, dunkle Masse, die in einer Richtung fortzieht, bis sie, vom Wirbelwinde gefaßt, sich im Kreise dreht oder von den erhabnen Stellen der Steppe abprallt. Es ist der Buran, der Steppensturm. Schon lange hat der entsetzte Führer seine Wahrzeichen erkannt und mit verzweiflungsvoller Kraft auf die allmählich ermattenden Pferde gepeitscht. Heftiger und schneller folgen sich die Schneewirbel, in wehendem Schwindel alles umkreisend und betäubend; jeder Gedanke an Orientierung muß aufgegeben werden, und blindlings überläßt man sich dem Zuge der Rosse, die nun selbst, wie vom Wahnsinn gejagt, durch die Ebne dahinfliegen. An dem Schlitten vorbei braust eine entsetzte Herde, und kaum erlaubt ein flüchtiger Blick durch den dichten Schneestaub zu erkennen, wie sie blindlings in ihrer Angst einen Felsenabhang hinunterstürzt, an dessen Fuße im nächsten Frühling ihre zerschmetterten Gebeine bleichen werden.

Jede Hoffnung scheint verloren und der Untergang gewiß; schon bricht die Nacht herein — da ermattet der Sturm, die aufgejagten Schneemassen senken sich, und plötzlich, wie er entstanden, legt sich nach kaum halbtägiger Dauer der Buran wieder; der Luftkreis wird noch einmal durch das abendliche Dämmerlicht erhellt, und der erschöpfte Reisende sieht vor sich eine menschliche Wohnung.

Eine andre, nicht kleinere und dabei regelmäßig wiederkehrende Gefahr bringt der Frühling der Steppe. Er beginnt mit der schmutzigen Zeit der

Schneeschmelze, und wenn die Steppe im Sommer oft Monate lang kein erfrischendes Tröpfchen Wasser an sich zieht und meilenweit nicht den geringsten Quell aus dem dürren Boden entläßt, so strömt im Beginn des Frühlings das unruhige Element überall, wo man es wünscht und nicht wünscht. Die ganze Steppe geht auf, und ihre gesammte Oberfläche — wo nicht der dicke Rasen sie befestigt — verwandelt sich in einen schwarzen, schmierigen Brei, so daß es dem Menschen unmöglich ist, seinen Fuß auf dem ganzen, weiten Gefilde irgendwo sicher hinzusetzen. Von allen Rücken und in allen Schluchten und Thälern brausen die schmutzigsten Ströme des widerlichsten Wassers. In den Wohnorten der Menschen, wo durch die Straßen eben solche wilde Ströme und Wasserfälle geräuschvoll arbeiten, wird der greulichste Unrath, den die Schneedecke liebreich verbarg, enthüllt und von den Fluten emporgetragen. In dieser Zeit gehn die Hauptveränderungen der Bodenoberfläche der Steppe vor sich. Regenschluchten reißen sich oft in einer Nacht bis zu Klaftertiefe auf. Die Senkungen der Küsten am Meere finden namentlich jetzt statt, so wie auch die Flötzungen der Dammerde, die so bedeutend sind, daß in einigen Tagen lange Thalstrecken mit einer mehrere Meter dicken Erdschichte bedeckt werden. Doch oft fährt mitten in diese Bewegungen plötzlich der erstarrende Frost hinein und gebietet Stillstand. Kaum hat nämlich der Frühling, auf den südlichen Breitegrad trauend, sein blumiges Zelt zu weben begonnen, so schlägt ihn der Nordwind, der am Ural oder Altai seine Truppen sammelte, unerwartet wieder völlig aus dem Felde, wie Battu-Chan sprechend: „So weit die wilden Steppen reichen, ist alles mein und meinen wiehernden Rossen."

2. Der Lappländer und das Rennthier.

Nach Theodor Mügge.

Das Leben des Berglappen ist mit dem Leben des Geschöpfes, das seine einzige Habe ausmacht, innig verbunden, und dies Thier selbst zwingt ihn zum steten Wechsel seines Wohnplatzes. Das Rennthier weidet auf jenen hohen, fürchterlichen Sümpfen, deren braune Decke das bittre Rennthiermoos trägt und die Moltebeere als einzige Frucht hervorbringt. Wenn die Sommerhitze hier oben eintritt, sieht es sich von zahllosen Mücken- und Fliegenschwärmen verfolgt, welche Menschen und Thieren das Leben wahrhaft unerträglich machen. Es dringt daher von selbst darauf, dasz seine Herren mit ihm an die kühle Meeresküste oder in die tiefern Thäler hinabziehen, wo die Wolken des Ungeziefers in den Winden zerstieben. Kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde nach dem Schnee der Berge, und vergebens wäre es, dem Verlangen des Thiers zu wehren. Die ganze Herde der ohnehin nur halb gezähmten Thiere würde gewaltsam entlaufen, um in wilder Freiheit mit ihren Brüdern die Gebirge zu durchirren. Zieht der Lappe im Herbst auf die Alpen zurück, so werden die Rennthiere mit allem Eigenthum beladen, wie man Pferde beladet. Es werden dazu die stärksten Männchen ausgesucht, und man vertheilt möglichst die Last; denn das Rennthier kann nicht viel tragen. Den groszen Leitthieren werden Glocken angehängt, und so wandelt die Karawane, die mindestens zweihundert, zuweilen aber mehr als zweitausend Geweihe zählt, aufwärts in die unermeszlichen Wüsten, gefolgt von der Familie und umkreist von den wachsamen Hunden. Der Hausvater bestimmt endlich einen zur Winterrast geeigneten Ort. Hier baut er seine Hütte. Dabei sucht er gern die Nähe einer geschützten Schlucht, wo Birke und Kiefer wächst, oder wo ein Bach niederstürzt. Er baut dann diese Hütte etwas fester als das leichte Sommerzelt, bedeckt sie von auszen mit Rasen, bekleidet sie innen mit den

Fellen des Thieres, dem er alles verdankt, und erwartet nun, umringt von seinen Vorräthen, die weisze, warme Decke, welche der Himmel ihm aus den Wolken schickt. Der Schnee fällt fuszhoch. Aber das Rennthier achtet das nicht. Es weisz mit seinen Hufen die Hülle fortzuscharren, weisz die Kräuter und Moose darunter zu finden und irrt auf diesen ungeheuren Schneefeldern umher, ohne je eines Stalles oder einer Wartung zu bedürfen. Die kleinen gelben, zottigen Hunde hüten die Thiere vor dem Wolfe, der sie hungrig umschleicht. Der Lappe mit seiner Familie theilt dabei abwechselnd die Aufsicht. Auch nachts, wenn die Herde um die Hütte ruht, hat immer einer, begleitet von mehrern Hunden, die Wache.

Neben dem Wohnzelte des Lappen steht meist noch ein Zelt; hier speichert er auf, was er an Mehl, Fellen und Geräthen besitzt. Gewöhnlich aber hat er nichts als einige hölzerne Schüsseln, einen Kessel, einige Kleidungsstücke, einige Pelzdecken, und an den Zeltstangen hängen die Rennthiermagen, in welchen er seinen Milch- und Käsevorrath verwahrt. Auf einer andern Seite der Hütte ist aus Pfählen eine Art Hürde gemacht, in welcher die Rennthiere zweimal des Tags gemolken werden. Dies ist das Anziehendste für den Fremden, der eine solche Hütte besucht. Hunde und Hirten treiben die Herde herbei, und die schönen Thiere mit den klugen, milden Augen bilden einen Wald von Geweihen. Die Kälber umringen die Mütter, die jungen Thiere erproben spielend und stoszend ihre Kraft, und unaufhörlich hört man jenes seltsame Knistern, das aus dem Knacken der Kniegelenke des Rennthiers entsteht. Beim Melken wird jedem Thiere eine Schlinge übergeworfen, damit es still stehe. Diesen Zügelriemen gebrauchen die Lappen mit ebenso bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, wie der Indianer sein Fangseil. Das Rennthier gibt wenig Milch, aber sie ist fetter als jede andre und auszerordentlich nahrhaft. Jedes Mitglied der Familie bekommt seine Portion; ein andrer Theil wird zu der täglichen Suppe verwandt, welche, mit Mehl oder auch mit Rennthierblut oder Fleisch gemischt, eine wohlschmeckende, stärkende Speise gewährt. Aus dem Reste der Milch wird Käse bereitet. Im Winter läszt man die Milch auch wohl gefrieren, so dasz man sie in Tafeln schneiden kann. Sie verliert dabei durchaus nichts von ihrer süszen Frische und ist namentlich auf Reisen ein sehr dienliches Nahrungsmittel. Fleisch und Milch des Rennthiers sind überhaupt die wichtigste Nahrung des Lappen, und nur durch die Kräftigkeit derselben wird es ihm möglich, die Furchtbarkeit des Winters zu überdauern.

Will man das Rennthier in seiner ganzen Schnelligkeit sehen, so musz man es als Zugthier betrachten, wie es im scharfen Trabe mit groszen, raschen Tritten dahineilt. Das Geschirr ist leicht; man lenkt das Thier mittels eines dünnen Riemens, der am Geweih befestigt wird, und treibt es entweder durch Zuruf und die Peitsche oder mit einem Treibstachel an. Es wird in der Regel nur einzeln vor einen Schlitten gespannt. Sorgsam in Pelze gehüllt, so dasz kein Theil des Körpers mit Ausnahme des Gesichts der freien Luft ausgesetzt ist, sitzt der Reisende in seinem kleinen Schlitten und hat nur die Arme und Schultern frei; das Thier wird mit der Peitsche angetrieben, und sogleich geht's mit schnellen Schritten vorwärts. Es ist schwer im Laufe anzuhalten, und hieraus entspringen gar mancherlei Unglücksfälle; oft wird ein Schlitten umgeworfen, und der Reisende wird weit hin über den Schnee geschleppt, bevor er das Thier zum Stehn bringt. Ein nur halb überfrorner Flusz unterbricht die Reise des Lappländers nicht. Er treibt sein Thier zum schnellsten Laufe an, dasz es einen Sprung über die Oeffnung macht, wenn sie auch über zwei Meter weit wäre.

Gröszre Gefahren entstehn aber, wenn Nebel oder Schneegestöber eintritt. Die Annäherung des erstern bemerkt übrigens der Lappe lange voraus, wenn auch für das Auge des Fremden alles rundum noch heitres,

schönes Wetter verspricht. Man nimmt in diesem Falle in einer gewissen Himmelsgegend eine schwache Dämmerung wahr, die allmählich zunimmt und bald den ganzen Horizont überzieht. Die Landzeichen oder die Sterne, die dem Reisenden seither als Wegweiser dienten, verschwinden jetzt auf einmal, und gewöhnlich folgt auf den Nebel auch noch dichtes Schneegestöber. Ist eine Reisegesellschaft von mehrern Personen beisammen, so würden sie ohne das Klingeln der Glöckchen, die an verschiednen Theilen des Geschirrs angebracht sind, einander schnell verlieren. Musz die Reise durch dichte Nebel oder Schneegestöber fortgesetzt werden, so geschieht es nur mit bedeutender Gefahr; denn in diesem Wetter ist auch der Erfahrenste des Wegs nicht mehr kundig. Aus dieser Gefahr rettet oft nur der instinktmäszige Scharfsinn des Thiers, das plötzlich anhält, ehe es noch den Rand der Kluft erreicht, selbst wenn es diesen im Dunkel gar nicht sehen kann. Erlaubt das Wetter durchaus keine Fortsetzung der Reise, so hüllt sich der Lappe in seinen Ueberrock aus Rennthierhaut, streckt sich in den Schnee nieder und wartet geduldig auf günstigeres Wetter. Die Schnelligkeit des Rennthiers ist eine ungewöhnliche, indem es in einer Stunde mit Leichtigkeit fünfzehn Kilometer zurücklegt. Allein es ist nöthig, dasz man es spätestens in der dritten Stunde ablöst, damit es nicht buglahm werde, in welchem Zustande es ganz entmuthigt auf dem Boden sich ausstreckt, nicht wieder auf die Beine zu bringen ist und geschlachtet werden musz.

Im Herbste, wenn die Thiere fett sind, sondert der Lappe von der Herde zum Schlachten aus, was er vom ältern Theile derselben entbehren kann. Das Rennthier ist ausgewachsen so grosz wie ein starker Hirsch. Braten und Keule schmecken ähnlich wie Hirschbraten, das Fleisch ist aber weicher und saftiger. Die Keulen werden auch geräuchert und als Rennthierschinken weit versandt.

3. Straßen und Straßenleben in London.

Nach F. Lewald und E. Weyden.

Was London so eigenthümlich schön macht, sind einmal die großen Parks, in denen man es an manchen Stellen ganz vergessen kann, daß man sich nicht mitten auf dem Lande befindet, und dann die Squares und Terrassen. Sowie man eine Strecke gegangen ist, trifft man das eine oder das andre, und immer wird das Auge durch das frische Grün derselben angenehm berührt. Die Squares sind Gärten, welche sich innerhalb eiserner Gitter mitten auf den großen Plätzen befinden. Die Eigenthümer derjenigen Häuser, welche den Platz umgeben, haben die Schlüssel und die Benutzung der Anlagen, welche, gegen die Straße hin mit hohem Buschwerk eingefaßt, von dem Hineinsehen der Vorübergehenden nicht viel zu fürchten haben. Mitunter grenzen sie so nahe zusammen, daß man fast ununterbrochen an den grünen Gehegen hingeht.

Die Terrassen sind um zwei bis drei Stufen erhöhte Gärten vor den Häuserreihen, wie diese selbst in kleine Theile abgetheilt und gegen die Straße und die Nachbarhäuser vergittert. Sie sehen freundlich aus mit ihren Blumen und Blumenbeeten.

Eine andre Eigenthümlichkeit Londons sind die Mews, Stallstraßen, deren jedes Viertel eine oder mehrere hat. Häufig sind es Sackgassen. Bei der großen Anzahl von Wagen und Pferden, welche in London gehalten werden, bei der Ruhe und Sauberkeit, die man in der Nähe der Wohnungen erstrebt, sind diese Stallgassen eine Nothwendigkeit. Es macht aber einen sonderbaren Eindruck, wenn man zwischen den stillen Häuserreihen des Westendes, deren Ruhe etwas feierliches hat, plötzlich in das Gewühl der Mews hineinblickt, in

denen Wäsche zum Trocknen aus den Fenstern hängt, Wagen abgespült und Geschirre geputzt werden, wohin man sieht, und in denen es von erwachsenen Menschen und von Kindern wimmelt.

Ueberhaupt macht keine Stadt so sehr als London den Eindruck, aus vielen Städten zusammengesetzt zu sein. Es ist, als könnte jedes Viertel für sich selbst bestehn, weil es alles in sich vereinigt, was das Leben an geistigen und leiblichen Bedürfnissen nach englischen Anforderungen erheischt. Jedes Viertel hat seinen Square und seine Kirche, jedes seinen besondern Charakter, und im Westende hat jedes seine vorzugsweise fashionablen Straßen, in denen man nichts, nicht einmal Brot, zu kaufen findet, und in denen also nur Familien mit einer zahlreichen Dienerschaft zu leben im Stande sind. Kommt man aus diesen Straßen nach Oxfordstreet, nach Regentszirkus oder vollends nach der City, so hat der Anblick der dortigen Gebäude, das rastlose Rollen der Wagen, das wogende Treiben der Menschen wirklich etwas schwindelerregendes. Welch fabelhaftes Wagengewühl in den Hauptlebensadern der Stadt von 9 Uhr morgens bis in den späten Abend, und selbst in der Nacht, wo die Frachtwagen spediert und die Gemüse und andre Lebensmittel herbeigeschafft werden! Tausende von Cabs oder Droschken und Omnibus — gegenwärtig mehr als 25 000 —, dann die Geschäftsfuhrwerke aller Gattungen von den Lastfuhren, den Bierwagen mit ihren antediluvianischen Pferden, den Kohlenwagen mit tausend Firmen (denn alle Geschäftswagen führen die Namen ihrer Besitzer) bis zu den kleinen Fuhrwerken der Bäcker, Metzger, Spezereihändler, Milchbauern, Tapeziere u. s. w.

Dies Gewühl überbietet jede Vorstellung und wird in Paris und Neapel nur durch das Geschrei und Rufen der Kutscher und Wagenlenker wüster und betäubender. London ist wortkarg; selbst wenn der Wagenknäuel am Strande oder vor der Börse so ineinander wirrt, daß man glauben sollte, alles müsse zerschmettern, hört man kein Schreien, kein Fluchen, kein Schelten. Ein Policeman hebt die Hand, ohne ein Wort zu sagen, und die Wagen halten wie durch Zauber gebannt.

Die Polizeileute selbst lassen sich in keine Wortdebatten ein, höchstens hört man von ihnen, gegen jedermann gleich höflich, ein ernstes: „go on!“ Dem festländischen Kleinstädter heben sich die Haare zu Berge, wenn er in diesen Wagen- und Menschenstrudel geräth — gewöhnlich aus der Scylla in die Charybdis — und er staunt, daß nicht Wagen und Menschen zerschellen, einander zermalmen, daß hier keine Grobheiten, Straßengemeinheiten, Schimpfereien, wie sie der Pöbel aller großen Städte zum besten giebt, vorkommen, und die Polizei stets zuvorkommend artig ist, mit ernster Leutseligkeit jede Frage beantwortet, den Fremden auf seine Fragen höflich zurechtweist und in ihren geringsten Agenten geachtet wird, weil man bei ihnen von Beamten-Anmaßung keine Spur findet.

Achtung vor dem Gesetz ist der feste Grundpfeiler des öffentlichen Lebens in allen seinen Beziehungen, und dadurch ist das englische Volk so groß und mächtig geworden. Heilig wird das Gesetz geachtet, weil alle, vom geringsten Bettler bis zur Königin, vor dem Gesetze gleich sind.

Mit Lebensgefahr haben wir uns über eine Straße gewagt; ein Straßenkehrer hält uns die Hand entgegen, harrend des Farthing oder Penny, aber nicht grob, wenn er leer ausgeht. Eigentliche Bettler sieht man nie, höchstens einige Blinde, Hindus, Neger und Europäer, die mit ihren Hunden und ihren eisenbeschlagnen Stöcken über die Trottoirs fortschieben, ohne jedoch lästig zu werden. Ein Schild auf der Brust erzählt uns ihr Unglück. Streichholzdöschen, Zunder oder Blumen und dergleichen scheinbar zum Verkaufe bietend,

bettelt die Armut. In stillen Straßen wird man wohl zuweilen von alten Leuten oder von Kindern angegangen, meist Knaben, welche Purzelbäume schlagen, aber nie frech und zudringlich grob werden. Ihre Bitte hat selten Worte, sie besteht einzig darin, daß sie die Hand an die Mütze legen. Wo sich die Menge häuft, sei man auf seiner Hut, denn die Taschen laufen da Gefahr, weil die londoner Taschendiebe — pickpockets — vollendete Meister ihrer Kunst sind, die selbst der Argusaugen der Polizei spotten, und von dieser den Fremden bestens empfohlen werden. Gefährlicher als diese Kleinkünstler können dem unerfahrnen Fremden die gewandten Industrieritter aller Nationen werden, denn ihr Acker sind die öffentlichen Spaziergänge, Theater, Kaffe- und Billardstuben, ihre Waffen List und Gleißnerei, freundlichste Leutseligkeit und auffallende Zuvorkommenheit.

Eine Trompete tönt; die Wagenreihen drängen sich zur Seite, ein paar Brandspritzen fliegen in vollem Galopp durch die Massen, die turmhohen Rettungsschläuche, welche an den Hauptfeuerwachen aufgestellt sind, setzen sich in Bewegung, aber auch ohne das geringste Aufsehen zu machen; man läßt sie unbeachtet vorübersausen, denn ein Brand ist in dem stundenlangen Straßen-Labyrinthe etwas gewöhnliches. — Feuerlärm giebt es gar nicht; die Feuerspritzen treiben höchstens ein Rudel Straßenjungen zusammen, die hier, wie aller Orten, von derselben Race sind. Den Londoner kümmert ein Brand nicht, selbst in seiner nächsten Nachbarschaft, denn wozu dienen die Versicherungen, und die Zeit ist zu kostbar.

Durch die auf- und abwogende, in vollster Hast sich drängende Masse zieht ein Todtenwagen mit seiner Begleitung unbeachtet. Man lebt dem Augenblick im vollsten Sinne des Worts, was kümmert da der Tod! Ein dunkel lackierter, schön bespannter Omnibus mit den königlichen Namenschiffern in Gold versehen, fällt auf, von einem Konstabler geführt und von einem zweiten, der hinten aufsitzt, begleitet. Es ist ein Zellenwagen, der Gefangene von einem Gefängnisse nach dem andern oder nach den Gerichtshöfen transportiert. Aus den Zellenluken schauen Gesichter — wahre „Beichtspiegel", wie der Cölner sagt. Ein Schornsteinfeger, seinen Lehrburschen hinter sich, trottet vorüber, ein Tischler, einen Sessel vor sich, Bäcker- und Metzgerburschen sind beritten, und montags und donnerstags sieht man nicht selten Herden von Ochsen und fetten Hammeln sich gemüthlich durch die dichtesten Knäuel ihren Weg nach den Schlachthäusern suchen. Legion ist die Zahl der Anzeigenträger in allen nur erdenklichen Gestalten und Formen, Hindostaner, Chinesen, angemalte Neger, um recht auffallend zu sein. Zettel und Anzeigen sind für alle Geschäfte eine Nothwendigkeit, die sich einzelne Firmen jährlich mehrere tausend Pfund kosten lassen, da sie ihre eignen Druckereien halten und ganze Broschüren gratis vertheilen.

Wer einmal den Strand, eine Strecke der Oxford- oder Regentsstraßen durchwandert, kann sich einen ziemlichen Papiervorrath sammeln, denn vom Schuster, Schneider, Hutmacher und Hühneraugen-Operateur bis zum Magnetiseur, Universal-Doctor, sowie von allen nur erdenklichen Geheimmitteln werden ihm Anzeigen in Massen zugesteckt, und sicher kann er sein, unter den Käse- und Seifen-Anzeigen auch manches Traktätchen in deutscher Sprache, in Hamburg gedruckt, aufgegabelt zu haben. Omnibusse und Cabs werden auch zu Anzeigen benutzt.

Ambulante Gingerbeer-Händler, Austernverkäufer drängen sich oder halten an den Seitenstraßen, preisen aber ihre Waare nicht schreiend an, wie die pariser Kleinkrämer, deren Londons Hauptstraßen zu tausenden haben, die in

allen nur denkbaren Artikeln machen, von Knöpfen und Brillen bis zu den elegantesten Sonnen- und Regenschirmen. — Auf den Fremden fahnden besonders die Rasiermesserverkäufer, die unsern Gasthof vom frühen Morgen bis zum späten Abend völlig umlagerten und Geschäfte machten. Hier quiken ein paar Dudelsäcke, die Backpipes einiger Schotten, wie man bei uns die sogenannten steyrischen und schweizer Alpensänger sieht, dort stönt eine italienische Drehorgel ihre Melodien. In einer Nebenstraße produzieren sich Athleten, Gesichter, denen man auf irgend einem Jahrmarkte der Heimat schon begegnet ist. Ein paar hübsche Araber-Kinder tanzen im Macadam-Schlamme und betteln mit den glühenden Augen, während an der andern Seite ein sehniger Maure mit seinem Falken-antlitze monoton seine Trommel mit den Fingern schlägt und hüpfend, mit den Füßen wechselnd, den Oberkörper in allerlei Verzerrungen hin- und herbewegt. Hier läßt ein Kerl weiße Mäuse tanzen, dort spielt ein andrer mit Messern und Kugeln, aber alle ohne den Lärm, das betäubende Geschrei der pariser Straßenkünstler, deren Hauptbeschäftigung das Marktschreien ist. Eine Gruppe angemalter Neger mit Wollperücken führt Negertänze und Negerlieder auf. Ihr horcht und staunt, daß die Söhne Congos in aller Gemüthlichkeit unter sich jüdisch-deutsch schwatzen.

Das nationale Puppetshow hat seinen Thespiskarren in einer Seitengasse aufgeschlagen, und Master Punch balgt sich zur größten Lust und Erbauung eines Dutzend Müßiggänger mit dem Teufel und einer unglückseligen Katze herum.

Der Londoner schämt sich aber im allgemeinen des Gaffens, Schlenderns und Bummelns, und daher haben am Tage im eigentlichen Strome der Weltstadt die Straßenschauspiele und Kuriositäten nicht die Zuschauermassen, wie z. B. in Paris. „Zeit ist Geld" sieht man dem Engländer auf jedem Gesichtsmuskel geschrieben. Ins Unendliche vervielfältigen sich die auffallendsten Straßenscenen an allen Enden, unter denen aber bei Tage ein Betrunkner eine der größten Seltenheiten ist.

4. Die Pußten.

Nach Franz v. Löher.

In Deutschland gibt es eine Vorstellung von ungarischen Pußten, die vielfach verbreitet und doch fast gänzlich unrichtig ist. Man denkt sich unabsehliche grüne Flächen, bedeckt mit prächtigen Viehherden, die halb verschwinden im üppigen Grase. Ach, wäre nur etwas, nur ganz wenig davon Wahrheit! Könnte man nur irgendwo in Ungarn sich hinstellen und, wie in den Marschen an der Nordsee, sich, so weit die Blicke streifen, laben am schimmernden Saftgrün bewässerter Auen! Aber so gibt es in der ganzen Westhälfte Europas keine Gegend, welche den größten Theil des Jahrs mehr von Grün entblößt, nackter und schrecklicher wäre, als die große ungarische Ebne.

Wenn das Frühjahr mit wohlthätigem Regen eintritt, so schießt überall, wo das Land noch Steppe oder Pußta ist, ein kräftiges Gras üppig hervor. In wenigen Tagen ist alles grün, und jede Hand greift nach Pflug und Egge, um in eilender Arbeit die Saat in die Erde zu bringen. Denn gar bald sinkt die Sonnenglut dörrend und stechend nieder und weicht nicht mehr.

Dann wird der Erdboden hart wie Stein, und der ganze Raum zwischen Himmel und Erde ein kochendes, strahlendes Luftmeer. Ein heißer Athem haucht Gras und Kräuter an, daß sie zusammensinken und auf den Grund verdorren, bis all die weiten Flächen grau und braunschwärzlich sich dehnen, und

in dem eintönigen, rothbraunen Dunst, der sich über die Erde legt, selbst die Staubwolken, die hier und dort beweglich am Horizont aufsteigen, dem Auge wie Erquickung scheinen. Weh aber, wenn der Glutwind den Flugsand aufwirbelt und auf dunkeln Flügeln einherführt: da will einem der Athem vergehn. Lange, lange Wochen und Monate lechzt alles nach einem Tropfen Regen. Der ungarische Berggürtel hält die Wolken ab, und streift eine über die Wälder, so ist sie im Augenblick verdunstet. Leicht kann eine Dürre eintreten, so schrecklich und sengend, daß das Vieh die halb verfaulten, elenden Strohdächer abnagt und der Mensch vor der peinigenden Glut sich in die Erde verkriechen möchte.

Auf den kurzen Herbst, welcher die Hitze mildert, das Gras wieder hervorruft und die Fieber befördert, folgt ein strenger Winter, der mit seinen Regengüssen entweder das Land in tiefe, unentrinnbare Moräste verwandelt oder alles mit eisigen Stürmen und scharf eindringender Kälte heimsucht. Dann wird die ganze Ebne völlig unwegsam und unwirtbar: Dorf für Dorf liegt wie in eisernen Fesseln gehalten, wie vergraben in todter Einsamkeit.

Das ist das vielberufene Pußtenland. In frühern Zeiten war es noch weit trauriger damit bestellt; denn damals sah man fast nichts als nackte, offne Heide, die zur Viehzucht diente, und jeder Edelhof und jede Gemeinde nannte ihren Antheil ihre Pußta. Da die ganze Heide getheilt war, so gab es eigentlich keine Pußta, d. h. Wüste mehr, sondern nur noch Pußtenstücke, von denen die umfangreichen in der Mitte eine Art Nothdach hatten, und diese Stücke mit Nothdach nannte jeder seine Pußta. Das ist seit etwa zwanzig Jahren bedeutend anders geworden. Die Größe der Pußten hat sich verkleinert, die Zahl aber mehr als verzehnfacht. Und jetzt haben sie durchgängig etwas nothdürftiges an Baulichkeiten, ein Gerüst zum Maistrocknen, einen offnen Dreschplatz und eine Hütte nebst Schuppen. Ungarn aber ist, was ihm in tausend Jahren nicht geträumt hätte, von der Viehzucht zum Ackerbau übergegangen. Ein Hirtenvolk bricht seinen alten Weideboden auf, und dieser Boden überschüttet es plötzlich mit einer Fülle von Mais und Weizen. Die Viehherden schwinden ein, in vielen Gegenden klingt die Erzählung von ihren frühern Massen schon wie eine Sage aus alter Zeit. Statt des harten Grases, des struppigen Schilfes, der hohen Unkrautstauden, welche früher die Pußten bedeckten, breiten sich jetzt auf und ab goldne Saatfelder.

Mit so massiger Fruchtbarkeit aber, gleichsam wild üppiger Urkraft der Boden Mais und Weizen bringt, so standhaft verweigert er noch immer feines, nährendes Gras, Futterkräuter und Handelsgewächse; leider will er auch keine Bäume dulden. Nur die Akazie mit den sanften, dünnen Blättern scheint sich in der trocknen Luft wohlzufühlen. An grüne Wälder und hervorströmende Bäche und Flüsse ist deshalb nicht zu denken. Ein Stück festes Holz ist auf hundert Stunden Wegs gerade so selten, wie ein Stein oder andres Mineral. Alles ist Erde, höchst fruchtbare Erde, und die einzige Abwechslung ist, daß die Erde zu Zeiten Schlamm, zu Zeiten Staub wird.

Wer ein paar Wochen, ja nur ein paar Tage im flachen Ungarn lebt, fühlt sich wie befangen von unheimlicher Naturgewalt. Wenn man sieht, wie sich die feste Erde so tafeleben und unabsehbar, der Himmel darüber so ehern und unermeßlich ausdehnt, empfängt man etwas von einem lastenden, schweren Eindruck. Der Mensch kommt sich so ärmlich und klein vor. Morgens, wenn die Sonne strahlend hell emporsteigt, der ganze Himmel sich röthet und überall die Lichtmassen mit unglaublicher Stärke hervorbrechen, o wie erhaben, wie ergreifend ist der Anblick! Bald aber wirft sich der Sonnenbrand wie ein feurig

Unthier auf die Erde, oder vielleicht überschütten sie endlose Regenfluten, oder wilde Sturmwetter peitschen hin und wieder rollend die Fläche, — ohnmächtig vor diesen übermächtigen Gewalten sinkt das Menschenkind in sich zusammen, gelähmt im Denken und im Willen.

Das Unerträglichste aber ist der ewig gleiche Anblick. Wenn man auf dem Ozean reist und ermüdet von dem ruhelos, endlos sich hebenden Gewässer seine Kajütenthür schließt, um zu lesen, zu träumen, zu schlummern, und man kommt nach ein paar Stunden wieder aufs Verdeck und steht wieder, an Bord gelehnt, in die Weite schauend — nichts hat sich verändert, das Schiff zieht ruhig seine Spur über die Fläche, dasselbe leise Sichheben und Senken, ganz in der Ferne schwimmen Himmel und Wasser zusammen. Höchstens steht ein andrer Mann am Steuer oder vielleicht taucht irgendwo aus den feuchtschimmernden Gefilden ein Wölkchen herauf. So ist die ungarische Ebne: immer und ewig die gleichen Kornfelder und Steppen und zahllosen Wegspuren, die gleichen Staubwolken und elenden Lehmhütten, und die dürren Zäune von Schilf und Rohr. Diese Ebne ist noch viel trostloser und einförmiger, als das Meer, denn das Meer hat Leben und Bewegung; doch diese entsetzliche Ebne dehnt sich regungslos in die Weite, kein Wölkchen kommt emporgeschwommen, und der stahlblaue Himmel blickt unveränderlich mit offnen, ehernen Augen herein. Auch der Mann am Steuer wechselt hier nicht; immer dieselben breiten Leinwandhosen mit denselben rothbraunen, schwarzhaarigen Gesichtern darüber. Niemals auf amerikanischen Prairien, auch bei wochenlangem Umherschweifen nicht, überkam mich dieses verzweiflungsvolle Gefühl der Leere und unentrinnbaren Einförmigkeit. Die Luft und alles ist still und tonlos, und nichts bezeichnet das Fortrücken der Stunden, als die Sonne mit ihrem Kreislauf, die ihre stillglänzenden Strahlen, allmählich länger über diese unabsehbaren Felder und Steppen fallen läßt, und etwa der eigne Magen mit seinen Anforderungen.

5. Die Gemsenjagd in Tirol.

Friedrich v. Tschudi.

Der Gemsenjäger bedarf eines scharfen Gesichts, eines schwindelfreien Kopfes, eines festen, abgehärteten Körpers, eines kühnen Muthes, eines umsichtigen, schnell berechnenden Verstandes und zudem einer guten Lunge und ausdauernder Muskelkraft. Er musz ein vorzüglicher Schütze sein, er musz besser klettern können als die verwegenste Ziege. Denn es gibt Stellungen für den Gemsenjäger, wo er jedes Glied seines Körpers auf auszerordentliche Weise anstrengen, bald den Ellbogen, die Zähne, den Rücken, das Kinn, die Schultern anstemmen musz, um sich zu halten, zu schieben, zu winden, zu heben, zu strecken.

Die Ausrüstung des Jägers besteht gewöhnlich in einer warmen, grauen Kleidung von ungefärbter Wolle, mit Mütze oder Filzhut, einem stark beschlagenen Alpstock, einer auf dem Rücken hängenden Jagdtasche mit Pulver, Blei und Fernrohr, Käse, Butter und Brot und etwa einem Fläschchen Kirschgeist. Hauptstücke der Ausrüstung aber sind ein Paar tüchtige Bergschuhe, eine gute Büchse und ein gutes Fernrohr, dessen Werth nur der echte Jäger kennt, und für dessen Anschaffung er oft jahrelang zusammenspart.

Am Abend oder frühen Morgen beim Sternenscheine bricht der Jäger auf, um vor Sonnenaufgang seine Reviere zu gewinnen. Er kennt die Lieblingsweiden, die Zufluchtsorte des Wildes genau und richtet danach seine Jagd ein. Die Hauptsache ist immer und immer die, dasz er das

Wild vor dem Winde behält; denn wenn ein noch so leiser Luftzug von ihm aus der Gemse zugeht, so wittert diese ihn auf eine ungeheure Entfernung und ist ihm verloren. Gewahrt er ein Rudel, so beobachtet er es aus der Ferne hinter einem Felsblock. Die Thiere grasen ruhig, und wenn sie sich ganz sicher wähnen, so spielen sie mit einander und stoszen sich mit den Hörnern. Nach Sonnenuntergang legen sie sich, gewöhnlich in einem Kessel oder kleinen Steinthale, wo sie sich zwischen die Blöcke vertheilen. Dann geht der Jäger hinter dem Winde (und daher oft auf groszen Umwegen) leise zurück und kehrt nach Mitternacht behutsam mit seinem Stutzen in die Gegend des Gemsenlagers zurück, wo er die erste Morgendämmerung abwartet, um sich den Thieren zu nähern. Hat er den Vortheil des Windes für sich, so ist in dieser Zeit eine behutsame Annäherung bis auf vierzig, ja bis auf zwanzig Schritte möglich. Hier verweilt er abermals, hinter einem Steine oder Busche kauernd, bis es heller wird. Langsam erhebt sich das Vorthier und streckt sich, ebenso die übrige Herde. In diesem Moment wählt der Jäger sich seine Beute, womöglich einen groszen Bock, der sich dem geübten Auge durch etwas dickere, oben weiter aus einander stehende Hörner kenntlich macht. Fällt das Thier, so stuzt einen Augenblick die ganze Herde, sieht sich mit der höchsten Unruhe nach dem aufsteigenden Pulverdampf um und flieht windschnell nach der entgegengesetzten Richtung. Diese Art zu jagen ist, wo man sie anwenden kann, die sicherste, rascheste.

Auch die gemeinsame Jagd mehrerer Jäger, die sogenannte Treibjagd, ist, wenn gute Kundschaft waltet, ziemlich sicher.

Gefährlicher ist die Einzeljagd, wenn der Jäger das weidende Thier auf höchst schwierigen Wegen umgeht oder es förmlich jagt und verfolgt. In gewissen steilen Gebirgen ist ein solcher Gang immer ein Gang auf Tod und Leben. Bald überrascht den müden Waidmann ein scharfer Frost und faszt lähmend seine erschlafften Glieder. Folgt er einer ihn fast überwältigenden Neigung zum Niedersitzen, so schläft er alsbald ein, — um nicht wieder aufzuwachen. Bald schlägt ihn herabrollendes, morsches Gestein, das der Sturm, der Frost oder die kletternde Gemse abgelöst hat, in den Abgrund oder verwundet ihn, oder er hört von fern über sich den rauschenden Gang der Lawine, und ehe er sich umgesehen und hart an den Felsen gedrückt hat, hüllt sie ihn donnernd in ihren flatternden Schneemantel und begräbt ihn vielleicht eine Stunde tiefer mit zerschmetterten Gliedern im Thalkessel. Vielleicht der gefährlichste Feind ist aber der Nebel, wenn er den Jäger viele Stunden hoch über den letzten Wohnungen der Menschen überfällt. Er fällt dann oft so dicht ein, dasz der verlorne Mann nicht zwei Meter weit vor sich sieht, und nur die gröszte Kaltblütigkeit und ausdauernde Körperkraft retten ihn, dasz er nicht in eine Gletscherspalte fällt oder auf den feuchten Steinplatten ausgleitet, besonders da den Nebeln oft ein dichtes Schneegestöber mit Sturm folgt, welches die Sicherheit des Pfades nicht mehr berechnen läszt.

Gelingt es, die Thiere mit unsäglicher Mühe auf eine Gemsenklemme hinzutreiben, wo sie nicht mehr zurück können, so ist in der Regel die Beute reichlich, wenn auch etwa einmal die Eingeschlossnen unter Anführung eines kühnen Bockes zurückkehren und über oder neben dem Jäger vorbeisetzen.

Oft aber verleitet das hitzig verfolgte Wild den Jäger zu Unbesonnenheiten und lockt ihn auf Felsen hinauf, wo er nicht mehr vorwärts noch rückwärts kann.

Ist die Beute glücklich erlegt, so öffnet sie der Schütze, waidet sie aus, bindet ihr die Füsze zusammen, hakt ihr die Hörnchen ein und trägt sie so auf dem Nacken, dasz die Füsze vorn auf der Stirn liegen. So schleppt er oft zwei Gemsen zumal, d. i. etwa anderthalb Zentner, stundenweit über die gefährlichsten Pfade nach Hause, wobei er, namentlich wenn er auf

fremdem Reviere gejagt hat, sich vor der Eifersucht der benachbarten Jäger wohl in acht zu nehmen hat. In diesem Falle setzt es oft blutige Kugelgefechte.

Der eigentliche Jagdgewinn steht in keinem Verhältnis zu all den Gefahren, Mühen und der verlornen Zeit, die seine Erlangung fordert. Die geschossne Gemse ist neun bis höchstens achtzehn Mark werth, — und doch sind die Jäger so leidenschaftlich erpicht, dasz z. B. einer, dem in Zürich das Bein abgenommen wurde, nach zwei Jahren seinem Arzte die Hälfte einer von ihm erlegten Gemse aus Dankbarkeit schickte, jedoch bemerkte, „mit dem Stelzfusz wolle die Jagd nicht mehr recht vorwärts, — doch hoffe er, noch manche Gemse zu fällen“. Der Mann war bei der Amputation einundsiebzig Jahre alt.

Wie die Gemsenjagd mit ihren wunderbaren Reizen und Gefahren oft zur stehenden brennenden Leidenschaft wird, zeigen die Worte eines Jägers, welcher zu dem französischen Naturforscher Saussure äuszerte: „Ich bin seit kurzem sehr glücklich verheiratet. Mein Groszvater und mein Vater sind auf der Gemsenjagd zu grunde gegangen, und ich bin sicher, ebenso umzukommen. Aber wollten Sie mein Glück machen unter der Bedingung, dasz ich der Jagd entsagen sollte, so könnte ich es nicht annehmen.“ Zwei Jahre nach jener Aeuszerung zerschellte der starke und gewandte Jäger in einem Abgrunde.

6. Das Volksleben in Neapel.

K. A. Mayer.

Wer die täglichen Belustigungen des Volks beobachten will, muß vor allem die Hafendammstraße und den Hafendamm besuchen, wo hauptsächlich abends Virtuosen aller Art ihre Künste vor den unabläßig vorüberströmenden Soldaten, Matrosen, Schiffern und Fremden produzieren. Hier rühmt ein Fleckentilger und Schuhwichser vor einem um ihn versammelten Häuflein die wundersame Wirkung seiner Waare; dort läßt ein Thierbändiger ein seltsames Mäuschen und unschädlich gemachte Vipern exerzieren; weiterhin brennt ein Feuerwerker Pulvermännchen ab. Vor einer Bude pauken und trompeten auf einer Bank ein paar Athleten; Bajazzo preist die Künste eines Feuerfressers und bietet seine besten Späße auf, die Seeleute anzulocken. Am Eingang der Puppentheater laden Pulzinelle mit quiekender Stimme die verehrten Herren Lazzaroni ein, zu schauen die wundersame Belagerung von Korinth und Seine Excellenz den Konsul Mummius, wie er am Schluß der Tragödie die Citadelle in die Luft sprengt, worauf ein komisches Ballet folgt, ebenfalls von Puppen ausgeführt, deren schönste von Sammet und Seide und Silberflittern glänzend in der Thür erscheint und mit dem Köpfchen winkt. Die rauschende Janitscharen-Musik beginnt und zieht immer neue Gäste an. Laute Deklamation schallt aus dem Musentempel. Nicht weit davon läßt ein mit weißem Lämmerfell bekleideter Abbruzzese seinen Pudel exerzieren; zwei sicilianische Soldaten, zwei Betteljungen und ein Maler, der den trefflichen Hund zeichnet, bilden sein Publikum. Daneben hebt ein Kerl eine alte zerfetzte Hose empor und preist sie als modern und fein. Weiterhin singt ein alter Bänkelsänger vor einem großen Wachstuch mit vielen Bildern das Leben des heiligen Januarius her, und sein Enkelchen im bloßen Hemde begleitet die krähenden Töne auf einer jämmerlichen Geige. — Wir treten auf den Hafendamm. Hier steht in einem dicht gedrängten Kreise der Taschenspieler an seinem Tischchen und rollt aus den eben noch leeren Zauberbechern Kugeln hervor. Ein Wahrsager sitzt an einem wurmstichigen Tischchen, auf dem Bücher mit astronomischen Zeichen liegen. In einem vollen

Kreis von Zuhörern erzählt der Contastorie seine Geschichten. Seeleute sitzen rauchend auf Bänken um ihn her; stehend hören ein paar Lastträger, die ein Geschäft vorbeiführt, den platten Korb auf dem Kopfe, ein weilchen zu. Nackte Knaben liegen, Orangenschalen kauend, auf der niedrigen Hafenmauer, oder kauern mit gekreuzten Beinen im innersten Kreise. Jetzt bricht der Erzähler in Verse aus, die er mit wohlklingender Stimme singt. Wir haben uns inzwischen vor einem nahen Kaffeehause niedergelassen, schlürfen unser Eis und hören einem Marktschreier (Ciarlatano) zu. Von seiner Bühne stolz auf das dumme Volk umher niederschauend, steht er, umgeben von dem reichen Apparate seiner Wissenschaft. Gestrichne Pflaster sind aufgehängt, Essenzen, Pulver und Mixturen bedecken den Tisch, und ein grinsender Todtenkopf, dem das Geld in den Rachen geschoben wird, ruft: Wehe euch, wenn ihr nicht kauft! „Kommt, meine Freunde, kommt!" so beginnt der Mann seine Rede, „tretet heran, meine Herrschaften! Platz da, ihr Jungens, Platz für meine werthen Gönner! Kommt alle, die ihr vorübergeht, Gesunde oder Kranke, die Kranken, damit sie gesund werden, die Gesunden, damit sie nicht krank werden. Kommt ihr, denen ein hohler Zahn schlaflose Nächte macht, wir wollen ihn herausholen und mit Füßen treten. Kommt ihr, die ihr von Flüssen geplagt seid; ich hab' ein Mittelchen, vor dem die Flüsse davon gehn wie der Teufel vor dem Zeichen des Kreuzes. Kommt ihr, welche die Gicht plagt; ich will sie wieder plagen, daß sie von euch weicht. Kommt ihr, deren Brust voll Schleim steckt, deren Magen nicht mehr verdaut; ihr seid rußige Schornsteine, die ich ausfegen will. Kommt ihr, die ihr den Husten habt; der Husten ist des Todtengräbers Hund, aber ich bin Meister über ihn. Kommt alle, die ihr einen Schaden, einen faulen Fleck an Leib oder Seele habt, denn ich bin Doctor für beides. Wo ich bin, da ist Gesundheit, ohne mich faßt euch dieser (er deutet auf den Todtenkopf). Aber vielleicht zweifelt einer unter euch an mir, denn die Welt ist voll großmäuliger Schurken, die sich Wunderdoctoren und Professoren heißen, und nicht so viel wissen, als ein Nagel an meinem Stiefel. Vielleicht zweifelt einer an mir, sag' ich; denn manche unter euch haben heut zum ersten Mal ihren Fuß in diese berühmte Stadt gesetzt, welche die hochheilige Jungfrau segnen möge! Schaut denn her, und seht mit euren zwei Augen!" Er hebt einen dicken Jungen, der schon lange gewartet, zu sich auf den Tisch und examiniert ihn. Es findet sich, daß der Knabe schon seit vier Jahren an der Wassersucht leidet. Er versichert, schon bei mehr als zwanzig Aerzten gewesen zu sein, die aber sämmtlich an seiner Kur verzweifelt hätten. Der Ciarlatano verspricht ihm augenblickliche Heilung des Uebels und will ihm zum Behufe des Schneidens die Augen verbinden. Der Knabe, welcher seine Rolle vortrefflich und nicht zum ersten Mal spielt, sträubt sich anfangs gewaltig, gibt aber endlich nach. Der Ciarlatano knüpft ihm ein Tuch über die Augen, ergreift mit wildem Blick ein langes Messer und sticht es in den Bauch des Jungen. Alle schaudern, und ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört. Helles Wasser springt aus dem Leibe. Der Knabe reißt die Binde ab. „Ach, jetzt ist mir wohl!" ruft er, „Herr Doktor, ich bin wieder gesund!" Er tanzt vor Freuden wieder auf dem Tisch. „Geh hin", sagt der Ciarlatano großmüthig, „opfre der Madonna eine zweipfündige Kerze. Bei mir soll es dir nichts kosten." Das Volk starrt den Wunderthäter an. Viele drängen sich zu und kaufen. Um noch weitern Vortheil zu ziehen, hebt der Marktschreier eine Menge an bunten Fäden zusammengereihter Büchlein empor, die das Bildnis der Madonna an sich tragen, und rühmt von denselben, daß sie, auf den Leib gelegt, schmerzstillend

wirken. Und von neuem drängen sich Matrosen, Lazzaroni und Bauern herbei und kaufen das köstliche Büchlein.

Es ist natürlich, daß kindliche, müßige Menschen, wie die Neapolitaner, gern spielen, daher man Graubärte sich stundenlang in einer Weise ergötzen sieht, die in Deutschland nur Knaben Zeitvertreib gewährt. Allbekannt ist die Mora, welche das italienische Volk durch die ganze Halbinsel spielt und sogar mit in die Fremde bringt. Sie ist so recht ein Spiel für Bettler und Lazzaroni; denn man braucht dazu nichts als eine Hand mit fünf Fingern. Die Italiener spielen die Mora stehend, sitzend, liegend und gehend, ja vom Esel herunter; sie spielen sie im Sonnen-, Mond- und Laternenschein; oft hört man sie noch in tiefer Nacht aus einem Straßenwinkel ihr ewiges fünf, sechs, vier, neun rufen. Es sind nur immer zwei Spieler; beide werfen zu gleicher Zeit die rechte Hand mit einer beliebigen Anzahl gestreckter Finger gegen einander aus; in demselben Augenblick ruft jeder eine Zahl, welche der Summe der beiderseits ausgestreckten Finger gleich sein soll, weshalb z. B. einer, der alle fünf Finger auswirft, zum mindesten sechs! rufen muß. Statt zehn ruft man: alle. Wer die Zahl räth, hat einen Punkt gewonnen, was an der linken Hand, die gegen die Brust gehalten wird, erst durch Umlegung des Daumen und dann der folgenden Finger markiert wird; wer fünf Punkte gewonnen, also die linke Hand völlig geschlossen hat, ist Sieger und erhält den Kampfpreis, wenn ein solcher ausbedungen worden: eine kleine Münze, ein Glas Limonade, Sorbet, Wein. Oft stehn vier oder noch mehr Männer zusammen und spielen stundenlang, indem, wenn einer verloren hat, augenblicklich ein andrer, ohne ein Wort zu sprechen, für ihn eintritt. Die Stellung der Moraspieler erinnert an Streiter, die sich kampfbegierig gegenübergetreten sind; die Augen flammen, die Hände zittern, Stimme und Geberde drücken die höchste Leidenschaft aus. Wer unglücklich spielt, wird ordentlich mit Verachtung angesehen und tritt zerknirscht vom Kampfplatz.

Ein andres Spiel, das ebenfalls durch ganz Italien und nicht allein vom niedrigen Volke gespielt wird, ist die Boccia. Jeder Spielende hat eine Kugel, womit er nach einer kleinern Kugel wirft; wobei es darauf ankommt, seine Kugel möglichst nahe an die Zielkugel, die des Gegners möglichst weit davon abzubringen. Die Zahl der Spielenden ist unbestimmt. Die Italiener spielen auch die Boccia auf dem Billard, worauf sie Meister sind.

Ein sehr gewöhnliches Spiel der Lazzaroni und Fischerknaben ist das Münzenwerfen, wobei der gewinnt, welcher Kopf wirft, das heißt, wer so wirft, daß das Bildnis des Souveräns auf der niedergefallnen Münze nach oben zu liegen kommt. Manche haben darin eine große Uebung, und so hoch auch die Münze senkrecht aufsteigt, weder in der Luft noch beim Auffallen wendet sie sich.

Ein schönes Spiel der Kinder ist, Theaterpuppen auf kleinen Bühnen agieren zu lassen; sie verstehn dies so gut, daß man ihnen nicht ohne Staunen zusehen kann. Der Italiener ist eben geborner Schauspieler und Improvisator.

In Berlin exerzieren die Kinder zum Spiel, in Neapel lesen sie Messe und halten Prozessionen.

Vom Spiele gehn wir zum Tanze über. Die Leute von Stande tanzen vielleicht weniger, das Volk aber ungleich mehr, als in Deutschland. Das neapolitanische Volk weiß aber nichts von unsern nordischen Tänzen; es kennt fast einzig die Tarantella. Sie wird nur von einem Paare getanzt, und es bedarf dazu keines zweiten Oster- oder Pfingsttags, keiner Hochzeit, keiner Kirchweih, es bedarf keines Tanzbodens mit Violine, Clarinette und Baß, es bedarf auch keines festlichen Gewandes; nein, abends, wenn die Arbeit ruht

und kühle Luft weht, in einer Nebenstraße, im Hinterhofe, auf dem Dache, auf der Tenne, im Feld, am flachen Strande, treten beim einfachen Klange des Tambourins — ein Instrument, das mit zum Hausgeräthe gehört — die Tänzer in den Kreis. Es muß nicht gerade ein Bursche und ein Mädchen sein, auch zwei Burschen und noch öfter zwei Mädchen tanzen zusammen, mit oder ohne Zeugen, mit oder ohne Musik, aus reiner Lust an der schönen geregelten Bewegung. Immer ist der Neapolitaner zu seinem Balle gerüstet. Die Eseltreiber aus Ischia beginnen, wenn sie auch den ganzen Tag in der Hitze neben ihren Thieren hergelaufen sind, am Abend rüstig den Tanz; wie neugeboren stampfen sie, sobald das Tambourin erklingt, noch stundenlang den Estrich mit nackten Füßen. Ja, ihre Tanzlust geht so weit, daß sie unterwegs um ihre Esel her und vor denselben, trotz des Staubes und der Steine im Wege, künstliche Sprünge machen, wenn etwa ein Zug Musikanten vorüberziehend die Tarantella spielt.

Der Tänzer steht bei der Tarantella seiner Tänzerin gegenüber; beider Bewegungen stimmen überein oder sekundieren sich. Man tritt jedesmal doppelt mit der Ferse des einen Fußes auf und läßt sie nach vorn vom Boden abgleiten, während man eben so oft auf dem andern Fuße hüpft. Bisweilen bewegt sich der Tänzer nur auf dem linken Fuße und schlägt den andern im Takte gegen das hüpfende Bein, indes die Tänzerin anmuthig ihr Kleid zu beiden Seiten faßt und in mäßiger Bewegung verharrt. Die Arme werden meist wie zur Umarmung ausgestreckt; den Wechsel der Tour gibt der Mann durch Händeklatschen an. Bei manchen Stellen des Tanzes, wo das Tambourin verstummt, beginnen die Kastagnetten in den Händen des tanzenden Paares zu klappern, oder es wird mit der Zunge geschnalzt. Die Bewegungen geschehen vor- und rückwärts oder kreisförmig, und in diesem Falle schleift man, statt zu hüpfen, wobei dann wohl die Plätze gewechselt werden. Manchmal läßt sich das Mädchen kniend nieder und hält ihr seidnes Tuch anmuthig an zwei Zipfeln, während der Bursche um sie hertanzt. Wenn nur Männer aus dem niedern Volke zusammen tanzen, so legen sie wohl noch Variationen ein, z. B. sie kriechen, womöglich im Takt, auf Händen und Füßen, oder einer schreitet auf allen Vieren unter dem andern durch, oder sie machen Luftsprünge, schlagen Purzelbäume und fassen und schwingen sich, daß es eine Lust ist.

Das Tambourin wird häufig von einem ältern Weibe, das im Kreise der Zuschauer sitzt, geschlagen. Man rührt es mit dem Daumen und Mittelfinger, oder streift zitternd mit dem Daumen darüber, was Uebung erfordert. Bisweilen wird es nur geschüttelt, so daß die Bleche, mit denen es inwendig besetzt ist, rasseln. Mit dieser wilden Musik wechseln die Kastagnetten der Tanzenden ab. Statt des Tambourins spielen oft Männer die Guitarre oder Mandoline und begleiten das Instrument mit Gesang.

7. Ein Stiergefecht in Madrid.

Um zu sehen, welche Lust den Spaniern ein Stiergefecht gewährt, muß man nach Madrid gehn, wo es den Bürgerkrieg vergessen macht, wo der gemeine Mann lieber drei Tage fastet, als sich dieses Vergnügen versagt. Am Morgen nach meiner Ankunft kam ich in die Straße, in welcher sich das Bureau der Stiergefechte befindet, und fand sie von dichten Menschenmassen gesperrt. Ein alter Herr gratulierte mir, zu so guter Stunde hierher gekommen zu sein, da der berühmte Montes, der erste Fechter des Landes und der Abgott der Nation, diesen Abend auftreten werde.

Die breite Alcalastraße war zu schmal, um den Menschenstrom zu fassen, der sich seit drei Uhr ohne Unterbrechung und stets anschwellend gegen das Thor hinabwälzte, vor dem der Platz bereits dicht besetzt war. Ein majestätischer offner Zirkus mit amphitheatralischen Stufen nahm mich auf; immer mehr Menschen drängten sich herein, und bald war der große Raum so angefüllt, daß man nur noch über einander aufgeschichtete Köpfe unterschied. Das Gedränge und der dadurch entstehende Lärm war unbeschreiblich. Man denke sich zehn- bis fünfzehntausend Menschen, unter allen Zeichen der lebhaftesten Ungeduld des ersehnten Kampfes harrend, welcher die Nerven des Fremden erschüttert und den Spanier ins höchste Entzücken versetzt!

Endlich trat der Corregidor in seine Loge. Schmetternde Trompeten verkünden den Anfang des Festes. Tiefe Stille tritt an die Stelle des lauten Verlangens; die Flügelthüren öffnen sich, und die alterthümlich gekleideten Alguaziles reiten in die Arena und säubern sie von den sie bedeckenden Menschen. Jetzt öffnet sich eine andre Pforte, und der ergrimmte Stier rauscht herein, und hinter ihm schließt sich wieder die Wand. Verblüfft von dem Anblick der unermeßlichen Menge, deren Augen auf ihn gerichtet sind, bleibt er mitten im Zirkus stehn, sieht sich um, scharrt mit den Füßen den Sand auf und brüllt laut. Jetzt erblickt er die drei Picadores, die ruhig und kaltblütig mit fest eingelegter Lanze seiner warten und ihre Pferde halb gegen ihn gewendet haben. Die Pferde haben die Augen verbunden, ihre Reiter haben aber doppelt mit Rindsleder am Knie besetzte Beinkleider und Stiefel an, tragen gestickte Jacken und altspanische graue Hüte und führen die Lanze, welche bestimmt ist, nicht zu tödten, sondern die Wuth des Thieres herauszufordern. Welche Spannung, welche Angst ergreift die ganze Versammlung! Ein leises Beben zuckt durch den ganzen Raum. Was wird er thun, ist er brav, greift er an oder flieht er? Dies sind die großen Fragen, die jetzt entschieden werden sollen.

Lange betrachtet der Stier seinen ersten Feind, der ihm den Speer entgegenhält. Er streckt die vordern Beine vor, wie wenn er den Anlauf nehmen wollte, er senkt die Hörner zum Stoß, jetzt ist der Augenblick, wo er ihn durchbohrt, und — er wendet sich um und geht ruhig auf die Thür zu. „Feiger, Elender!“ klingt es von allen Tribünen; der Stier wird ausgepfiffen und verhöhnt; allein die Picadores kennen ihren Feind und bleiben auf ihrem Posten. Der Stier kommt zurück, da er keinen Ausweg findet, brüllt laut und läuft gerade auf den dritten Picador los, der ihn am wenigsten erwartet. Hier spießt er das unglückliche Pferd hinter dem Sattelgurte, hebt Roß und Reiter in die Höhe, läßt den Reiter in dieser furchtbaren Stellung, wie wenn er ihn dem Publikum zeigen wollte, und schleudert dann beide zu Boden, daß der Picador unter dem Pferde wie todt liegen bleibt. Dann wendet er sich mit Gebrüll zum zweiten, spießt das Pferd mit einem Horn, wirft es um, und der Reiter schwingt sich in diesem Augenblick zur Seite und entkommt mit einem Satz in die Galerie. Mittlerweile hatte sich der erstangegriffne Picador unter seinem Pferde aufgearbeitet und dieses wieder auf die Beine gebracht. Es war gräßlich anzusehen, wie die Eingeweide dem armen Thiere bis zum Boden herabhingen. Dessenungeachtet wurde es wieder bestiegen und mit Spornstichen zum Gehn genöthigt. Vergebens bot aber sein Reiter dem Stier den neuen Kampf an, und menschlicher als die spanische Nation, die solchem scheußlichen Schauspiel zujauchzte, wendete er sich jedesmal ab, sobald sich das bluttriefende Pferd, schwankend unter der Last des Reiters, ihm näherte. Er hatte es ja besiegt und verschmähte, das sterbende zum zweiten Male anzugreifen. Allein wie empört durch die Schamlosigkeit der rohen Menge, die ihm durch ihr

Zurufen der Feigheit bezichtigte, stürzte er sich plötzlich in zwei Sätzen auf den noch unversehrten Kämpfer, warf Mann und Roß nieder und würde den Reiter getödtet haben, wenn nicht in diesem furchtbaren Augenblick alle Banderilleros in die Arena gesprungen wären und durch ihre Tücher seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätten. Lautschallender Beifall krönte jetzt den tapfern Stier, und nun begann ein kleiner Krieg, der mit zu den schönsten Erscheinungen dieser gefährlichen Spiele gehört. Leicht, gewandt und keck umschwärmen zwölf Banderilleros in weißseidnen Strümpfen, rothem oder blauem kurzen Beinkleide und silbergestickter Jacke, den immer rasender werdenden Stier und necken ihn mit ihren bunten Tüchern, die sie bald über den Kopf werfen, bald vor ihm hinlegen, während sie sich rasch über die Schranken retten, sobald er sie verfolgt. Oft fehlen nur Zolle, daß er einen erwischt, und er nimmt dann seine Rache an dem zurückgelassnen Tuch, das er grimmig zerstampft, oder er rennt mit den Hörnern gegen die Bretterwände und zertrümmert sie.

Nun versehen sich die Banderilleros mit ihren Wurfpfeilen, von denen sie den Namen haben, und die mit weißen Bändern umflochten und mit Widerhaken an den Enden versehen sind. Diese dem Thiere in den Nacken zu schlagen, erfordert die größte Gewandtheit und ist wohl die schwerste Aufgabe im ganzen Kampfspiele. Der Banderillero läuft gerade auf den Stier zu, der ihm, der Beute endlich sicher, entgegenstürzt. Schon hält er ihn zwischen den Hörnern, schon senkt er den Kopf, um ihm den Todesstoß zu versetzen, da bekommt er einen Pfeil in den Hals, und der kühne Thäter entschlüpft mit einer unbegreiflich raschen Wendung. Ein Zoll, ein Haarbreit entscheidet hier über Leben und Tod, allein schon umschwärmen alle andern Banderilleros das schnaubende Thier und hängen ihm von beiden Seiten ihre Pfeile ein, bis es ganz außer sich vor Schmerz und Wuth ein wahres Löwengebrüll ausstößt und rasend auf seine Peiniger losstürzt. Von nun an wird der Kampf sehr gefährlich, und der Stier, von den anhängenden Haken gestachelt und durch die Unmöglichkeit, sie abzuschleudern, noch wüthender gemacht, kennt keine Furcht mehr, jagt die Banderilleros in der Arena herum und folgt endlich einem derselben mit einem Satze über die Barriere in die Galerie. Aber das Opfer seiner Rache war entflohen, und alle Toreros und das unten sitzende, erschreckte Publikum schlugen nun auf den unglücklichen Stier los, dessen Leiden indessen noch kein Ende nehmen sollten.

Durch eine Doppelthür wieder in die Arena geschoben, betritt er, am ganzen Leibe mit Blut bedeckt, zum zweiten Male den Kampfplatz und scheint nicht wenig verwundert, sich wieder hier zu finden. Es ist ein feierlicher Augenblick, wie der Stier sich überall umsieht und nun gleichsam die nahende Katastrophe ahnt, als die Trompeten schmettern und ihm gegenüber der Matador erscheint, den bloßen Degen unter dem purpurrothen Mantel bergend, den er allein tragen darf. Der Stier fixiert seinen Feind, und sie stehn eine Weile Aug' in Aug' gegenüber. Dann scharrt er mit den Füßen, bückt sich, nimmt seinen Anlauf und überrennt seinen Gegner, der seinen Stoß nicht gut angebracht hat und nur durch die Geistesgegenwart der umflatternden Banderilleros gerettet wird, die durch ihre Tücher das wüthende Thier ablocken und durch ihren ganz eigenthümlichen Zuruf seine Aufmerksamkeit auf sich wenden. Der Matador hatte sich ungeschickt benommen und wurde ausgezischt. Er suchte seinen Fehler gut zu machen, allein sei es nun, daß der Stier durch Blutverlust schon zu sehr erschöpft war oder seinen Gegner verachtete, er konnte nicht mehr zum Angriff gebracht werden, bis der Matador ihn so sehr reizen und stacheln ließ, daß er nochmals, aber matt, auf ihn einrannte, wobei er den Todesstoß ins Genick

empfing, mit dem aufstehenden Schwerte im Nacken noch einige Male wie Rettung suchend herum lief, sich dann seinen Platz zum Sterben aussuchte, niederfiel und mit einem brüllenden Seufzer verschied.

So endete der erste Auftritt dieses Dramas unter dem Toben und Schreien der Menge. Drei elegant aufgeputzte Maulthiere kamen angeschirrt in die Arena und schleiften zuerst die beiden todten Pferde und dann den tapfern Stier davon, und die Diskussionen im Publikum begannen.

Die folgenden Akte gleichen dem ersten, allein sie sind natürlich in der Ausführung, die niemand berechnen kann, sehr verschieden. Auffallend ist es, daß die Stiere nie den Reiter, sondern stets das Pferd angreifen, und ein großes Glück, daß sie nicht den vollen Gebrauch von ihrer furchtbaren Waffe machen, dessen diese fähig ist, auch niemals oder selten ihren Sieg verfolgen. Deshalb gehn auch viele Pferde, aber selten Menschen zu grunde, und diese sind in der Regel schuld an ihrem Unglück, an dem das Publikum deshalb auch wenig theilnimmt, denn hier hat nur der Sieger Recht, er mag Stier oder Mensch sein. Von der geschickten Handhabung des Tuches hängt vieles ab, allein das Studium der Bewegung des Thiers ist ein Haupterfordernis für den Torero und daher ein besondrer Gegenstand des Unterrichts in den Fechtschulen. Doch auch Stiere haben ihre Launen, keine Regel ist ohne Ausnahme, — aber jede Ausnahme von der Regel ist hier der Tod eines Menschen.

Die Stiere und die Toreros hatten durch fünf Gänge mit abwechselndem Glücke gekämpft, als ein kleiner Stier mit gewaltigen Sätzen in die Bahn sprang, sogleich den ersten Picador an die Wand schleuderte und sein Pferd todt drückte, dem zweiten Pferde das Herz durchstieß und dem dritten das Eingeweide herausriß. Alles dies war das Werk eines Augenblicks; die Reiter hatten sich mühsam gerettet, die drei Pferde lagen sterbend umher, und der Stier rannte, nach neuen Opfern suchend, wie besessen umher. Die Banderilleros sollten schon längst herunter sein, aber es war, als ob alles über diesen tollen Angriff erschrocken wäre. Das Publikum lärmte und stampfte mit den Stöcken und hätte wohl gern den tapfern Stier im Triumph herumgetragen, wenn er sich nicht so unsinnig geberdet hätte. Da that sich die Thür auf, und ganz allein trat ein neuer Matador herein, der den Scharlachmantel so malerisch auf dem linken Arm und das blanke Schwert so spielend kräftig in der Rechten trug und dabei in seiner ganzen Erscheinung so leicht, so fest, so sicher erschien, daß man sich außerordentliches von ihm versprechen mußte. Ein weder diesen Abend, noch ich glaube je in meinem Leben gehörter Beifallssturm brach los, der schönste Willkommgruß für einen tapfern Ritter, und der laute Ausruf vieler Damen: „Göttlicher Montes!" belehrte mich, wem der Empfang galt. In der That — Montes verdient die Anerkennung der Spanier; denn die Aufgabe, die er sich heute gesetzt hatte, war schon allein im stande, den Ruf eines Kämpfers zu begründen.

Montes konnte dem Publikum nicht danken, denn der Stier nahm sogleich seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Gleich einem Löwen fuhr er brüllend und springend vor dem ihm entgegen gehaltnen Mantel des Matadors herum, der anfangs stehn blieb und das Thier fixierte; denn das Auge spielt hier, wie bei schlimmen Pferden, eine Hauptrolle. Es ist dies stets ein höchst wichtiger Moment, wo alles in Spannung schwebt; hier aber war Montes allein und ohne alle Hilfe in der großen Arena, und seine Lage höchst gefährlich. Der Stier setzte an, um auf ihn einzudringen, und machte auch den Angriff so rasch, daß Montes überrannt werden mußte, wenn er nicht so außerordentlich

gewandt war, und nun entstand ein förmlicher Zweikampf, wobei die List des Mannes stets die unbändige, noch ganz ungebrochne Kraft des wilden Thieres unschädlich zu machen wußte. Dieses furchtbare Spiel dauerte vielleicht fünf Minuten; allein was lag in dieser kurzen Zeit für eine Ewigkeit! Woran hing hier ein Leben, das ein Fehltritt, eine nicht berechnete Bewegung des Stiers auf der Hornspitze endet!

Die Zuschauer verlangten jetzt, daß man Montes nicht länger allein lasse; doch in diesem Augenblick hatte der Stier den ihm übergeworfnen Mantel durchbrochen und Montes in dem Moment, wo er ihm den Degen einrennen wollte, umgeworfen. Ein Schrei des Entsetzens flog durch den Zirkus, denn Montes war verloren — eben durchbohrte ihn der Stier mit einem Horn! — Allein Montes gab sich nicht; eine mir noch jetzt unbegreifliche Wendung des Körpers brachte ihn außerhalb des Stoßes, und nun ergriff er ein Mittel, wohl das einzige, das ihm übrig blieb, aber auch das verzweifeltste von allen. Unfähig zu entfliehen, faßte er den Stier an einem Horne und begegnete dem Versuch desselben, ihn damit in die Luft zu schleudern, dadurch, daß er sich selbst einen möglichst lebhaften Schwung gab und auf den Rücken des Stiers niederfiel. Er warf sich rückwärts von diesem hinab und wäre nun doch am Ende zu grunde gegangen, wenn nicht die Banderilleros, die seinen Befehl, ihn allein zu lassen, nicht länger achteten, sich von allen Seiten her auf die nun vollends in die höchste Wuth gerathne Bestie geworfen hätten. Das Thier faßte augenblicklich einen von ihnen, als er eben über die Balustrade sprang, und quetschte ihm das Bein mit solcher Gewalt, daß er sogleich ins Spital gebracht werden mußte. Montes trat nun wieder zum Kampf heran und hatte das Glück, auf den ersten Angriff des Thiers so sicher den Degen auf die rechte Herzstelle zu bringen, daß der Stier augenblicklich todt umfiel. — Das Entzücken des Publikums kannte keine Grenzen.

---

bb. Die außereuropäischen Erdtheile.

1. Japanische Industrie.

Berg.

Das Kolorit der japanischen Straßen ist einförmig; schwarzgraue Dächer, hie und da mit weißer Spitzenverzierung, feuerfeste Häuser von schwarzem oder weißem Stuck; alles übrige ist Holzwerk, dessen natürliche Farbe vom hellen Gelb des frischen Tannenholzes durch alle Nüancen des Roth- und Schwarzbraunen bis zum verwitterten Grau wechselt. Vor vielen Kaufläden hängen braunrothe oder indigoblaue Gardinen herab; nur die vielgestaltigen Aushängeschilder, welche ihre Bestimmung meist symbolisch anzeigen und dem Fremden ebenso unverständlich sind wie die sie begleitenden Schriftzeichen, glänzen in bunten Farben. Hier winkt ein frei in der Straße stehender Kobold in den Spielzeugladen, dort baumelt ein gigantischer Fächer, bunte Fahnen wehen von langen Bambusstangen; vor den größern Kaufhäusern aber steht meist ein hohes Balkengerüst, von dem unter zierlicher, geschnitzter Bedachung ein langes Schild mit goldner oder rother Inschrift auf buntem Grunde herabhängt; zuweilen thront auf dem Firstbalken ein phantastisch geschnitzter Drache mit geringeltem Schuppenschweif. Die wenigen grellen Farben beleben angenehm den nüchternen Grundton, der Eindruck des Ganzen ist durchaus harmonisch.

Kleiderhandlungen, deren es in allen chinesischen Städten so viele gibt, sahen wir in Jeddo nicht; man scheint sich nach alter, guter Sitte seinen Rock beim Schneider zu bestellen. Die Samrai (Adligen) würden fertige in der That nicht brauchen können, da ihr Wappen oder das ihres Lehnsherrn vor dem Nähen in den Stoff eingefärbt werden muß. Der Schnitt ist übrigens so einfach, daß die meisten Kleidungsstücke wahrscheinlich im Hause von dem weiblichen Theile der Familie verfertigt werden; man sieht die Frauen und Mädchen vielfach mit Näharbeiten beschäftigt.

In den Fächerläden findet man dieses unentbehrlichste Geräth aller Ost-Asiaten in unendlicher Mannigfaltigkeit, groß und klein, schwer und leicht, fein und grob. Das Gestell ist aus Bambus, die Bekleidung Papier, weiß, schwarz und buntfarbig, mit Goldsprenkeln, bedruckt und bemalt, von der saubersten Arbeit. — In andern Läden werden Sonnen- und Regenschirme verkauft; ihr Gestell ist ebenfalls ganz von Bambus, der Ueberzug von geöltem Papier, bald weiß, bald blau oder grau, auch diese Arbeiten von erstaunlicher Nettigkeit und unglaublich wohlfeil, ebenso die Regenmäntel aus geöltem Papier, die, vollkommen undurchdringlich und haltbar, nur einen Bu — anderthalb Mark — kosten. Eine besondre Art Regenmäntel tragen die Landleute: sie sind aus feinem Stroh geflochten, das außen lang herabhängt wie dichtes Haar. Solch Bäuerlein mit dem pilzförmigen Regenhut und dem Strohmantel sieht aus wie ein wandernder Schober.

Die unterhaltendsten von allen Kaufläden sind die Trödelbuden; es gibt deren in Jeddo unzählige von den verschiedensten Klassen, wie bei uns, vom „Magasin d'objets d'art et d'antiquités" bis zum Alteisenkram herab. Man sieht dort die schönsten Sachen und fühlt sich jeden Augenblick versucht, still zu stehn, alle die Raritäten zu begaffen, zu betasten, denn in Japan hindert daran keine neidische Glasscheibe. Der Laden nimmt meist die ganze Front des Hauses ein; der Estrich, auf dem der Besitzer kauert, ist zugleich Ladentisch. Die Waare wird, wie bei uns in den Schaufenstern, zur Seite und im Grunde auf Gestellen ausgelegt oder hängt an Schnüren von der Decke herab. — Bei größern Handlungen dehnt sich das Waarenlager durch weitläufige Gelasse nach den Hintergebäuden aus. — In den Trödelbuden findet man alte Lack- und Bronzesachen und allen möglichen Hausrat, ferner besonders schöne Metallverzierungen zu Brief- und Tabakstaschen und Knöpfe zum Festhalten der letztern. Der japanische Luxus beschränkt sich auf wenige Gegenstände, darunter stehn die Zieraten der Rauchgeräthe in erster Reihe; man sieht sie bei den Trödlern in unglaublicher Menge und Mannigfaltigkeit und von der kunstreichsten Arbeit, vor allem die Taschenhalter. Bald sind es breite Knöpfe von Horn, Holz, Elfenbein oder Metall, in Relief geschnitzt, mit kunstvoller Lackarbeit, getrieben, ciseliert, emailliert, bald Thier- und Menschengestalten oder Gruppen davon, viele, namentlich unter den ältern, von der allervortrefflichsten Zeichnung und Ausführung. Die meisten Darstellungen sind humoristisch und von erstaunlicher Lebendigkeit, dabei mit tiefem Verständnis der Natur, meist mit vollendeter Meisterschaft bis in das Kleinste fertig gemacht. Die Metallarbeiten sitzen oft als runde Schilde an Knöpfen von Elfenbein oder hartem Holz, andre bilden die Schlösser der Brief- und Tabakstaschen; sie werden aus verschiednen Legierungen gefertigt, deren Hauptbestandtheil immer Kupfer zu sein scheint.

Oft sind in einem Schloß oder Knopf von kaum einem Quadratzoll Oberfläche drei bis vier farbige Legierungen in getriebner, ciselierter, eingelegter und tiefgeschnittner Arbeit mit ausgesuchtem Verständnis zu einem Ganzen ver-

schmolzen; die Farbenkontraste bilden dabei einen wesentlichen Reiz. Der Geschmack und die Kunstfertigkeit der Japaner in diesen kleinen Arbeiten sind unübertroffen. Auch hier walten neben rein ornamentalen Mustern die humoristischen Darstellungen vor; außerdem sieht man Thiere, fabelhaft phantastische Drachen, Ungeheuer und Gespenster, Blumen und Blätter, Darstellungen aus dem täglichen Leben und tausenderlei andres. Beispielsweise mögen hier einige beliebte Gegenstände genannt werden: der Hase als Apotheker, vor einem Mörser den mächtigen Stößel rührend; ein Kater, der mit sentimentaler Geberde im Mondschein tanzt, ein Drache zwischen Wolken, eine schöne Zauberin tragend, Schatzgräber, einen Kasten öffnend, aus dem humoristische Gespenster aufsteigen, eine Reihe tanzender Kinder, ein Blumenstrauß, ein Ritter im Waffenschmuck, Schwalben, über die bewegte See fliegend, ein Hahnenkampf, wobei der eine als Dämon erscheint, eine Gruppe von Fischen, ein Angler am Wasser im Regen u. s. w. Der zuletzt genannte Gegenstand scheint unglaublich für eine Metallarbeit, und doch ist die Darstellung wahr, charakteristisch und anziehend. Die japanische Kunst hat den großen Vorzug, Charakteristik und Verständnis niemals der minutiösen äußern Wahrheit zu opfern, während unsre modernen Darstellungen oft so richtig sind, daß man sie kaum erkennt.

Von ausnehmender Vortrefflichkeit sind ferner die Arbeiten der Japaner in ciseliertem Bronzeguß, und auch unter diesen besonders die ältern. Vor allem werden Thiere dargestellt, in den kleinern Stücken namentlich Schildkröten, Fische, Eidechsen, Schlangen, Grillen, Käfer, andre Insekten auf Blättern und Schilf; an den größern Arbeiten kommen Reiher, Drachen, Tiger, ein phantastischer Fasan und mythische Löwen vor. Die Formen der Gefäße sind sehr ansprechend und mannigfach und erinnern oft an altgriechische Muster. Zuweilen ist die Verzierung graviert oder in silbernem Umriß eingelegt, gewöhnlich aber von erhabner Arbeit; der Guß ist rein, die Ciselierung breit und frei und wahrhaft künstlerisch. Aus den meisten ältern Werken spricht große Kraft und Eigenthümlichkeit der Konzeption, Bewußtsein des Gewollten, Klarheit der Anordnung, Verständnis der Natur und Sinn für Maß und schönes Verhältnis. Die Zeichnung ist oft seltsam energisch und kühn.

Die Anwendung des Papiers ist wohl nirgend so allgemein als dort; es dient außer zum Schreiben und Drucken zu Fensterscheiben, Taschentüchern, zu Kleidungsstücken, Lichtdochten, Bindfaden und hunderterlei andrem, vorzüglich auch, wie schon erwähnt, als Leder. Die Masse nimmt jede Oberfläche und Farbe an, deren das natürliche Leder fähig ist, und man hat davon in Japan sogar alte französische Ledertapeten täuschend nachgemacht. Den Hauptbestandtheil alles japanischen Papiers bilden die Bastfasern eines Maulbeerbaums, doch sollen noch mehrere andre Pflanzen, darunter auch der Bambus, die Ingredienzien zu den verschiednen Sorten liefern. Einige Arten zeichnen sich durch große Festigkeit aus und sind kaum zerreißbar, andre durch Feinheit und Glanz. Die Farbe ist sehr verschieden, meist gelblich; das helle, kalte Weiß unsrer mit Chlor gebleichten Fabrikate kennt man in Japan nicht. Sehr hübsch sind viele der bunten und goldgesprenkelten Papiere, besonders aber eine Art, die bisweilen zu Fensterscheiben verwandt wird, mit feinem, als durchsichtiges Wasserzeichen eingepreßten Muster. — Die Mannigfaltigkeit ist viel größer als in der europäischen Fabrikation.

Spielzeugläden gibt es in Jeddo unzählige, gewiß mehr als in irgend einer europäischen Stadt; die Japaner sorgen auf das liebreichste für ihre Kinder und sind sehr erfinderisch in Jugendbelustigungen. Manche Läden enthalten nur Puppen in allen Größen und Anzügen; die Mädchen spielen dort so gern

damit wie bei uns, die Knaben haben ihre Säbel, Peitschen, Steckenpferde, und man findet Spielsachen für jedes Alter und Bedürfnis. Kreisel gibt es gegen dreißig Arten, viele sehr künstlich; sie laufen bergan, tanzen auf dem Seile, zerspringen in Stücke, die sich weiter drehen u. s. w. Ihre Drachen haben die abenteuerlichsten Gestalten und machen sogar Musik. Mit Kreiseln und Drachen ergötzen sich vielfach auch Erwachsene, wie denn die Japaner überhaupt bei allem Lebensernst große Freunde von Scherz und Spiel sind.

Vor den Buch- und Kunsthandlungen hängen bunte Zerrbilder von köstlichem Humor, zu denen jetzt die Fremden in Yokohama vielfach den Stoff liefern müssen; daneben sieht man Landschaften, Thiere, Mordgeschichten und andre Genresachen, auch schöne Damen in prächtigem Schmuck. Die Freude an bildlichen Darstellungen ist allgemein, fast jeder Japaner scheint zu zeichnen. Schon ihre Schrift übt die Hand und das Auge, und da es Erfordernis ist, nicht nur zu schreiben, sondern schön zu schreiben, so wird von Jugend auf viel Zeit und Sorgfalt auf diese Kunstfertigkeit verwandt. Die Darstellung der chinesischen Schriftbilder in schönem Schwung und Verhältnis ist eine Hauptbedingung der japanischen und chinesischen Bildung, und in ihren Gedichten sollen nicht nur Sinn und Form, sondern auch der schönste Fluß der Schriftzüge wirken; sie verlangen für das Auge, was wir in Klang und Silbenfall für das Ohr fordern, und begeistern sich für kalligraphische Virtuosität etwa wie der Europäer für Bravourgesang und volltönende Deklamation. Die Bildung des Auges und der Hand ist ein wesentlicher Theil der Erziehung und trägt gewiß neben der natürlichen Lebhaftigkeit und Auffassungsgabe der Japaner nicht wenig zu ihrer Befähigung und Liebhaberei für bildliche Darstellungen bei. Man findet in allen Buchläden illustrierte Werke in unverhältnismäßiger Zahl und hunderte von bloßen Bilderbüchern. Illustriert sind die meisten botanischen, zoologischen, physikalischen, anatomischen, taktischen Bücher, — sowohl original einheimische, als aus dem Holländischen übersetzte, — ferner die Werke über Waffen, Pferde, Jagd und Fischerei, Garten- und Landbau, Baumzucht, Architektur, über Erdbeben, Astronomie, Meteorologie, ihre Staatskalender und Genealogien, Romane, Geschichtsbücher und historischen Monographien, ihre mythologischen, ethnographischen, archäologischen Werke. Die Bilderbücher enthalten bald landschaftliche Darstellungen, bald Scenen aus dem täglichen Leben und der Natur im kleinen. Es gibt Bilderfibeln, Fecht- und Reitschulen und eine Zeichenschule, wo neben den ausgeführten Vorbildern der Grundbegriff der Form in mathematischen Linien ausgedrückt ist. Meisterhaft sind vor allem ihre Zeichnungen von Vögeln, Fischen, Insekten, — es gibt davon viele Sammlungen. Die Mehrzahl der Bilderbücher enthält ein buntes Allerlei, man findet oft die widersprechendsten Dinge mit ausgelassner Laune auf einem Blatte durcheinander geworfen, sie sind unerschöpflich in drolligem Humor. Andre Bände haben offenbar nur künstlerische Bedeutung als facsimilierte Skizzenbücher, viele Blätter vortrefflich, einige freilich, die an Extravaganz der Zeichnung alles übertreffen, was europäische Schulen jemals darin geleistet haben. Alle ihre Darstellungen sind bei vielen Zeichenfehlern von unglaublicher Lebendigkeit und zeugen von Verständnis und Sinn für die Bedeutung und das Charakteristische der Formen.

Die Japaner benutzen Schatten- und Lichtflächen willkürlich für die Zwecke der Deutlichkeit und malerischen Wirkung und stellen die Lokalfarben ohne Rücksicht auf ihren gegenseitigen Werth neben einander; — so erscheint die Sonne oft als dunkelrother Ball auf dem hellblauen Himmel. Die Richtigkeit ist durchaus Nebensache. Langweilige Stellen, wie Dächer und dergleichen, werden gewöhnlich durch Wolken verdeckt. Auch um Linearperspektive, welche sie sehr

genau kennen, kümmern sie sich nur, so weit es bequem und zweckmäßig ist, lassen sich aber niemals dadurch beschränken und deuten immer viel mehr den Gedanken an, als sie die Wirklichkeit ausdrücken; — so schwinden ihre perspektivischen Linien zwar nach dem Hintergrunde, aber selten in regelrechtem Verhältnis; kurz, ihre Sachen sind willkürlich, aber frisch, naiv und derb, niemals langweilig und bisweilen von großer Schönheit.

Von idealer Auffassung sprechen nur einige Götzen- und mythologischen Bilder; die Natur und das tägliche Leben stehn dem durchaus praktischen Volke viel näher.

2. Schilderung einer ostindischen Stadt.

Th. Skinner.

Kalkutta ist die politisch wichtigste, Benares die heiligste Stadt in Hindostan. Delhi inmitten des Landes gewährt die beste Vorstellung des eigenthümlichen Lebens und Treibens einer ostindischen Stadt.

Gewöhnlich sind die Straszen in den Städten des Orients sehr schmal und wenig mehr als finstre Durchgänge. Der Chandy Choke in Delhi bildet eine bedeutende Ausnahme von der Regel und ist vielleicht die breiteste Strasze, die man in irgend einer Stadt des Orients findet. Die Häuser haben an der Vorderseite meistens Balkone, auf denen die Männer, in leichten Musselin gekleidet, sitzen und ihre Hukahs rauchen; zuweilen sieht man auch Frauen, die, aller Sitte trotzend, derselben Beschäftigung sich hingeben. Das Gewühl eines so volkreichen Platzes ist sehr bedeutend; denn jedes Haus scheint so stark wie ein Bienenkorb besetzt zu sein. Die Bevölkerung beträgt auf einer Fläche von sieben englischen Meilen im Umkreise 300 000 Seelen. Die grosze Eigenthümlichkeit einer Stadt des Orients besteht darin, dasz auf den Straszen alles öffentlich betrieben wird, im Gegensatz zu dem äuszerst verhüllten häuslichen Leben. Die Menschen sprechen so laut, als sie nur können, und zuweilen, wenn sie über die unbedeutendsten Dinge reden, scheint es, als zankten sie sich auf die heftigste Weise. Das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Ochsen, das Knarren der Wagenräder und das Klirren der Hämmer der Zinngieszer (denn alle Beschäftigungen werden hier auf einem kleinen offnen Raum vor jeder Bude betrieben) sind kaum auszuhalten. Die trompetenden Töne des Elefanten nebst dem Stöhnen der Kameele, gelegentlich auch das Brüllen eines Leoparden (denn diese Thiere werden, mit einer Kappe versehen, durch die Straszen geführt, um für die Jagd verwendet zu werden); dann das beständige Trommeln der Tamtams, die schrillende Pfeife und die knarrenden Töne der Violine, von den noch schlimmern Lauten der Sänger begleitet — sind ausreichend, um eine nur etwas nervenschwache Person in Verzweiflung zu bringen.

Unter den Eingebornen einer muhammedanischen Stadt scheint eine Vertraulichkeit im Benehmen zu herrschen, die jeden sogleich sich heimisch fühlen läszt. Wenn ein Fremder in eine Stadt eintritt und eine Gruppe findet, die sich irgend einer Belustigung hingibt, kann er sich sogleich anschlieszen und das Spiel so eifrig mittreiben, als hätte er die Leute sein ganzes Leben hindurch gekannt; dann reicht er vielleicht seine Pfeife einem Umstehenden hin oder empfängt von diesem die seinige — ein sichres Zeichen der Gastfreundschaft — setzt sich nieder und erzählt seine Geschichte so freimüthig, als hätte er einen Bruder getroffen. Die Häuser sind meistens unregelmäszig gebaut und häufig sonderbar dekoriert. Teppiche von verschiednen Farben hängen vor den Thüren, vielfarbige Blenden schirmen die Fenster, und der Gebrauch, Kleider, vorzüglich Schärpen von allen Farben, rothe, blaue, grüne und weisze, auf den Dächern auszubreiten, um sie dort zu trocknen, macht,

dasz die Häuser eben so freundlich aussehen wie ein Schiff, das an einem Galatage sich mit allen Wimpeln schmückt.

Durch die Stadt zu reiten erheischt grosze Vorsicht und einige Geschicklichkeit. Es ist nothwendig, den ganzen Weg über zu rufen, zu schieben und zu stoszen, um die Menge zu veranlassen, aus dem Wege zu gehn. Gelegentlich musz man sich bei einem Zuge beladner Kameele vorbeiquetschen oder Elefanten ausweichen, und wenn das Pferd, wie dies sehr häufig vorkommt, vor diesen Thieren scheut, erfordert es grosze Geschicklichkeit, nicht in die Kessel mit siedendem Wasser vor den Buden der Köche geworfen zu werden. Sehr oft ist die Furcht gegenseitig und es läszt sich leicht denken, welche Verwirrung ein Elefant, der sich vor einem Pferde flüchten will, in den volkreichen Straszen anrichtet. Bei einem meiner Ritte durch die Stadt wurde ich durch einen Auflauf fast über den Haufen geworfen, der durch die Reise einer hochwichtigen Person durch die staubigen Straszen der Stadt veranlaszt wurde. Die müszige Veranlassung des ganzen Tumultes sasz ruhig in einem schimmernden, gelben Palankin, der über und über mit vergoldeten Zieraten in erhabner Arbeit bedeckt war. Eine grosze Menge sonderbar gekleideter Wesen zog ihm voran, auf Pferden und Dromedaren sitzend und auf phantastische Weise gekleidet. Die Thiere waren mit scharlachnen, in Gold gestickten Decken belegt, die Zäume mit Schellen besetzt, und um den Nacken hingen Halsbänder von Gold und Silber, mit kleinen Perlen geschmückt. Die Kameele waren auf gleiche Weise mit Schellen behängt. Die Reiter trugen weite Kleider, Kaftans, die vom Nacken bis zur Fuszsohle reichten, und nur auf der einen Seite von der Hüfte an abwärts offen waren, um dem Reiter das Sitzen auf dem Pferde möglich zu machen. Die Kleider wurden um die Taille mit einem Shawl von grüner oder weiszer Farbe befestigt. Die Farben der Kleider waren gewöhnlich roth oder gelb. An ihrer Seite hing ein Säbel, und über die rechte Schulter trugen sie eine Luntenflinte. Ein Helm, bald von Stahl, bald von Zinn und von einer Form, die einer kupfernen Schüssel nicht unähnlich, schlosz dicht an den Kopf an; die untere Bekleidung bildeten ein Paar Kurierstiefel, bis ans Knie reichend und dicht am Beine anliegend, worauf oben ein Paar weiter Pluderhosen folgte; ein Paar rostiger Sporen endlich vollendete die glänzende Equipierung. Es folgten nun eine Masse von Dienern zu Fusz, einige nackt, andre nur mit entblöszten Beinen, sonst bekleidet. Sie trugen Schwerter in den Händen und riefen während ihres Durchganges durch die Stadt in häufigen Intervallen die Titel ihres Herrn mit lauter Stimme aus. Dann kam der Marstall, jedes Pferd hübsch aufgeputzt und von einem Reitknechte geführt, worauf die Elefanten mit ihren vergoldeten Haudahs und ihren Sonnenschirmen in Gold und Silber gestickt folgten. Endlich erschien der Palankin, welcher den Herrn dieser buntscheckigen Versammlung trug, und dann folgte wieder eine Wache, der ähnlich, welche dem Zuge voranging.

Von einiger Entfernung aus gesehen, erscheinen diese Prozessionen höchst groszartig, vorzüglich die Elefanten mit ihrem Schmuck; kommt man jedoch mehr in ihre Nähe, so sieht man, dasz alles flitterhaft und geschmacklos ist.

Die Muhammedaner in der Umgegend von Delhi sind ein schöner Menschenschlag, haben in ihrem Aeuszern aber etwas so liederliches und sind in ihren Manieren so plump, dasz sie auf den Fremden keinen angenehmen Eindruck machen. Der Kontrast zwischen einem muhammedanischen und einem Hindu-Orte, den man auf einer Reise häufig beobachten kann, ist höchst überraschend. Die milde Ruhe der einen, dem unverschämten Lärm der andern gegenüber, beweist, dasz sie sich nie vereinigen können. Wenn dasselbe Dorf von Bekennern beider Religionen bewohnt wird, so nehmen sie immer entgegengesetzte Theile ein, und man kann diesen Umstand sogleich daraus erkennen, dasz sich an jedem Ende des Dorfes eine

Quelle befindet, da die Hindus nicht um alle Schätze der Welt ihr Wasser mit den Muhammedanern aus denselben Brunnen schöpfen würden. Delhi ist immer reich an schimmernden Figuren und prunkenden Pferden. Eine grosze Menge von Kaufleuten wird durch das Gewimmel der Fremden hierher gezogen, und ihre Beharrlichkeit im Anpreisen ihrer Waaren läszt sich schwer überbieten. Sie fallen uns zu allen Zeiten an, und im Verlaufe weniger Stunden können wir die Produkte aller Welttheile durchmustern. Als ausgezeichnet gelten die Goldschmiede von Delhi, und die dortigen Stickereiarbeiten sind im ganzen Orient berühmt. Zwischen Kaschmir und Delhi findet ein beständiger Verkehr statt, und die einfachen Shawls jenes Landes werden oft hierher gebracht, um reich in Gold und Silber gestickt zu werden, worauf sie von den Eingebornen viel höher geschätzt werden. Europäischer Geschmack wird sie dadurch nicht für verbessert halten.

Kein Modegeck irgend eines Landes kann unterhaltender und eitler sein als der muhammedanische, und in Wahrheit liegt auch in seinem Aeuszern mehr, worauf er stolz sein kann, als wir in unsern dunkelfarbigen europäischen Kleidern besitzen. Dazu ist der Schmuck der Pferde so prächtig und mannigfaltig, dasz sich hier für seinen Geschmack ein weites Feld öffnet, wo er sich mit Glanz zeigen kann. Wenn ein junger Mann von Familie zu Pferde sitzt, zeigt er durch seine Mienen und sein Benehmen deutlich, dasz er nach seiner Meinung alles in allem ist. Die Falten seines Turbans und der Schwung seines Schnurrbarts sind augenscheinlich das Resultat tiefer Studien. Sein Pferd ist mit kostbaren Decken behängt, und das wenige, was es von seiner natürlichen Bekleidung sehen läszt, so glatt wie nur möglich. Der Schweif ist lang und dicht, und die Mähne wird mit der sorgfältigsten Kunst geglättet, wobei silberne Knöpfe angewendet werden, um jedes Haar an seiner Stelle zu erhalten. Das Pferd wird abgerichtet, zu springen und zu bäumen, und in diesen Vollkommenheiten beständig geübt, besonders, wenn der Reiter mitten in einem dichten Haufen von Menschen ist, denn der grosze Zweck scheint hier, wie auch bei unsern minder glänzenden Stutzern, Aufsehen zu machen, eine Absicht, die der Reiter immer erreicht, da die Fuszgänger vor ihm nach allen Richtungen fliehen.

3. Der Nil und seine Ueberschwemmungen.

Alfred v. Kremer und Samuel White Baker.

Nicht die Menge der Wassermasse, nicht die Macht, mit der die Flut durch das Strombett dem Meere entgegeneilt, oder die Tiefe der Gewässer, noch die Breite der Oberfläche allein bestimmen die Bedeutung eines Stroms; wo fänden die großen amerikanischen Ströme, der Mississippi, der Orinoko, der Maranon (Amazonenstrom) mit seiner riesigen Wasserfläche und der La Plata ihresgleichen? Und dennoch ist deren Einfluß auf die menschliche Kultur nicht entfernt mit demjenigen zu vergleichen, den bedeutend kleinere Wasseradern, wie der Nil und der Euphrat, auf die Geschicke der Menschen ausgeübt. Das maßvolle, regelmäßig innerhalb der gezognen Schranken sich emsig fortbewegende Walten, allmähliches, aber ununterbrochnes Weiterbauen auf der mit Mühe und Anstrengung gewonnenen Grundlage, das ist es, was die Grundbedingung jeder ersprießlichen und wahrhaft heilsamen Thätigkeit ist, im Menschenleben wie in der Natur. In dieser Hinsicht steht der Nil unübertroffen und einzig da unter den Strömen des Erdballs. Einige asiatische Ströme, der Euphrat und Tigris, der Indus, der Ganges, die gewaltigen Wasseradern Hinterindiens sowie die chinesischen Ströme, zeigen ähnliche Erscheinungen, aber keiner übertrifft in seiner segensreichen Einwirkung auf Land und Volk, in inniger Verkettung zwischen ihm und den Uferbewohnern den alten, heiligen Nil, dessen Namen wir nicht

aussprechen können, ohne im Geist alle Wunder Aegyptens emporsteigen zu sehen, dessen Ernährer und Erhalter er war und ist. Durch ihn und mit ihm lebt Aegypten, er ist die Lebensader des Landes, deren lebhaftere oder schwächere Pulsschläge Segen bringen oder Noth und Elend mit sich führen. So regelmäßig geht dieses Stromes Steigen und Fallen vor sich, daß schon die alten Aegypter ihre Zeitrechnung darauf gründeten; ja noch mehr: er war selbst Erzieher und Lehrmeister der ersten Menschen, die seine Ufer bewohnten. Mit dem regelmäßigen Steigen und Fallen des Flusses, wodurch bald große Landstriche unter Wasser gesetzt, bald trocken gelegt wurden, ward nicht nur der menschliche Beobachtungsgeist geweckt und geschärft, sondern es mußten nothwendigerweise die ersten Anwohner früher als in irgend einem Lande zur Bildung einer bürgerlichen Gesellschaft angeregt und genöthigt werden. Während in andern Ländern die wilden Stämme in kleine Abtheilungen, ja oft in einzelne Familien zersplittert, getrennt, und ohne sich in größere Gemeinwesen zu vereinigen, lange bestehn konnten, waren im Nilthal durch die Natur des Stromes die Menschen darauf angewiesen, zahlreichere Ansiedlungen zu bilden. Denn nur gemeinsamen Anstrengungen konnte es gelingen, theils vor der Macht der überflutenden Wasser sich zu schützen, theils bei niederm Strom genügende Bewässerung für ihre Fruchtfelder zu erhalten. Diese alljährlich wiederkehrende Ebbe und Flut rief daher die ersten und wahrscheinlich ältesten Damm- und Kanalbauten hervor und begründete die Uranfänge eines geregelten Gemeinwesens. So ist es erklärlich, daß, während die Griechen noch rohe Wilde waren, die von der Jagd, dem Fischfang und dem Raube lebten, in Aegypten schon ein vollkommen entwickeltes Staatswesen mit geordneten bürgerlichen Verhältnissen bestand.

Die Ursachen dieser regelmäßigen Ueberschwemmungen sind von Samuel Baker, der in den Jahren 1861 und 1862 die abessinischen Zuflüsse des Nils untersuchte, klar entwickelt. Er sagt darüber folgendes:

„Der blaue Nil ist während der trocknen Jahreszeit so klein, daß er nicht Wasser genug für die kleinen Fahrzeuge hat, die mit dem Transport von Produkten von Sennaar nach Khartum beschäftigt sind. In dieser Zeit ist das Wasser schön hell, und da er den wolkenlosen Himmel reflektiert, hat seine Farbe ihm den wohlbekannten Namen Bar el Azrak oder blauer Fluß gegeben. Es gibt kein köstlicheres Wasser als das des blauen Nils; es sticht ganz ab gegen das des weißen Flusses, welches nie hell ist und einen unangenehmen Vegetationsgeschmack hat. Diese Verschiedenheit in der Beschaffenheit des Wassers ist ein unterscheidendes Merkmal der beiden Flüsse; der eine, der blaue Nil, ist ein reißender Gebirgsstrom, der mit großer Schnelligkeit steigt und fällt; der andre entspringt aus einem See und fließt durch ungeheure Marschen. Der Lauf des blauen Nils geht durch fruchtbaren Boden, und während der starken Regen liefern seine Wasser einen ungeheuren Beitrag erdigen Stoffes von rother Farbe zu dem allgemeinen befruchtenden Niederschlage des Nils in Unterägypten.

Der Atbara, obgleich in der Regenzeit Abessiniens ein so bedeutender Strom, ist mehrere Monate des Jahrs hindurch vollkommen trocken, und damals, als ich ihn zum ersten Male sah, am 15. Juni 1861, war er eine bloße Fläche funkelnden Sandes, thatsächlich ein Theil der Wüste, durch welche er floß. Von seiner Vereinigung mit dem Nil an ist er über einhundertundfünfzig englische Meilen weit von Anfang März bis Juni vollkommen trocken. In Zwischenräumen von wenigen Meilen gibt es Pfuhle oder Teiche von Wasser, das in den tiefsten Löchern zurückgeblieben ist, die unter dem allgemeinen durchschnittlichen Niveau des Flußbettes liegen. In diesen Pfuhlen, von denen manche

eine englische Meile lang sein mögen, versammeln sich alle Bewohner des Flusses, die, sowie der Strom verschwindet, sich genöthigt sehen, in diesen engen Zufluchtsstätten dicht aneinander zu rücken. So drängen sich Krokodile, Flußpferde, Fische und große Schildkröten in außerordentlicher Anzahl zusammen, bis der Anfang der Regen in Abessinien sie wieder in Freiheit setzt, indem er eine frische Wassermasse zu dem Flusse herabsendet. Die Regenzeit beginnt in Abessinien in der Mitte des Mai; da aber das Land durch die Sommerhitze versengt ist, so werden die ersten Regen vom Boden eingesaugt, und die Gießbäche füllen sich nicht vor der Mitte des Juni. Vom Juni bis zur Mitte des Septembers sind die Gewitter furchtbar; jede Schlucht wird ein tobender Gießbach; Bäume werden von den über ihre Ufer geschwellten Bergströmen entwurzelt, und der Atbara wird ein ungeheurer Fluß, der mit einer alles überwältigenden Strömung den ganzen Abfluß von fünf großen Flüssen — dem Setit, Royan, Saläam und Angrab, nebst seiner eignen ursprünglichen Wassermasse — herabbringt. Seine Wasser sind dick von Erdreich, das von den fruchtbarsten Ländereien weit von seinem Vereinigungspunkte mit dem Nil abgewaschen wurde; Massen von Bambus und Treibholz nebst großen Bäumen und häufig die Leichen von Elefanten und Büffeln werden längs seinen schlammigen Wassern in wilder Verwirrung fortgeschleudert und bringen den an seinen Ufern wohnenden Arabern, die immer nach des Flusses Schätzen an Brenn- und Nutzholz auf der Lauer stehn, eine reiche Ernte.

Während des Jahrs, welches ich im nördlichen Theile Abessiniens und an seinen Grenzen zubrachte, dauerten die Regen mit großer Heftigkeit drei Monate lang; der letzte Guß fiel am 16. September, und von diesem Tage an gab es bis zum folgenden Mai weder Thau noch Regen. Die großen Flüsse traten aus, und die Gebirgsströme vertrockneten, der Atbara verschwand und wurde abermals eine Fläche funkelnden Sandes. Die Flüsse Setit, Saläam und Angrab haben, wenn sie sich auch sehr vermindern, dennoch das ganze Jahr hindurch Wasser, da sie sich von den hohen abessinischen Gebirgen herab in den Atbara ergießen; aber das versengte, sandige Bett des letztern Flusses saugt das ganze ihm zugeführte Wasser ein, und kein Tropfen aus dem Atbara erreicht während der trocknen Jahreszeit den Nil. Die erstaunliche Abnahme dieses Flusses durch den Sand erklärt die Ohnmacht des blauen Nils im hilflosen Kampf mit den nubischen Wüsten, die, hinderte sie nicht die beständige Wassermasse des weißen Nils, jeden Tropfen Wasser austrinken würden, ehe der Fluß den 25. Breitengrad überschreiten könnte.

Der blaue Nil und der Atbara, welche den ganzen Wasserabfluß Abessiniens aufnehmen, ergießen ihre Hochwasser in der Mitte des Juni gleichzeitig in den Hauptnil. In dieser Zeit hat auch der weiße Nil einen beträchtlich hohen, obwohl nicht seinen höchsten Stand, und der plötzliche Wassersturz, der von Abessinien in den Hauptkanal herabkommt, welcher schon durch den weißen Nil auf einen hübschen Stand gebracht worden ist, verursacht die jährliche Ueberschwemmung in Unterägypten.“

Bei den Katarakten von Syene beginnt das erste Steigen des Nils in der letzten Woche des Monats Juni, wird aber in Kairo erst anfangs Juli bemerkbar. Es geht des geringen Gefälles wegen zuerst sehr langsam, dann aber schneller und hat um den 15. August in Kairo seine halbe Höhe erreicht, von wo es bis zu seiner größten Höhe zwischen dem 20. und 30. September noch vier bis sechs Wochen bedarf. Auf seinem höchsten Stand verharrt der Nil etwa vierzehn Tage, wonach das Sinken beginnt, so daß er Mitte November wieder auf die halbe Höhe seines Steigens gesunken ist. Von dieser Zeit sinkt

er sehr allmählich bis zum 20. Mai des folgenden Jahrs und bleibt also nur kurze Zeit in seinem niedrigsten Wasserstande.

Da der Nil seinen höchsten Wasserstand, wenigstens in Unterägypten, zu einer Zeit (dem Herbst-Aequinoctium) erreicht, wo nicht bloß die herrschenden Winde die Gewässer gegen ihre Gefälle dämmen, sondern auch die Sonnenstrahlen weniger mächtig die Verdampfung befördern, so bleibt die Wassermasse in längerer Berührung mit dem Erdreich und tränkt es vollkommen. Auch durch die Seitenwände des Stroms findet eine reichliche Durchsickerung statt. Brunnen von geringer Tiefe finden sich daher überall in der Nähe des Stroms, und es bilden sich auch allenthalben in den Vertiefungen des Bodens durch Grundwasser oder durch die Ueberschwemmung Pfützen und Moräste. Wie sehr gewisse Saaten, besonders der Reis, dies erfordert, ist bekannt. Das Nilwasser ist jedoch nicht bloß Träger der Feuchtigkeit, sondern des Erdreichs und der Düngung selbst, freilich nicht in dem Grade, wie es häufig geschildert wird, und nicht überall in gleichem Maße. Jedes Jahr gießt der Strom eine größere oder geringere Wassermenge über das flache Land. Ist die Ueberschwemmung hinreichend, so sind alle kulturfähigen Ländereien bewässert; ist sie zu gering, so bleiben ganze Landstriche trocken oder erhalten nur einen sehr stiefmütterlichen Antheil von dem belebenden Element. Durch die im Laufe der Jahrhunderte stattgefundene Erhebung des Bodens sind viele Strecken der Ueberschwemmung theilweise oder gänzlich entzogen worden, die früher vollkommen unter Wasser gesetzt wurden. Große Landstriche, die im Alterthum infolge des meisterhaft durchgeführten Kanalnetzes nie an Wasser Mangel litten, liegen jetzt wegen der Vernachlässigung der Kanäle wüst. Bis das Erdreich genügend gesättigt ist, muß es wenigstens ein bis zwei Wochen unter Wasser bleiben; es folgt aus diesem Umstand, daß die Bewässerung nicht überall gleich vollständig ist.

Selbst wenn der Nil den höchsten Punkt seines Steigens erreicht hat, ist nicht, wie eine häufig gebrauchte Redensart lautet, das ganze Land ein See; denn obgleich einzelne Landstriche ganz unter Wasser stehn, so sind doch die Fluten überall durch Dämme eingeengt und zertheilt, so daß selbst der Verkehr zwischen den Dörfern selten ganz gehemmt ist.

Der ganze Feldbau zerfällt in zwei große Kategorien, den Winter- und Sommerfeldbau. Uebrigens nehmen die Aegypter ungeachtet der befruchtenden Eigenschaften des Nilschlammes oft den Dünger zu Hilfe, so besonders in den Gärten und bei den Baumwollenpflanzungen. In der Umgegend der großen Städte pflegt man auf die Baumwollengründe den Schutt zu vertheilen, der sich an Orten vorfindet, die einige Zeit hindurch nicht mehr von Menschen bewohnt waren. Es ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn der Fellah ein beharrliches System des Düngens annehmen wollte, der Ackerbau noch bedeutend größere Resultate zu liefern im stande sein würde.

Bei den Hindernissen, welche sich einer vollständigen Bewässerung aller Kulturgründe des Nilthals durch die Ueberschwemmung entgegenstellen, leuchtet es von selbst ein, daß nichts von größerer Wichtigkeit für das Land sein kann, als die Instandhaltung und Vervollständigung des Kanalnetzes, durch welches das Wasser des Nils in alle Theile des Thals und des Deltas, stellenweise bis in die Wüste hinein, geleitet wird und somit sowohl fruchtbares Land stets neu befruchtet, als auch wüste Strecken der Kultur erobert. Die alten Bewohner Aegyptens hatten in dieser Beziehung nicht minder Kolossales geleistet als in der Baukunst. Der künstlich ausgegrabne Mörissee und der von Dahrut-esch-Scherif an bis nach Fajum sich erstreckende Josephkanal, der in gerader Linie eine Länge von fünfundvierzig geographischen Meilen hat, eine Ausdehnung, die sich durch

mannigfaltige Krümmungen noch bedeutend erhöht, gehören zu dem Großartigsten, was je in dieser Art ausgeführt worden ist. Selbst die beiden Arme, durch welche der Nil jetzt die Hauptmasse seiner Gewässer ins Meer sendet, der bolbitinische und bukolische Arm, d. i. die Arme von Rosette und Damiette, sind nicht natürlich entstanden, sondern durch Menschenhand ausgegraben, wie Herodot angibt, obgleich jetzt keine Spur eines solchen künstlichen Ursprungs mehr bemerkbar ist.

Der Bau neuer Kanäle sowie die Instandhaltung der alten wird jetzt von den verschiednen Dörfern getragen, durch deren Gebiet die betreffende Wasserstraße geht. Die Arbeiten hierbei werden von den Einwohnern unentgeltlich geleistet.

Der Bau, sowie die Reinigung der Kanäle, wird mit den einfachsten Werkzeugen zu stande gebracht; mit Spaten wird die Erde gelockert, dann in Körbe gefüllt, welche von den Knaben und Mädchen auf den Köpfen fortgetragen und am Rande aufgeschüttet werden. Die zu solchen Arbeiten verwandte Landbevölkerung bietet häufig einen Erbarmen erregenden Anblick. Schlecht gekleidet, schlecht genährt, müssen die Leute unter Aufsicht des Scheich-el-beled ohne Bezahlung Tage und Wochen hindurch diese mühsamen und oft der Gesundheit sehr nachtheiligen Arbeiten zu Ende führen, wobei sie manchmal tagelang im Schlamm zu stehn gezwungen sind. Dennoch verläßt sie ihre angeborne Heiterkeit nicht. Indem sie ein Lied absingen und im Takt mit den Händen klatschen, sieht man sie in langen Reihen die Erde und den Schlamm mit ihren Körben auf die angewiesenen Stellen ausschütten und die geleerten Körbe mit Fleiß wieder füllen, wozu sie häufig als einzigen Werkzeugs sich der Hände bedienen. Diese Arbeiter müssen, wenn das nächste Dorf zu entfernt ist, auch die Nacht an dem Orte zubringen, wo sie dann unter freiem Himmel schlafen und von Kälte und Nachtfeuchtigkeit viel zu leiden haben. Es ist leicht begreiflich, daß bei so mangelhafter Einrichtung die Vornahme einer Erdarbeit, die mit bessern Werkzeugen und bei genügender Verpflegung der Arbeiter von wenig Werkleuten ausgeführt werden könnte, einen bedeutend größern Aufwand von Menschenhänden erfordert. Es sind daher in dem Distrikt, wo ein Kanal gegraben oder ausgebessert wird, die Dörfer fast ganz verlassen. Die Einwohner eines jeden Dorfes haben eine bestimmte Strecke zu bearbeiten und werden erst dann entlassen, wenn sie dieselbe beendigt haben.

4. San Francisco.

(Aus dem „Schwäbischen Merkur“.)

Max Eyth.

San Francisco bleibt eine der größten Merkwürdigkeiten der Welt, nicht durch das, was diese Stadt ist, obgleich sie auch in dieser Hinsicht höchst eigenthümlich erscheint, sondern durch die Art, wie sie geworden ist. Man kann sich in Europa keinen Begriff davon machen, was der Mensch in dreißig Jahren zu leisten vermag, mit den materiellen und geistigen Hilfsmitteln, die ihm in unsern Tagen so zu sagen schon in die Wiege gelegt werden.

Noch im Jahre 1848 gewahrte man hier eigentlich nichts als zwei öde Halbinseln zwischen einer gewaltigen, binnenseeartigen Bucht und den einsamen Wogen des stillen Oceans. Die eine erstreckt sich von Norden, die andre von Süden her; und in der Mitte liegt die Meerenge, die beide verbindet. Die nördliche ist bis an ihre Spitze von stattlichen Bergen gebildet, welche mit wenigem Holz und natürlichen Weiden bedeckt sind. Die südliche, namentlich

gegen ihre Spitze zu, besteht aus schroff und verwirrt aufgetürmten Sandhügeln, in deren Durcheinander es schwer ist, eigentliche Bergketten zu verfolgen, während sie sich übrigens, noch tiefer im Süden, zu ansehnlichen Höhen und Ausläufern der eigentlichen Küstenberge des Festlands erheben. Am Fuße dieser Sandhügel, fast an der Spitze der Halbinsel nach der innern Bucht hin, zog sich ein schmaler Streifen flachen Sumpflands, und dort standen die Bretterbuden des alten San Francisco, das sich aus einer spanischen Missionsstation bildete. Und dann kamen die Amerikaner und die Goldperiode.

Der schmale Streifen ist jetzt verdoppelt und verdreifacht durch Auffüllungen und Pfahlbauten und trägt die Seehandels- und Geschäftsviertel einer Stadt von 300000 Einwohnern. Die steilen Sandhügel sind bis zu ihren Gipfeln, dann wieder hinab in die Senkungen des Terrains gegen die Mitte der Halbinsel und wieder hinauf zu einer zentralen Hügelkette mit stattlichen Straßen und Häusern aller Art bedeckt, von der kleinen, niedlichen Bretterbude an, die der Eigenthümer über Nacht auf Räder stellt und eine halbe Meile weiter schiebt, bis zu den ansehnlichsten, reichsten Palastbauten, umgeben von herrlichen Gärten, mit Balkonen, Terrassen und Vorhallen, die nach jeder Seite hin die reizendsten Aussichten über Land und Meer gewähren. Selbst die scheinbar unübersteiglichsten Hindernisse haben hier die amerikanische Vorliebe für die gerade Linie nicht beirrt. Die Hauptstraße, die Marketstreet, führt schnurgerade von dem Meeresufer nach dem Innern der Halbinsel und verliert sich in buchstäblich unabsehbarer Ferne über die Hügel, Thäler und Höhen einer zukünftigen Weltstadt. Sie bildet eine Diagonale in dem rechtwinkligen Netzwerk der übrigen Straßen, das namentlich gegen Westen mit der starrsten Regelmäßigkeit ausgelegt ist. Aber eben in dieser Richtung besonders erhebt sich das Gewirre der Sandhügel, welche das Gerippe der Halbinsel bilden. Dies gibt der Stadt ihren eigenthümlichen Charakter. Ein Blick von der Höhe, die langen, buntbelebten Straßen hinunter, die schließlich direkt in Wasser oder in einem Wald von Schiffen enden, dann der glänzende, weite Spiegel der Bucht, von kleinen, weißen, emsigen Dampfern nach allen Seiten hin durchfurcht, weiter hinaus die blauen Berge der Küstenkette, überall die kühnen Umrisse des Mount Diavolo, des Teufelsberges, den man in Kalifornien fast nie aus dem Gesicht verliert, und dieses Bild eingerahmt von hohen, reich verzierten Häusern, von Kirchen und Kuppeln, deren Dächer tief unter uns liegen und die in wunderlicher Verjüngung den hochsteilen Berg hinaufklettern: das ist ungefähr der Blick die Kaliforniastraße hinab, wie er sich mit mannigfaltigen Abänderungen fast in jeder ihrer unzähligen, mit ihr gleichlaufenden Straßen wiederholt.

Ein andrer Charakterzug der Stadt sind die Bauten selbst. Fast alles ist aus Holz, theilweise der Kosten halber, theilweise wegen der Erdbeben, die im Lande nicht selten sind. Aber es ist eine Holzkonstruktion, die hier zum ersten Male geschaffen wurde. Die Straßenfronten lassen es kaum ahnen, daß man es mit Holz zu thun habe. Die Stile fast sämmtlicher Bauten sind Spielarten eines eignen Kunstgeschmacks der allerreichsten Gattung, meistens allzu überladen, aber in den Einzelnheiten selten, wie so oft in England, verfehlt und zuweilen wirklich prachtvoll. Die Treppen, Geländer und Terrassen, welche die bergigen Straßen naturgemäß mit sich bringen, machen sich ganz besonders hübsch. Dabei ist die Ausführung so solid, das Material so gut und das Klima demselben offenbar so günstig, daß für das Auge die Täuschung vollständig wird. Auch soll das Innere dieser Holzhäuser weit angenehmer sein, als das von Stein- oder Backsteinbauten.

Der Stadtplan deckt natürlich auf dem Papiere schon die ganze Halbinsel mit seinem Straßennetze. Die Wirklichkeit läßt dies vorläufig noch gut sein und erinnert an die glänzende Beschreibung eines eingebornen Berichterstatters der Pacific-Eisenbahn: „Nevada-City ist eine große und herrliche Stadt, zur Zeit aber noch nicht gebaut.“ Thatsächlich erreicht auch San Francisco bis jetzt kaum die Mitte der Landzunge und endet am Fuß der centralen Hügelkette, von welcher die Kirchhöfe Besitz genommen haben. Eine schönre Lage läßt sich kaum denken. Arbeit und Kunst haben den Sand mit dichtem Immergrün bedeckt. Cypressen, Pinien und Palmetten, zwar noch jung, aber frisch und lebendig, wölben sich bereits über hunderten von theilweise sehr geschmackvollen Monumenten. Hier wenigstens hat die amerikanische Geradlinigkeit aufgehört. Die Aussicht von den Gipfeln des „Lorberkirchhofs“ oder des „einsamen Berges“ mit seinem monumentalen Kreuze umfaßt die ganze Welt von San Francisco. Im Westen die weite blanke Fläche des Oceans, nach Norden die schönen Berge der obern Halbinsel und die dortigen Ausläufer der großartigen Meeresbucht, näher im Mittelgrund, zwischen den spärlich bewachsnen, wild verworfnen Hügeln, da und dort ein blauer Wasserspiegel, Theile der Meerenge des „goldnen Thors“, nach Osten die weite Bucht in ihrer ganzen Länge umrahmt von den stolzen Bergen der Küstenkette und bei klaren Tagen in weiter Ferne die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada, endlich im Süden einsame, dunkelgrüne Höhen, die kaum ahnen lassen, daß zu unsern Füßen, tief unter der Ruhestätte der Todten, das fieberhafte Leben einer großen Stadt pulsiert.

5. Die Wunder der Nordpolargegend.

Welche Mittel bot die Natur auf, um den grausesten Gegenden des Erdballs einige Bewohnbarkeit abzugewinnen? Durch welche Erleichterungen gelang es ihr, selbst dort dem Menschen sein Dasein zu fristen und sein Leben zu erleichtern, wo die Erde dem Samenkorn verschlossen bleibt, wo dem Hirten keine Weiden mehr grünen, und wo kaum noch ein eßbares Wild dem Jäger sich darbietet?

Zwei große Lufterscheinungen mögen bei der Aufzählung dieser Mittel den Anfang machen. Das erste davon ist die Strahlenbrechung, wodurch das Tageslicht bei dem Verschwinden und bei dem Herauftreten der Sonne um mehrere Wochen verlängert wird.

Das zweite finden wir in jenem majestätischen Schauspiele, dem Nordlichte. Es schafft gleichsam die Nacht zum Tage um. Bei seinem Schimmer kann der Mensch seiner Hantierung, seiner Nahrung nachgehn; er kann jagen und er kann sich gegen das furchtbarste Thier, den Polarbären, schützen.

Diese beiden Erscheinungen rechne man nun zu dem langen Tage, den der Polarmensch infolge der schiefen Lage genießt, in welcher unser Erdball ruht, um sich zu überzeugen, wie wohlthätig die Natur das traurige Leben in diesen Gegenden mildert.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche sich auf dem Boden der dortigen Erde selbst darbieten, darf man das Treibholz zuerst nennen. Es ersetzt den Nordländern die fehlenden Waldungen, liefert Bauholz, Hausgeräthe und Feuerung, ja der Isländer tauscht europäische Waaren dafür ein.

Jetzt zu den Erzeugnissen der Polargegenden selbst. Mit reichlicher Hand verschwendet dort die Natur die nahrhaftesten Pflanzen, die Moose; denn sie allein sind fähig, aus dem dürftigen, oft nur felsigen Grunde der Polarländer

hinreichende Nahrung zu ziehen und dadurch den Menschen auf das kräftigste zu erhalten.

Noch mehr. Die dortige Kälte mußte mehrere Pflanzen, welche in den milden Himmelsstrichen ungenießbar, ja widrig und daher verachtet bleiben, in eßbare und den Menschen gut ernährende Gewächse umschaffen. So das wilde Korn, so die Natterwurzel.

Endlich mußte gerade die nördliche Erde diejenigen Pflanzen in unermeßlicher Menge hervorbringen, welche sowohl den Menschen als das Vieh gegen die Hauptkrankheit des nördlichen Klimas schützen.

Unter den großen Erhaltungsquellen des Menschen aus der Thierwelt stehn die Erzeugnisse des Meeres oben an.

Der Walfisch ernährt den Eskimo und Grönländer und behagt dem Isländer. Sein flüssiges Fett ist ihnen ein köstliches Getränk; alle diese Völkerschaften erhalten dadurch ihr Erleuchtungs- und größtentheils ihr Feuerungsmaterial; die Knochen der Kolosse dienen oftmals bei Gebäuden und Booten als Balken, die Sehnen zum Nähen.

Auch erstreckt sich dieser hohe Werth des Walfisches fast auf alle übrigen Bewohner der Polarwelt, z. B. auf die Tschuktschen, die Samojeden und auf die Bewohner der durch Cook entdeckten Inselgruppen in dem nordwestlichen Südmeere.

Fast noch unentbehrlicher sind den zuerst genannten Völkern die Seehunde. Sie geben ihnen außer vielartiger Nahrung zugleich fast ihre ganze Kleidung, ihren ganzen Schutz gegen das furchtbare Klima; sie liefern ihnen Seile und den so nothwendigen Ueberzug über die Fahrzeuge; sie verschaffen ihnen sogar Fenster für ihre Hütten, und die Zähne von einigen dieser großen Seethiere dienen zu schätzbaren Werkzeugen verschiedner Art.

Und wie trefflich stimmen die Meereserzeugnisse mit der Natur der Polarmenschen zusammen.

Zwar lebt das Geschlecht der Walfische unter allen Zonen, allein die Natur wies ihnen dennoch vorzugsweise die kältesten Gegenden zu ihren Lieblingssitzen an. Hier kühlt das Eis der Pole ihre heißen, leicht entzündbaren Säfte, hier läßt sie für diese Kolosse die reichlichste Nahrung, die tausende von kleinern Seegeschöpfen, hervorgehn.

Auch findet hier das Geschlecht der Robben den ungeheuren Ueberfluß der kleinern Meerthiere. In unzählbaren Zügen strömen diesen Ländern die Weißfische (Kabeljaue) zu. Das Meer mußte eigne, Meilen große Sandgebirge bilden, auf deren Rücken diese Fische jene Millionen Zentner von junger Brut auf die ihr zuträglichste Art absetzen und sich zugleich den großen Verheerern des Polarmeeres zur Beute darbieten.

In gleich merkwürdigem Ebenmaße stehn mit diesen Anstalten jene unermeßlichen Scharen der Seevögel, welche unablässig über die Eisgefilde schweben; denn auch sie finden hier bald an kleinern Fischen und ihrer Brut, bald an den großen Seethieren tausendfältige Nahrung. Kaum zeigt sich ein solches von dem Menschen oder seinesgleichen verwundetes Geschöpf, so frohlocken schon tausende der Mallemucken, der Petrelle und andrer Arten über die ihnen zu theil werdende Beute und trotzen ruhig durch die dicht am Körper anschließenden, von eignen Glandeln beölten Daunen, der grausen Kälte des Pols.

Und nun denke man sich noch den wunderbaren Bau des Polarmenschen! Wie er fast alles zu verzehren bereit ist, alles zu verdauen vermag! Das rohe Kraut, das thranige Fleisch der Möven, der Taucher, der Seehunde, der Speck der Walfische, der Thran, alles ist ihm willkommen! Diese uns widerstehenden

Speisen erzeugen bei ihm den gesundesten Körper und eine dicke, wärmende Fetthaut. Durch ihre Ausdünstungen heizt er seine Wohnungen, durch sie geschützt durchfährt er die rauheste Winterwelle, bietet einer Kälte trotz, worin der Brantwein erstarrt, und trennt sich von seiner grausen Heimat nicht minder ungern, als der Schweizer von seinen romantischen Bergen.

Doch die Vorsicht sorgte auch mittelbar für weitre Entwicklung des armseligen Polarbewohners. Die vierfüßigen Thiere und das Geflügel dieser weiten Gegend sind durch das dunkelste Haar und den weichsten Flaum gegen die Kälte geschützt.

Der dortige Mensch, obgleich nur einer geringen künstlichen Wärme bedürfend, erlegte viele derselben für seine Nahrung und Kleidung und für seinen Hausbedarf. Aber nun landete der Europäer, siedelte sich dort an und entdeckte bald in diesem Pelzwerk einen erstaunlichen Werth, einen wichtigen Handelszweig. Schnell weckte er in dem Indianer den Trieb nach neuen Bedürfnissen. Jetzt jagt dieser den Biber, den Bär, den Schupp, das Elen und andre jagbare Thiere nicht bloß für sich, sondern zum Eintausch für europäische Waaren, und so erzeugte sich ein Verkehr des Wilden und des gebildeten Fremdlings.

Freilich steckte dieser seinen neuen Bekannten mit den Blattern an, und was noch trauriger war, er erregte in ihm die Lust zum Genusse starker Getränke. Dagegen führte er ihm aber auch die Hilfsmittel gegen Krankheiten zu; er gab ihm Mittel an die Hand, sein Leben leichter und sicherer zu erhalten. Der Missionär drang zur Bekehrung des Indianers in die rauhesten Wüsten und bildete die rohen Eskimos und Grönländer zu friedlich gesitteten Menschen um, und schon genießt mancher unstete und darbende Jäger und wilde kanadische Krieger durch Englands weise Einrichtungen den ruhigen, sichern Unterhalt, den der Ackerbau darbietet. Auf diese Weise verschwindet jener wüthende Geist der steten Verheerung und Rache; der Sohn erschlägt nicht mehr den abgelebten Vater; die ungeheuern, jetzt todten Gefilde ernähren einst ohne dauerndes Jagen und Morden die zehnfache Zahl ihrer Bewohner; die Bildung ebnet die Wege für die Humanität, und vielleicht während eines Jahrhunderts blühen da Städte und reiche Anlagen, wo jetzt der Bär und Wolf in ihrer Höhle lauern, oder wo der Tomahawk vom Blute des sorglosen Nachbarn dampft.

E. Bilder aus der deutschen Geschichte.

---

1. Armin, der Befreier Deutschlands, und die teutoburger Schlacht. Im Jahre 9 n. Chr.

August Grube.

Unter der Regierung des Kaisers Augustus suchten die Römer auch ihre Herrschaft über Niederdeutschland zu verbreiten. Ein glücklicher Erfolg begleitete den Anfang dieser Unternehmung. Die Deutschen, zwar muthig, kriegslustig und freiheitsliebend, aber in mehrere Völkerschaften getheilt, unter sich uneins und der Kriegskunst unkundig, setzten keinen vereinigten und geordneten Widerstand entgegen. Von dem Rhein bis zur Elbe hin drangen die Römer vor,

und schon schien es, daß ganz Niederdeutschland ihrer Uebermacht auf immer unterliegen würde. Aber alles, was sie durch fünfundzwanzigjährige Anstrengung errungen hatten, raubte ihnen ein einziger Schlag durch die Klugheit und Tapferkeit eines deutschen Helden, dessen Name noch jetzt vom deutschen Volke mit dankbarer Liebe gefeiert wird.

Arminius — so hieß der edle deutsche Held — war der Sohn des Segimer (Sigmar), eines Anführers der Cherusker, die vom Harz bis zur Elbe hin wohnten. In früher Jugend kam er mit seinem Bruder als Söldner nach Rom; denn die Cherusker standen damals in gutem Vernehmen mit den Römern, und diese zogen gern Deutsche in ihre Kriegsdienste, um Deutsche durch Deutsche zu unterdrücken. Einige Jahre blieb Arminius in Rom. Sein lebhafter, hervorstrebender Geist fand daselbst Nahrung; er lernte römische Sprache, römische Kriegskunst und römische Schlauheit und machte sich bald so beliebt, daß ihm Augustus das römische Bürgerrecht und die römische Ritterwürde ertheilte. Als aber sein Vater Segimer gestorben war, kehrte er mit Erlaubniß der Römer in seine Heimat zurück. Vielleicht glaubte man zu Rom, daß der Jüngling, den man zu Ehren und Würden erhoben hatte, mit Liebe für Rom erfüllt sei und daß er seine Landsleute zu gleichen Gesinnungen führen würde; aber man irrte sich. Armin war nur seiner Bildung, nicht seiner Gesinnung nach ein Römer geworden. Sein Herz war und blieb seinem Vaterlande mit heißer Liebe zugethan.

Er sah, als er in die Heimat zurückkehrte, die nahe Unterjochung seines Vaterlands vor Augen. Immer weiter hatten sich die Römer mit List und Gewalt ausgebreitet; immer zahlreicher wurden ihre Schanzen und Besatzungen auf deutschem Boden; immer mehr wurden deutsche Sitten verdrängt. Um allmählich und unvermerkt das Joch der Knechtschaft über den Nacken der Deutschen zu werfen, entzog man ihnen durch Aushebung ihre junge Mannschaft, gewöhnte man sie an fremde Bedürfnisse und römische Lebensweise und schickte ihnen römische Advokaten zu, die nach römischem Rechte die Streitigkeiten schlichten sollten. Besonders hart wurden die Deutschen von Quintilius Varus gedrückt, der Statthalter diesseits und jenseits des Rheins war. Die Deutschen haßten ihn; denn dieser Römer nahm ihnen nicht nur ihr Hab und Gut, sondern suchte ihnen auch das alte gute Recht aus der Hand zu winden und die Sprache ihrer Väter zu verdrängen, damit sie auch dann, wenn sie redeten, immer daran denken sollten, daß sie Knechte des römischen Kaisers seien.

Armin ergrimmte in seinem Herzen, als er die Schmach seines Vaterlands sah, und er beschloß, die deutsche Freiheit zu retten. Aber das Unternehmen war schwierig und für einen gemeinen Kopf ganz unausführbar. Die Römer standen da mit einer großen Kriegsmacht, die sich an das rauhe Klima von Deutschland gewöhnt hatte. Die Deutschen waren getheilt, schwer zu vereinigen und noch schwerer zusammenzuhalten. Im offnen Felde konnten sie es nicht mit den kriegserfahrnen Römern aufnehmen; nur in sumpfigen, waldigen Gegenden, die sie genau kannten, ließ sich Vortheil für sie erwarten. Das bedachte Armin und entwarf danach seinen Plan.

Sein Bruder Flavius war ganz und gar römisch geworden. Nach dessen Sinnesart beurtheilte nun auch Varus den Armin, welcher ebenso freundlich als Flavius gegen den römischen Feldherrn that und oft von Varus zu Tische geladen ward. Armin ließ ihn beim Glauben, bis das Werk der Befreiung, das er heimlich im Herzen trug, zur Reife gediehen sei. Denn heimlich hatte er die Besten seines Stammes zusammenberufen und mit ihnen in stiller Waldeinsamkeit Rath gepflogen. Alle erkannten, daß für die Deutschen nur

darin Heil sei, wenn sie alle Römer, die im Lande saßen, wie böse Raubthiere auf einem einzigen Treibjagen erschlügen. Dazu lud er nun die benachbarten Brukterer und die Marsen und noch andre Gaue ein, und alle schlossen mit den Cheruskern eine Eidgenossenschaft auf Leben und Tod. Vorerst wollten sie aber die Römer durch erheuchelte Demuth recht sicher machen, und wenn sich Römer bei ihnen zeigten, leisteten sie nicht den geringsten Widerstand.

Indessen hatte Armin eine Jungfrau gesehen, welche Thusnelda hieß. Keine andre im ganzen Cheruskerlande kam ihr gleich an Schönheit und Edelsinn, und mit bitterm Schmerz sah auch sie die Erniedrigung ihres Volks. Ihr Vater aber, Segest, hielt zu den Römern und hoffte durch ihren Beistand sich die Herrschaft über sein Volk zu erringen. Zu dieser Jungfrau trug Armin treue Liebe im Herzen, und treu und innig hielt Thusnelda an ihm. So ging er denn zu Segest und freite um die Hand der Jungfrau, und als sie ihm verweigert ward, achtete er in seiner großen Liebe weder der alten Sitte, noch der Gefahr für seine Freiheit, wenn der Vater ihn ereilte. Er entführte Thusnelden und brachte sie heim als sein eheliches Weib. Dafür schwur ihm Segest ewige Rache, und er begann dieselbe damit, daß er den Varus vor Armin als einem Verräther warnte. Doch Segest predigte tauben Ohren; der römische Feldherr meinte, an allen den Verleumdungen sei bloß die Entführung der Thusnelda schuld, und überdies däuchte er sich klüger und verachtete den Rath eines „plumpen Deutschen".

In seinem Sommerlager an der Weser saß Varus, als er die Kunde erhielt, ein deutscher Stamm an der Ems habe sich erhoben und alle Römer, die in seinen Marken wohnten, erschlagen. Also war es verabredet worden unter den Eidgenossen. Denn Armin, die Seele des Bundes, hatte zuvor bedacht, daß Varus in solchem Falle nicht säumen würde, mit aller Macht ins Feld zu ziehen. Und so kams auch. Der Römer beschloß, ohne Verzug aufzubrechen und Rache zu nehmen. Beim Abschiedsmahl im Lager waren Armin und Segest zu Gast, und Segest warnte noch einmal. Doch Varus glaubte ihm abermals nicht und gebot vielmehr dem Armin, daß dieser den Heerbann der Deutschen aufbiete und sie als Bundesgenossen den Römern zuführe. Dann brach er stolzen Muths mit drei erprobten Legionen auf und zog in die Berge an der Weser, in die Gegend, wo jetzt Herford und Salzuffeln liegen. Rasch bot Armin den Heerbann auf, und freudig nahmen die Eidgenossen ihre Schwerter, um für die Freiheit zu kämpfen. Auf wohlbekannten, kürzern Wegen führte Armin sie hinter den Römern her und fiel plötzlich deren Nachhut an. Noch ahnte Varus nicht den ganzen Umfang der Gefahr und hielt für Uebermuth einzelner, was Plan und kluge Berechnung war. Denn zuerst wollte Armin die römische Kriegsmacht schwächen und zerbröckeln, um dann die Trümmer desto sichrer zermalmen zu können.

Es kamen und schwanden die Rächer wie Schatten der Nacht. Bald hier, bald dort fiel ein Römer im Engpaß. In dem Gedränge konnte Varus die Gefahr nicht überschauen; er befahl, geschlossnen Marsch zu halten, aber in der Wildnis war dies unmöglich. Endlich neigte sich der Tag, und Varus gebot dem Heere, halt zu machen, sich zu verschanzen, so gut es ginge, und zu verbrennen, was vom Gepäck überflüssig sei und im Zuge nur hindern könne. Am andern Tage rückte das Heer, immer von den Deutschen umschwärmt, doch in bester Ordnung in der Ebne weiter, die sich an der Werra ausdehnt, und gelangte in die Gegend von Detmold, wo die hohe Teutoburg ragte. Da ward auf einmal jeder Busch lebendig, aus jeder Bergschlucht raschelte es, wie viel hundert Schlangen, empor, und die uralten Bäume schüttelten, wie sonst

nach dem Wetter Regentropfen, jetzt Pfeile ohne Zahl auf die erschrocknen Römer herab. Der Himmel wollte auch nicht feiern und half den Deutschen mit Sturm und Regen. Von den Güssen unterwühlt, sank die deutsche Erde unter des Römers Füßen ein; im losen Erdreich schwankend, vom Sturm gerüttelt, stürzten die deutschen Eichen über die Unterdrücker hin und zermalmten sie im Fall. Ueberall dringen die Deutschen heran; Schritt für Schritt kämpft der Feind um den Boden, auf dem er steht, um den Weg, um jeden Baum und Stein, und er kommt nicht eher zu Athem, als bis die Nacht hereinbricht. Da läßt Varus abermals Lager schlagen, und ermattet sinken die Römer hin; aber in jedem Augenblick scheucht der Deutschen Kriegsgeheul sie aus der kurzen Nachtruhe empor. Als der dritte Morgen tagt, entdecken sie erst, wie licht es in ihren Reihen geworden ist. Mann an Mann geschlossen, brechen sie auf und kommen aufs offne Land, das die „Senne" heißt. Da sehen sie mit Grausen die ganze Masse der Eidgenossen vor sich entfaltet. Ringsum Deutsche, nirgends ein Ausweg! Für alle Tapferkeit ist nichts mehr feil als der Tod. Jauchzend stürzt jetzt die Eidgenossenschaft in der verzweifelnden Römer starre Reihen. „Die Freiheit, die Freiheit!" schallt's wie Donner des Himmels den Römern in die Ohren. Wie die Saat unter Hagelschloßen sinken die tapfersten unter deutschen Hieben nieder. Armin selbst ist überall, hier ordnet er als Feldherr die Schlacht und ruft: „Drauf, Brüder, drauf!" dort kämpft er mit der Kraft von zehn Männern, Stirn an Stirn; kein Eidgenosse, der nicht mit ihm um den Preis wetteifert! Des Feindes Scharen sind zersprengt, nur wenige wilde Haufen ragen noch aus dem Meere der Schlacht empor. Jetzt wird die Flucht allgemein; doch die meisten rennen blind in die Spieße der Deutschen. Da faßt Verzweiflung das Herz des Varus, und er stürzt sich in sein eignes Schwert, um sein Unglück und seine Schmach nicht zu überleben. Nur wenige aus dem großen Römerheer entrinnen, die meisten liegen auf dem Wahlplatz.

Wer in Gefangenschaft kam, ward entweder den Göttern geopfert oder als Sklave verkauft. Am grausamsten rächte das Volk die lang erduldete Fremdherrschaft an den Sachwaltern und Schreibern, die ihm statt des guten, alten Rechts das spitzfindige neue aufgedrängt hatten; einem riß man die Zunge aus und rief dazu: „Nun zische, Natter, wenn du kannst!"

Als Augustus die Kunde von dem Unglück erhielt, stieß er in Verzweiflung die Stirn an die Wand und rief einmal über das andre: „Varus, Varus! gib mir meine Legionen wieder!" Ganz Rom war voll Bestürzung, und jeder glaubte, der Deutschen furchtbare Heerscharen kämen wieder, wie einst die Kimbern und Teutonen, nach Welschland herabgezogen. In der Provinz Gallien und am Rhein ward zur Nothwehr gerüstet. Grundlose Furcht! Eroberungen wollten die Deutschen nicht machen, nur von der Fremdherrschaft wollten sie frei sein. Sie waren zufrieden, als sie die Zwingburgen im Lande gebrochen hatten, und als kein Römer am Rhein mehr zu schauen war.

2. Karl der Große.

1. Seine Persönlichkeit und sein Charakter.

Karl der Große war von großem, starken Körperbau und zeichnete sich durch seine hohe Statur aus, welche jedoch das rechte Maß nicht überschritt; denn seine Länge betrug bekanntlich sieben seiner Füße. Sein Hinterhaupt war rund; er hatte große, feurige Augen, eine etwas große Nase, schönes Haar

und ein lächelndes, heitres Angesicht. War er zornig, so hatte sein Blick etwas durchbohrendes, schreckliches. So zeichnete sich seine Gestalt, mochte er stehn oder sitzen, durch ungemeine Würde aus. Er schritt fest einher; seine ganze körperliche Haltung war männlich, seine Stimme hell. Er erfreute sich einer guten Gesundheit, nur daß er vier Jahre vor seinem Tode häufig an Fiebern litt und zuletzt auch an einem Fuße lahm wurde. Der kaiserliche Ornat, den er trug, würde durch sein Gewicht einen Mann der heutigen Zeit zu Boden drücken. Von seiner Körpergröße und Kraft wird erzählt, daß er einen Sarazenen mit einem Schwerthiebe spaltete oder Hufeisen zerknickte. Er ritt und jagte häufig, wie es bei den Franken Sitte war; denn keine Nation fand sich damals auf Erden, welche in diesen Künsten es den Franken gleichzuthun vermochte. Auch bediente er sich gern der natürlichen warmen Bäder und übte seinen Körper häufig durch schwimmen, auf welches er sich so gut verstand, daß es ihm keiner zuvorthun konnte. Aus diesem Grunde erbaute er auch zu Aachen einen Palast und residierte daselbst die letzten Jahre seines Lebens bis an seinen Tod ununterbrochen. Er lud nicht nur seine Söhne, sondern auch seine Großen und Freunde, ja wohl manchmal sogar seine Trabanten und seine Leibwache zum Bade ein, so daß dann hundert und mehr zusammen mit ihm badeten.

Er kleidete sich nach väterlicher Sitte, d. h. fränkisch, und trug unmittelbar auf dem Körper ein leinenes Kamisol und leinene Beinkleider, darüber einen Rock mit einer seidnen Einfassung und dazu Strümpfe. Die Beine gürtete er mit Binden, und die Füße schützte er durch Schuhe; im Winter verwahrte seine Brust und Schultern ein Panzer von Fischotter- und Marderfellen. Darüber warf er einen venetianischen Mantel. Stets trug er ein Schwert an seiner Seite, welches einen goldnen oder silbernen Knopf und ein ebensolches Wehrgehenk hatte. Bisweilen bediente er sich auch eines mit Edelsteinen besetzten Schwertes; doch that er dies nur bei besonders feierlichen Veranlassungen oder wenn fremde Gesandte an seinen Hof kamen. Ausländische Kleidung, und wenn sie noch so schön war, mochte er nicht leiden und zog nie eine solche an, ausgenommen, daß er einmal zu Rom auf Bitten des Papstes in einer langen Tunika und einem griechischen Oberkleide und auch mit Schuhen nach römischer Sitte gemacht, erschien. Bei Festlichkeiten aber trug er ein golddurchwirktes Kleid und mit Edelsteinen besetzte Schuhe; eine goldne Schnalle befestigte seinen Mantel, und sein Haupt war mit einer goldnen, mit Edelsteinen verzierten Krone geschmückt. Für gewöhnlich unterschied sich sein Anzug wenig von der schlichten Kleidung eines seiner Unterthanen.

In Speise und Trank war er mäßig, indem er die Trunkenheit an jedem andern, geschweige denn an sich selbst und den Seinen verabscheute. Wenn einer betrunken war, mußte er so lange Wasser trinken, bis er wieder nüchtern wurde, und vor Gericht durfte kein Betrunkner erscheinen; Richter, Zeugen und Schwörende — so verordnete er — sollten nüchtern sein. Das Fasten konnte er, wie er klagte, nicht gut vertragen, denn es schade seinem Körper. Selten schmauste er und vorzugsweise nur bei Festen, dann aber in großer Gesellschaft. Auf seine Tafel kamen täglich nur vier Schüsseln außer dem Braten, welchen die Jäger auf den Spießen brachten und den er lieber aß, als alles andre. Während der Tafel liebte er Kurzweil oder ließ sich etwas vorlesen. Namentlich ließ er sich aus der Geschichte die Begebenheiten alter Zeit vorlesen. Wein und Getränke überhaupt genoß er so mäßig, daß er über Tafel selten mehr als dreimal trank. Wenn es Früchte gab, dann genoß er zum Nachtische etwas davon, trank noch einmal, legte dann seine Kleidung und Schuhe wie zur Nacht-

zeit, ab und ruhte zwei bis drei Stunden. Sein nächtlicher Schlaf war nicht fest; er erwachte vier bis fünf Mal und stand auch aus dem Bette auf. Während er sich ankleidete, empfing er nicht nur seine Freunde, sondern wenn der Pfalzgraf berichtete, daß ein Streit ohne seinen Befehl nicht geschlichtet werden könnte, so ließ er auch wohl die Streitenden sogleich hereinführen und sprach dann das Urtheil, wie wenn er auf dem Richterstuhl säße. Nicht allein dergleichen Dinge aber, sondern alles, was an dem Tage sonst vorgenommen werden sollte oder irgend einem seiner Diener sonst aufzutragen war, machte er während jener Zeit ab.

Er besaß eine überströmende Beredtsamkeit und vermochte alle seine Gedanken aufs klarste und deutlichste auszudrücken. Nicht allein aber verstand er seine Muttersprache zu reden, sondern er hatte auch fremde erlernt; die lateinische sprach er ebenso gut wie seine Muttersprache. Er war so gewandt im Ausdrucke, daß er sogar als Lehrer auftreten konnte. Künste und Wissenschaften pflegte er sorgsam, hielt die Lehrer derselben hoch und verlieh ihnen große Ehren. Auch mit der Schreibekunst versuchte er es und hatte zu diesem Zwecke unter seinem Kopfkissen stets eine Tafel und Bücher, um, wenn er Zeit hatte, seine Hand im Malen der Buchstaben zu üben; aber diese Arbeit ging ihm schlecht von statten, weil er sie erst im spätern Alter angefangen hatte.

An der christlichen Religion, in die er von Jugend auf eingeweiht war, hing er mit der innigsten Frömmigkeit und baute deshalb zu Aachen den ausgezeichnet schönen Dom, den er mit Gold und Silber, Glasfenstern und mit ganz aus Erz verfertigten Gittern und Thüren schmückte. Da er die Säulen und den Marmor zu seinem Aufbau im Vaterlande nirgends haben konnte, ließ er sie von Rom und Ravenna kommen.

2. Sein Hof.

Wilhelm v. Giesebrecht.

An dem Hofe Karls des Großen vereinte sich um die Person des Kaisers eine zahlreiche Hofgeistlichkeit mit einem glänzenden Gefolge weltlicher Großen. An der Spitze des geistlichen Hofstaats stand der Erzkaplan, durch dessen Hand alle kirchlichen Sachen an den Kaiser gingen. Die gewandtesten Geschäftsleute, die würdigsten Diener des Evangeliums, die ersten Gelehrten der Zeit fand man unter der Hofgeistlichkeit, welche die Pflanzschule der Reichsbischöfe war, unter deren Leitung auch die Hofschule stand, damals die berühmteste gelehrte Bildungsanstalt im ganzen Abendlande. Wie die Hofkapelle, die Gesammtheit der Hofgeistlichkeit, der Mittelpunkt aller kirchlichen und wissenschaftlichen Bestrebungen war, so sah man im Hofgerichte die Rechtspflege und Regierungsweisheit auf ihrer Höhe. Der Kaiser führte hier entweder in Person den Vorsitz, oder an seiner Stelle der Pfalzgraf, der die Spitze der weltlichen Beamten bildete, und durch dessen Hand alle Rechtssachen an den Thron gelangten. Die Schöffen für das Hofgericht wurden aus den erfahrensten Männern am Hofe gewählt. Zum unmittelbaren Dienste bei der Person des Königs waren Vasallen bestimmt, die als Muster ritterlicher Zucht und Sitte gelten konnten. Am Hofe Karls begegneten sich die angesehensten und einflußreichsten Männer aus allen Theilen des Reichs; niemand kam in die Nähe des Kaisers, der dort nicht einen einflußreichen Landsmann und in ihm einen Fürsprecher gefunden hätte. Der Dienst in der kaiserlichen Pfalz war auf das genauste geordnet und geregelt: jeder hatte in demselben seine Stelle und darnach seine Geltung; alles griff in einander ein, um sich gegenseitig zu fördern; die ältern fanden

Hülfe und Unterstützung bei den jüngern, und diese bei jenen Lehre und Vorbild. So war der Hof nicht allein eine Bildungsschule für die Geistlichkeit, sondern nicht minder für den Adel. Die edle Zucht und die höfische Sitte, welche später ein unterscheidendes Merkmal des Ritterthums waren, scheinen vom Hofe Karls ihren Ausgang genommen zu haben.

Wie die Sterne die Sonne, so umgaben die Palatine den großen Kaiser, der sie alle verdunkelte. Nicht freilich durch Glanz und Prunk der äußern Erscheinung fesselte er die Blicke derer, die sich ihm nahten; aber es umspielte seine hohe und würdevolle Gestalt ein blendender Schein gleichsam höhern Lichtes, in dem die Klarheit seines großen Geistes auszustrahlen schien. Jene langen, weißen Locken, welche im Alter sein Haupt zierten, die großen, lebhaften Augen, die stets heitre und ruhige Stirn, die mächtige Greisengestalt, der es doch nicht an Anmuth fehlte: dies ganze Bild hat sich tief nicht nur den Zeitgenossen eingeprägt, sondern Geschichte und Sage haben es für alle Zeiten festgehalten, und noch wächst niemand zum Jüngling heran, der es nicht in sich aufnähme. Viele hochstrebenden Herrscher hat das Jahrtausend nachdem erzeugt; aber nach höherem hat keiner gerungen, als Karl zur Seite gesetzt zu werden; damit begnügten sich die kühnsten Eroberer, damit die weisesten Friedensfürsten.

3. Herzog Luitpolds Tod in der Schlacht an der Ennsburg.[1])

Friedrich Beck.

Die Völker des Ostens, sie dringen heran;
sie zeichnen mit Flammen und Blut die Bahn;
sie brausen einher wie Sturmeswind.
Weh, Deutschland, dir, dich leitet ein Kind![2])

Und Ludwig bebt: „Wer schützt mir die Mark?
Auf, Bayerns Herzog, so kühn und stark!“
Der spricht: „Ich wahre dir treuen Sinn,
und willst du mein Leben, ich geb' es dir hin.“

Sie rüsten die Waffen, die spiegelnde Wehr;
an der Ennsburg schart sich der Deutschen Heer.
Wo die Donau strömt vorbei mit Macht,
da lagern im Feld sie bei dunkler Nacht.

Ermattet vom Zuge, wie schlafen sie tief!
Doch warnend die Stimme des Wächters rief:
„Die Feinde stürmen!“ Er rief es in Eil;
schon stürzt er, getroffen vom Todespfeil.

Und im Flusse, so schaurig, da rauscht es und schäumt.
„Erwacht, ihr Getreuen, nicht länger gesäumt!
Dort schwimmt es und klimmt es am Uferrand;
schnell greifet zum Schwerte, zum Eisengewand!“

Unholden vergleichbar im nächtlichen Traum,
umschwammen die Heiden des Lagers Raum;
mit funkelndem Blick in die Christenschar
stürzt, gierig des Mordes, der Magyar.

Rings schallt es von Hieben, Geschrei und Stosz,
aus tiefen Wunden das Blut entflosz,
und wie sich die Ebne vom Morgen erhellt,
deckt manche Leiche das Würgefeld.

---

[1]) Am 5. und 6. Juli 907. Dasz die Schlacht an der Ennsburg oder wie andre angeben bei Preszburg vorfiel, ist Vermuthung; die Quelle sagt nur „in oriente“ d. h. im Ostlande, worunter sowohl die Ostmark selbst als noch weiter östlich liegende Gegenden zwischen der Enns und der heutigen ungarischen Grenze verstanden werden können.

[2]) König Ludwig III., seiner Jugend wegen „das Kind“ genannt, 899—911, der letzte deutsche Karolinger.

Und als sich nun Freund und Feind erkannt,
ist heller am Tage ihr Zorn entbrannt:
sie ringen in grauser Vertilgungsschlacht —
da dunkelt aufs neue hernieder die Nacht.

Doch stündlich mehrt sich des Feindes Wuth,
und Hord' um Horde, sie lechzt nach Blut;
nicht wanken die Deutschen am zweiten Tag;
am dritten endlich die Kraft erlag.

Da stürzt entseelt manch tapfrer Abt,
manch Bischof, edel und muthbegabt;
der Markgraf[1]) theilte der Seinen Noth
und sank mit ihnen im Heldentod.

Herr Luitpold war es, der Schyren Ahn,[2])
der erste auf Wittelsbachs Ehrenbahn.
Er gab sein Leben dem Vaterland;
drum bleibe sein Name mit Preis genannt.

4. Heinrich I. der Finkler (919—936).

Oskar Schwebel.

1. Heinrichs Regierungsantritt.

Am 14. April 919 kamen die Sachsen und Franken zu Fritzlar a. d. Eder zusammen, dort ward Heinrich zum Könige ausgerufen. Unter dem Rufe: „Heil und Segen dem König Heinrich!“ gelobte das deutsche Volk dem neuen Herrscher Treue.

Die Kaiserkrönung lehnte Heinrich ab. Nicht das Reich Karls des Großen, Deutschlands Herrlichkeit wollte er wieder herstellen und unter den Fürsten des Reichs nur für den ersten vieler gleichgestellten gelten. Auch sah er ein, daß der Einfluß der hohen Geistlichkeit gebrochen werden müsse, wenn Deutschland glücklich werden sollte.

Nun ging es frisch und fröhlich an die Arbeit, die Stammesherzöge wieder durch ein gemeinsames Band zu vereinigen. Zunächst beugte sich der Herzog von Schwaben der überlegnen Macht der Sachsen, dann wandte sich Heinrich gegen Arnulf von Bayern. Trotzig erwartete dieser den König vor den Mauern Regensburgs, ein gewaltiges Heer war um ihn gesammelt. Da schickte Heinrich Boten wegen einer Zusammenkunft. Arnulf stellte sich ein. Freundlich redete Heinrich ihn an: „Was widerstrebst du Gottes Gebot? Mich hat nun einmal das Volk zum Könige gewählt. Hättest du den Wahlruf erhalten, niemand würde dir freudiger gehorchen als ich. Sieh dort unsere Heere, — willst du um deines Ehrgeizes willen das Blut so vieler tausende vergießen?“ Arnulf überlegte mit den Seinen, dann unterwarf er sich dem Könige und erhielt fast alle seine Rechte wieder.

Auch Lothringen ward wiedergewonnen. So war das Jahr 925 herangekommen. Diese sechs ersten Jahre Heinrichs sind von unberechenbarer Wichtigkeit für Deutschlands Wohl gewesen. Heinrich hat es bewirkt, daß wir Deutschen ein Volk, ja ein Volk blieben, denn ohne Einheit wären die einzelnen Stämme den Fremden erlegen, die deutsche Art wäre vom Erdboden verschwunden. Eine schöne Befriedigung mußte in Heinrichs Seele einziehen, wenn er sein Werk überblickte. Aber es galt rüstig weiter zu schaffen.

---

1) Luitpold war, wie nach ihm sein Sohn Arnulf, mit herzoglicher Gewalt in Bayern bekleidet.

2) Vergl. Thl. I, S. 229.

2. Heinrich und die Ungarn. (Schlacht an der Unstrut 933.)

Im Jahre 924 hatten die Ungarn wieder einen ihrer verheerenden Einfälle nach Sachsen gemacht. Die Städte und Burgen des Landes, die Kirchen und Klöster, die Gehöfte und Scheuern leuchteten weithin über das verwüstete Land, feurige Wahrzeichen des Wegs der Heiden. Auf den Heerstraßen lagen zu tausenden, entsetzlich zerfleischt oder verstümmelt, die unglücklichen Bewohner des Landes; der Tod war ihnen der letzte Trost gewesen. Heinrich fühlte sich zu schwach, dem furchtbaren Feinde in offner Schlacht zu begegnen; er wollte für den Augenblick Frieden um jeden Preis. Da fügte es sich, daß ein bei seinem Volke sehr beliebter Anführer der Ungarn in des Königs Gewalt gerieth. Gegen Zurücklieferung des Gefangnen und einen jährlichen Tribut wurde ihm eine neunjährige Waffenruhe bewilligt. Nun galt es, für den Krieg zu rüsten. Um für das Volk feste und sichre Burgen herzustellen, in denen der Landmann mit seiner Habe eine Zuflucht finden könnte, wurde nun in den Grenzlanden Tag und Nacht gebaut; Haus fügte sich an Haus; hohe Warttürme beschützten die niedern Dächer; ein fester Plankenzaun, von Wall und Graben noch umgeben, machte die Burg dem Reitervolke der Ungarn uneinnehmbar. So entstanden die Festen von Quedlinburg, Goslar, Nordhausen und Merseburg. Bei den Sachsen aber zeigte sich anfangs wenig Neigung, den alten, liebgewonnenen Wohnsitz draußen am Waldesrande oder inmitten der Felder mit den engen Räumen der Burg zu vertauschen. Da half das Gesetz. Heinrich verordnete, daß je der neunte Mann der Vasallen in den Grenzländern seinen Wohnsitz in der Burg nehmen sollte; für seine acht Gefährten mußte er die Wohnung herrichten, und für den Fall der Noth wurde der dritte Theil aller Feldfrüchte in die Feste abgeliefert. Die acht andern Landsassen besorgten unter dieser Zeit die Felder des neunten.

Ferner eröffnete Heinrich in Merseburg ein Asyl für friedlose Männer. Räuber und Mörder, wenn sie nur sonst kriegstüchtige Leute waren, wurden in des Königs Dienst angeworben und machten sich bald allen Feinden des Reichs furchtbar.

Aber der Krieg gegen ein Reitervolk konnte nur dann wirksam geführt werden, wenn Heinrich selbst eine wohlausgebildete Reiterei besaß. Bisher kämpften die Sachsen nur zu Fuß. Von nun an mußten sich Heinrichs Lehnsleute beritten zum Kriegsdienst stellen, und in der Schlacht von Lenzen erwarben sich die sächsischen Reiter ihren ersten glänzenden Lorber.

Als die neun Jahre des Friedens verstrichen waren, konnte Heinrich mit Zuversicht einen Kampf mit den Ungarn aufnehmen. Auf einem Landtage befragte er deshalb sein Volk. Durch einen theuren Eid verpflichteten sie sich alle, dem Könige beizustehn.

Nicht gar lange ließen im Jahre 933 die Boten der Ungarn warten, welche kamen, um den Tribut einzufordern. Das einzige, was sie zurückbrachten, war Spott und Hohn. „Ein fetter Hund ist uns im Sachsenlande gegeben worden! Das ist alles!" riefen sie ihren Obersten entgegen. Da wurden schnell die kleinen Rosse mit den feurigen Augen zu einem Rachezuge sondergleichen gesattelt. Aber das Glück war von den Heiden gewichen.

Leicht wurde der Vortrab der Ungarn zurückgeschlagen. Am Morgen des 15. März 933 stellte Heinrich sein Heer in Schlachtordnung auf. Vor den Reihen flatterte das Panier des heiligen Michael, die damalige Schlachtfahne der Deutschen. Der König selbst, die heilige Lanze in der Hand, trat vor seine Krieger und ermahnte sie, das Vaterland und ihre Väter zu rächen und

auf Gottes Gnade allein zu trauen. Dann wurde angegriffen. Heinrich führte, damit die Ungarn nicht gleich beim Anblick der gepanzerten Reiterscharen die Flucht ergriffen, zuerst tausend Thüringer zu Fuß in den Kampf. Die Schlacht wurde von den Ungarn angenommen; kaum aber sahen sie die schweren, eisengepanzerten sächsischen Reisigen aus dem Walde hervorbrechen, so wandten sich alle zur eiligsten Flucht. Die kleinen Steppenrosse trugen ihre Reiter mit solcher Eile davon, daß man trotz längerer Verfolgung nur wenige tödten konnte. Es war ein schönes Dankopfer für diesen Sieg, daß Heinrich den jährlichen Tribut, welchen die Ungarn bis dahin erhalten hatten, nun an die Kirche zahlen ließ, damit sie der Noth der Armen kräftiger abhelfen könnte. Für die Töchter und Frauen der „im Heldenkampfe für Glauben und Vaterland Gefallnen" sorgte er ebenfalls auf das freigebigste.

Nun hatte Heinrich sein Werk vollbracht: Deutschlands Grenzen waren gesichert, denn auch die Böhmen und Dänemark hatten die Macht des Königs empfunden. Jetzt konnte König Heinrich daran denken, sich ungestört den Freuden seines Hauses, den Werken der Barmherzigkeit hinzugeben.

5. Ottos I. Wahl und Krönung.

Wilhelm v. Giesebrecht.

Als Heinrich nicht mehr war, versammelten sich alsbald die Franken und Sachsen zur Wahl des neuen Königs. Denn waren früher die Franken allein der herrschende Stamm gewesen, so theilten sie jetzt die Macht mit den Sachsen. Auf der Vereinigung dieser beiden Stämme beruhte die Gewalt, die Heinrich begründet hatte; Sachsen und Franken bildeten gleichsam den Kern des Reichs, welchen die andern deutschen Länder — Schwaben, Bayern und Lothringen — noch in loserem Zusammenhange umschlossen.

Otto, den Heinrich bereits als seinen dereinstigen Nachfolger bezeichnet hatte, zählte erst vierundzwanzig Jahre, doch ahnte man in ihm schon den Mann, dem ein festes Regiment Bedürfnis war, der Ergebenheit und Gehorsam unweigerlich verlangte, und der den Thron um mehr als eine Stufe zu erhöhen gedachte. Mit Selbstgefühl trat er auf, und hellstrahlende Tugenden konnte niemand in ihm verkennen; vor allem mußte unerschütterliches Gottvertrauen, felsenfeste Treue gegen seine Freunde und Großmuth gegen gedemüthigte Feinde jedermann an ihm rühmen. Man sah ihn meist heiter und freundlich erscheinen, er ergötzte sich gern auf der Falkenjagd, da hörte man ihn wohl auf abgelegnen Pfaden die lieblichsten Weisen singen. Offen trat er jedem entgegen, niemand zeigte sich weniger mißtrauisch als er. Und doch erweckte seine Nähe mehr Bangigkeit als Vertrauen. Brauste er in Leidenschaft auf, so war sein Zorn schrecklich, und selbst die ihm zunächst standen, haben ihn oft hart genug empfunden.

Mit seinem Bruder Heinrich hatte er von frühster Kindheit an in Hader gelebt; nie wollten die beiden ein und dasselbe. Die Sachsen, in denen das Gefühl für unbeschränkte Freiheit noch so lebendig war, fürchteten diesen Otto mehr, als sie ihn liebten.

Dennoch, als es zur Wahl kam, wurde Otto von den Franken und Sachsen zum König erwählt. Aber diese Wahl schien schon nicht mehr ganz den Verhältnissen des Reichs zu entsprechen, und wohl Otto selbst verlangte nach einer vollständigeren Anerkennung seiner königlichen Stellung. Man bestimmte daher, zu Aachen, in der alten Kaiserburg Karls des Großen, hätten

die Herzöge, Grafen und die vornehmsten Reichsvasallen aus allen deutschen Ländern sich zu versammeln, um die getroffne Wahl allgemein anzuerkennen und dem neuen Könige zu huldigen, der dann nach altem Brauche gesalbt und gekrönt werden sollte.

Und so geschah es am 8. August 936. In der Säulenhalle, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband — beide hatte Karl der Große erbauen lassen — stand der Marmorstuhl Karls des Großen, der Erzthron des Reichs; hier versammelten sich die Großen aus allen deutschen Ländern, erhoben Otto auf den Thron und gelobten ihm unter Handschlag Treue auf immerdar und Beistand gegen alle seine Widersacher. So huldigten sie ihm nach alter Sitte auf fränkischer Erde als Karls des Großen Nachfolger und König der Franken.

Nach der Huldigung begab sich Otto, von den Herzögen, Grafen und Herren begleitet, in feierlichem Zuge zum Münster. Die Gänge oben erfüllte dicht gedrängt das Volk, das von weit und breit zum großen Feste herbeigeströmt war. In dem untern Raum aber erwartete der Erzbischof Hildebert von Mainz mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, die sich eingestellt hatten, den jungen König. Als dieser an der Pforte erschien, schritt er ihm entgegen, den Krummstab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münsters, wo Kaiser Karls Grabstein liegt, und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem König erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebet eure Rechte zum Himmel!“ Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!“

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto bis zum Altar vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Szepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehenk und sprach zum Könige gewandt: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen; denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze Christenheit sichern Frieden gewinne.“ Dann ergriff er den Mantel mit den Spangen und legte ihm denselben an mit folgenden Worten: „Die Säume dieses Gewandes, die bis zur Erde herabwallen, sollen dich mahnen, bis an das Ende auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden.“ Und als er ihm Szepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind. Vor allem aber“, fuhr er fort, „strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes, wie gegen die Wittwen und Waisen, und nimmer versiege auf deinem Haupte das Oel des Erbarmens, auf daß daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohne empfangest.“ Mit diesen Worten nahm er das Oelhorn, salbte ihn mit dem heiligen Oele, das die Kirche als ein Zeichen der Barmherzigkeit ansieht, und setzte ihm unter Beihilfe des Erzbischofs Wikfrid von Cöln das goldne Diadem auf das Haupt.

Als so die Krönung vollbracht war, stieg Otto, schon im Glanze der Krone, zu dem Thron empor, der zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit erhöht war, von wo er das ganze versammelte Volk überblickte und von allen gesehen werden konnte. Hier blieb er, während die Messe gehalten wurde; dann stieg er vom Throne herab und kehrte zur Pfalz Karls des Großen zurück.

In der Pfalz war inzwischen an marmorner Tafel das Königsmahl mit

auserlesener Pracht bereitet. Mit den Bischöfen und Herren setzte sich der neue Herrscher zu Tische, und es dienten ihm beim Krönungsmahle die Herzöge der deutschen Länder. Der Lothringer Herzog Giselbert, in dessen Gebiet Aachen lag, leistete die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier, der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog Hermann stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Bayern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die alte Kaiserstadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Aachen geritten waren, in sich zu fassen. Als die Festlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einem jeden der Großen mit reichlicher Gunst und großen Geschenken, und froh kehrten alle in die Heimat zurück.

Ein solches Fest hatten die deutschen Völker nie bisher gesehen, und nie ist eine Krönungsfeier von gleicher Bedeutung wieder begangen. Die Vereinigung aller deutschen Stämme unter ein Haupt fand hier ihren öffentlichen Ausdruck; man beging gleichsam das Fest der Gründung des deutschen Reichs. Erscheint Heinrich fast noch mehr als Sachsenfürst denn als König der Deutschen, so war Otto, obschon auch er sich König der Franken nannte, doch vom Beginn seines Regiments im vollen und ganzen Sinne des Wortes ein König der Deutschen.

6. Die Schlacht auf dem Lechfelde (955).

Wilhelm v. Giesebrecht.

Kaum war Otto in Sachsen angelangt, so erschienen Gesandte der Ungarn an seinem Hofe, scheinbar in friedlicher Absicht und um die Ergebenheit ihres Volks dem Könige zu bezeigen, in der That aber um zu spähen, wie es im deutschen Lande stände, und ob nicht abermals ihre Stunde geschlagen habe. Und als sie Otto eben erst mit reichen Geschenken entlassen hatte, kamen auch schon Boten von Herzog Heinrich aus Bayern und brachten die Kunde: „Sieh, die Ungarn sind da, überfluten die Grenzen des Reichs und wollen mit dir einen Strauß bestehn.“ Sobald Otto diese Kunde vernahm, brach er auf und nahm abermals seinen Weg nach Bayern, das er kaum verlassen hatte. Nur wenige Sachsen begleiteten ihn, da er das Land wegen des drohenden Wendenkriegs nicht von der streitbaren Mannschaft entblößen durfte.

Indessen aber hatten die Ungarn schon das ganze Bayernland überschwemmt und waren tief in Schwaben eingedrungen. Bis zu dem Schwarzwald hin schwärmten einzelne Reiterscharen, während die Hauptmasse des Heeres sich in der Ebne am Lech in der Umgegend von Augsburg gelagert hatte. Niemals waren die schlimmen Unholde in so dichten Scharen in das Land gefallen, hunderttausend Mann an der Zahl, sollen sie in Bayern eingebrochen sein, und sie rühmten sich, sie scheuten nichts auf der Welt, wenn nicht der Himmel einstürzte, oder sie die Erde verschlänge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größre Greuel verübt.

Bewundrungswürdigen Muth zeigte in diesen Tagen der Noth der fromme Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund König Ottos. Gerade sein liebes Augsburg war besonders den Angriffen der Ungarn ausgesetzt, und eine Vertheidigung der Stadt schien fast unmöglich, denn sie war groß und zahlreich bevölkert, aber nur von einer niedrigen Mauer umgeben; es fehlten ihr selbst jene festen Türme, mit denen man sonst die Mauern damals zu sichern pflegte, und die wir jetzt noch in vielen alten Städten als die letzten dem Untergange

zueilenden Denkmale jener Zeit sehen. Dennoch beschloß Ulrich, im Vertrauen auf Gottes Beistand, die Stadt zu behaupten. Eine Schar tapfrer Ritter war um ihn, und als die Ungarn heranrückten, wünschten sie nichts so sehnlich, als dem ungläubigen Volk entgegen zu ziehn und sich mit ihm im Kampfe zu messen. Aber Ulrich hielt sie von einem so vermessnen Beginnen zurück; er wollte den Feind an den Mauern der Stadt erwarten. Das Thor, das den leichtesten Zugang ihm darbot, ließ er verrammeln und wandte sich mit seinen Rittern einem andern Thore zu, welches nach dem Lech führte. Hierhin zogen auch die Ungarn, als sie den ersten Zugang versperrt fanden, und in so dichten Scharen rückten sie gegen das Thor am Lech an, daß sie meinten, man würde eine Vertheidigung desselben nicht wagen. Dennoch wagte Ulrich mit seinen Rittern einen Ausfall. Es entspann sich der hitzigste Kampf. In der Mitte seiner Schar ritt Ulrich durch das Schlachtgetümmel im bischöflichen Ornate; er war ohne Helm und Panzer, aber es widerfuhr ihm nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete. Mit beispielloser Tapferkeit stritten seine Krieger, viele der Ungarn fielen und unter ihnen ein vornehmer Mann ihres Volks. Als die Ungarn das sahen, erhoben sie ein wildes Geheul und ritten sofort in ihr Lager zurück.

Froh zog Ulrich mit seinen Rittern in die Mauern von Augsburg ein und bereitete alles zum weitern Kampfe vor. Denn er wußte es wohl, am andern Tage würden die Ungarn mit ihrer ganzen Macht die Stadt angreifen. Er ließ deshalb eiligst die Mauern ausbessern und alles in guten Stand setzen.

Kaum blitzte der erste Strahl der Morgensonne empor, so griffen die Ungarn, wie Ulrich erwartet hatte, von allen Seiten die Stadt an. Sie führten Brecheisen und Spaten mit sich, um die Mauern zu zerstören, und wollten sich sofort an ihr Werk machen. Aber Ulrich und die Seinen waren auf den Mauern und sahen von oben, wie die Ungarn zum großen Theil nur mit Widerwillen vorwärts gingen. Denn die voran waren, wurden mit Geißelhieben von den Hinterleuten getrieben und wagten sich, als sie die Stadtmauern besetzt sahen, nicht heran. Schon wuchs den Belagerten der Muth, da wurde plötzlich, ehe es noch zum Sturm kam, ein Zeichen mit der Trompete gegeben, und in hellen Haufen zogen die Ungarn von der Stadt ab. Ihr Feldherr, der Karchan Bultzu, hatte nämlich von einem Verräther — es war Berchtold, der Sohn des bei Regensburg gefallenen Pfalzgrafen Arnulf, — die Nachricht erhalten, König Otto rücke mit großer Heeresmacht an. Deshalb zog er seine Scharen zurück und eilte, seinen Weg den Lech hinab am linken Ufer des Flusses nehmend, Otto entgegen. Wenn er den König erst besiegt habe, meinte er, könne ihm Augsburg nicht entgehn.

Otto war, als er den Feind nicht mehr in Bayern fand, ihm sogleich nach in die Ebne am Lech gezogen. Auf dem Zuge sammelten sich mehr und mehr Streiter um seine Fahnen, aber noch war sein Heer nicht von fern den unermeßlichen Scharen der Ungarn zu vergleichen. Als er zuerst diese sah, meinte er, solche Unzahl könne nimmer besiegt werden, wenn nicht Gott im Himmel selbst darein schlage. Daher verschob er besorgt den Kampf und lagerte sich an einem günstigen Ort auf dem linken Ufer des Lechs, unweit von Augsburg, nicht allzufern von dem Lager der Feinde. Schon waren die bayerischen Völker, schon auch die Franken diesseits des Rheins in Ottos Lager erschienen, die Schwaben strömten jetzt herbei, und selbst Bischof Ulrich ließ bei Nacht seine tapfern Ritter aus Augsburg ziehn, welche Graf Dietpold, Ulrichs Bruder, dem Könige zuführte. Noch aber fehlten die Lothringer; denn Erzbischof Brun hatte sein Heer nicht zu dem anberaumten Tage ausrücken lassen

können und scheute sich überdies, das Land von bewaffneter Macht zu entblößen, da die Ungarn leicht dem Kampf entgehn und die Gegenden jenseit des Rheins angreifen konnten. Auch die Franken jenseit des Rheins, die einen weitern Marsch von Hause hatten, wurden noch vermißt. Aber sie ließen nicht lange warten, und an ihrer Spitze kam Konrad, der vor kurzem noch im Wendenlande gefochten hatte. Alle jubelten ihm zu, denn er war der rechte Kriegsmann, und, was er auch gefehlt hatte, keiner war beliebter im Heere als er. Otto wollte den Kampf hinausschieben, doch war es ihm bei der Nähe des feindlichen Lagers unmöglich, den ungestümen Muth seiner Völker länger zu bändigen. Daher ließ er einen Fast- und Bußtag im Lager verkünden, um Gottes Beistand für den Sieg zu erflehen, für den andern Tag aber alles zum Kampfe rüsten.

Als nun das Zwielicht des andern Tags dämmerte — es war Laurentiusfest, den 10. August (955) — da stärkte sich das Heer durch einen feierlichen Gottesdienst zu dem bevorstehenden Kampfe. Der König warf sich auf seine Kniee nieder und that unter vielen Thränen das Gelübde, wenn ihm Christus den Sieg über die Feinde seines Reichs verleihen würde, in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Märtyrer Laurentius ein Bisthum zu errichten und ihm die Pfalz, deren Bau er daselbst begonnen, zum Eigenthum zu weihen; dann nahm er das Abendmahl, zum Kampf auf Tod und Leben sich bereitend. Eine tiefe Erregung war in dem ganzen Heere. Aufs neue gelobten alle ihren Führern Gehorsam und Treue und vergaben einer dem andern die Schuld. Dann machte man sich schlagfertig. Die Fahnen wurden erhoben; lustig wehten sie in den Lüften, und muthig verließen Ottos Krieger das Lager.

In acht Züge war das Heer des Königs getheilt, von denen jeder aus etwa tausend wohlgerüsteten Reitern bestand, denen Diener und Troßknechte in beträchtlicher Anzahl folgten. Die drei ersten Züge waren Bayern; sie waren am zahlreichsten erschienen, aber es fehlte unter ihnen Herzog Heinrich, der auf dem Siechbette lag und die Führung seiner Scharen andern übertragen hatte. Der vierte Zug waren die Franken, von Konrad geführt, dem unnahbaren Streiter, dem gefeiertsten Helden des Heers. Der glänzendste und stärkste Zug aber war der fünfte, den Otto selbst befehligte. Vor ihm flatterte die Lanze des heiligen Erzengels Michael, und wo diese wehte, hatte noch nimmer der Sieg gefehlt. Dicht umringten dieses Banner und den König eine Schar heldenkühner Jünglinge, die Auswahl der tapfersten aus jedem Zuge des Heers. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben unter dem Befehl Herzog Burchards. Den letzten Zug bildeten tausend erlesene böhmische Ritter in schimmernden Waffen, von ihrem Herzoge geführt. Bei diesem Zuge, dem Nachtrab des Heers, war das Gepäck, das man hier für am meisten gesichert hielt. Aber der Kampf wandte sich anders, als man erwartet hatte.

Manche Beschwerden hatte das Heer beim Vorrücken zu bestehn, denn der Weg ging durch Gebüsch und über ungeebnete Felder. Otto hatte ihn gewählt, um den Feind zu täuschen, aber er sah sich selbst hintergangen. Ein Theil der Ungarn hatte nämlich in der Nacht zweimal den Fluß überschritten und so den Rücken des deutschen Heeres umgangen. Als Otto auf dem Kampfplatz erschien, sah er den Feind nicht allein vor sich, sondern derselbe stand ihm nicht minder im Rücken. Unerwartet wurde gerade zuerst sein Nachtrab angegriffen. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter fürchterlichem Geheul, — die Böhmen stoben aus einander; viele sanken in ihrem Blute nieder, viele wurden gefangen, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde. Sofort stürzten sich dann die Ungarn auf die schwäbischen Heerhaufen, und auch diese hielten

dem Sturme nicht stand. Und schon stand der Feind hier drohend im Rücken der königlichen Schar, während von vorn noch die Hauptmacht der Ungarn in fester Ordnung zusammenhielt. Da ließ Otto den tapfern Konrad mit den Franken eine Schwenkung machen, um dem Angriffe zu begegnen, welcher der königlichen Schar vom Rücken her drohte. Furcht ergriff inmitten solcher Gefahr selbst die ältesten Krieger, aber Konrad fürchtete nichts; er wünschte den Tod, und eine junge Mannschaft, die meist noch nie dem Feinde ins Auge geschaut hatte, drängte sich um den tapfern Führer, bereit, ihm in den Tod zu folgen. So drang Konrad vor und focht einen Kampf ohnegleichen. Wo die Franken einhieben, zerstoben die Ungarn. Viele der Feinde bedeckten, den Athem verhauchend, den Boden, andre fielen in die Hände der Franken; endlich ergossen sich die Scharen in wilde Flucht. Die gefangnen Böhmen wurden befreit, das Gepäck wiedergenommen, und mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige heim.

Eine große Gefahr war beseitigt, aber der Kampf mit der dem Könige und den Bayern gegenüberstehenden Hauptmacht noch nicht einmal begonnen, Otto selbst sah, daß die Hauptentscheidung erst jetzt zu erringen sei. Er ordnete, als er den Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten hatte, in weit ausgebreiteter Schlachtordnung sein Heer gegen die Feinde und redete dann seine Krieger, wie Widukind meldet, in solcher Weise an: „Ihr seht, daß wir Kraft und Muth jetzt beweisen müssen, denn nicht fern von uns, sondern vor unsern Augen stehn die Feinde. Aber ich fürchte sie nicht; allenthalben habe ich mit euch in der Fremde gesiegt und sollte nun mit euch in meinem eignen Lande den Rücken wenden! Ja, ich weiß es, an Menge übertreffen uns die Feinde, aber nicht an Tapferkeit und Rüstung; denn meist sind sie ohne Waffen, und ihnen fehlt überdies die Hilfe Gottes, unsre beste Waffe! Sie schützt nur ihre Vermessenheit, unsre Wehr ist die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Wahrlich, wir müßten uns schämen, wollten wir, nachdem wir Europa uns unterthan gemacht haben, unser Reich den Feinden zu Lehen geben. Nein, besser ist es, ruhmvoll im Kampfe zu fallen, als unter dem Joche der Feinde ein Sklavenleben zu führen.“ — Darauf ergriff er den Schild und die heilige Lanze und sprengte zuerst hoch zu Roß in die Feinde hinein, Streiter und Führer zugleich. Das Heer ihm nach ritt auf die Ungarn los, und sofort entspann sich der Kampf auf allen Seiten. Bald wichen die Ungarn, nur die verwegensten behaupteten noch ihre Stelle. Fürchterlich wüthete das Schwert in den Reihen der Feinde. Nicht lange, so waren ihre Massen überall aus einander gesprengt und stürzten sich in wilde Flucht. Manche flüchteten sich, wenn ihre Pferde ermüdet waren, in die Dörfer, die hier und da in der Ebne zerstreut lagen; aber es folgten ihnen die Deutschen, äscherten die Stätten ein, und die Flüchtlinge fanden den Tod in den Flammen. Viele eilten zum Flusse zurück und fanden hier ein klägliches Ende. Das Lager der Ungarn fiel noch an demselben Tage in Ottos Hände, der alle Gefangnen befreite.

Erst am Abend des blutigen Tags sammelten sich wieder die Deutschen. Mancher wackre Mann fehlte in ihren Reihen. Graf Dietpold lag auf dem Lechfelde erschlagen, auch sein Neffe Reginbald. Der König trauerte tief über den Verlust dieser Braven. Aber keinen beweinte er mehr als seinen Eidam Konrad, der als das kostbarste Opfer des ruhmreichen Kampfes gefallen war. Noch einmal, wie in der Frühe des Tags, hatte er sich in den Streit gestürzt, mit Löwenmuth gekämpft und die fliehenden Feinde verfolgt. Aber als er, erschöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Augustsonne die Helmbänder lüftete, um aufzuathmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel.

So war sein Wunsch erfüllt, für König und Vaterland war er den Tod des Helden gestorben, die schwere Schuld hatte er mit dem höchsten Preise gesühnt. Otto betrauerte ihn lange und ließ den Mann, den er einst vor allen geliebt, mit den größten Ehren zu Worms bei seinen Vätern bestatten. „Konrad“, sagt Widukind, „war ein großer Held, und die Welt seines Ruhmes voll; alle Franken beklagten und beweinten sein Ende.“ Er war der Ahnherr eines mächtigen Geschlechts, das später ein Jahrhundert lang auf Deutschlands Thron gesessen hat.

Otto verfolgte die Feinde die Donau hinab bis Regensburg. Hier hielt er strenges Gericht über die Gefangnen, und viele vornehme Ungarn fanden ihren Tod am Galgen, unter ihnen der Karchan Bultzu, den die Annalen von St. Gallen ihren König nennen. Dann überließ sich Ottos Heer der Siegesfeier. Als Vater des Vaterlands und Kaiser begrüßte das jubelnde Heer seinen Führer, wie einst König Heinrich nach seinem großen Siege über die Ungarn geehrt war. Den Ruhm des Kampfes wies aber Otto von sich ab; nur dem Allmächtigen, sagte er, danke man den Sieg, und Gott die Ehre gebend, zog er mit seinem Heer in festlichem Zuge zu allen Kirchen der Stadt. Als das Siegesfest beendet war, sandte er Boten nach Sachsen, um seiner Mutter das große Ereigniß zu melden.

So waren abermals die Ungarn in einer großen Feldschlacht von den Deutschen besiegt und ihre ganze Heeresmacht vernichtet worden. Seitdem verging ihnen die Lust, in die deutschen Länder einzubrechen, und da zu derselben Zeit auch die Mark von Aquileja, dem deutschen Reiche verbunden, besser geschützt wurde, standen sie endlich von weitern Angriffen auf das Abendland ab.

Nachdem sie noch eine Zeit lang ihre verheerenden Züge gegen das morgenländische Kaiserthum gerichtet hatten, begannen sie, sich feste Wohnsitze in der fruchtbaren Donauebne zu gründen, und gaben das zuchtlose Nomadenleben allgemach auf. Obwohl sie alsbald, schon selbst um ihren Besitz besorgt, mit Wällen und Pfählen das sumpfreiche Land an ihren westlichen Grenzen verschanzten, drangen doch die hier angesiedelten deutschen Kriegsleute über die Enns vor, die bis dahin die Grenze des Reichs gebildet hatte. Ein schöner Landstrich wurde unter der Enns in rühmlichen Kämpfen dem Reiche gewonnen, und erst dadurch erlangte die bayerische Ostmark wieder festen Bestand, aus der dann in spätrer Zeit Oesterreich zu großer Macht und hohen Ehren erwachsen ist.

In dem Siege von Augsburg liegen die Anfänge Oesterreichs, liegen aber zugleich auch die ersten Keime der Zivilisation des ungarischen Volks; in ihm beschließt sich, kann man sagen, die Völkerwanderung. Denn nach den Ungarn hat kein wanderndes Volk in Europa mehr festen Fuß gefaßt, so daß es in die Bewegung der abendländischen Welt eingetreten wäre und an der innern Entwicklung derselben Antheil genommen hätte. Wie oft war jene christliche Kultur, die Rom in sich ausgebildet, die Germanen aufgenommen und mit ihrem Schwerte gegen die Barbarei vertheidigt hatten, bedroht gewesen! Wie furchtbar hatte noch zuletzt das gesammte Abendland von der Zerstörungswuth des allerwildesten Geschlechts, das jemals die Länder Europas durchschwärmte, gelitten! Jetzt war auch über dieses Volk der glänzendste Sieg gewonnen, und es zeigte sich bald die Möglichkeit, dasselbe für jene christliche Bildung zu gewinnen, die es bisher mit der leidenschaftlichsten Wuth verfolgt hatte. Ottos Sieg befreite nicht das deutsche Reich allein, er befreite ganz Europa von den wilden Scharen der Ungarn, die es mehr als ein halbes

Jahrhundert verheert hatten. Diesen Sieg begrüßte deshalb das ganze Abendland mit unaussprechlichem Jubel. Mehr als irgend ein andrer Erfolg hat er dazu beigetragen, Otto in seiner königlichen Macht zu befestigen und ihm den Weg zum Kaiserthrone zu bahnen.

7. Die Kaiserwahl.

Ludwig Uhland.

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
ein neu Weltalter schien heraufzuziehn;
da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
dem sonst so hohes nie zu Hirne stieg,
sich heimlich forschend mit den Blicken maß; —
kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
an Hub- und Haingericht und Markgeding,
wo man um Esch und Holztheil Sprache hielt; —
nein, stattlich ausgerüstet zogen sie
aus allen Gauen, einzeln und geschart,
ins Maienfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
wo unabsehbar sich die ebne Flur
auf beiden Ufern breitet, sammelte
der Andrang sich; — die Mauern einer Stadt
vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
die Sachsen sammt der slav'schen Nachbarschaft,
die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben:
am linken lagerten die rhein'schen Franken,
die Ober- und die Nieder-Lothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
und mitten in dem Lager jeden Volks
erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
ein Austausch, ein lebendiger Verkehr! —
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
an Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
an Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
und alle doch ein großes Brüdervolk,
zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was jeder im besondern erst berieth
im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
der Inselbuchten, mählich wars gereift
zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus vielen wurden wenige gewählt,
und aus den wenigen erkor man zween,
allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum
im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
die beiden Männer, die aus freier Wahl
das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
vor allen, die der deutsche Boden nährt,
von allen würdigen die würdigsten
und so einander selbst an Würde gleich,
daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
von stolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand
und sich des Volkes Brausen so gelegt,
daß man des Rheines stillen Zug vernahm, —
(denn niemand wagt' es, diesen oder den
zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
um nicht am andern — Unrecht zu begehn,
noch aufzuregen Eifersucht und Zwist,) —
da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
einander herzlich faßten bei der Hand
und sich begegneten im Bruderkuß;
da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt;
„Weil doch", so rief er, „einer es muß sein,
so sei's der ältre!" Freudig stimmten bei
gesammte Fürsten und am freudigsten
der jüngre Kunrad; donnergleich erscholl,
oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.

Als der Gewählte drauf sich niederließ,
ergriff er seines edlen Vetters Hand
und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
die fromme Kaiserwittwe Kunigund;
glückwünschend reichte sie dem neuen König
die treu bewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber scharten sich die Reihn,
voran der König, folgend mit Gesang
die Geistlichen und Laien, — so viel Preis
erscholl zum Himmel nie an einem Tag; —
wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
woselbst der König im erhabnen Dom
der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
erschien er herrlicher als kaum zuvor,
und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

8. Kaiser Friedrich I. Barbarossa.

Rudolf Köpke.

Zu den gewaltigen Herrschern des deutschen Volks nach dem groszen Kaiser Karl und dem ersten Otto gehört Kaiser Friedrich I. Er stammte aus dem edeln und mächtigen Hause der Hohenstaufen, das in Schwaben regierte. Sein Vater, Friedrich, war Herzog gewesen in diesem Lande, und seines Vaters Bruder war König Konrad der Dritte, der erste der Hohenstaufen, der das Szepter führte im deutschen Reiche. Da er den starken und mannhaften Sinn seines Neffen erkannt hatte, empfahl er sterbend den Groszen des Reiches, nicht seinen unmündigen Sohn, sondern seinen Neffen Friedrich zum Könige zu wählen; denn es waren stürmische Zeiten, und es bedurfte eines kundigen Steuermanns, der das Schiff durch die Fluten und zwischen Klippen und Felsen sicher hindurch zu führen wuszte. — Nach dem Tode Konrads versammelten sich die Herzöge, Grafen und Bischöfe in der alten Stadt Aachen, und in dem Münster führten sie den gewählten König zu dem Throne Kaiser Karls; der Erzbischof von Cöln krönte ihn, und alle huldigten ihm als dem neuen Herrn.

Friedrich war damals in der Fülle der Manneskraft. An Gestalt ragte er stattlich hervor; hell war sein Gesicht, die Wangen geröthet in Jugendfrische, die Augen leuchtend und durchdringend. Ueber der Stirn kräuselte sich das blonde Haar, und röthlich schimmerte sein Bart; darum nannten ihn die Welschen Barbarossa, d. h. Rothbart. Er war klug und fest im Rath, stark und tapfer in der That, streng gegen Uebelwollende, leutselig gegen seine Freunde, und in allen kriegerischen Werken der erste. Sein hohes Amt sah er an als ein von Gott übertragnes, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben; denn wer den Bösen schone, thue dem Guten Schaden, und unzeitige Milde werde zur Brandfackel in der Hand des Frevlers. Darum galt vor ihm kein Ansehen der Person, und wo er auftrat, da bebten die Uebelthäter.

Ein solcher Herrscher that dem Reiche aber auch noth; denn überall gab es Hader und Zwiespalt. Die Fürsten stritten unter einander, und wenn sie sich vereinten, erhoben sie sich wider den König. Wohl wollten sie einen Herrscher; aber er sollte nur herrschen, wie es ihnen gut däuchte und genehm war. So war von des Kaisers alten Rechten vieles verloren gegangen, und alle zerrten daran, dasz sie ein Stück davon los rissen nach dem andern. Darum beschlosz Friedrich, es solle anders werden, und das Kaiserthum wieder reich an Macht und Ehren, wie es früher gewesen war.

Zuerst söhnte er die hadernden Fürsten und Lehnsmannen des Reichs mit einander aus. Auf den Reichstagen hörte er ihre Ansprüche und gab einem jeden, was ihm gebührte. So stellte er Ruhe und Frieden wieder her, und deswegen waren alle Fürsten ihm zugethan. — Dann richtete er sein Auge auf die benachbarten Völker, bei denen das deutsche Reich auch

einst hoch in Ansehen gewesen war. Damals stritten in Dänemark drei Stammesvettern um die Krone; Friedrich schlichtete ihre Sache auf einem Reichstage, gab dem einen die Krone, dasz er sie trüge als ein Lehen des Reichs, und unterwarf ihm die beiden andern. — Alsdann erhob er sich zu einem Feldzuge wider die Polen. Hier war der Herzog von seinen Brüdern vertrieben worden und lebte, der Herrschaft beraubt, im Elend. Friedrich aber kam siegreich in das Land und strafte die Kronenräuber; sie muszten einen Theil des Landes wieder herausgeben und geloben, dasz sie dem Reiche wollten unterthänig sein, und seinen Richterspruch über sich ergehn lassen.

Härtere Kämpfe standen Friedrich in Italien bevor. Hier war Streit seit den Zeiten Ottos des Ersten, der die Kaiserkrone dem deutschen Volke wiedergewonnen hatte. Dem Reiche waren seitdem unterthan die Lande jenseits der Alpen bis nach Neapel hinab, und auch der Papst zu Rom stand mit der Stadt unter dem Kaiser. Hundert Jahr vor Friedrich aber war ein Papst gekommen namens Gregor der Siebente. Der war ein starker und gewaltiger, aber kein geistlicher Herr. Er war nicht zufrieden mit der Herrschaft in der Kirche, sondern trachtete danach, die Kirche zur Herrscherin der Erde zu machen. Gegen solches Beginnen hatten sich die Kaiser und Könige gesetzt, und darüber war Verwirrung und Unordnung aller Art entstanden in deutschen und italienischen Landen. In diesen Zeiten hatten die reichen Städte der Lombarden im obern Italien sich mächtig erhoben. Sie waren stolz auf ihre Kraft und trotzig hinter ihren festen Mauern, insonderheit das übermüthige Mailand, das herrschen wollte über die andern Städte, sie mit Krieg überzog und fremdes Recht unter die Füsze trat.

Da erschienen auf einem Reichstage vor Friedrich die Bürger einer italienischen Stadt, klagten die Mailänder an und baten um Schutz gegen dieselben. Friedrich zog mit Heeresmacht zum ersten Mal über die Alpen und züchtigte die widerspenstigen Städte, dasz sie sich ihm unterwerfen muszten. Dann ging er nach Rom, wo Papst Hadrian ihm feierlich die Kaiserkrone auf das Haupt setzte. — Bald aber erhoben sich die Städte wieder trotz ihrer Versprechungen, und Friedrich ging abermals über die Alpen, schlug die Mailänder und verurtheilte sie zu schwerer Busze und demüthigender Strafe. Darauf hielt er einen feierlichen Kaisertag mit aller Pracht eines groszen Herrschers und forderte von den Städten alle Kaiserrechte zurück, die sie im Laufe der Jahre an sich gerissen hatten. Die Lombarden aber wurden bestürzt über ein so gewaltiges Regiment. Je mehr sie Friedrich fürchten muszten, desto mehr begannen sie ihn nun auch zu hassen, und desto eifriger dachten sie daran, wie sie ihn zu Falle brächten.

Doch Friedrich wankte nicht, sondern hielt fest an seinem Recht. Als die Städte sich abermals gegen ihn auflehnten, ging er wieder nach Italien, sie zu strafen, und wieder traf sein Zorn Mailand am schwersten. Er liesz die Mauern der stolzen Stadt zerbrechen, die Gräben ausfüllen, die Türme umstürzen, die prächtigen Gebäude zerstören, und nur der groszen Kirchen schonte er. Das alte Mailand sollte verschwinden von der Erde, und die Stätte wüst bleiben zum Zeichen, wie schwer er alle strafe, die ihm widerständen. — Solches Schicksal jammerte die Städte Italiens, auch die, welche den Mailändern vorher feind gewesen waren um ihres Uebermuths willen. Alle begannen dem Kaiser wegen seiner Härte zu zürnen, und die Lombarden schlossen einen Bund, um ihre Rechte zu behaupten gegen den Kaiser. Der Papst Alexander III., Hadrians Nachfolger, hiesz alles gut, was sie thaten, und erklärte laut, aus göttlicher Machtvollkommenheit nehme er Friedrich das Kaiserthum und die Herrschaft, und entband die Unterthanen des Eides, den sie ihm geleistet. Nun entbrannte der Kampf noch heftiger als zuvor,

und Friedrich entbot die Fürsten des Reichs zu einem neuen Zuge nach Italien.

Unter den Fürsten aber war keiner mächtiger als Herzog Heinrich, den man den Löwen nannte, und der in Sachsen und Bayern herrschte. Er war ein tapfrer und stolzer Mann, der nach hohen Dingen trachtete, und der darauf sann, wie er in seiner Macht den Kaiser selbst überträfe; darum versagte er diesem seinen Beistand zu dem Heereszuge. Noch hoffte Friedrich, ihn mit Güte zu gewinnen. Er berief ihn nach der Stadt Chiavenna im Süden der Alpen und stellte ihm vor, welche Macht der Papst und die Lombarden hätten, und wie das Reich in groszer Gefahr sei. Er erinnerte ihn an die Bande der Verwandtschaft, die ihn mit seinem Kaiser verknüpften, er bat und flehte, er umfaszte zuletzt sogar seine Knie, aber Heinrich liesz sich auch durch die Demüthigung des Kaisers nicht rühren. Da trat, wie erzählt wird, die Kaiserin herzu und sagte: „Erhebe dich, o Herr! dieser Stunde wird Gott gedenken.“ Der Kaiser erhob sich, und so schieden die Fürsten von einander in Feindschaft.

Nach diesem Abfall hatte Friedrich nur wenige Scharen um sich; die Lombarden aber hatten ein groszes Heer gesammelt. Bei Legnano trafen beide im Jahre 1176 auf einander. Heisz wurde gestritten den ganzen Tag hindurch; denn die Mailänder vor allen gedachten alles Leids, das ihnen der Kaiser angethan hatte, und so ritterlich dieser mit den Seinen auch kämpfte, so wurde er dennoch geschlagen.

Aus einem Sieger war ein Besiegter geworden, und jetzt that der Friede ihm selber noth. Darum schlosz er einen Waffenstillstand mit den Lombarden, und diese behaupteten ihre Macht wie zuvor. Auch mit dem Papst wollte der Kaiser sich jetzt versöhnen; deshalb hielt er mit ihm eine feierliche Zusammenkunft in Venedig. Auf dem Platze vor der Kirche des heiligen Markus erschien Friedrich mit seinen Fürsten und Rittern vor dem Papste; der sasz auf einem Sessel, und um ihn her standen seine Kardinäle und Bischöfe. Der Kaiser aber legte seinen Mantel ab und kniete nieder vor dem Papste; dieser erhob ihn vom Boden und ertheilte ihm den Kusz des Friedens. So wurde endlich ein Streit beigelegt, der achtzehn Jahre hindurch gedauert hatte. Das war für die Länder ein groszer Gewinn, aber ein schweres Opfer für den Kaiser. Zweimal in seinem Leben hatte er, vor dem so viele Besiegte im Staube gelegen hatten, einen bittern Fuszfall gethan, und vieles von dem, was er mit aufrichtigem Herzen zum Wohle des Reichs erstrebt hatte, war nicht in Erfüllung gegangen.

Da es nun Friede war, kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück; denn er gedachte Herzog Heinrichs, und wie seine Feindseligkeit so viel Unheil veranlaszt habe. Friedrich erklärte ihn für einen Feind des Reichs, belegte ihn mit der Acht, nahm ihm die Herzogthümer, Lehen und was er sonst vom Reiche hatte, und überzog seine Stammlande mit Krieg. Heinrich vermochte dem Kaiser nicht zu widerstehn und muszte um Frieden bitten. Auf dem Reichstage trat er vor den Kaiser, fiel vor ihm nieder und flehte seine Gnade an. Friedrich aber war eingedenk seines eignen schweren Schicksals und hob ihn unter vielen Thränen vom Boden auf. Auf drei Jahre freilich wurde Heinrich — so weit muszte Barbarossa dem Drängen der Feinde desselben nachgeben — aus dem Reiche verbannt; dagegen sicherte er ihm alle ererbten Familiengüter, aus denen später das Herzogthum Braunschweig entstand, feierlich zu.

Fünfunddreiszig Jahre waren verflossen, seit Kaiser Friedrich in Deutschland herrschte, als die Schreckenskunde kam, dasz Saladin, der Sultan von Aegypten, die Stadt Jerusalem genommen habe. So war achtundachtzig Jahre nach Gottfried von Bouillon das heilige Grab wieder eine Beute der Ungläubigen geworden. Da erinnerte sich Friedrich seiner Jugend, wie er vor Damaskus gekämpft und zu Jerusalem im Tempel gebetet habe. Und

da er im Reiche alles wieder wohl geordnet sah, nahm er auf dem Reichstage zu Mainz gegen Ostern des Jahrs 1189 das Kreuz. Seinem Beispiele folgten Herzöge, Grafen und Herren, Bischöfe und viel Volk, die alle in den Kampf ziehen wollten wider die Ungläubigen.

Alsbald war ein groszes Heer versammelt; der Kaiser trat an die Spitze desselben und führte es wohlgeordnet an der Donau hinab nach Preszburg. Hier hielt er noch einen glänzenden Reichstag und ordnete an, wie es sollte in seiner Abwesenheit gehalten werden, nahm auch feierlich Abschied von allen, die zurückblieben, vornehmlich von seinem Sohne Heinrich, dem er das Reich übertragen hatte; denn er mochte es wohl ahnen, dasz er das Vaterland und die Seinen nimmer wiedersehen werde.

Aber der frische Jugendmuth und die alte Kraft kehrten ihm wieder, wenn er des Ziels gedachte, das vor ihm lag. So führte er das Heer durch die Länder der Ungarn, Bulgaren und Griechen hinüber nach Asien in das Land der Türken. Darauf kamen sie nach der Stadt Seleucia am Flusse Saleph in der Provinz Cilicien, von wo der Weg sich südwärts wendet nach Syrien und dem gelobten Lande. Die Strasze aber auf den Bergen, die an dem Saleph sich hinziehen, war schwierig und voller Gefahr, und es war eine weite Strecke bis zu der einen Brücke, die über den Flusz führte. Friedrich wurde ungehalten über die Zögerung; denn es trieb ihn vorwärts. Er eilte mit seinem Gefolge hinab zum Ufer des Flusses, und in ungeduldiger Hast, gedrückt von der Hitze des Tags, warf er sich mit seinem Rosse in den Strom, um so das jenseitige Ufer zu gewinnen. Das Wasser aber war sehr kalt und hatte einen jähen und raschen Fall. Da erfaszte der Strudel den alten Kaiser; mitten im Flusse verlieszen ihn die Kräfte, und bevor die Seinen ihm zu Hilfe kommen konnten, war es um ihn geschehen, und nur seinen Leichnam brachten sie an das Ufer. Das geschah am 10. Juni des Jahrs 1190.

Da kam Bestürzung über das ganze Heer; alle brachen in lautes Weinen und Klagen aus und wollten fast verzweifeln darüber, dasz solches Leid sie betroffen; denn sie hatten ihren Feldherrn und Führer, ihren Kaiser und ihren Vater verloren. Herzog Friedrich führte darauf das Heer in tiefer Trauer nach Antiochia; dort bestatteten sie die Gebeine des Kaisers feierlich in der Kirche des heil. Petrus, fern von dem deutschen Heimatlande. Aber das deutsche Volk hat das Andenken Kaiser Friedrichs in seinem Herzen bewahrt und nennt den Namen desselben mit allem, was grosz und herrlich ist, bis auf diesen Tag.

9. Friedrich Rothbart.

Emanuel v. Geibel.

Tief im Schoße des Kyffhäusers
bei der Ampel rothem Schein
sitzt der alte Kaiser Friedrich
an dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel,
ihn umfängt der Rüstung Pracht,
doch auf seinen Augenwimpern
liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
drin sich Ernst und Milde paart;
durch den Marmortisch gewachsen
ist sein langer goldner Bart.

Rings wie ehrne Bilder stehen
seine Ritter um ihn her,
harnischglänzend, schwertumgürtet,
aber tief im Schlaf wie er.

Heinrich auch, der Ofterdinger,
ist in ihrer stummen Schar,
mit den liederreichen Lippen,
mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Sänger
in der Linken ohne Klang;
doch auf seiner hohen Stirne
schläft ein künftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder
fällt ein Tropfen vom Gestein,
bis der große Morgen plötzlich
bricht mit Feuersglut herein,

Bis der Adler stolzen Fluges
um des Berges Gipfel zieht,
daß vor seines Fittichs Rauschen
dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner
rollt es durch den Berg herauf,
und der Kaiser greift zum Schwerte,
und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln tönend
springet auf das eh'rne Thor;
Barbarossa mit den Seinen
steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
sich die Völker allzugleich,
und aufs neu' zu Aachen gründet
er das heil'ge deutsche Reich.

10. Rudolf von Habsburg.

Ludwig Stacke.

Seit dem Tode Friedrichs II. befand sich das deutsche Reich in der größten Zerrüttung. Weder Konrad IV., noch Wilhelm von Holland vermochten ihr königliches Ansehen geltend zu machen, und wenn auch nach Konrads Tode 1254 Wilhelm rechtmäßiger König war, genoß er doch so wenig Achtung, daß ein utrechter Bürger ihn einst mit Steinen warf, ein andrer seine Gemahlin auf der Straße plünderte und der Erzbischof von Cöln ihn sogar in seinem Palaste verbrennen wollte. Als er einst die Friesen bekriegte, fiel er in einen Morast und wurde unerkannt erschlagen (1256). Die deutsche Krone war so verachtet, daß sie kein Deutscher mehr tragen wollte; da verkaufte ein Theil der Wahlfürsten ihre Stimme dem englischen Prinzen Richard von Cornwallis um schweres Geld; andre boten sie dem König Alfons X. von Kastilien an. Nur Richard kam nach Deutschland, aber sein Ansehen dauerte nur so lange, als sein Geld; Alfons ist niemals nach Deutschland gekommen. Man nennt diese Zeit von 1254 bis 1273 das Interregnum oder Zwischenreich, weil so gut wie gar kein König über Deutschland herrschte, und diese Zeit ist die traurigste, die jemals über unser Vaterland hereingebrochen ist. Die Zwietracht hatte alle Bande alter Sitte und Ordnung zerrissen, die Fürsten und Stände bekriegten sich unter einander, plünderten und verheerten das Land, ohne sich um das Oberhaupt des Reichs zu bekümmern. Die adligen Ritter lauerten von ihren hohen Burgen herab auf die Vorüberziehenden und fielen über die Kaufleute her, die zu den Messen und Märkten zogen; ungescheut trieben sie Wegelagerung und Straßenraub; Mord und Brand waren an der Tagesordnung. Da sich jeder selbst schützen mußte, so traten mehr als sechzig Städte am Rhein in einen Bund zusammen und stellten Schiffe und Mannschaft zu gegenseitigem Schutze. Sollte jedoch Deutschland sich nicht völlig auflösen und zerbröckeln, so mußte wieder ein kräftiger Herrscher auf den Königsthron erhoben werden.

Der damalige Papst, Gregor X., ermahnte daher die Fürsten zur Wiederherstellung des Kaiserthums, und so lud denn der Erzbischof von Mainz, Werner von Eppenstein, die Fürsten zur Wahl nach Frankfurt ein. Aber es hielt schwer, ihre Stimmen zu vereinigen, denn geistliche sowohl als weltliche Fürsten verlangten einen gütigen und weisen Kaiser; von einem mächtigen aber wollten sie nichts wissen. Endlich lenkte der Erzbischof von Mainz die Wahl auf den Grafen Rudolf von Habsburg.

Rudolf hatte früher am Hofe Friedrichs II. gelebt, der sein Taufpathe war, und sich durch Heldenmuth und edlen Sinn ausgezeichnet. Er besaß zwar ansehnliche Gebiete in der Schweiz und am Oberrhein, aber keineswegs hinlängliche Macht, um den Fürsten furchtbar zu erscheinen. Sein Stammschloß, die Habsburg oder eigentlich Habichtsburg, lag an der Aar, im heutigen Kanton Aargau. Er war allgemein bekannt wegen seines ritterlichen Muths und seiner Tapferkeit, durch welche er seine Besitzthümer vergrößert und seinen Namen furchtbar gemacht hatte, und wegen seiner Frömmigkeit, wovon man sich manches zu erzählen wußte. Einst begegnete Rudolf auf der Jagd einem Priester, der einem Sterbenden das heilige Abendmahl reichen wollte. Sein Weg führte ihn über einen Bach, dessen Steg die Gewalt des Wassers weggerissen hatte. Kaum sah Rudolf, wie der Priester den Bach durchwaten wollte, als er sogleich vom Pferde stieg und dasselbe dem Geistlichen überließ. Am folgenden Tage brachte es dieser dem Grafen zurück, der es aber zurückwies und „zu Streit und Jagd das Roß nicht wieder besteigen wollte, das seinen Heiland getragen". Derselbe Priester soll später Kaplan bei dem Erzbischofe Werner von Mainz geworden sein und diesem den frommen Sinn des Habsburger Grafen gerühmt haben. Doch war auch der Erzbischof dem Rudolf verpflichtet, weil er ihn früher auf einer Reise nach Rom sicher über die Alpen geleitet hatte. Beim Abschiede hatte er ihm gesagt: „Wollte Gott, Herr Graf, ich lebte nur noch so lange, um Euch für den mir erwiesenen Dienst reichlich belohnen zu können."

Rudolf war eben in einer Fehde mit Basel und dem dortigen Bischof begriffen und lag mit seinem Kriegsvolke vor der Stadt, als er einst um Mitternacht in seinem Zelte mit der Nachricht geweckt wurde, er sei zum Könige gewählt worden. Die Baseler öffneten ihm nun die Thore und wünschten ihm Glück; der Bischof aber erkrankte vor Angst und rief: „Sitze nun fest, Herr Gott, sonst wird dieser Rudolf noch deinen Platz einnehmen." Rudolf zog nach Aachen, wo die Krönung stattfand. Nach derselben begaben sich die Fürsten in die Kirche, um die Belehnung zu empfangen. Aber erst als man schon am Altare stand, zeigte es sich, daß kein Reichsszepter bei der Hand war, auf welches der Lehnseid geleistet zu werden pflegte. Um jede üble Vorbedeutung zu beseitigen, ergriff Rudolf mit schneller Geistesgegenwart ein Crucifix und sagte: „Dieses Kreuz, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird ja wohl die Stelle eines Szepters vertreten können!"

Dem Papste bestätigte Rudolf alle frühern Schenkungen und Ansprüche, und übernahm sogar das Versprechen eines Kreuzzugs, der jedoch nicht zu stande kam. In die Angelegenheiten Italiens einzugreifen, hielt Rudolf für zwecklos und gefährlich, weshalb er auch nicht zur Kaiserkrönung nach Rom zog. Er verglich Italien mit der Höhle des Löwen in der Fabel, von welcher der Fuchs sagt: „Ich sehe wohl die Fußstapfen derer, die glücklich hineingingen, aber nicht derer, die glücklich wieder herauskamen." Um so mehr wandte der König seine Thätigkeit auf Deutschland, und die schwere Aufgabe, das gesunkne Ansehen der Königskrone wieder zu erheben, hat er vollständig gelöst.

Während alle Fürsten Rudolf als König anerkannten, hatte sich bis dahin **Ottokar**, König von Böhmen, geweigert. Dieser Fürst hatte während des Interregnums Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain unter seine Herrschaft gebracht und als der mächtigste Reichsfürst selbst nach der deutschen Krone gestrebt. Seiner stolzen Seele war der Gedanke unerträglich, einem armen Grafen, wie er Rudolf spottend nannte, Unterwürfigkeit schuldig zu sein. Rudolf forderte die Zurückgabe der Länder, welche Ottokar an sich gebracht,

als erledigte Reichslehen. Auf zwei Reichstage war der stolze Böhmenkönig vorgeladen, ohne zu erscheinen. Auf einer dritten Versammlung zu Augsburg erschien ein Bischof als Gesandter des Königs und griff in einer lateinischen Rede Rudolfs Wahl und Königthum mit harten Worten an. Dieser aber gebot ihm Stillschweigen und sagte: „Herr Bischof, wenn Ihr mit Euern Geistlichen zu reden habt, so sprecht lateinisch, so viel Ihr Lust habt; hier aber sprecht deutsch, wie es Brauch ist.“ Die Fürsten hätten fast Hand an den Redner gelegt, wenn es Rudolf nicht verhindert hätte. Er befahl jedoch dem Bischof, sofort abzureisen; dann erfolgte der Spruch des Fürstengerichts, welcher Ottokar ächtete und aller seiner Lehen verlustig erklärte. Da aber der Böhmenkönig auf seine große Macht trotzte, so beschloß Rudolf, den Reichskrieg gegen ihn zu eröffnen.

Nur wenige Fürsten folgten ihm mit ihren Scharen. Auch an Geld mangelte es. Als er den Rhein hinunterzog, fragte ihn ein Herr von Klingen: „Herr, wer soll Euern Schatz bewahren?“ Rudolf antwortete: „Ich habe keinen Schatz und kein Geld als diese fünf Schillinge; aber der Herr, der immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen.“ Der Erfolg hat sein Vertrauen gerechtfertigt. Durch Bündnisse gestärkt, rückte Rudolf ungehindert in Oesterreich ein, dessen Einwohner, der strengen Herrschaft Ottokars überdrüssig, sich fast alle ohne Schwertstreich unterwarfen. Da nun Rudolf an einer Brücke über die Donau arbeiten ließ, um sein Heer überzusetzen und sich dem befestigten böhmischen Lager zu nähern, fühlte sich Ottokar überall bedrängt und von seinem alten Kriegsglück verlassen. Er mußte sich zu einem Vergleiche bequemen (1276), indem er Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain abtrat, Böhmen und Mähren aber als Lehen empfing. Die feierliche Belehnung erfolgte öffentlich in Rudolfs Lager. An der Spitze eines glänzenden Gefolges zog der stolze Ottokar in königlicher Pracht, schimmernd von Gold und Edelsteinen, durch die stattlichen Reihen der deutschen Ritter, um kniend den Lehnseid zu leisten. Rudolf blieb in seiner schlichten Feldkleidung, und als ihn jemand fragte, ob er nicht seinen königlichen Schmuck anlegen wollte, antwortete er: „Nein! Der König von Böhmen hat oft über mein graues Wams gelacht, heute soll mein graues Wams einmal über ihn lachen, und die fremden Völker sollen sehen, was die Waffen der Deutschen vermögen.“

Bald aber fühlte Ottokar bittre Reue, sich gedemüthigt zu haben, und die Spöttereien und Vorwürfe seiner Gemahlin, einer galizischen Fürstin, reizten ihn noch mehr auf. Er mußte sich von ihr sagen lassen, er habe den deutschen König von fern wie ein Hund angebellt und in der Nähe angewedelt. Ottokar ertrug dies nicht; er griff von neuem zu den Waffen. Rudolf hatte nur wenig Mannschaft um sich, bald aber zog er Verstärkungen an sich und rückte gegen Ottokar vor. Es kam zur Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien (1278). Rudolf hatte befohlen, Ottokars Leben zu schonen, dieser aber einen Preis demjenigen versprochen, der ihm seinen Gegner todt oder lebendig liefern würde. Furchtbar wüthete der Kampf. Ottokar wurde erschlagen, Rudolf, von einem böhmischen Ritter vom Pferde geworfen, lag unter diesem, und nur sein Schild, mit welchem er sich bedeckte, rettete ihn vor den Hufen der über ihn her stürmenden Rosse. Bald hob er sich unter seinem Pferde wieder empor und errang den Sieg. Ein Ritter aus Ottokars Heere, von dem Rudolf beinahe getödtet worden wäre, fiel schwer verwundet in die Hände der Sieger, die ihn im Zorn niederhauen wollten, weil er das Leben ihres Königs bedroht hatte; allein Rudolf sprach: „Das verhüte Gott! einen so tapfern Ritter tödten, hieße

dem Reiche unersetzlichen Schaden zufügen.“ Er befahl, den Gefangnen sorgfältig zu verbinden und zu verpflegen.

Nach diesem Siege rückte Rudolf durch Mähren in Böhmen ein. Der elfjährige Wenzel, der Sohn Ottokars, erhielt Böhmen und Mähren als Reichslehen. Mit den österreichischen Landen aber belehnte Rudolf seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf (1282). Auf diese Weise suchte Rudolf seine Hausmacht zu vermehren, in der Ueberzeugung, daß nur dadurch das Königthum den Fürsten gegenüber zu wahrem Ansehen gelangen könne. Auch die folgenden Könige haben diesen Grundsatz gewahrt. Seine sechs Töchter vermählte Rudolf mit angesehenen Fürsten, so daß auch diese Ehebündnisse zur Erhöhung seiner Macht beitrugen.

Wie der König für sein eignes Haus sorgte, so war er nicht weniger bemüht, dem Reiche die Güter und Rechte wieder zu gewinnen, die demselben in den Zeiten des Interregnums entrissen worden waren. In dem Herzogthume Schwaben war nach dem Untergange der Hohenstaufen besonders das Haus der Grafen von Württemberg zu Macht und Ansehen emporgestiegen. Graf Eberhard war ein wilder, fehdelustiger Kriegsmann, der den Wahlspruch führte: „Gottes Freund und aller Welt Feind.“ Gegen ihn mußte Rudolf mehrmals das Reichsheer aufbieten, bis er sich endlich unterwarf.

Mit gleicher Thätigkeit sorgte Rudolf für die Handhabung der Gerechtigkeit und die Herstellung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Er durchzog das Reich von einem Ende bis zum andern, saß oft persönlich zu Gericht und erlaubte einem jeden den Zutritt, „denn“, sagte er, „ich bin wahrlich nicht König geworden, um mich vor den Menschen einzuschließen.“ Mehrmals gab er Gesetze zur Aufrechterhaltung des Landfriedens, welche von den Ständen des Reichs beschworen werden mußten. Die Uebertreter traf strenge Strafe. Einst ließ er in Thüringen neunundzwanzig gefangne Raubritter in seiner Gegenwart zu Erfurt hinrichten. Ueber ein Jahr verweilte er hier, bis alle Raubschlösser — es waren sechsundsechzig — gebrochen waren.

Rudolf wünschte die deutsche Krone seinem Sohne Albrecht, der von seinen Söhnen allein noch am Leben war, zu hinterlassen. Allein die Fürsten fürchteten die schnell emporstrebende Größe des habsburgschen Hauses und den finstern, harten und abschreckenden Sinn Albrechts. Sie wichen daher den Anträgen Rudolfs aus. Mißvergnügt verließ dieser Frankfurt und ging, schon krank und schwach, nach Straßburg. Als er die Nähe des Todes fühlte, rief er: „Wohlan, nach Speyer!“ Hier, an der Begräbnisstätte der Kaiser, wollte er sein Ende erwarten, aber er kam nur bis Germersheim, wo er in einem Alter von dreiundsiebzig Jahren starb (1291).

Rudolf hatte den Ruhm der Gerechtigkeit, Mäßigung und Tapferkeit sein ganzes Leben hindurch bewahrt. Seine Gestalt war sehr hoch und schlank, seine Sitten einfach; Speise und Trank genoß er mäßig. Er trug gewöhnlich ein schlichtes graues Wams, das er sich wohl im Felde selbst flickte. Wenn er sprach, gewann er durch biedre Zutraulichkeit und war ein Freund von fröhlichen Reden und muntern Scherzen. Niemals ließ er es aber an Ernst und Ausdauer in seinen Unternehmungen fehlen. Als seinem Heer einst die Zufuhr abgeschnitten war, zog er eine Rübe aus dem Felde und aß sie roh, worauf die Kriegsleute ohne Murren seinem Beispiele folgten. Endlich, als nirgends mehr etwas zu finden war, ließ er die Feinde angreifen. „Siegen wir“, sprach er, „so bekommen wir Lebensmittel genug; werden wir besiegt, so erhalten die Gefangnen wohl Essen und Trinken.“ Versprechungen und Zusagen hielt er treu und fest, so daß noch lange das Sprichwort blieb: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht.“

11. Der Schweizer Befreiungskampf.

Jakob Karl Andrä.

1. Die Grausamkeit der Landvögte.

Die heutige Schweiz gehörte ehemals zum deutschen Reiche. In dem herrlichen Gebirgslande wohnte ein einfaches, kräftiges Bauern- und Hirtenvolk, das fromm die alten, väterlichen Sitten bewahrte. Die Gemeinden am Vierwaldstätter-See lebten frei unter eignen Obrigkeiten, keinem andern Herrn als dem Kaiser unterthan. Als nun Albrecht von Oesterreich, der Sohn Rudolfs von Habsburg, ein habgieriger, herrschsüchtiger Mann, deutscher Kaiser geworden war, suchte er die Bewohner dieser Orte, der sogenannten Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden, zu Unterthanen seines Hauses zu machen. Da sie aber diesem Plane widerstrebten und bei ihren uralten Freiheiten beharren wollten, setzte er ihnen zu Reichsvögten harte und böse Leute, die sie drücken und quälen sollten, damit sie endlich aus Noth ihre Selbständigkeit aufgäben und der österreichischen Herrschaft sich fügten.

Die Vögte bauten Zwingburgen im Lande, übten große Gewaltthaten und spotteten allen Rechts. Einst ritt, so erzählt die Sage, der Vogt Geßler an einem neuen, schönen Hause vorüber, das sich Werner Stauffacher, ein begüterter Landmann von Schwyz, erbaut hatte. „Ich will nicht", rief der Vogt zornig, „daß die Bauern Häuser bauen ohne mein Verwilligen, will auch nicht, daß ihr so frei lebt, als ob ihr selbst Herren wäret; ich werde mich unterstehn, euch das zu wehren!" Noch ärger machte es der andre Vogt im Lande. Einem Bauern aus dem Melchthal in Unterwalden ließ er um geringer Ursache willen ein Gespann schöner Ochsen vom Pfluge nehmen, und als der Mann darüber jammerte, sagte des Vogtes Knecht: „Wenn die Bauern Brot essen wollen, so mögen sie sich selbst vor den Pflug spannen." Da schlug des Bauern Sohn, Arnold, den Knecht mit dem Stock, daß ihm ein Finger brach. Aus Furcht vor Strafe ergriff er die Flucht. Doch der Vogt rächte sich grausam an Arnolds Vater, er ließ dem alten Manne beide Augen ausstechen.

2. Der Rütlibund.

Arnold verbarg sich in Uri bei Walter Fürst, einem angesehenen Landmanne. Dorthin kam nun auch Stauffacher aus Schwyz, und die drei Männer redeten mit einander von der Noth des Landes und der Bosheit der Vögte, und wie sie eher sterben möchten, als so schmähliches Joch dulden; darum beschlossen sie, jeder solle mit vertrauten, herzhaften Männern des Landes sprechen und erforschen, wes Sinnes das Volk sei, und was es für seine Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle. Danach kamen sie, jeder von zehn treuen Männern begleitet, bei nächtlicher Weile zusammen auf einer kleinen heimlichen Wiese am See. Man heißt sie vom ausgerotteten Gestrüpp das Rütli; da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Und alle streckten die Hände gen Himmel und schwuren, für die alte Landesfreiheit zu leben und zu sterben, alles gemeinschaftlich, nichts eigenmächtig zu wagen, kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu thun, des Kaisers Recht zu achten, aber auch den Vögten zu wehren, das Land zu verderben. Dann gingen sie auseinander, ein jeglicher in sein Thal zu seiner Hütte, und winterten das Vieh.

3. Wilhelm Tell.

Unterdessen stieg der Uebermuth des Vogtes Geßler immer höher. Er ließ in Uri den österreichischen Herzogshut auf einer Stange erhöhen und befahl, wer vorübergehe, solle dem Hut Ehrerbietung beweisen. Aber Wilhelm Tell, Walter Fürsts Eidam, ging mit seinem Knaben vorüber und beugte sich nicht. Alsbald führten die Wächter ihn gefangen zum Vogt. Der sprach: „Wohlan Tell, du bist ein guter Schütze; so schieß denn einen Apfel vom Kopfe deines Söhnleins! Fehlst du beim ersten Schuß, so kostet es dir das Leben." Tell bat um Gottes willen, ihn zu so verwegner That nicht zu zwingen. Umsonst, der Vogt drohte, wenn er nicht gehorche, ihn sammt dem Knaben zu tödten. Und sie banden das Kind, legten ihm den Apfel auf den Kopf und führten den Schützen weit davon. Da holte Tell zwei Pfeile aus dem Köcher, legte einen auf den Bogen und schoß. Und sieh, mitten durchbohrt flog der Apfel dem Knaben vom Haupte. Alles Volk jauchzte laut auf. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu hast du denn den zweiten Pfeil hervorgenommen?" Tell antwortete kühn: „Der hätte dir das Herz durchbohrt, grausamer Vogt, wenn ich mit dem ersten mein Kind getroffen!" Da ließ ihn Geßler binden und auf sein Schiff bringen, um ihn mit sich über den See nach Küßnacht zu nehmen und einzukerkern. Während der Fahrt aber erhob sich ein furchtbarer Sturm und drohte dem Schifflein Verderben. Der Vogt zitterte am ganzen Leibe. „Nur Tell kann uns retten", rief ihm der Fährmann zu. „So thut ihm die Fesseln ab, daß er das Fahrzeug lenke!" sprach Geßler ängstlich. Tell faßte das Ruder und trieb das Schiff gegen eine nackte Felsplatte, die etliche Schritt weit in den See hervortritt. Dort angekommen, ergriff er rasch seinen Bogen, sprang hinaus auf die Platte und stieß mit kräftigem Fuß das Schiff in den See zurück. Nun eilte er über das Gebirge gen Küßnacht, der Ankunft des Vogtes harrend. Der entging auch wirklich dem Tode in den Wellen des Sees und ritt, nachdem er gelandet war, nach seiner Burg bei Küßnacht. Aber er kam nicht mehr lebendig dahin. In der hohlen Gasse, nahe dem Orte, stand Tell und schoß ihm einen Pfeil durch die Brust.

4. Die Eidgenossen. Arnold von Winkelried.

So war einer der übermüthigen Landvögte gefallen. Nicht lange danach befreite sich das Volk auch von den andern Gewaltherren. An einem festgesetzten Tage drangen unvermuthet überall im Lande rüstige Männer in die Zwingburgen ein, eroberten sie und jagten die erschreckten Vögte und ihre Gesellen über die Grenzen. Ohne weitres Blutvergießen wurde die Freiheit wieder errungen. Darauf schlossen die drei Waldstädte einen Bund zur Vertheidigung derselben und nannten sich Eidgenossen. Bald vergrößerte sich der Bund, indem noch andre Orte sich anschlossen. Alle fernern Versuche Oesterreichs, das Land zu unterjochen, mißlangen. Heldenkühn traten die Eidgenossen den feindlichen Heeren entgegen, und ihre Tapferkeit, ihre Vaterlandsliebe, ihr Gottvertrauen erfochten in einer Reihe von Schlachten die glorreichsten Siege. Einst standen ihnen auf dem Schlachtfelde die Feinde in schwerer Rüstung Mann an Mann, gleich einer Eisenmauer, gegenüber. Da rief einer der Eidgenossen, der wackre Arnold von Winkelried, den Seinen zu: „Lieben Brüder, ich will euch eine Gasse machen; sorgt für mein Weib und meine Kinder!" Und alsbald sprang er vor, umfaßte mit beiden Armen so viele der feindlichen Speere, als er konnte, drückte sie sich in den Leib und riß sterbend Mann und Speer mit sich zu Boden. Durch die entstandne Lücke drangen die Eidgenossen sogleich ein und

zersprengten und zermalmten das ganze stolze Heer der Feinde. So vertheidigte die Schweiz ihre Unabhängigkeit gegen Oesterreichs Eroberungsversuche. Aber sie löste sich seitdem auch mehr und mehr vom deutschen Reiche und wurde endlich als eigner Freistaat ganz davon getrennt.

12. Die Schlacht von Mühldorf am 28. September 1322.

Joseph Würdinger.

Neun Jahre waren verflossen, seit Herzog Ludwig von Bayern mit Hilfe seines Feldhauptmanns Seifried Schweppermann am linken Ufer der Isar bei Gammelsdorf den 9. November 1313 über seinen Gegner Friedrich von Habsburg, der ihm die Vormundschaft über die niederbayerischen Herzoge entreißen wollte, einen glänzenden Sieg errungen hatte. Reihte sich auch an diesen Erfolg zu Salzburg ein ewiger Friede, so bot doch die zwiespältige Kaiserwahl, in der wieder der Wittelsbacher dem Habsburger obgesiegt hatte, neuen Stoff zu blutigem Streite, und der ehrgeizige, für die Vergrößerung und Hebung des Ansehens seiner Familie stets bedachte Bruder Friedrichs, Leopold, ein tapfrer und erfahrner Kriegsmann, setzte alle Mittel in Bewegung, den wittelsbachischen Gegenkönig zu stürzen. An den Ufern des Lechs bei Augsburg (1315), an denen des Neckars bei Eßlingen (1316), des Rheins bei Speyer (1317, 1320), des Inns bei Mühldorf (1319) und im Elsaß (1320) stand er mit den Waffen Ludwig gegenüber. Es war jedoch nirgend zu einem entscheidenden Schlage gekommen. Da entschlossen sich 1322 die hadernden Fürsten ihr Schicksal durch einen Feldstreit zu bestimmen.

Zum Schlachtfelde wurde infolge der Umstände die Gegend von Mühldorf. Das Städtchen selbst — ein salzburgischer Besitz — bildete durch seine Lage auf dem linken Innufer mit einer festen Brücke den Schlüssel zu Bayern, während der eine Stunde breite Raum zwischen Inn und Isen, gleichsam als Zwinger zur Aufstellung der Truppen, zum Tummelplatz eines Reiterkampfs tauglich war, dem gegenüber auf der bayerischen Seite sich zur Gegenwehr von der Mündung der Isen in den Inn bis zum Schlosse Zangberg eine Reihe von Befestigungen hinzog, welche auch die auf dem linken Ufer der Isen von Oetting nach Neumarkt führende Straße zu sichern hatten.

Von Seite der beiden Gegenkönige wurden nun im Laufe des Sommers alle Anstrengungen gemacht, um in möglichster Stärke auf dem Kampfplatze erscheinen zu können. Man bestimmte den reisigen Lehensmannschaften, den Bundesgenossen und dem Städtevolk, sowie den bestallten Dienern Ort und Zeit der Sammlung. Die Habsburger, Friedrich und Leopold, entwarfen den Kriegsplan, demgemäß Friedrich von Osten her in Bayern einfallen sollte, während Leopold zur Vereinigung mit ihm aus Schwaben über den Lech vorrücke, und so des Wittelsbachers Heer zur Theilung zwinge. Auf drei Straßen zogen anfangs September Friedrichs Truppen, die Ungarn und Kumanen auf dem linken, die Oesterreicher auf dem rechten Ufer der Donau, Friedrich selbst aber mit den Steyermärkern und dem Aufgebote Bischofs Friedrich von Salzburg vom Süden her an den Inn, wo sich am 20. September die Heerhaufen vereinten und auf dem Raume zwischen Inn und Isen die Ankunft des Herzogs Leopold erwarten wollten, der zuerst noch die Macht eines seinen Rücken bedrohenden Anhängers der wittelsbachischen Partei, des Grafen Wilhelm von Montfort und Bregenz, zu brechen im Sinne hatte. Ludwig dagegen treffen wir schon am 25. August an der Donau, wohin er nach Regensburg seine Getreuen aus der Oberpfalz, aus Franken und vom Rheine berief, und

wo auch die Böhmen unter ihrem König Johann und der Erzbischof Balduin von Trier zu ihm stießen. Dem Feinde den Weg nach Niederbayern zu verlegen, rückte jetzt Ludwig über Landshut und Neumarkt gegen Oetting vor. Voll Zuversicht auf die Treue seiner Unterthanen, die sich dem Zuge allmählich anschlossen, erwiderte er dem am Erfolge zweifelnden Böhmenkönig: „Sei nur guten Muths, wenn wir zum Kampfe ausrücken, wird die Hilfe des Herrn mit uns sein."

Nachdem vom Abte des Klosters Fürstenfeld die Nachricht eingelaufen war, er habe die Boten Friedrichs, die den noch jenseits des Lechs weilenden Leopold zur Beschleunigung seines Marsches auffordern sollten, gefangen genommen, beschloß Ludwig diesen günstigen Umstand zu benützen, und den ihm gegenüberstehenden Friedrich anzugreifen. Er rückte zu diesem Zwecke von Neumarkt aus auf der Straße nach Oetting vor und bezog am 24. September nördlich der Isen bei Anzing eine Stellung. Hier stieß der Zuzug aus München, dem Oberlande, dann das nach dem Gebrauche der Zeit nur aus den dem Kampfplatze zunächst liegenden Gerichten aufgebotne Fußvolk so zahlreich zu ihm, daß die Uebermacht, wenn man sofort angriff, auf seiner Seite sich befand. Das Heer Ludwigs zählte nach dem allerdings mehr in habsburgischem Sinne berichtenden Chronisten Mathias von Neuburg 1500 Helme,[1]) 30 000 Fußgänger, das Friedrichs hingegen 2200 Helme und 4000 ungarische und heidnische Bogenschützen; die Stärke des wahrscheinlich den salzburgischen Gerichten entnommnen Fußvolks wird nicht erwähnt.

Betrachten wir das Terrain, in welchem die Heere der Thronrivalen standen, so nahm das Ludwigs die nördlich der Isen gelegnen Höhen, welche sich bis an das linke Ufer dieses Flusses herabziehn, ein, in der Ausdehnung von dem Morbache bei Pleiskirchen über Anzing hinaus bis zu dem Schallenbergerbache. Auf einem der Ausläufer dieses Höhenzugs, unweit der Engfurt, lag das Schloß Dornberg, vor ihm bei Erharding und der Oedmühle befinden sich den Brückenschlag erleichternde Inseln. Von Morbach bis zum Schlosse Zangberg treten die Hügel weiter zurück, während den Raum zwischen deren Fuße und dem Ufer des Flusses Wiesen einnehmen, die sich gegen Westen in das theilweise schwer zu begehende Ampfinger Moos verlaufen. Noch heute werden die bei Mettenheim befindlichen Furten Haubing und Dingfurt benützt; erst bei Ampfing ist die nächste feste Brücke. Friedrichs Heer lagerte auf der von Ampfing bis Aresing sich hinziehenden Ebne, die vier Stunden lang, eine Stunde breit ist und schon vor der Schlacht den Namen Gikelvehenwiese führte. Während das rechte Ufer der Isen bis gegen Friexing flach und von da bis Aresing von einer mäßigen Höhe begleitet ist, zeigen sich am linken Ufer bei Ecksberg, zum Fluß steil abfallend und für Mühldorf einen Wall bildend, beträchtliche Erhöhungen, die gegen Töging vorspringen und bis zum Einfluß der Isen in den Inn fortziehn. Die in der Ebne liegenden Ortschaften hatten nach der Fechtweise jener Tage keine Bedeutung für den Gang der Schlacht, doch mag die große viereckige Schanze bei Maxing, welche die Uebergänge bei Oedmühle und Erharding beherrscht, zur Unterbringung des Fußvolks oder als Umwallung der Wagenburg gedient haben.

Durch Kundschafter erhielt König Ludwig die Nachricht, der Gegner beabsichtige seine Stellung zu verlassen und dem vergeblich erwarteten Bruder Leopold entgegen zu gehn. In dem hierwegen berufnen Kriegsrath war es besonders der Böhmenkönig Johann, der, da bei seinem Volk das Fest des heiligen Wenzel

---

[1]) Der Helm bestand wenigstens aus drei Reitern.

als ein Sieg verheißender Tag gelte, darauf drang, den längst beschlossnen Kampf am nächsten Tage zu wagen; bei Ludwig aber mag die große Zahl des Fußvolks, welche ihm zur Verfügung stand und die gerade in diesem Terrain so sehr zur Geltung kommen konnte, den Ausschlag gegeben haben. Der König sandte seinen Herold in das feindliche Lager und ließ den Habsburger zum Entscheidungsschlage einladen. Trotz der entgegenstehenden Meinungen des Marschalls Dietrich von Pillichsdorf, dann der Brüder Hans und Ulrich von Wallsee, welche dafür waren, man solle den Rückmarsch über den Inn antreten und dort den Zuzug Leopolds erwarten, entschied sich Friedrich mit den Worten: er habe seit Jahren so viele Waisen und Wittwen gemacht, daß er einmal damit zu Ende kommen wolle, für die Annahme des Streits.

Ein Versuch der Ungarn und Kumanen, welche über die Isen geschwommen waren, am 27. September das bayerische Heer auszukundschaften, wurde von den Reisigen blutig zurückgewiesen; eine in der Nacht unternommne größre Rekognoszierung ergab, daß Ludwig noch bei Anzing stehe, und die Reihe seiner Lagerfeuer so ausgedehnt sei, daß man sie von Ende zu Ende nicht überblicken könne.

In beiden Heeren herrschte während der Nacht reges Leben. Friedrich mit seinem Marschall ritt von Heerhaufen zu Heerhaufen und ermahnte die Mannschaften, wacker bei ihm auszuhalten, er und sein Bruder Heinrich würden ihnen mit dem besten Beispiele vorausgehn; im bayerischen Heere, das in zwei Flügel getheilt wurde, deren einen der König Johann von Böhmen, den andern Herzog Heinrich von Niederbayern befehligte, zogen die einzelnen Haufen zum Flusse hinab, so daß am Morgen des 28. September nur die Isen noch die Gegner trennte.

Kurz nach Tagesanbruch ward in beiden Lagern Messe gelesen, und der übliche Ritterschlag durch die alten Ritter vorgenommen; 93 seiner Mannen verlieh der Erzbischof von Salzburg diese Würde. Nun rückte auch das Heer Friedrichs in die ihm angewiesne Stellung; den einen Haufen bildeten die Steyermärker unter Ulrich und Heinz von Wallsee, den zweiten das Gefolge des Reichsbanners mit Herzog Friedrich, den dritten mit dem österreichischen Landesbanner, das der Marschall von Pillichsdorf trug, führte Herzog Heinrich von Oesterreich, den vierten der Erzbischof von Salzburg, bei dem außer seinen eignen Dienstleuten auch die der Bischöfe von Passau und Lavant [1]) standen.

Um 6 Uhr morgens begann der Kampf. Bei Erharding wollte König Ludwig die Isen überschreiten und unter dem Schutze der Reiter, die über den Fluß schwammen, eine Brücke schlagen. Die ungarischen Bogenschützen und Lanzenwerfer, zu deren Unterstützung auch Friedrich herbeieilte, zwangen jedoch den König von ihrer beherrschenden Höhe aus vom Angriffe abzulassen und unter die Mauern von Dornberg zurückzugehn. Der zweite Versuch Ludwigs dagegen gelang; er führte ihn wahrscheinlich gleichzeitig aus mit der Ueberschreitung der Isen von Seite der Böhmen durch die Furten bei der Oedmühle oder unterhalb bei Engfurt. Nachdem auf der Brücke die Truppen das rechte Ufer gewonnen hatten, ließ der König dieselbe abbrechen. Er selbst mit seinen Getreuen, alle im gleichen Kleide, dem blauen Waffenrocke mit dem weißen Kreuze, und neben ihm die Reichssturmfahne in der Hand des tapfern Konrad von Schlüsselburg, war stets mitten im Kampfgewühl. Als die Böhmen nach vollendetem Uebergang vorrückten, stießen sie auf die beiden eine Höhe besetzt haltenden Haufen der Steyermärker und Oesterreicher. Zweimal stürmten sie

---

[1]) Das 1221 gegründete Bisthum Lavant in Kärnten ward 1808 aufgehoben.

unter lautem Schlachtrufe gegen diese Stellung an, zweimal wurden sie zurückgeworfen, und als nun auch noch Herzog Friedrich zur Unterstützung der Seinen eintraf, erschien die Niederlage der Böhmen vollendet. 500 böhmische Ritter sahen sich als Gefangne zu dem bei Mühldorf stehenden hintersten Treffen zurückgeführt, König Johann selbst stürzte verwundet unter die Hufe des Streitrosses des Marschalls von Pillichsdorf, doch ein österreichischer Ritter aus dem Geschlechte der Eberstorfer schützte ihn vor der Gefangenschaft.

Jetzt wandten sich die beiden Habsburger wider den Heerhaufen Ludwigs; ihren Gegner gefangen zu nehmen oder zu tödten war des Kampfes Ziel. Angethan mit dem königlichen Schmucke, drang mit alles niederwerfendem Ungestüm der habsburgische Friedrich zu der Stelle vor, wo er bei der Reichssturmfahne seinen Widersacher zu finden hoffte, und tödtete, im Glauben er habe Ludwig vor sich, einen der blauen Kämpfer. Nach der damaligen Gefechtsart zersplitterte sich nun der Kampf der Menge in zahlreiche Einzelnkämpfe; wie beim Buhurt[1]) rannten kleine Abtheilungen gegen einander, oder langjährige Feinde, die sich an den Abzeichen am Helm und auf dem Schild erkannt hatten, versuchten sich im Lanzen- und Schwertkampfe zu besiegen, um so vom Bezwungnen Roß und Rüstung und außerdem noch ein reiches Lösegeld zu erhalten. Stundenlang hatte dieses gegenseitige Ringen gewährt, und schon schien sich um Mittagszeit die Wagschale des Siegs der an Reiterei überlegnen Macht des Habsburgers zuzuwenden, da erschien Herzog Heinrichs niederbayerisches Fußvolk, dem sich auch das der andern Städte und die münchener Zünfte angeschlossen hatten, auf der Wahlstatt und stürzte sich, von den abgesessnen Rittern Herzog Heinrichs unterstützt, auf Habsburgs siegsgewisse Reiter. Mit den Ahlspießen schnitten die Fußknechte den Pferden die Sehnen entzwei oder rissen die Reiter vom Pferde; mit ihren kurzstieligen Barten spalteten sie die Helme; die Wurfbeile schwirrten, mit gewaltiger Wucht treffend, durch die Lüfte; die vom Pferde Gesunknen erlagen den Hieben der Schwerter und den Stößen der langen einschneidigen Messer. Auch die Böhmen hatten sich wieder ermannt und drangen, die habsburgischen Reihen durchbrechend, bis zu dem den Inn-Uebergang bei Mühldorf deckenden Hügel vor, vertrieben die dort stehenden Ungarn und befreiten ihre gefangnen Landsleute, welche nun ebenfalls ihre Waffen wieder ergriffen.

Vom Rückzuge über den Inn, den zu überschreiten nur den während des Beginns der Schlacht in Mühldorf weilenden Bischöfen von Salzburg, Passau und Lavant gelang, abgeschnitten, suchte Friedrich seine erschreckten Scharen in einer Stellung bei Ampfing wieder zu sammeln. Mit lautem Jubel begrüßten er und die Seinen einen Reiterhaufen, der von Zangberg her sich mit fliegendem Banner nahte: das konnte nur Herzog Leopolds Vorhut sein, die von dieser Richtung her ankommen sollte. Doch wie bitter war die Enttäuschung als der Haufe sich zum Keil formierte, die Spieße fällte und sich in schnellster Gangart mit Ungestüm auf die Flanke des habsburgischen Heeres warf. Die ohnehin noch nicht völlig Geordneten zerstoben wie Spreu, alle Bande der Ordnung lösten sich, selbst das unmittelbare Gefolge Friedrichs, die „Diener von Haus aus",[2]) konnten ihrem Herrn, der mit Tapferkeit dem neuen Feinde entgegentrat, nicht mehr nachkommen. Ein Ritter besonders war es, sein Schild zeigte einen

[1]) Eine Art Turnier, bei der aber nicht Einzelne wider Einzelne, sondern ganze Geschwader gegen einander kämpften.

[2]) Sie zählten zum Hofgesinde und standen stets im Reiterheere. Der Fürst schloß mit ihnen Verträge ab, nach denen sie ihm nöthigenfalls mit Rath und That beistehen sollten.

gehörnten Ochsenkopf, wie ihn die Rindsmaul, Sandizell und die fränkischen Moorbach im Wappen führen, der den Herzog arg bedrängte und ihn zuletzt zur Ergebung zwang. Die 500 Reiter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg hatten den Sieg Ludwigs über seinen Feind, den Gegenkönig Friedrich den Schönen, entschieden.

Der glückliche Ritter, welchem die Gefangennahme Friedrichs gelungen war, brachte ihn zuerst zu dem Burggrafen, der ihn dann zu dem Sieger Ludwig führte. Dieser empfing ihn mit den Worten: „Vetter, wir sehen Euch gern" und ließ ihn noch am Abend mit dem Marschall von Pillichsdorf, der in der Vertheidigung seines Herrn gefangen worden, auf die Feste Dornberg, am nächsten Tag nach Oetting und später von da über Regensburg nach Trausnitz im Thale[1]) führen. Die sich nun um die Person des Königs sammelnden Truppen begrüßte er mit dem Spruche: „Jedem Mann ein Aye". Ob es wirklich der „frumb" Schweppermann war, dem, wenn auch nicht als leitendem Feldherrn, so doch als Führer der burggräflichen Schar, die „zwei Aye" des Siegers galten, ist noch unentschieden; doch daß es der gewesen „der das Best im Stritt bei Gammelsdorf gethan", ist sicher.

Die beiden Heere hatten in diesem harten Kampfe, der von morgens 6 Uhr bis nachmittags 3 Uhr dauerte, mehrere Tausend tapfrer Krieger verloren. Gegen 5000 Ritter und über 6000 Pferde lagen auf der Wahlstatt; davon kamen 1100 Mann und 3000 Pferde auf die Bayern und Böhmen, 1500 auf die Oesterreicher, 2000 auf die Ungarn. Von den 1400 Rittern, welche mit den Herzogen Friedrich und Heinrich auf habsburgischer Seite gefangen wurden, gehörten nahe an 400 dem salzburgischen Lande an.

Herzog Leopold, der Mitte September den Lech erreicht hatte, ging, als die Boten seines Bruders ausblieben, über Landsberg nach Diessen, von da nordöstlich, Fürstenfeld zur Seite lassend, bis an den Starzelbach bei Alling. An dieser Stätte, die hundert Jahre später der Schauplatz eines blutigen Siegs der münchener Herzoge Ernst und Albrecht über ihren Gegner, den unruhigen Herzog Ludwig den Gebarteten von Ingolstadt wurde (26. September 1422), empfing Leopold die Schreckensbotschaft von der Niederlage und Gefangennehmung seines Bruders, worauf er nach Schwaben zurückkehrte.

Diese Schlacht, eine der gewaltigsten des Mittelalters, welche die erste Krone der Welt auf dem Haupte eines Wittelsbachers befestigte, wurde auf einem der Freskogemälde in den Arkaden des münchener Hofgartens sowie auf einem Wandbilde des bayerischen Nationalmuseums darzustellen versucht, während die Erinnerung an den Einzug des Siegers in seine Hauptstadt das Freskobild am Portale des dortigen Isarthors verherrlicht. Im kaiserlichen Ornat hoch zu Roß ist Ludwig der Bayer umgeben von den hervorragendsten Kampfgenossen und begleitet von den froh heimkehrenden Zünften, unter denen zwei, die Bäcker und Schuhmacher, sich heute noch der damals angeblich erhaltnen Privilegien und Fahnen rühmen; rings aber um den Fries der beiden Türme verewigen die Wappen derer, die dem Kaiser in den Entscheidungsstunden wacker geholfen, unter ihnen die der Zollern, Preysing, Törring, Gumppenberg, Oettingen, Montfort, Griesenbeck und andrer, die Treue der ritterbürtigen wie edlen Geschlechter der Stadt an den Fürsten und das Vaterland.

---

[1]) In der Oberpfalz bei Nabburg.

13. Ein Bayernsieg über die Hussiten.

Joseph Würdinger.

Verzweifelnd an den Erfolgen des baseler Konziliums wollten die Anhänger des Huß, da es mit Friedensworten nicht gelungen war, durch Waffengewalt ihre Landsleute im pilsener Bezirke zur Annahme der prager Artikel zwingen. Procop zog mit 36 000 Mann und vielen Geschützen vor die Stadt Pilsen (August 1433), welche einer unüberwindlichen Burg gleich, treu dem Glauben der Väter, den bisherigen Bemühungen der Hussiten Widerstand geleistet hatte. Es galt den Kampf, ob neben der hussitischen Lehre in Böhmen auch der Katholizismus noch Geltung haben solle, und die Fürsten der angrenzenden Länder fühlten wohl, daß, wenn diesmal die Böhmen siegten, über ihre Gebiete nicht nur die Macht hussitischer Waffen, sondern ebenso manche der Grundsätze der Ketzer sich verbreiten würden.

Auch der wittelsbachische Pfalzgraf und Herzog Johann von Neumarkt, der rastlose Bekämpfer des Hussitenthums, der Eroberer von Reichenstein (1432), Sieger bei Klattau (1427), Retter des von den Hussiten arg bedrängten Bischofteinitz (1422), eilte in seine Residenz nach Neunburg vorm Wald, um sich den allenfallsigen Einbrüchen der bereits in ihrem Lager Mangel leidenden Böhmen entgegenzustellen. Eine kleine Reiterschar, kaum 200 Mann stark, sammelte sich um ihn, und das Landvolk war angewiesen, wenn das „Haußausglöcklein" ertöne, herbeizueilen, um als „Landwehr" gegen die Bedränger zu ziehn. Am 16. September entsendete Procop von Pilsen aus 500 Reiter und 1400 Fußgänger unter Johann Pardus und Johann Ritka von Bezdede nach Bayern auf Proviant. Ueber Cham drang die räuberische Schar bis Kloster Walderbach, und fünf Tage dauerten die Verwüstungen und Plünderungen um Roding, Reichenbach, Nabburg und Schwarzenfeld. Wohl beladen gedachten die Böhmen mit ihrer Beute in das Lager bei Pilsen zurückzukehren, da erreichte sie die rächende Hand des Geschicks bei Hiltersried. Herzog Johann, bei dem auch sein Sohn Christoph, der nachmalige König des Skandinavenreichs anwesend war, wollte an der Spitze der Getreuen, die sich um ihn gesammelt, und der herbeigeeilten „Landwehr" den Feinden entgegengehn, und nur die Bitten seines Sohns wie der übrigen Ritter vermochten ihn vom Streite zurückzuhalten. In Kreuzesform vor dem Altar St. Georgs der Kirche zu Neunburg ausgestreckt, erflehte er für die ausrückenden Kämpfer vom Himmel den Sieg.

Auf einer Anhöhe bei Hiltersried hatten sich die Böhmen in ihrer Wagenburg gelagert, und dort diese Feinde des Vaterlands und Glaubens anzugreifen, zu besiegen, zog die kleine, aber muthige bayerische Schar heran. Das Kommando über sie führte Hynek Pflug von Schwarzenburg, Wilhelm Paulsdorfer trug das Panier, auch Hans Zenger von Schneeberg, trotz seiner siebenzig Jahre ein mächtiger Kämpfer, schloß sich dem Haufen an. Den verlornen Haufen (Vortrab) leiteten Ulrich Wartberger von Kürnberg und Marquard Stör aus Regenstauf. Ulrich Türlinger von Türlstein und Ulrich Fronhofer von Fronberg standen zunächst dem Panier; Albrecht Nothaft von Michelsberg, Friedrich Wolfstein und Berchtold Raz befehligten den rechten, Georg von Misselbach, Albrecht Nothaft zu Bodenstein und Hans Sazenhofer zu Frauenstein den linken Flügel der Bayern. Georg Heuraus zu Sazdorf war Schützenhauptmann, Martin Armansperg trug das Banner der Schützen. Anwesend waren ferner: Haimeran Heuraus, Heinrich Hertenberger, Friedrich Bertelshofer, Hans von Rorbach, Erasmus Sattelbogen und Peter der Camerauer.

Der Angriff des verlornen Haufens auf die Wagenburg mißlang, da stürzte sich der Gewaltshaufen mit dem Panier und unter dem Schlachtruf:

„Hilf mir, o Gott, zum Streit,
alle Waffen sind dir geweiht"

auf die Böhmen, das Fußvolk zerhieb die Ketten, welche die Wagen verbanden, riß sie mit Haken auseinander und machte die Bahn in das Innre für die Reisigen frei. Der Sieg war gewonnen, 1777 Böhmen lagen todt auf der Wahlstatt, 330 Schwerverwundete geriethen in die Gefangenschaft der Sieger, welche nur 10 Ritter, dann 129 Bürger und Bauern verloren. Was die Böhmen an Beute zusammengeschleppt hatten, wurde ihnen abgenommen. Nur mit Noth entkam ihr Anführer Pardus mit wenigen seiner Kriegsleute dem Gewühle der Schlacht. Das bezügliche Wandbild im bayerischen National-museum zeigt besonders getreu die Gegend des Kampfes.

Wenzel von Röz überbrachte dem Herzog Johann die Siegesbotschaft und das blutige Schwert des feindlichen Führers Ritka. Jubelnd wurde der Pfalzgraf, als er mit seinem Sohne nach Regensburg ging, durch die dort versammelten Fürsten als Retter von der Hussitengefahr begrüßt. Aus Dankbarkeit für den herrlichen Sieg, den ihm Gott verliehen, schenkte er der Kirche zu Neunburg eine Glocke und ließ dort zur Erinnerung an denselben das Siegesbanner aufhängen, welches an dem für das Seelenheil seiner gefallnen Mitstreiter gestifteten Jahrtag nebst Prozession stets ein Nachkomme der Kampfgenossen vorantragen sollte.

Die Niederlage wie die damit verbundne Schmach brachten das ganze Hussitenlager in Aufruhr, und ergrimmt stürzten sich die Böhmen auf den Flüchtling Pardus, banden ihn und wollten ihn als Memme oder Verräther zum Tode schleppen. Procop eilte herbei, den Unglücklichen zu retten, da warf sich ein böhmischer Krieger, Twaroh, mit einem Stuhle auf ihn, schlug den Feldherrn ins Gesicht, daß es sich mit Blut bedeckte, und nahm ihn gefangen. Bald freigelassen und gebeten, den Oberbefehl wieder zu übernehmen, verließ der gekränkte Procop das Heer mit der Absicht, nicht mehr dahin zurückzukehren. So wurde die Schlacht von Hiltersried am 21. September 1433 — dieser fast einzige, und zwar rein bayerische Erfolg gegenüber den Hussiten — für die Böhmen in doppelter Beziehung ein schmerzliches Ereignis, indem sie nicht nur einen größern Verlust an Leuten denn je bis zu diesem Augenblick, sondern auch den eines Feldherrn zu beklagen hatten, der, an Kriegserfahrung ihrem bedeutendsten Anführer Ziska gleich, ihn an politischer Klugheit übertraf.

14. Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Eduard Duller.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert war Deutschland vor allen andern Ländern Europas das Land der Industrie, und wichtige gewerbliche Erfindungen kamen von hier der Menschheit zu gute. Nürnberg rühmt sich, die ersten Taschenuhren, Straßburg, die ersten Papiermühlen hergestellt zu haben. Aber die folgenreichste aller Erfindungen ward von einem mainzer Bürger gemacht.

Dieser Mann war Johann Gensfleisch, genannt Guttenberg, eines edlen Geschlechts, geboren in Mainz zwischen 1393 und 1400. Er war, noch jung an Jahren, bei Gelegenheit eines Streits der Zünfte gegen die adligen Geschlechter mit vielen andern seines Standes aus seiner Vaterstadt fortgezogen und

nach Straßburg gekommen, wo er manche nützliche Kunst pflegte und über das Mittel nachsann, geschriebne Worte in kürzerer Zeit und mit leichterer Mühe bis zu tausend Malen zu vervielfältigen, als dies bis dahin durch das Abschreiben möglich war. Schon seit einiger Zeit war eine Kunst erfunden worden, Bilder zu vervielfältigen; man schnitt sie nämlich auf hölzerne Tafeln, überzog dann die Oberfläche derselben mit einer Schwärze und druckte sie so vermittelst eines Reibers auf Papier ab (das war die Holzschneidekunst). Oft wurden auf solche Tafeln auch ganze Schriftzeilen in Buchstaben geschnitzt. Dieses noch rohe sogenannte Briefdrucken brachte Guttenberg ohne Zweifel auf die Spur seiner Erfindung. Er wollte nämlich in ähnlicher Weise ganze Bücher drucken und unternahm dazu zahllose Versuche. Endlich schnitt er ganze Schriftseiten auf Holztafeln, zertheilte diese, reihte die einzelnen Buchstaben zu Zeilen an einander, welche er wieder zerlegen und wieder zusammensetzen konnte, und druckte nun den Satz vermittelst einer Presse. Das aber ist eben das Wesen der Buchdruckerkunst, bewegliche Buchstaben, welche zu Worten zusammengesetzt sind, abzudrucken. Es war ein mühseliges Werk, aber freudig opferte Guttenberg in Geduld und Gottvertrauen seinem Werk all sein Hab und Gut, denn er lebte einzig in seinem hohen Gedanken. Seit 1444 hielt er sich wieder in Mainz auf, und da nun sein Vermögen über seinen zahllosen Versuchen ganz dahingeschwunden war, verband er sich 1450 mit einem reichen Bürger in Mainz, Johann Fust (oder Faust), zum gemeinsamen Betriebe seiner Erfindung in solcher Art, daß Fust das nöthige Geld zur Einrichtung der Werkstätte hergeben sollte, sodann vorschußweise jährlich einige hundert Gulden für Kosten, Guttenberg aber seine Kunst, seinen Fleiß und seine Zeit. Der Nutzen der Unternehmung sollte gemeinschaftlich sein. Es war aber bei der Vervielfältigung von Büchern wohl ein großer Gewinst zu erwarten, denn ein abgeschriebnes Werk kostete damals viel Geld. Also schlossen beide Männer den Vertrag. Nicht lange danach ersann Guttenberg eine leichtre Art, wie in kürzrer Frist, als zum Schneiden so vieler Buchstaben erforderlich war, deren mehrere, dauerhaftere und zierlichere als die hölzernen gefertigt werden könnten; er goß nämlich in Metall Matrizen (d. i. vertiefte Mutterformen) und aus diesen wieder Metallbuchstaben. Mit solchen begann er (1452) den Druck der heiligen Schrift. Wie schlug ihm das Herz vor Freuden, als er nach jahrelangem Hoffen und Harren dem Fust die ersten Blätter seines Druckwerks zeigen konnte! Das ist die sogenannte zweiundvierzigzeilige Bibel. Ein kunstfertiger Mann, Peter Schöffer von Gernsheim, welcher früher Schreiber gewesen war und sich in Fusts Hause befand, ersann während der Zeit eine leichte Art, die Buchstaben zu gießen; er prägte nämlich stählerne Buchstabenformen in Kupfer ein und gewann dadurch schärfere Matrizen. Als Fust Schöffers große Geschicklichkeit erkannte, gab er ihm seine Tochter zur Frau und gewann ihn für sein Geschäft. Nachdem sich nun Fust so gesichert hatte, nahm er 1455 einen Streit mit Guttenberg über die Abrechnung zum Anlaß, um sich von diesem zu trennen und alles Druckwerkzeug für sich allein zu behalten. Es kam zu einem Prozeß; Guttenberg verlor ihn und stand nun wieder so arm und verlassen wie früher in der Welt, betrogen um die Früchte seines Fleißes und noch dazu ohne Geräth zur Betreibung seiner Kunst. Fust und Schöffer hingegen druckten eifrig fort und förderten 1457 ein herrliches Werk, das Psalterium, zutage. Guttenberg verzagte nicht und baute auf Gott. Und sieh, ein braver Mann, Doctor Humery, schoß ihm Geld vor, wovon er sich neues Geräth anschaffen konnte. Damit begann er frisch zu arbeiten und vollendete 1460 den Druck des „Katholikon“ (einer allgemeinen

lateinischen Grammatik). Die neue Kunst wurde, schon infolge der Trennung Guttenbergs von Fust, besonders aber der Eroberung von Mainz (1462), durch die Kunstverwandten in alle Länder verbreitet und überall hoch geehrt; Kaiser Friedrich III. verlieh den Schriftsetzern einen Adler, den Buchdruckern einen Greif mit den Druckerballen, nebst gekröntem offnen Helm, zum Wappen. Man weiß nicht genau, wann Guttenberg gestorben ist (wahrscheinlich 1467 oder 1468); sein Ruhm aber, sein Werk, die Buchdruckerkunst, wird in allen Welttheilen so lange bestehn als die Menschheit, für welche dadurch eine neue Zeit der Entwicklung begonnen hat. Denn nun hatte das flüchtige Wort Dauer erlangt, und jede Errungenschaft des Geistes ward jetzt bald Eigenthum aller.

15. Der reichste Fürst.

Justinus Kerner.

Preisend mit viel schönen Reden
ihrer Länder Werth und Zahl,
saßen viele deutsche Fürsten
einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
sprach der Kurfürst von dem Rhein,
goldne Saaten in den Thälern,
auf den Bergen edler Wein!

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern sprach,
schaffen, daß mein Land den euern
wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
sprach: Mein Land hat kleine Städte,
trägt nicht Berge silberschwer.

Doch ein Kleinod hält's verborgen, —
daß in Wäldern, noch so groß,
ich mein Haupt kann kühnlich legen
jedem Unterthan in Schoß!

Und es rief der Herr von Sachsen,
der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart, Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!

16. Zwei Wittelsbacher auf dem Schlachtfelde.

Joseph Würdinger.

Im Jahre 1462 gewährte Deutschland den Anblick einer wogenden Masse, eines Kampfes von Elementen, die sich, theils um ihren Fortbestand, theils um Erweiterung ihres Länderbesitzes kämpfend, gegenseitig bedrohten. Noch besaß das weltliche Fürstenthum keineswegs die volle Herrschaft, noch war es in unaufhörlichem Wettstreit mit den andern Reichsgewalten begriffen. Ihm gegenüber standen die geistlichen Wahl-Fürstenthümer, in welchen der hohe und niedre Adel die Kapitelstellen einnahm, und Mitglieder fürstlicher und gräflicher Geschlechter die Spitzen bildeten. An diese schloß sich ein zahlreicher Herrenstand, der seine Lehen mit der Fahne empfing und mit den Fürsten zu Gericht saß; eine mächtige Reichsritterschaft am Rhein, in Schwaben und Franken, trotzend auf die festen Mauern ihrer eignen und Ganerbenschlösser[1]); ferner die unter

[1]) Ganerben, in Süddeutschland Gemeiner genannt (von dem altdeutschen Worte gân d. h. gemein und Erben d. i. Nachfolger), ist eine Bezeichnung, die besonders bei Burgen gebraucht wurde, deren einzelne von einander getrennte Theile die Fürsten einer Gemeinschaft von Adeligen als Burglehen gaben. Die bedeutendste Ganerbschaft war Rothenberg bei Nürnberg.

unaufhörlicher Anfeindung emporgekommnen, im Gegenhalte zu den vorgenannten, auf einer ganz andern Grundlage beruhenden Städte.

Alle diese sich widerstrebenden Elemente sollte der Kaiser beherrschen, Friedrich III., in seinen österreichischen Erblanden vom eignen Bruder Albrecht bekämpft, mit Böhmen und Ungarn in Hader, wenig im Reiche anwesend, schon von Natur aus ohne Energie, ein Mann, der mit der Frage: „welchen Nutzen werde ich davon haben“ die wichtigsten politischen und kirchlichen Reformpläne beurtheilte und beim Vorsitze in den Reichstagen selbst während der glühendsten Ergüsse der Beredtsamkeit einschlummerte, war er für solchen Kampf gegenüber von Fürsten, wie den Wittelsbachern Friedrich von der Pfalz und Ludwig von Bayern-Landshut zu schwach.

Zwei Parteien bildeten sich nun im Reiche. Die eine begehrte, dem Kaiser einen kräftigen Stellvertreter in der Person des mächtigen und klugen Böhmenkönigs Georg Podiebrad an die Seite zu setzen, die andre hielt es mit dem Kaiser, um sich unter dem Schutze seines Namens einer gleichsam vizekaiserlichen Wirksamkeit zu erfreuen.

An der Spitze der ersten politischen Gruppe stand Kurfürst Friedrich von der Pfalz, mehr geschickt und gewandt als groß und kräftig, seinen Beinamen „der Siegreiche“ der Umsicht verdankend, mit der er Schlachten und Belagerungen vorbereitete, in den Tagen des Friedens beschäftigt mit dem Studium des Alterthums und den Geheimnissen der Goldmacherkunst; der Führer der zweiten Gruppe war Markgraf Albrecht, ein Sohn jenes Friedrich, der zu Constanz am 18. April 1417 Brandenburg gewann, mit gleichem Rechte der deutsche Achilles wie der deutsche Fuchs genannt. Sein hoher riesenhafter Körperbau verkündete eine Kraft, die ihn aus Turnieren und Feldschlachten als Sieger hervorgehn ließ. Getreu der ererbten Politik seines Vaters, jede Gelegenheit benützend, durch Ländererwerb die Größe seines Hauses zu heben, zeigte er sich bezüglich der Mittel hierfür nicht wählerisch. War er bei der Eroberung von Donauwörth (19. Oktober 1458) Helfer Herzog Ludwigs des Reichen von Landshut gewesen, so beirrte ihn das doch nicht, die Feldherrnstelle im Reichskriege, der wegen der Besetzung dieser Stadt verkündet wurde, gegen seinen Bundesgenossen bei der That zu übernehmen. Dem Ansuchen Ludwigs, Albrecht möge für ihn mit dem Böhmenkönig unterhandeln, entsprach er in der Art, daß er Podiebrad wissen ließ, er wolle ihn, wenn Böhmen wider Bayern kriege, unterstützen.

Aus den skizzirten Parteistellungen und politischen Bündnissen entstanden Kriege, die von 1459, infolge der Einnahme von Donauwörth, bis zum prager Frieden 1463 dauerten. Glänzend waren die Erfolge, welche Friedrich der Siegreiche in den Schlachten von Pfeddersheim (4. Juli 1460) und Seckenheim (30. Juni 1462) über seine Gegner errang, glänzender noch die Vertheidigung Gundelfingens (11. bis 30. März 1462) durch Ludwig des Reichen Getreue und sein bald darauf folgender, persönlich erfochtner Sieg über den kampfgewohnten Albrecht Achilles bei Giengen (19. Juli).

a. Die Schlacht von Seckenheim.

Der Bischof von Mainz, Diether von Ysenburg, war ein Anhänger der Bestrebungen, durch welche der Böhme Podiebrad zum deutschen König erhoben werden sollte, und somit auch ein Bundesgenosse des pfälzischen Kurfürsten Friedrich, des eifrigsten Beförderers dieser Absicht. Deshalb entsetzte ihn Papst Pius II. seiner Würde und bekleidete Adolf von Nassau mit derselben, welcher den Anforderungen Roms in geistlichen, wie denen des Kaisers in weltlichen

Dingen mehr entsprach. Allein Diether zeigte sich keineswegs geneigt, seine Stellung ohne Kampf aufzugeben, um so weniger als er im eignen Lande auf den Beistand des Neunstädtebundes, von auswärts der Hilfe des Kurfürsten von der Pfalz und des Grafen von Katzenellenbogen vertrauen konnte. Dagegen sammelten sich um den neuernannten Bischof zunächst seine Stammesgenossen, dann mittelst Sold und in der Hoffnung auf Ländererwerb die alten Feinde der Pfalz: Graf Ulrich von Württemberg, Markgraf Karl von Baden, dessen Bruder Georg, Bischof von Metz, der Wittelsbacher Herzog Ludwig von Veldenz, sowie noch viele andre Grafen und Herren. Der Herbst des Jahres 1461, dann der Frühling von 1462 waren Zeugen jener Verheerungen und Raubzüge, mit denen die beiden Gegner jeder das ihm feindliche Land bedrängten. Im Juni des zuletzt genannten Jahres sollte endlich der Kampf zur Entscheidung kommen.

Es hatte nämlich Markgraf Karl von Baden die Nachricht erhalten, welche sich überdies noch durch einen aufgefangnen Brief zu bestätigen schien, der besonders in offner Feldschlacht so gefürchtete Kurfürst Friedrich sei entweder in den Rheingau oder zu Herzog Ludwig von Bayern-Landshut gezogen. Diese günstige Gelegenheit wollte nun der Markgraf benützen, um den Pfälzern die Ernte zu verderben und die Gegend um Heidelberg zu verwüsten, weswegen er seine Bundesgenossen, den Grafen Ulrich von Württemberg, die Bischöfe Johann Nix von Speyer und Georg von Metz aufmahnte, mit reisigem Zeuge und Fußknechten zu ihm zu stoßen. Am 25. Juni vereinigten sich die Scharen um Pforzheim und rückten ungesäumt vorwärts gegen Bretten ins Pfälzerland. Dabei hatten die Reiter Aeste in die Schweife ihrer Pferde gebunden, um das Getreide, welches etwa noch vom Hufschlag verschont geblieben, wie mit einer Egge zu vernichten.

Der Verbündeten Plan, das Städtchen Heidelsheim zu erobern und sich so bei ihrem Vormarsche einen festen Punkt im Rücken zu sichern, scheiterte an dem tapfern Widerstand der Besatzung. Nach drei Tage währender Belagerung zogen die Fürsten den Neckar abwärts und schlugen am 29. Juni nur wenige Stunden von Heidelberg zwischen St. Leon und Roth ein Lager, in welchem sie die Ankunft Ludwigs von Veldenz zu erwarten gedachten. Hierher kam der Bischof von Speyer mit der Nachricht, bis jetzt seien höchstens 500 Pfälzer in der Gegend, und man möge mit der Ausführung des Unternehmens eilen, ehe der Kurfürst seinem bedrohten Lande zu Hilfe käme. Da die Fürsten seither immer nur kleine Abtheilungen Pfälzer erblickt und diese sich stets zurückgezogen hatten, so glaubten sie der Versicherung des Bischofs um so leichter und beschlossen, ihr Fußvolk in der Wagenburg bei Heimsheim zurückzulassen und nur mit 700 Reisigen noch in der Nacht zur Verheerung der Fluren zwischen Neckar und Rhein aufzubrechen. Sie verbrannten auch alsbald die um Heidelberg liegenden Dörfer und streiften dann, gleiches Verderben zu bereiten, durch den Schwetzingerwald nach Seckenheim. Doch schon nahte der Rächer.

Der Kurfürst war rechtzeitig von den Anschlägen seiner Feinde unterrichtet, wie wir aus einem Schreiben desselben an Herzog Ludwig den Reichen von Bayern-Landshut ersehen, worin er von diesem eine Hilfe von 300 Reisigen oder 2000 Fußknechten verlangt. Er selbst ist es gewesen, der die Nachricht von seiner Abwesenheit verbreiten ließ und die Stürme der Feinde auf Heidelsheim abschlug. Sein Marschall Bernhard von Bach stand, um ihn nöthigenfalls zu unterstützen, in Gochsheim. Den von Heidelsheim abziehenden Feinden schickte der Kurfürst zur Beobachtung Lutz Schott, Simon von Thalheim und Martin Ruschner nach. Gleichzeitig erging an den Bischof Diether und den

Grafen von Katzenellenbogen die Mahnung, eiligst zu kommen; das Landvolk und die Bürger der Umgegend wurden mit „Wehr und Harnisch" nach Leimen, die Ritter und Reisigen nach Gochsheim, Heidelsheim, oder wo sonst der Kurfürst im Felde weile, bestellt. In Person begab sich dieser in der Nacht vom 29. auf den 30. nach Leimen und empfing dort von Ruschner die Nachricht, daß die Feinde in dem Winkel angekommen seien, den der Neckar bei seiner Mündung in den Rhein bildet:

„Dann sie nit wieder hinter sich
mochten fliehen auf keinen entwich,
so hätten sie vor ihnen den Rhein
da kein Fürziehn[1]) möchte sein;
auf ein Seiten den Necker,
der sie auch nit macht kecker."

Friedrich brach mit den Reisigen sogleich auf, wendete sich gegen den Schwetzingerwald und zerstörte alle Brücken, die der Feind überschritten hatte, um ihm so den Rückweg zu versperren; das Fußvolk rückte nach, und Fackeln gleich beleuchteten die brennenden Dörfer den Weg. Dem muthigen Kriegsfürsten vertrauend, eilten von allen Seiten Ritter, Bürger und Bauern herbei. Diether von Sickingen mit drei seiner Wappengenossen, Burkhard von Tautenberg, der Küchenmeister Eberhard der Alte, der junge Hans

„man fand kaum gleichen seines Nams"

und der junge Eberhard, alle drei von Gemmingen, Konrad von Egloffstein, Mathias von Kemnat, Kaplan und Geschichtschreiber des siegreichen Kurfürsten, und noch viele andre waren aus der pfälzischen Ritterschaft anwesend. Der Kreichgau sendete: drei Helmstätt, den Hans von Venningen; der Odenwald: Philipp und Jörg von Erbach, Hans von Rosenberg, Hans Truchseß und Berthold von Stetten; der Sundgau: Adam von Anselsheim, Jakob und Hans von Frankenberg, Jörg zu der Weitenmühl, Hermann Waldner, Kaspar von Falkenstein, Henne von Ingelheim. Herzog Ottos von Mosbach, aus einer pfälzischen Nebenlinie der Wittelsbacher, Gesellen waren: vier von Rüdt, Hans von Aichholz, Martin Ruschner mit den fränkischen Rittern Schenk Jörg von Limpurg, Hans, Seyfried und Heinz von Schauenberg, Martin Zoller und Kunz Zobel. Ausländische Ritter hatte Coll von Heringen dem Pfalzgrafen zugeführt. Mit ihren Dienstleuten erschienen beim Heere: der Vogt von Heidelberg, Lutz Schott von Weinsberg, die Amtleute von Bretten, Wangenberg, Germersheim und Hans Wallbrun von Alzey. Im ganzen zählte man 800 Reisige und 2000 Fußknechte, welche theils bei Leimen, theils im Schwetzingerwalde zum Kurfürsten gestoßen waren. An diese Truppen schlossen sich kurz vor dem Beginn der Schlacht Diether von Ysenburg und der Graf von Katzenellenbogen mit 300 ausgewählten Reitern an.

Beim Frohnholze, wo die Straße von Seckenheim in den Wald führt, lagerte das pfälzische Heer, vor sich ein offnes, wohl zum Reitergefecht geeignetes Feld, während man in der Ferne das markgräfliche Volk sengend und verwüstend in einzelnen Trupps herumstreifen sah; es hielt schlechte Wacht und ahnte nichts von der Nähe des Feinds. Sofort ordnete der Kurfürst sein Heer. Zum Hauptmann in dieser Schlacht wählte er Adam von Anselsheim,

„ein wohlversuchter Ritter
deß leib war sonder Zitter."

---

[1]) Vorrücken.

Johann Rheingraf zum Stein erhielt der Pfalz Hauptpanier:

den guldin[1]) Löwen limmend[2])
in dem Zobelfeld climmend,[3])
an eynen schildt, der waz quartiert[4])
uf die andern syten geziert[5])
mit 21 weggen schon,[6])
die man gerautiret sach stan[7])
nach perlin[8]) und sapphire[9])
in suptiler Quartire;[10])
dazwuschen ein kleines schiltlin[11])
daz waz durchhillet mit Rubin.[12])

Der Marschall von Bach führte das Rennfähnlein, das stets bei der Vorhut flatterte; den mainzischen Zuzug befehligte Graf Sigmund von Gleichen, das mainzische Panier mit dem Rade trug Dietrich von Berlichingen; Hauptmann der Schützen war Coll von Heringen.

Von der Schlachtordnung selbst läßt sich noch das folgende Bild entwerfen: Voran in der Mitte befand sich das Spitztreffen mit dem Rennfähnlein, ihm zur Rechten und Linken standen die Schützenhaufen, aus leichter Reiterei gebildet, die wieder Schützen zu Fuß hinter sich auf die Pferde nahm. Nun kamen hinter den Flügeln dieser ersten Linie zwei Reiterhaufen, je zu 100 Mann. Auf diese folgte wieder etwas rückwärts, aber die Mitte der ganzen Stellung haltend, der Gewaltshaufe der Reisigen mit dem Hauptpanier. Das Fußvolk in gevierten Haufen hatte man etwas verdeckt aufgestellt. Die Wehrlosen (Schanzbauern) und die Knaben (Führer der Reservepferde) hielten unter einem eignen Hauptmann hinter der Schlachtlinie.

Mit Nußlaub bekränzte Helme waren das Erkennungszeichen der Pfälzer; St. Peter lautete ihr Feldgeschrei. Friedrich ritt zu den verschiednen Abtheilungen der Schlachtlinie, musterte sie und erhob ihren Muth durch kräftige Worte. Darauf wurde der Ritterschlag gehalten; der Kurfürst empfing denselben von Wiprecht von Helmstätt und ertheilte ihn selbst wieder an 44 Edle seines Heers. Unter dem Gesange:

„Mit Gottes Hilfe sei unser hart[13])
Maria halt uns in der Wart
Sanct Peter unser Hauptmann sei;
unser Sünd Herrgott verzeih,
daß wir ewigen Todes sind frey:
Kyrie Eleison",

rückte das Pfälzerheer wider den sich bei Seckenheim scharenden Gegner.

Wohl erkannte der Markgraf, er sei umzingelt und es gebe keinen Ausweg, als mit dem Schwerte die feindlichen Haufen zu durchbrechen. Daher ordnete er auch seine Reihen, vertraute die eine Schar dem metzischen Hauptmann Heinrich Bayer von Boppart, die andre dem Worsich Bock von Staufenberg, die dritte dem württembergischen Hauptmann Wilhelm Herter von Herteneck an. Als Abzeichen steckten die Markgräflichen Haberstroh auf die Helme.

Zwischen 12 und 1 Uhr des 30. Juni begann der Kampf. Die pfälzischen Schützen trafen mit Pfeilen und Kugeln gar manchen im markgräflichen Heer, während jene des Feinds meistens zu hoch schossen; die leichten Reiter

---

[1]) goldnen; [2]) glänzend; [3]) aufrecht stehend; [4]) geviertheilt, quadriert; [5]) auf der andern Seite geziert; [6]) Wecken (Rauten) schön; [7]) gerautet sah stehn; [8]) Perlen; [9]) Saphiren; [10]) subtilen (feinen) Vierecken; [11]) Schildchen, in der Wappenkunde „Herzschild" genannt; [12]) das war erhellt u. s. w. Durch Perlen, Saphire und Rubin wollte der Dichter (Michael Beheim) vermuthlich die Farben weiß (Silber), blau und roth andeuten. [13]) Hort.

„harzelirten"[1]) mit einander, worauf das reisige Zeug mit gesenkten Lanzen „jeder wie er am liebsten wollte, nach der Kampfregel" vorrückte:

„Da ward gebrochen mancher Schaft,
daß er zu Trummern klobe[2])
und gein den luften stobe."[3])

Dann griffen die Reiter zum Schwert und Streitkolben, und mit dem Lärm des Kampfs mischte sich der Schall der Posaunen, Trompeten, Pfeifen und Pauken, daß man das Getöse der Schlacht meilenweit hörte. Im dichtesten Haufen kämpfte der Kurfürst mit seinen Getreuen

„als ein germsiger[4]) grimmer Leu
mit seinem viel scharfen Gecleu",[5])

das Pferd ward ihm unter dem Leib erstochen, und der so zu Fuß Streitende schien eben in Gefahr, von einem hessischen Vasallen, Georg von Wallerstein, gefangen zu werden, als ihm die Seinen zu Hilfe eilten und ein frisches Pferd brachten.

Da sich die pfälzischen Reiter, durch den Fall ihres Kriegsherrn erschreckt, etwas zurückzogen, so drang schließlich das pfälzische Fußvolk, bei dem sich auch Hans Waldmann mit seinen Schweizern befand, aus dem Hinterhalt hervor und stellte sich den andringenden Feinden entgegen. Mit den Hellebarden hieben sie auf die Füße der Pferde und mit den Ahlspießen rissen sie die Reiter von den zum Sturze gebrachten Thieren. Zugleich warfen sich Graf Hans von Eberstein und Wilhelm von Rappoltstein mit den hinter den Flügeln der ersten Linie aufgestellten Reiterhaufen in die Flanken und den Rücken der so von allen Seiten Angegriffnen. Schon wankten die Feinde, da brachte sie das Sinken eines ihrer Paniere zur Flucht. Friedrich hatte alle Rückzugsstraßen besetzt, und nur wenige, unter ihnen der Bischof von Speyer, entkamen den Verfolgern. Einzelne Flüchtlinge gelangten in die Wagenburg bei St. Leon, in deren Nähe die 8000 Fußknechte auf die Kunde von der Niederlage ihrer Herren schmählich auseinanderliefen.

Markgraf Karl von Baden mit 41 Grafen, Rittern und Herren, ohne die armen Knechte,[6]) der Bischof Georg von Metz mit 31, Graf Ulrich von Württemberg, der dem Hans von Gemmingen Kommandostab und Handschuhe als Zeichen der Ergebung überreicht hatte, mit 40 Edlen wurden gefangen, die Paniere von Württemberg, Baden und Metz erbeutet. Die Fürsten brachte man nach Heidelberg, übergab die beiden schwer Verwundeten unter ihnen, Markgraf Karl und seinen Bruder Georg, der Sorge des Leibarztes Heinrich Munsinger, den Grafen von Württemberg aber legte man auf dem Schlosse in ritterliches Gefängnis. Nur 43 blieben von des Markgrafen Volk todt auf dem Platze, unter ihnen befanden sich Graf Ulrich von Helfenstein, Raugraf Georg von Altenbaumburg und Georg von Brandis; doch waren die Gefangnen fast alle verwundet. Noch geringer zeigte sich der Verlust bei dem Kurfürsten; er betrauerte unter den 8 Gefallnen den tapfern Wiprecht von Helmstätt und Jörg zu der Weitenmühl. Eine alte Ueberlieferung ehrt Friedrich, indem sie diesen sich sehr edel rächen läßt. Er soll nämlich den Fürsten beim ersten Mahle das Brot verweigert und ihnen vom Fenster des heidelberger Schlosses aus die noch rauchenden Trümmer der Ortschaften, dann die zertretnen, vorher so herrlichen

---

[1]) sie neckten, reizten sich; [2]) in Trümmer geschlagen ward; [3]) gegen die Luft flog; [4]) gar emsiger; [5]) sehr scharfen Gekläu; [6]) Leute aus dem Volk, im Gegensatze zu den Reisigen oder Edelknechten.

Saaten mit den Worten gezeigt haben: „dieweil sie die liebe Frucht im Feld ja jämmerlich und unnützlich vertreppt und verderbt, seien sie wohl nicht werth, daß man ihnen Brot vorlege und zu essen gebe.“[1])

Der Kurfürst feierte nach dem Einzuge in Heidelberg, bei welchem er sich im voraus jeden Jubel für seine Person und jede Verhöhnung der Gefangnen verbat, den Erfolg durch einen Kirchgang, um dem Lob- und Danklieder anzustimmen, in dessen Hand Sieg oder Niederlage ruht; die Trophäen wurden über dem Altar St. Peters in der Heiligen Geist-Kirche aufgehängt, und alljährlich sollte der glückliche Schlachttag durch Prozession und Seelenmessen für die gefallnen Pfälzer feierlich begangen werden. Auf der Wahlstatt ließ Friedrich ein steinernes Kreuz mit Inschrift errichten, welches erst zu Anfang dieses Jahrhunderts beseitigt wurde; doch erhält der Name des Dorfes Friedrichsfeld die Erinnerung an den Sieger, und im Volksliede lebte das Andenken an den Tag der Befreiung von fremder Gewaltthat fort. Das Freskobild im bayerischen Nationalmuseum stellt den letzten entscheidenden Moment des Kampfes und die Gefangennehmung der Fürsten dar.

So war denn dieses Unternehmen, dem Hause Wittelsbach zu schaden, zum Nachtheile der Angreifer ausgefallen und hatte nur Vergrößerung des pfälzischen Besitzstandes zur Folge. Das pfälzische Heer aber, als es wieder zum Streite zog, fügte der ersten Strophe seines geistlichen Kampflieds noch eine weitre bei, die also lautete:

„Heilige Dreifalt von dem Thron
gib Sieg, daß wir mit Ehren bestohn[2])
und gib uns als du gabst dem Tag
zu Pfalzgraf Friedrichs Ritterschlag,
da er seinen Feinden oblag.[3])
Kyrie Eleison!“

b. Die Schlacht bei Giengen.

Entmuthigend hatte die Niederlage von Seckenheim auf die Stände von Württemberg und Baden gewirkt, nur die Festigkeit des Markgrafen Albrecht, welcher sie aufforderte, „ihre Fürsten nicht mit Geld, sondern mit dem Schwerte zu lösen“, brachte die Zaghaften zur Gegenwehr. Der absichtlich verzögerte Gang der Friedensverhandlungen ließ auch in Herzog Ludwig von Bayern-Landshut den Entschluß reifen, eine Entscheidung zwischen sich und dem Markgrafen herbeizuführen. Neue Dienstbriefe wurden ausgefertigt, die Besatzungen minder bedrohter Orte zum Heere berufen. Auch Albrecht mahnte alle seine Bundesgenossen, möglichst stark beim Reichsheere zu erscheinen, da nämlich ein Theil der reichsstädtischen Truppen sein Lager kurz vor der unglücklichen Schlacht verlassen hatte, hoffend es werde zum Frieden kommen.

Noch ehe die Verstärkungen auf beiden Seiten anlangten, unternahm Herzog Ludwig mit 6000 Mann einen Zug gegen die jüngsten württembergischen Eroberungen, die Stadt Heidenheim und die Feste Hellenstein. Früher als der Markgraf, welcher den Städten schrieb, „wenn sie beizögen, könne der Herzog bei Heidenheim in eine Kluppe gebracht werden“, geglaubt hatte, wurden beide Orte von den Bayern am 7. Juli erobert und dem Peter von Rechberg zur Obsorge übergeben. Nachdem er auch Giengen, wiewohl vergeblich, zwei Tage belagert hatte, zog Ludwig auf Umwegen in sein Lager von Lauingen zurück, wo außer andern Verstärkungen die Besatzungen von Hilpoltstein, Hersbruck und Lauf mit 400 Reisigen zu ihm stießen.

---

[1]) Vgl. S. 29 das Gedicht: „Das Mahl zu Heidelberg“. [2]) bestehn; [3]) obsiegte.

Aus seinen von den Böhmen bedrohten fränkischen Landen versprach Albrecht, „obwohl er ober und unter dem Gebirge ein Heer gegen sich hätte", am 5. Juli nach Schwäbisch-Gmünd zu kommen, man möge mit dem Zuziehn eilen. Doch nur wenig Truppen fand er bei seiner Ankunft; die Reichsstädte hielten sich nach der Entscheidung des Gmündnertags erst für den 21. Juli verpflichtet, 490 Reisige und 1500 Fußknechte nach Donauwörth, 561 zu Pferd und 1683 zu Fuß nach Giengen zu schicken. Die geringe Siegeshoffnung, welche der Markgraf unter solchen Umständen hegte, sein Bangen vor einer Niederlage wie bei Seckenheim lernen wir aus den Briefen an seine Räthe kennen. Am 11. schreibt er an seinen Bruder: „Sollten wir unterliegen, so nehmt Euch unsrer Kinder an, sollten wir aber gefangen werden, so thut als ob Ihr unser nicht hättet und wehrt Euch als Biederleute; gewiß wird binnen acht Tagen gefochten werden."

In Augsburg sammelte sich das Volk von Memmingen, Kempten, Kaufbeuern und Lindau; unter den 400 Fußknechten des erstgenannten Kontingents befanden sich außer 200 schweizerischen Söldnern 100 Weber, 40 Kaufleute, das andre Volk aus allen Zünften; 134 Reiter, theils adeliche Diener der Stadt, theils Patrizier,[1]) konnten weder ordentlich reiten, noch waren sie sonst im Kriegshandwerk geübt. Am 10. Juli ging diese Schar mit 200 Reitern, 2000 zu Fuß, 6 Büchsen und 1 Wagenburg von 140 Wagen nach Ulm. Dorthin sandte auch Graf Eberhard von Württemberg dem Markgrafen 100 Reiter und 1000 Fußknechte, welcher nun über ein Heer von 600 Reitern und 6000 Fußgängern verfügen konnte. Bestrebt, den Muth der Seinen durch eine Eroberung zu heben, gedachte Albrecht am 17. Juli Heidenheim und Hellenstein wieder zu nehmen. Die Hoffnung einer schnellen Ueberwältigung erfüllte sich aber nicht, und der Markgraf, in Gefahr, daß sich Herzog Ludwig zwischen ihn und das sich in Ulm ordnende Städtevolk schiebe, wollte im Glauben jener weile noch in Lauingen, über Giengen nach Ulm ziehn und dort die ankommenden Hilfsvölker erwarten, welche, wie er selbst sagt, in den nächsten Tagen sein Heer auf das Doppelte gebracht hätten.

Schwerfällig in die vier Reihen der Wagenburg eingeklemmt, zog das markgräfliche Heer am 19. Juli 1462 auf der Straße gegen Giengen. 100 Reiter wurden nach der Stadt vorausgeschickt, um dem Reichsheere den Durchmarsch zu sichern, da erscholl plötzlich die Kunde, Herzog Ludwig sei bereits in der vergangnen Nacht mit 9400 zu Fuß und 1600 Reitern eine Meile unterhalb Giengen am jenseitigen Ufer der Brenz angelangt und im Begriffe, dieselbe mit der Reiterei zu überschreiten. Albrecht rückte in Eile auf den Güssenberg und wollte die Wagenburg schließen, d. h. durch Einschwenken der an den äußern Zeilen befindlichen Streitwagen dem Feinde das Eindringen verwehren; doch vergebens, nur die Schließung der Vorderseite kam zu stande, die Rückseite blieb offen.

Mit Eichenlaub bekränzt und unter dem Feldruf „Heilige Maria" drang der bayerische Rennhaufen, 500 Reiter stark, gegen das Spitztreffen des Markgrafen vor, welches unter Veit und Jörg von Rechberg, Ulrich von Westerstetten und Konrad von Knielingen das Schlagen der Wagenburg schützen sollte. Um 10 Uhr morgens flatterte das weiß und blau gerautete Rennpanier mit dem Bilde Mariens in der Hand des Heinrich von Gumppenberg im durchbrochnen feindlichen Haufen. Graf Wolfgang von Schaumburg, der Hauptmann des österreichischen Rennfähnleins, drang nach, und mit dem Rufe „heilige Maria

[1]) Vergl. S. 71, Note 1.

steh mir bei", ergriff er den ersten Wagen und riß ihn aus der Reihe. Die Reichstruppen, Birkenzweige auf ihren Eisenhüten, warfen sich ihm entgegen und trieben den immer Wiederkehrenden zurück. Den Rennfahnen folgte nun der Gewaltshaufe der bayerischen Reiter, 1000 Mann stark. Die einzelnen Fähnlein befehligten als Hauptleute Georg Törring, Hans Pienzenauer, Heinrich Ahaimer, Heinrich Maroltinger und Hans Ebran von Wildenberg, der erste, der eine Geschichte seines Vaterlands treu und wahr in trefflicher deutscher Sprache geschrieben. Als man den Herzog warnte, sich nicht den Gefahren des Kampfs auszusetzen, antwortete er: „Ich muß heut bei meinem Volk bleiben, todt oder lebendig" und ritt mit Thomas Preysing, Hans Frauenberger und Wilhelm Frauenhofer[1]) — wie die früher genannten, alle seit den ältesten Zeiten treue Vasallen der Wittelsbacher — im ersten Gliede hinter dem bayerischen Hauptbanner, welches Wolfgang von Kammer trug. Das zweite Glied bildeten die neuen Wagenritter, welche zugleich mit dem Herzog zur Schlachtweihe am Morgen von dem kampfbewährten Thomas Preysing den Ritterschlag erhalten hatten: Johann von Bern, Sigmund und Georg von Laiming, Wolfgang Rorbach, Heinrich Staudacher, Engelhard von Weichs und der Hauptmann der Brüder-Rotten[2]) namens Augustin. 4000 Böhmen, „in einen Haufen geschart", unter Hans Holupp, das bayerische Fußvolk unter Niklas von Abensberg, rückten die Anhöhe gegen des Reichs Wagenburg hinauf. Die Steinkugeln aus derselben, die bleiernen Geschosse der Handbüchsen, die Pfeile der Bogenschützen flogen ohne Schaden über die Häupter der Anstürmenden hinweg, und wohl diesen ungeschickten Schützen galt der Gesang der Fußknechte:

„Der ist seinem Herrn ein schlechter Mann,
der heut nit gut schießen kann."

Hatte der Markgraf schon vor der Schlacht nur wenig Vertrauen auf das vom Handwerkstisch zur Fahne gerufene Fußvolk, so sah er seine Befürchtungen jetzt zur Wahrheit werden. Das Volk des jungen Grafen von Württemberg, welches eben einen Sturm abgeschlagen und dabei einige Hundert Mann verloren hatte, gerieth beim Anrücken der gewaltigen Massen in Furcht, warf sich auf die Wagen und riß sie, um Platz zur Flucht zu gewinnen, aus ihrer Ordnung, und das übrige Fußvolk, mit Ausnahme der 200 von Augsburg gestellten Schweizer, folgte ihnen in wilder Flucht über die rückwärts steilen Hänge des Berges hinab. Viele fanden ihr Grab in den Fluten der Brenz. So hatte selbst die Drohung Albrechts, „daß wer fliehe, den wolle man erstechen", nichts genützt.

Ringsum drangen nun die Bayern gegen die Lücken der Wagenburg vor. Dem „von der Steig" her einbrechenden Fußvolk warf der Markgraf einen Reiterhaufen entgegen; er selbst mit Eberhard von Urbach, Georg von Wangenheim, Veit von Rechberg dem Jüngern und Kraft Vetter von Ulm, das Banner mit dem heiligen Wilhelm in der Mitte, stellte sich unter dem Feldgeschrei: „Römisch Reich" dem bayerischen reisigen Zeug mit dem Banner gegenüber. 15 Trompeter, erzählt der Chronist, bliesen hin und her, und die Schwerter klangen auf den Harnischen wie auf Glocken. Doch aller Muth des deutschen

---

[1]) Der letzte dieses alten Geschlechts ward im März 1865 mit Schild und Helm in die Gruft seiner Ahnen gebettet.

[2]) Dieselben waren (meistens böhmische) Soldtruppen (Kriegsknechte) in geschlossnen Körpern (Brüder-Rotten), gewöhnlich nur auf einige Monate (drei) nach Dienstvertrag (Bestallung) angeworben und standen unter eignen, landeseingebornen Hauptleuten (Rottmeistern). Sie sind von den etwas spätern Landsknechten wohl zu unterscheiden.

Achilles war umsonst, der Bayern Tapferkeit und Kriegsübung zeigte sich überwiegend. Von allen Seiten angegriffen, konnten sich die Haufen nicht mehr vereinen. Die Reiter sprangen von den Pferden, um sich leichter forthelfen zu können, und erst zuletzt, als die Seinen theils todt theils gefangen darniederlagen, verließ auch Albrecht „selb fünft“, wie er sich ausdrückt, „nur durch die Schickung des Allmächtigen ungefangen“, die Wahlstatt, um sich über Alpeck zu den in Ulm tagenden Kriegsräthen und dem Zuzug der Städte zu begeben.

In die Gewalt der Sieger geriethen 240 Gefangne, 24 Ritter, 20 Ehrbare, die theils zwei theils drei Rosse dem Reichsheere zugeführt hatten, der Graf von Werdenberg mit dem kaiserlichen Banner in der Hand, und leicht hätte die Anzahl derselben das Doppelte erreicht, würde das böhmische Fußvolk die Plünderung der reichen Wagenburg nicht der Verfolgung der Fliehenden vorgezogen haben. Von dem Reichsheere fielen im Kampfe 130 markgräfliche, 500 württembergische, 12 augsburgische Streiter, unter letztern auch die beiden Hauptleute Hilpolt von Knörringen und Wilhelm von Waldenfels. Aber auch den Bayern hatte der Sieg große Opfer gekostet, 132 Leichen wurden auf Wagen nach Lauingen geführt und dort begraben. Unter den Tapfern, „welche den Tag gewannen“, glänzen besonders die Namen: Johann von der Leiter, Sigmund und Georg von Leiningen, Wolfgang Rorbach, Heinrich Staudacher, Engelhard Weichs und Wilhelm Leinrieder. Der Herzog selbst wurde am Kopf verwundet. Reich war die Beute: die große Büchse, deren Rohr 60 Zentner wog, 8 Haufnitz-[1]) und Tarrasbüchsen,[2]) „wie sie in die Wagenburg gehören“, viele Zelte, Palaun[3]) und Hütten, 300 Streit- und 700 Reiswagen, 1300 Pferde, worunter 400 Reitpferde, „deren manches man auf 30 Gulden schätzt“, das Silbergeschirr des Markgrafen, 50 Mark werth, bildeten den Preis des Kampfs. Höher jedoch als alle diese Stücke galten dem Heer die eroberten Fahnen. Das Reichsbanner, des Kaisers Panier mit dem Doppeladler und den Wappen der Reichsstädte, die Fahne des Markgrafen mit dem rothen Adler und des Reichsmarschall Pappenheim Reiterfahne bewahrten lange im Rittersaale zu Burghausen das Gedächtnis an diesen Tag. Ein Freskobild in den Arkaden des Hofgartens zu München und ein Wandgemälde im Nationalmuseum dortselbst stellen das Kampfgewühl bei Giengen dar.

Bald nach diesem zweiten glänzenden Sieg der Wittelsbacher endete der gewaltig begonnene Krieg, welcher im Sinne der Urheber Bayerns Demütigung hätte herbeiführen sollen. Baden, Württemberg und Brandenburg sowie 32 Reichsstädte unterlagen bayerischer Mannhaftigkeit dies- und jenseits des Rheins. Am 23. August wurde zu Nürnberg ein Waffenstillstand abgeschlossen, der im Laufe des Jahres 1463 zum prager Frieden führte.

---

[1]) Ein Kammergeschütz, das zum erstenmale in den Hussitenkriegen gebraucht und zur spätern Haubitze ward. Das Wort stammt vom böhmischen houfnice, welches noch nicht sicher erklärt ist, der Wurzel houf = Haufe nach aber auf ein Geschütz zu deuten scheint, das eine Anzahl Geschosse, gleichsam wie im Hagel streute.

[2]) Vom böhmischen taras = Bastei, Terrasse, Wehr, Damm; die tarasnice oder Tarrasbüchse wurde jedoch nicht bloß auf Wällen, sondern auch als Feldgeschütz innerhalb der Wagenburg gebraucht.

[3]) Das mittelalterliche pavelûn, woraus dann Pavillon wurde, bedeutet ein größres Zelt mit mehreren Abtheilungen.

17. Die Türken vor Wien. 1683.

Ludwig Stacke.

Zu der Zeit, wo die Schwäche des deutschen Reichs es Ludwig XIV. möglich machte, bedeutende Ländergebiete demselben zu entreiszen, wurde der Kaiser in einen höchst gefahrvollen Krieg mit den Türken verwickelt, den Ludwig selbst hatte anschüren helfen. Die Veranlassung dazu gaben die Verhältnisse in Ungarn.

In diesem Lande herrschten seit dem Jahre 1670 Unruhen, und im Jahre 1678 war ein offenbarer Aufruhr ausgebrochen, als die über die Verletzung ihrer Verfassung unzufriednen Ungarn an dem Grafen Emmerich von Tökely einen entschlossnen Anführer fanden. Er brachte fast ganz Ungarn unter Waffen und schlosz sogar ein Bündnis mit den Türken. Der kriegerische und ehrgeizige Groszvezier Kara Mustapha bereitete sich, mit einem Heere ins Feld zu rücken, wie es seit der Eroberung Konstantinopels nicht gesehen war. Zum Glück fand der Kaiser an dem polnischen Könige Johann Sobiesky einen tapfern Bundesgenossen, an den deutschen Fürsten treue und rasche Helfer und an dem Herzog Karl von Lothringen einen trefflichen Feldherrn für sein Heer.

Im Jahre 1683 führte der Groszvezier ein Heer von 200 000 Mann durch Ungarn gerade gegen Wien. Bestürzung und Angst erfüllten die Stadt. Der Kaiser mit seinem Hofe flüchtete nach Linz; viele Einwohner folgten; die andern aber, nachdem der erste Schrecken vorüber war, waffneten sich zur Gegenwehr, und die Langsamkeit der Türken, die sich mit der Plünderung der umliegenden Orte und Landschlösser aufhielten, verstattete dem Herzog von Lothringen, 12 000 Mann als Besatzung in die Stadt zu werfen. Dem Zuge des türkischen Heers durfte er sich mit seiner kleinen Schar nicht in den Weg stellen, er zog seitwärts und erwartete den polnischen König.

Der Graf Rüdiger von Starhemberg war vom Kriegsrathe zum Befehlshaber der Stadt ernannt, er zeigte sich wacker und rüstig und that alles, dieselbe in der Eile so gut als möglich in Vertheidigungsstand zu setzen, und wer arbeiten oder die Waffen führen konnte, half. Im Juli erschien der Vezier mit seinem unermeszlichen Heere vor der Stadt; es breitete sich in einem Umfange von sechs Stunden um dieselbe aus. Nach zwei Tagen schon eröffnete er die Laufgräben, bald ertönte der furchtbare Donner des Geschützes, und vor allem wühlten die Feinde in Minen unter der Erde, um Basteien und Stücke der Mauern in die Luft zu sprengen und durch die Lücken in die Stadt zu dringen, in der sie eine unendliche Beute zu finden hofften. Allein die Vertheidiger hielten sich tapfer; was niedergeworfen war, wurde in der Nacht wieder ausgebessert; jeder Fuszbreit wurde auf das hartnäckigste vertheidigt. Dennoch gewannen die Türken nach und nach mehr Raum; Ende August hatten sie sich schon in dem Stadtgraben festgesetzt, und in den ersten Tagen des September lieszen sie eine Mine in der Burgbastei springen. Die halbe Stadt erzitterte davon, die Bastei selbst wurde auf eine Länge von fünf Klaftern von einander gerissen. Die Lücke war so grosz, dasz die Feinde Sturm laufen konnten; sie wurden zurückgeschlagen; sie stürmten an den folgenden Tagen mit neuer Wuth; noch hielt die Tapferkeit der Besatzung stand. Als aber die letzte Mine unter der Burgbastei gesprungen war, wurde der Risz so grosz, dasz mehrere Feinde neben einander hindurchdringen konnten. Die Gefahr war aufs höchste gestiegen, die Besatzung war durch Gefechte, durch Krankheiten und die täglichen Arbeiten zusammengeschmolzen, der Graf Starhemberg hatte schon Boten auf Boten an den Herzog von Lothringen gesandt. Endlich, da man mit Zittern einen Sturm erwartete, sahen die Wiener an den Bewegungen im feindlichen Lager, dasz die Hilfe nahe sei; abends fünf Uhr erschienen christliche Kriegsvölker auf dem Kahlenberge und

gaben ihre Ankunft durch einige Kanonenschüsse zu erkennen. Der König Johann Sobiesky war an der Spitze tapfrer Scharen angekommen, und viele Fürsten aus Deutschland erschienen mit frischer Hilfe.

Tags darauf senkte sich die christliche Schlachtordnung vom Kahlenberge herab. Fünf Kanonenschüsse gaben das Zeichen zur Schlacht. Lange schwankt der Sieg, denn Kara Mustapha wüthet wie ein Verzweifelter, dasz ihm die sichre Beute entrissen werden soll; er läszt in seine eignen weichenden Scharen einhauen, zugleich aber auch von den gefangnen Christen, die als Sklaven fortgeführt werden sollten, 30 000 niedermetzeln. Aber der christlichen Tapferkeit vermögen die Türken nicht zu wiederstehn; um 6 Uhr abends ist der Sieg entschieden, die Türken stürzen in wilder Flucht davon; ihr ganzes Lager mit allen seinen Schätzen fällt in die Hände der Sieger. Dreihundertsiebzig Kanonen, die Kriegskasse mit mehr als sechs Millionen Mark und das prächtige Zelt des Groszveziers, allein 1 200 000 Thaler geschätzt, wird eine Beute der siegreichen Christen.

Das erlöste Volk sandte innige Dankgebete für seine Befreiung zum Himmel, und die Namen Johann Sobiesky, Karl von Lothringen und Rüdiger von Starhemberg tönten von Mund zu Mund und leben noch fort im Gedächtnis der dankbaren Nachwelt. Nach zwei Tagen kam auch Kaiser Leopold von Linz zurück, aber das Volk schaute nicht auf ihn, sondern auf den edlen Sobiesky. Und wohl mochten die Oesterreicher dankbar sein für ihre Errettung; denn der furchtbare Feinde raubte und mordete nicht allein, sondern er schleppte die Menschen ohne Unterschied als Sklaven mit sich fort.

Ganz Europa nahm lebhaften Antheil an der Rettung Wiens; nur Ludwig XIV. war über diese Nachricht sehr bestürzt und soll sich in seinem Verdrusz drei Tage lang eingeschlossen haben. Er hatte die Türken mit Geld und Offizieren unterstützt, und glaubwürdige Schriftsteller versichern, man habe im Zelte des Groszveziers Briefe vom Könige gefunden, worin der ganze Plan zur Belagerung Wiens enthalten war. Ludwig hatte gehofft, dasz nach dem Falle Wiens das geängstigte Deutschland sich ihm als dem einzigen Retter in die Arme werfen werde; dann wollte er als Vermittler auftreten und seinen Sohn auf den deutschen Kaiserthron setzen. Durch den Entsatz von Wien waren die glänzenden Aussichten vernichtet.

Der Schrecken vor dem Namen der Türken verlor sich, und ihr kriegerischer Ruhm nahm ab. Im Jahre 1687 wurden sie noch einmal aufs Haupt geschlagen, und infolge dieses Siegs unterwarf sich ganz Ungarn von neuem dem Kaiserhause und machte sogar seine Königswürde in demselben erblich, während es bis dahin ein Wahlreich gewesen war.

18. Der Kurfürst vor Belgrad.

(6. September 1688.)

Emanuel Geibel.

Max Emanuel, Stern der Ehre,
Heldendegen, stark und kühn,
ewig bleibt im Bayernheere
dein Gedächtnis lorbergrün,
seit dein Fuß vor Belgarad
in den Staub den Halbmond trat!

Morgens um die neunte Stunde
gab der Held zum Sturm Befehl;
da erscholl's aus jedem Munde:
„Gott mit uns, Emanuel!"
Antwort gab vom Festungswall
der Kartaunen [1]) Donnerhall.

---

1) Vergl. S. 12, Note 6.

Roth von Blut schon troff die Erde,
als man bis zum Graben drang;
doch der Kurfürst stieg vom Pferde,
sprang hinab, den Degen blank:
„Braves Bayerblut, mir nach,
folgt dem Schwert von Wittelsbach!"

Klimmt, ob rings der Tod auch knattert,
durch den Dampf zum steilen Rand,
und die Fahne, die da flattert,
reißt er aus des Fähnrichs Hand;
mitten durch die Kugelsaat
zeigt den Seinen er den Pfad.

Wohl beim Schein der rothen Blitze
brach manch tapfres Herze hier;
aber auf des Walles Spitze
pflanzt der Held sein Siegspanier:
„Belgarad, jetzt bist du mein,
und das Kreuz zieht mit uns ein!"

Hui, wie stoben schreckverwundert
da die Türken, Mann und Roß!
Christensklaven vierzehnhundert
wurden ihrer Bande los.[1])
„Dankt's dem Herrn, ich trug sein Schwert;
doch den Sieg hat Gott beschert!"

Kurfürst Max, gekrönter Sieger,
dieses war dein Ehrentag!
In der Brust der Bayernkrieger
schallt noch heut dein Feldruf nach:
„Schwert von Wittelsbach voran,
und wir folgen Mann für Mann!"

19. Peter der Große. (1682—1725.)

Ludwig Stacke.

I.

Das ungeheure russische Reich war ursprünglich von rohen asiatischen Horden bevölkert, welche die Bildung des übrigen Europas verschmähten. Auch das Christenthum, das sich um das Jahr 1000 in Rußland verbreitete, vermochte nicht die rohen Sitten dieser Slaven zu mildern, und die Kenntnisse, Wissenschaften, Erfindungen und Künste, welche das übrige Europa veredelten, blieben bis über 1600 hinaus den Russen völlig fremd.

Auf dem Throne dieses Reichs saß im siebzehnten Jahrhundert das Haus Romanow, aus welchem Feodor II. stammte, der 1682 starb. Er hinterließ einen Bruder, Iwan, eine Schwester, Sophia, und einen Halbbruder, Peter. Die Krone gebührte eigentlich dem ältern Bruder Iwan, allein dieser war so schwachen Geistes, daß die Großen des Reichs Peter zum Thronerben bestellten. Darüber brach aber ein fürchterlicher Aufruhr aus, an dessen Spitze Iwans Schwester Sophia stand. Da sie sich durch die Erhebung ihres Stiefbruders zurückgesetzt fühlte, so bewog sie ihre Leibgarde, die Strelitzen, zu einem Aufstande. Sie riefen den Prinzen Iwan zum Regenten oder Zaren aus. Aber der gutmüthige Iwan trat selbst hervor und bat, man möchte ihm doch auch seinen Bruder Peter zum Mitregenten lassen. Nun wurden Iwan und Peter als künftige Zaren gemeinschaftlich gekrönt. Die Regierung aber führte während ihrer Minderjährigkeit die Prinzessin Sophia.

Nach einem neuen Aufstande der Strelitzen zog die Mutter Peters mit ihrem fünfzehnjährigen Sohne nach dem schön gelegnen Dorfe Preobraschenskoe. Hier versammelte Peter Jünglinge gleichen Alters um sich, mit denen er Soldat spielte. Der Hauptmann der Schar war Lefort, der Sohn eines Kaufmanns aus Genf. Er verstand deutsch und holländisch, und da Peter diese Sprachen zu lernen wünschte, ward ihm Lefort bekannt und gewann bald seine ganze

[1]) Vergl. Thl. I, S. 280.

Liebe. Unter diesem Lefort standen alle übrigen Jünglinge und mußten von unten auf dienen; nur Verdienst und Auszeichnung erhob zu höhern Ehrenstellen. Selbst Peter diente nach einer allgemeinen Sage zuerst als Trommler. Sophia sah dies Kriegsspiel gern, denn es schien ihr ganz dazu geeignet, den jungen Peter von ernstern Geschäften abzulenken. Sie ahnte nicht, welche ernste Wendung für sie selbst das Spiel nehmen sollte. Die Zahl der Spielkameraden, die man Poteschnie nannte, nahm bald so zu, daß sie in zwei Dörfer vertheilt werden mußten, und bald sah sich Peter an ihrer Spitze stark genug, den Anmaßungen seiner Schwester entgegenzutreten. Jetzt beschloß die Regentin, ihren Halbbruder je eher, je lieber aus dem Wege zu räumen. Doch ihr Anschlag wurde verrathen, und Sophia mußte ihm die angeblichen Mörder ausliefern. Mehrere von ihnen wurden gerädert, andre geköpft, andre geknutet, noch andre mit ausgeschnittnen Zungen nach Sibirien geschickt. Endlich mußte Sophia selbst in ein Nonnenkloster gehn, wo sie streng bewacht wurde. So war Peter Alleinherrscher, und obschon sein Bruder Iwan noch bis zum Jahre 1696, wo er starb, den Zarentitel führte, so besaß er doch durchaus kein Ansehen.

Es war jetzt Peters nächste Sorge, sich ein Heer nach europäischer Weise zu bilden, wozu in den Poteschnien der Grund gelegt worden war; die Bildung einer Seemacht sollte folgen. Schon 1694 hatte er die Freude, mit mehreren russischen Schiffen in See gehn zu können.

Doch wenn die russische Seemacht gedeihen sollte, so war Archangel, nahe dem nördlichen Eismeer, für den Verkehr mit den übrigen europäischen Ländern nicht bequem gelegen, und einen nähern Hafen hatte Rußland damals nicht, denn die Länder an der Ostsee, welche jetzt den Russen unterthan sind, gehörten damals den Schweden, und am schwarzen Meere herrschten die Türken. Die Stadt Asow, am Ausflusse des Don, schon lange ein Gegenstand der Eifersucht unter Russen und Türken, war von diesen, die im Besitz waren, stark befestigt. Auch ohne Flotte gedachte Peter sie zu erobern, aber umsonst; er mußte nach einem großen Verluste abziehn (1695). Nun ließ er eine Flotte bauen, und aus mehreren Ländern Europas kamen auf sein Ansuchen belagerungskundige Offiziere. Asow ward von der Land- und Wasserseite angegriffen und erobert (1696). In einem prächtigen Triumphzuge kehrte der Sieger nach Moskau zurück.

Nach der Eroberung von Asow eilte Peter, die gebildeten Staaten Europas mit eignen Augen zu sehen. Die Unzufriedenheit der Strelitzen, denen die fremden Offiziere längst verhaßt waren, und die von dieser Reise mit Recht eine völlige Umbildung des Kriegswesens befürchteten, sowie die Abneigung vieler russischen Großen gegen die Neuerungen des Zaren veranlaßten eine Verschwörung gegen Peters Leben.

Im Februar 1697 war der Zar zu Preobraschenskoe bei Lefort in einer großen Gesellschaft. Man wollte sich eben zur Abendtafel setzen, als zwei Strelitzen gemeldet wurden, die den Zaren allein zu sprechen wünschten. Peter ging hinaus. Die beiden Strelitzen verriethen ihm den ganzen Anschlag. „Im Hause des Staatsraths Sokownin", so sprachen sie, „sitzen die Verschwornen jetzt beisammen. Es ist verabredet, gegen Mitternacht einige Häuser in Moskau in Brand zu stecken, und da du gewöhnlich beim Schall der Feuerglocke selbst zu Hilfe zu kommen pflegst, dich im Gedränge zu umringen und so zu ermorden." — Peter behielt die beiden Angeber zurück und schrieb sofort an den Hauptmann seiner Leibwache, in der Stille seine Kompagnie zu versammeln, gegen elf Uhr das Haus des Sokownin zu umringen und alle, die sich darin

befänden, gefangen zu nehmen. Darauf kehrte Peter wieder zur Gesellschaft zurück. Gegen zehn Uhr stand er auf, setzte sich in seinen Wagen und fuhr, von einem einzigen Offizier begleitet, gerade nach Sokownins Hause. Um halb elf Uhr kam er an und wunderte sich nicht wenig, keinen einzigen Mann seiner Garde anzutreffen, denn er meinte, er habe den Hauptmann um zehn Uhr bestellt. Vielleicht, dachte er, sind die Wachen im Hofe oder im Hause vertheilt. Er fuhr also gerade auf den Hof, stieg an der Hausthür ab und begab sich mit seinem Begleiter ins Haus. Nirgends traf er Soldaten. Doch unerschrocken trat Peter in das Zimmer, wo die Verschwornen bei einander waren. Betroffen standen alle auf, ihrem Herrn die schuldige Ehrerbietung zu bezeigen. Der Zar grüßte sie freundlich, gab vor, er habe im Vorbeifahren helles Licht wahrgenommen und geglaubt, der Herr vom Hause müsse unfehlbar Gesellschaft haben, und weil es ihm noch zu früh schiene, zu Bett zu gehn, wäre er hier angefahren, ein Gläschen mit der Gesellschaft zu trinken. Es ward eingeschenkt, man trank auf des Zaren Gesundheit, und Peter that tapfer Bescheid. Indes winkte einer von den Strelitzen dem Sokownin und sagte leise zu ihm: „Es ist Zeit, Bruder!“ — Sokownin winkte ihm wieder und sagte: „Noch nicht.“ Indem sprang Peter mit der größten Beherztheit auf, schlug dem Sokownin mit geballter Faust ins Angesicht, daß er zu Boden stürzte, und sprach mit heftiger Stimme: „Wenn es bei dir noch nicht Zeit ist, so ist es bei mir Zeit! Fort, bindet die Hunde!“ — In dem Augenblick trat mit dem Schlag elf Uhr der Gardehauptmann ins Zimmer, und hinter ihm seine Kompagnie mit Gewehren. Sogleich fielen die Verräther alle nieder, bekannten ihre Schuld und baten um Gnade. Der Zar befahl, daß die Verräther selbst einander binden sollten. Darauf wandte er sich zum Hauptmann und schlug ihm im ersten Eifer ins Gesicht, daß er sich nicht zur befohlnen Stunde eingestellt habe. Dieser zog den schriftlichen Befehl des Zaren aus der Tasche und zeigte ihn. Der Zar, der seine Uebereilung erkannte, küßte den Hauptmann auf die Stirn, nannte ihn einen braven Offizier und übergab ihm die gebundnen Verräther zur gefänglichen Haft. — Peter kehrte darauf zu Lefort zurück und erzählte der staunenden Gesellschaft, welcher Lebensgefahr er entgangen sei. Die Strafe Sokownins und zweier der hervorragendsten Mitverschwornen war fürchterlich. Sie wurden geviertheilt, ihre Glieder an allen Stadtthoren aufgesteckt. Sophia ward von jetzt an schärfer bewacht als zuvor; denn der Plan der Verschwornen war gewesen, nach Peters Ermordung sie aus dem Kloster zu holen und auf den Thron zu setzen.

II.

Im April 1697 trat Peter die beabsichtigte Reise nach den europäischen Staaten an. Da er alles Aufsehen haßte und selbst unerkannt bleiben wollte, gab er seinem Gefolge das Ansehen einer großen Gesandtschaft, an deren Spitze der General Lefort und einige vornehme Russen standen. Er selbst befand sich unter dem Titel des Oberkommandeurs bei derselben. Die Reise ging über Riga nach Königsberg, wo der damalige prachtliebende Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg für eine höchst glänzende Aufnahme sorgte. Mit großer Wißbegierde besuchte Peter die Handwerker und Künstler, besonders die Bernsteindrechsler. Von Königsberg reiste er über Pommern, Berlin, Magdeburg, Cleve nach Amsterdam. Das Gewühl der Kaufleute, Schiffer und Soldaten, die unzähligen Werkstätten der Künstler und Handwerker, die Mühlen, Dämme, Maschinen und Schleusen und vor allem die Schiffe beschäftigten seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde so sehr, daß er von früh bis in die Nacht bemüht

war, alles genau zu besehen und zu merken. Um die Zeit nicht zu verlieren, hatte er sich bereits von seiner Gesandtschaft getrennt und begab sich nach dem Dorfe Saardam, wo ein bedeutender Schiffsbau getrieben wurde. Nicht zufrieden, nur zu sehen, wollte er selber lernen und stellte sich in einer kurzen rothen Frieswefte und leinenen Hosen einem Meister als einen russischen Arbeiter vor, der zur Erlernung des Schiffsbaus abgeschickt sei. Er wurde hierauf als Zimmermann unter dem Namen Michaelow eingeschrieben, und nur einer seiner Begleiter nahm an der mühsamen Arbeit theil. Um sich nicht zu verrathen, lebte er mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig gleichem Fuße und zeichnete sich durch nichts von ihnen aus als durch ganz ungewöhnlichen Fleiß und eine unersättliche Lernbegierde. Mit seiner Axt auf der Schulter war er des Morgens immer einer der ersten und des Abends der letzte bei der Arbeit. Er bewohnte ein kleines Häuschen an den Schiffswerften, das noch jetzt den Fremden gezeigt wird. Auch die Werkstätten der Schmiede und Seiler besuchte Peter und lernte die Einrichtung der holländischen Mühlen kennen. Im Winter ließ er sich zu Amsterdam in der Mathematik und Naturkunde unterrichten, ja er übte sich sogar in chirurgischen Operationen. Als eine Galiote, an der er fleißig mitgearbeitet hatte, fertig war, und die Stadt Amsterdam ihm dieses Schiff schenkte, sandte er dasselbe mit vielen in Holland angeworbenen Seeleuten, Offizieren und Künstlern nach Archangel.

Von Holland ging Peter nach England hinüber, wo Wilhelm III. regierte. Auch hier nahm er seine Wohnung zu Deptfort bei den Werften und unterhielt sich fleißig mit den Arbeitern. In London besuchte er Uhrmacher und andre Künstler, ließ sich in der Sternkunde unterrichten und streifte in Gärten und Kaffeehäusern, Kirchen und Schauspielen, bald als Mann vom Stande, bald als Matrose gekleidet, ohne allen Zwang umher. Einst machte ihm der König eine außerordentliche Freude, indem er die englische Flotte ein Seetreffen vorstellen ließ. Dieser Anblick entzückte Peter so sehr, daß er ausrief: „Ha, fürwahr, wäre ich nicht Zar von Rußland, so möchte ich nichts lieber sein als ein englischer Admiral!“ Beim Abschied schenkte ihm der König eine Yacht von vierundzwanzig Kanonen, auf welcher er wieder nach Holland überfuhr. Er nahm aus England drei Kapitäne von Kriegs- und fünfundzwanzig von Handelsschiffen, vierzig Lieutenants, dreißig Lotsen, dreißig Wundärzte, zweihundertundfünfzig Kanoniere und über dreihundert Künstler mit. Von Holland ging er über Dresden nach Wien, wo er sich aufs genauste über das österreichische Kriegswesen unterrichtete, und schon schickte er sich an, nach Venedig und Rom abzugehn, als eine höchst beunruhigende Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen anlangte, welche ihn zwang, seine weitern Reisepläne aufzugeben.

Voll Ingrimm und Wuth kehrte der Zar nach Moskau zurück. Bei seiner Ankunft fand er die Empörer bereits besiegt, und nun begannen grausame Untersuchungen und Hinrichtungen. Mehrere Wochen lang dauerte das Rädern, Hängen und Enthaupten fort, denn gegen fünftausend Menschen wurden hingerichtet. Peter selbst hieb gegen hundert Köpfe herunter und forderte auch seine Freunde auf, ihm schlachten zu helfen. Obgleich man nicht entdecken konnte, daß Sophia an der Verschwörung theil hatte, so ließ Peter doch vor dem Kloster, in welchem sie eingekerkert war, dreißig Galgen errichten und zweihundertunddreißig Strelitzen daran aufknüpfen. Die nächsten hingen unmittelbar vor dem einzigen Fenster, durch welches ihr Gefängnis Licht und Luft erhielt, so daß die unglückliche Fürstin bis an ihren Tod (1704) nichts als die modernden Gebeine der Hingerichteten vor Augen hatte.

Nun ging Peter daran, seine neuen Einrichtungen nach dem Muster des übrigen Europas einzuführen. Sein erstes Geschäft war, das regelmäßige Heer zu vermehren. Auch wurde eine Seeschule eingerichtet und sonst für die Verbreitung von Kenntnissen gesorgt, die in das Kriegs= und Geschützwesen einschlugen. Auch im Aeußern sollten die Russen den andern europäischen Nationen gleich werden, und deshalb führte Peter mit Gewalt statt der langen russischen Tracht die deutsche Kleidung ein. Wer seinen Zorn nicht reizen wollte, mußte sich den Bart abscheren, und wer nicht wollte, daß ihm auf öffentlicher Straße der Rock abgeschnitten wurde, durfte sich nur in einem kurzen sehen lassen.

Es gelang dem Zaren durch seine Neuerungen, das Reich schnell in eine Militärmacht zu verwandeln, deren Ansehen sich bald auch nach außen geltend machte, aber die Art und Weise, wie er seine Einrichtungen durchsetzte, war roh und gewaltsam. Auch in seinen Sitten blieb er ein Barbar; er war roh in seinen Begierden, dem Brantweintrinken ergeben, wüthend im Zorn, grausam im Strafen, aber raschen und strebsamen Geistes, schnellen Entschlusses und kräftigen Handelns.

20. Prinz Eugen vor Belgrad. (1717.)

Volkslied.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
daß man kunnt hinüber rucken
mit der Armee wohl für die Stadt.

Als der Bruckn nun war geschlagen,
daß man kunnt mit Stuck und Wagen
frei passiern den Donaufluß,
bei Semlin schlug man das Lager,
alle Türken zu verjagen,
ihnn zum Spott und zum Verdruß.

Am einundzwanzigsten August so eben
kam ein Spion bei Sturm und Regen,
schwurs dem Prinzn und zeigt's ihm an,
daß die Türken futragieren,
so viel als man kunnt verspüren,
an die dreimalhunderttausend Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
ließ er gleich zusammen kommen
seine General' und Feldmarschall.
Er thät sie recht instrugieren,
wie man sollt die Truppen führen
und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole thät er befehlen,
daß man sollt' die Zwölfe zählen
bei der Uhr um Mitternacht,
da sollt' alls zu Pferd aufsitzen,
mit dem Feinde zu scharmützen,
was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles saß auch gleich zu Pferde,
jeder griff nach seinem Schwerte,
ganz still ruckt man aus der Schanz.
Die Musketier wie auch die Reiter
thäten alle tapfer streiten;
's war fürwahr ein schöner Tanz!

Ihr Konstabler auf der Schanzen,
spielet auf zu diesem Tanzen
mit Kartaunen, groß und klein,
mit den großen, mit den kleinen,
auf die Türken, auf die Heiden,
daß sie laufen alle davon!

Prinz Eugenius wohl auf der rechten
thät als wie ein Löwe fechten,
als General und Feldmarschall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
„Halt' euch brav, ihr deutschen Brüder,
greift den Feind nur herzhaft an!"

Prinz Ludewig, der mußt' aufgeben
seinen Geist und junges Leben,
ward getroffen von dem Blei;
Prinz Eugen war sehr betrübet,
weil er ihn so sehr geliebet,
ließ ihn bringen nach Peterwardein.

21. Prinz Eugen, der edle Ritter.

Ferdinand Freiligrath.

Zelte, Posten, Werda-Rufer,
luſt'ge Nacht am Donau-Ufer.
Pferde ſtehn im Kreis umher,
angebunden an den Pflöcken;
an den engen Sattelböcken
hangen Karabiner ſchwer.

Um das Feuer auf der Erde,
vor den Hufen ſeiner Pferde
liegt das öſtreich'ſche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein jeder;
von den Tſchakos weht die Feder;
Lieutenant würfelt und Cornet.

Neben ſeinem müden Schecken
ruht auf einer wollnen Decken
der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten,
Kaiſerliche Feldſtandarten
wird ein Reiterlied erfreun.

Vor acht Tagen die Affaire[1])
hab ich zu nutz dem ganzen Heere
in gehör'gen Reim gebracht,
ſelber auch geſetzt die Noten;
drum, ihr Weißen und ihr Rothen,
merket auf und gebet acht!"

Und er ſingt die neue Weiſe
einmal, zweimal, dreimal leiſe
denen Reitersleuten vor;
und wie er zum letzten Male
endet, bricht mit einem Male
los der volle kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter."
Hei, das klang wie Ungewitter
weit ins Türkenlager hin!
der Trompeter thät den Schnurrbart ſtreichen
und ſich auf die Seite ſchleichen
zu der Marketenderin.

22. Aus dem österreichischen Erbfolgekrieg.

Nach Karl v. Spruner und Joseph Würdinger.

Wie in Ungarn war auch in Oesterreich der Erbfolgekrieg 1742 schon Sache des Volks geworden. Der Feldmarschall Ludwig Andreas Graf Khevenhüller, von seiner Kaiserin Maria Theresia „der redliche Vasall und Beschützer“ genannt, drängte mit einem rasch gebildeten Heere die wenig zahlreichen Bayern und Franzosen unter dem General von Ségur — der bayerische Generalfeldzeugmeister Graf Minucci war nach Böhmen gerückt — auf Linz zurück. Dort hielt er sie fest, und Oberstfeldwachtmeister Freiherr von Pereklö, ein Niederländer (eigentlich Johann Leopold Perekloo, Freiherr von Schönreuth, in Bayern fälschlich, jedoch fast überall Bärenklau geschrieben) marschierte gegen Bayern vor, faszte Fusz am Inn, schlug das kleine herbeigeeilte Korps des Feldmarschalls Graf Törring-Jettenbach und nahm am 24. Januar Passau mit dem Oberhaus durch Kapitulation, dem nämlichen Tage, an welchem Kurfürst Karl Albert als Karl VII. in Frankfurt a. M. zum Kaiser des römisch-deutschen Reichs erwählt ward. Kurz vorher hatte sich auch Ségur ergeben müssen. Bayern stund offen, und wie ein verheerender Strom ergossen sich die Oesterreicher, in ihrer Vorhut die gefürchteten, halbwilden Kroaten und Panduren unter Major Trenk, jene noch heute im Volksmunde lebenden „Rothmäntler“, über das schöne Land. „Diese Unmenschen“, so berichtet Khevenhüller selbst, „übten Mordbrennerei aus bloszer Lust.“ Andre feindliche Abtheilungen drangen durch die Pässe Tirols vor, während Oberstlieutenant Menzel mit seinen plünderungssüchtigen Scharen von Wasserburg her am 13. Februar in München einzog, einen Tag nach der Kaiserkrönung Karl Alberts.

a. Bürger und Soldaten vertheidigen Straubing.

In der rechten Flanke hatte Pereklö zur Sicherung gegen hilfreichen Zuzug aus der Oberpfalz die Donaubrücken abgetragen, Landshut genommen und die Reste der bayerischen Truppen nach Ingolstadt getrieben. Nur

[1]) Begebenheit, Vorfall; in der militäriſchen Bedeutung Gefecht oder auch Treffen.

Straubing, damals Niederbayerns Hauptstadt, leistete noch Widerstand. Die Stadt war beim Ausbruch des Kriegs durch den französischen Marschall Graf Moritz von Sachsen, nach Zerstörung ihrer Vorstädte, wohl befestigt und verproviantiert worden. Die Bürger sandten eine eigne Deputation an ihren Landesherrn mit dem Versprechen, nach dem Beispiele der tapfern Vorfahren Gut und Blut für ihn und das Vaterland zu opfern, und wahrlich, dies ist keine leere Phrase gewesen, sie haben treulich Wort gehalten. Der bayerische Oberst Freiherr von Wolfswiesen befehligte die Stadt. Unter ihm vertheidigten Mauern und Wälle die aus der Umgegend hinter dieselben geflüchteten, kleinen Abtheilungen französischer und bayerischer Soldaten, im Verein mit den streitfertigen, muthigen Bürgern. Der österreichische Oberfeldzeugmeister Graf Wurmbrand führte das Kommando über das Belagerungskorps. Diesem fügten gleich anfangs die wackern Einwohner durch stete Ausfälle beträchtlichen Schaden zu und erschlugen besonders bei dem noch heute so genannten Panduren-Schänzel, wo sich diese wilden Krieger festgesetzt, mehrere Hunderte derselben.

Nachdem der Entsatz, welchen Törring herbeiführte, durch unglückliche Dispositionen dieses bayerischen Feldmarschalls von Pereklö überfallen und mit beträchtlichem Verlust unter die Kanonen Ingolstadts zurückgeschlagen war, hielt es Wurmbrand an der Zeit, Straubing zur Uebergabe aufzufordern. Er verlangte diese und 100 000 Gulden Kontribution, widrigenfalls er später keine Kapitulation bewilligen werde. Die Bürger wiesen beides ab. Nun wurden drei Batterien aufgeworfen, und am 6. April begann das Bombardement. Dank den trefflichen Vorkehrungen verursachte keine der vielen Bomben, deren feurige Bogen sich Tag und Nacht über der hartbedrängten Stadt kreuzten und von denen 900 wirklich einschlugen, eine ernstliche Feuersbrunst, denn aller Orten standen muthige Männer bereit, die mit Todesverachtung jede aufschlagende Flamme im Entstehn unterdrückten. Am 10. unternahmen die Feinde den Hauptsturm, nachdem am Wasserthor eine, jedoch ungenügende, Bresche gelegt worden. Kroaten und Grenadiere drangen über die Schutthaufen der Vorstädte gegen die Wälle heran und versuchten, den Graben durchwatend, die Mauern zu gewinnen. Schon waren sie an deren Fusz gelangt, als plötzlich eine geschickt angelegte Mine aufsprang und in ihrem Krater eine Menge der Feinde begrub. Zu gleicher Zeit donnerte die Zugbrücke nieder, und eine Abtheilung Bürger und Soldaten, an ihrer Spitze der von Deggendorf nach Straubing geflüchtete Gerichtsdiener Johann Michael Gschray, machte einen Ausfall auf die in Unordnung gerathnen Oesterreicher. Diese wurden glücklich mit schwerem Verluste abgewiesen. So entschlossner Widerstand und die Annäherung eines wiederholten Entsatzes bestimmten Wurmbrand am kommenden Tage zum Rückzug gegen Plattling. Noch heute haftet im Gedächtnis des Volks ein bürgerlicher Artillerist, namens Einsiedler, der mit nie fehlender Sicherheit stets das Ziel seines Schusses voraussagte. Seiner furchtbaren Geschicklichkeit waren in wenigen Tagen 36 Mann, meist Offiziere, erlegen. Unter den Wandgemälden des bayerischen Nationalmuseums befindet sich auch das hübsche, lebensvolle Bild des Sturms auf Straubing mit möglichster Porträtähnlichkeit des Kampfplatzes. —

Gschray — fünf dieses Namens dienten zu jener Zeit rühmlich im bayerischen Heer — blieb später nicht unbekannt. Sein Freikorps, erst unter bayerischer, dann unter französischer Fahne, in dem er zum Oberst und Ludwigsritter stieg, wuchs bis auf 1200 Mann und leistete, besonders am Rheine, sehr ersprieszliche Dienste. Im Jahre 1761 führte ihn sein Ruf schon als betagten Mann auch noch in Friedrichs des Grossen Heer, wo er als Generalmajor in französische Gefangenschaft gerieth. Der König liesz ihn, nicht unverdient, gänzlich fallen, und so starb der völlig taub gewordne Greis verarmt und vergessen bald darauf zu Wemding.

Mehr Ruhm erwarben sich aber zwei Männer, welche früher in seinem Freikorps gefochten und beide dem bayerischen Lande angehören. Der eine ist Joseph Thürriegel, ein Bauerssohn aus Gossersdorf bei Mitterfels, welcher später die unwirtbaren Höhen und Thäler der Sierra Morena in Spanien, in dessen Dienst er bis zum Oberst vorrückte, durch deutsche Kolonisten bevölkerte und kultivierte. Noch heute blühen und gedeihen unter den Händen ihrer fleiszigen Nachkommen die Kolonien St. Helena und La Carolina bei Baylen im reizenden Thal der Magana. Den Gründer selbst aber lohnte nur Undank, den ihm Neid und Habsucht bereitet hatten.

Noch berühmter wurde der zweite Kampfgefährte Gschrays, Niklas Luckner aus Cham, welcher zuerst in dem schönen und eleganten Elitekorps der bayerischen Grenadiere à cheval [1]) diente. Von da trat er als Lieutenant in Gschray's Freikorps, und übernahm, kaum zwanzig Jahre alt, nach des Kommandanten Verwundung die Führung desselben, in dem er bis zum Rittmeister stieg. Dienstlos nach beendetem Kriege, trat er in das Husaren-Regiment Frangipani, einen Theil der von Kurfürst Max III. gemäsz Traktat vom 21. Juli 1746 mit der Kaiserin Maria Theresia den Holländern überlassnen 6000 Mann Subsidientruppen, und focht tapfer in den Niederlanden. Dort gewann der liebenswürdige und galante Luckner Herz und Hand einer reichen Dame aus altem Hause und mit ihr das schöne Gut Blumenthal in Holstein. Aber die Kriegstrompeten des Jahrs 1756 weckten seinen Soldatengeist. Er warb als Major ein Regiment im Dienste Hannovers. Die Luckner'schen Husaren wurden bald durch kühne Thaten eines der geachtetsten und gefürchtetsten Freikorps in den Heeren Friedrichs zur Zeit des siebenjährigen Kriegs, und ihr Führer war infolge einer Menge gewagter und glücklicher Parteigängerstreiche — er hatte einmal in sieben Tagen zehn Scharmützel bestanden — im Jahre 1760 schon zum Generalmajor vorgerückt. Gefecht auf Gefecht mehrten seinen Ruhm. Noch im letzten Jahre des Kriegs wurde er zum Generallieutenant befördert, aber auch nach dem Frieden auf Halbsold gesetzt. Er zog die unter den gnädigsten Ausdrücken gewährte Entlassung vor und ging nach Blumenthal zurück. Sein Name jedoch war durch ganz Europa so berühmt geworden, dasz sich Ruszland und Frankreich um seinen Besitz stritten, und so trat denn der unermüdliche Soldat 1767 als Generallieutenant in die Dienste König Ludwigs XV. mit 30 000 Livres Gehalt und der Inhaberstelle des Regiments Burgund. Dänemark erhob ihn 1784 in den Grafenstand. Als die Regierung Ludwigs XVI. 1790 den greisen Krieger neben Rochambeau und Lafayette zu einem der Befehlshaber der drei gegen Deutschland aufgestellten Armeen berief, überreichte ihm der Kriegsminister Narbonne vor der Front des Heeres den Stab der Marschälle von Frankreich (28. Dezember 1791). So hatte sich der Sohn des Gastwirts Samuel Luckner zu Cham allein durch seine militärischen Tugenden den Rang erkämpft, um den gar oft die tapfersten Männer aus den ersten Familien Frankreichs vergeblich gefochten und geblutet. Als ihn die Schmutzpresse jener Tage des geheimen Einverständnisses mit seinen Landsleuten und den Emigranten (Ausgewanderten) beschuldigte, kaufte er sogleich für eine halbe Million Livres Nationalgüter und erbot sich trotz seiner 68 Jahre noch eine Französin zu heirathen. Vergebens, vier Jahre später ward auch dieser Ehrenmann mit Tausenden der besten Söhne des Landes das Opfer einer wahnwitzigen und blutdürstigen Partei und endete am 4. Januar 1794 unter dem Messer der Guillotine.

Gegen Ende des Feldzugsjahrs 1744 fiel dem General-Feldzeugmeister Prinz Ludwig Friedrich von Hildburghausen und dem General St. Germain die Aufgabe zu, das bayerische Land zwischen dem Gebirge und dem Inn

---

[1]) Sie wurden 1752 aufgelöst.

vom Feinde zu säubern, und die von ihm besetzten Orte wieder zu erobern. Am 1. November machte die österreichische Besatzung von Wasserburg einen Ausfall, wurde aber nach längerm Kampfe durch die bayerischen Grenadiere aus dem Heere des Feldmarschalls Graf Seckendorf in die Stadt zurückgetrieben. Auf die Nachricht, dasz General St. Germain in der Nacht vom 1. auf den 2. den Innstrom überschritten habe und die bei Neubeuern stehenden österreichischen Truppen gegen Tirol dränge, ein gleiches Schicksal auch den bei Rosenheim befindlichen durch Oberst Escher bereitet worden sei, verliesz der österreichische General Roggendorf am 3. November Wasserburg so eilig, dasz er nicht einmal die Innbrücke zerstörte. Der Prinz von Hildburghausen verfolgte den Feind in der Richtung auf Salzburg und stand am 7. in Trostberg. Durch verschiedne glückliche Gefechte war es bis zum 6. St. Germain gelungen, die Oesterreicher über die bayerische Grenze in ihre Verschanzungen zurückzudrängen, und nun zog auch er längs dem Gebirge wider Salzburg heran. Am 10. erstürmte er, nachdem der in Reichenhall kommandierende Hauptmann Herold von Herolditz die Uebergabe verweigert und selbst mit Zerstörung der Salzwerke gedroht hatte, diese Stadt und machte in ihr 5 Offiziere und 160 Mann zu Gefangnen. Diese Eroberung hatte um so gröszre Bedeutung, als am nächsten Tage die Stadt Salzburg und die dortige Festung von dem Domkapitel den österreichischen Truppen zur Besetzung geöffnet wurde. Nur noch ein wichtiger Punkt in Oberbayern war im Besitz der Feinde — die Stadt Burghausen.

b. Franz Carl Cura's Leistungen bei der Einnahme Burghausens.

Seine Heimat möglichst schnell und ohne grosze Verluste in die Hände Kaiser Karls VII. zu bringen, war der höchste Wunsch des patriotischen und muthigen Hof-Kaminkehrermeisters Cura, der während des österreichischen Erbfolgekriegs als freiwilliger Reiter im bayerischen Heere diente und über seine Leistungen, meist mit der gröszten Tapferkeit und Vaterlandsliebe wie mit bestem Erfolge ausgeführte Reiterstücke, anschauliche Tagebuch-Aufzeichnungen hinterlassen hat. Er begab sich nach Traunstein zu dem kommandierenden General Prinz von Hildburghausen und legte diesem einen Plan vor, wie unter seiner Führung Burghausen am leichtesten genommen werden könne. Der Prinz ging auf seinen Vorschlag ein und bestimmte den 20. als Tag der Ausführung. Die hiermit betrauten Generale sollten am 19. in Raitenhaslach, Obermehring, Neuötting und Hohenwart eintreffen. Für den Angriff selbst wurde in dem zu Obermehring bei dem französischen General Ruppelmond abgehaltnen Kriegsrath folgender Plan entworfen. Den Angriff von der Nordostseite her habe Ruppelmond, den von der Westseite her St. Germain auszuführen, der bayerische Generallieutenant Baron Seckendorf aber auf der westlich gelegnen Anhöhe zwischen den beiden bezeichneten Abtheilungen als Reserve Stellung zu nehmen. Am 20. morgens 6 Uhr stand St. Germain mit Kanonen vor dem Johannesthor und bestimmte das abgesessne Dragoner-Regiment Fugger[1]) nebst 200 hessischen Grenadieren zum Angriff auf die Kapuzinerschanze, während gleichzeitig Oberstlieutenant La Rosée mit den Grenadieren à cheval den Pulverturm erstürmen sollte. Gegen das Hornwerk vor dem Oettinger Thor rückte General Ruppelmond mit 20 französischen Grenadier-Kompagnien und einem Bataillon des Regiments Hildburghausen,[2]) das Hauptmann von Laubheim führte, nebst vier Kanonen an. Während die Aufmerksamkeit der für die grosze Ausdehnung der Werke schwachen Garnison nach zwei entgegengesetzten Seiten abgelenkt wurde, überstieg Cura mit den ihm unter Hauptmann Laroche zugetheilten 25 Dragonern die gegen die Wühr (einen Weiher) herablaufenden beiden Mauern, klomm den Berg hinan und gewann mittelst

[1]) 1747 aufgelöst. [2]) 1749 gänzlich reduziert.

Ausbrechen eines Gitters den Eingang in das Schlosz. Rasch folgten ihm auf dem nämlichen Wege die in Bereitschaft stehenden pfälzischen und kaiserlichen Grenadiere. Auf die von Cura gegebnen Signalschüsse begannen nun auch, während er selbst im Schlosse vordrang, die beiden Generale ihren Angriff. Ruppelmonds Grenadiere überstiegen die Mauern des Hornwerks, liefen über die Brückenbäume zum Thor und kamen der Truppe Cura's, welche durch den Kommandanten der Stadt, Oberst Schock, sehr in die Enge getrieben wurde, zu Hilfe. Nachdem nun auch die Grenadiere à cheval die Kapuzinerschanze, La Rosée das Werk am Pulverturm nahmen und in die am Fusze des Bergs gelegne Stadt eindrangen, der einzige Rückweg auf das rechte Ufer, die Salzachbrücke durch die Geschütze Ruppelmonds in Brand geschossen war, sah sich Schock gezwungen, sich zu ergeben, worauf St. Germain Befehl ertheilte, die besonders gegen die Kroaten und Panduren gerichtete Niedermetzlung zu enden.

Von den Oesterreichern wurden bei 400 Mann getödtet, 597 mit dem Kommandanten, 4 Hauptleuten und 9 andern Offizieren gefangen; 200, welche sich auf Schiffen oder schwimmend an das jenseitige Ufer retten wollten, ertranken entweder oder fanden durch Flintenschüsse den Tod. Auf kaiserlicher Seite waren 21 Mann gefallen, 71 verwundet worden; besonders beklagte man den Tod des Hauptmanns Chevry, der sich bei vielen Gelegenheiten im Grenadier à cheval-Regimente ausgezeichnet hatte.

So ward nach dem Plane des ortskundigen Cura in zwei Stunden eine Stadt genommen, deren förmliche Belagerung nach den Aussagen der Ingenieure mindestens drei Wochen beansprucht hätte. Während für diese Eroberung General-Wachtmeister St. Germain zum Feldmarschall-Lieutenant, Oberstlieutenant La Rosée vom Kürassier-Regiment Törring[1]) zum Oberst, Hauptmann Laroche vom Dragoner-Regiment Mortaigne[2]) zum Oberstlieutenant und Flügel-Adjutanten des Kaisers befördert wurden, geschieht Cura's weder in den gedruckten Relationen, noch im Journal des Seckendorf'schen Hauptquartiers Erwähnung, und nur das von dem Prinzen von Hildburghausen am 23. November 1744 ausgestellte Zeugnis bestätigt die Angaben, dasz „nach seinem Ansinnen und unter seinem persönlichen Vortritt" die Eroberung des Schlosses gelungen sei und er auch „wegen an andern Orten geleisteter ersprieszlicher Dienste seit 1742" eine allerhöchste kaiserliche Gnade verdient habe.

23. Maria Anna, Bayerns unvergeßliche Herzogin.

Adolf Erhard.

Diese um Bayerns staatliche Erhaltung und politische Selbständigkeit so hochverdiente Fürstin ward am 22. Juni 1722 zu Schwetzingen, südöstlich von Mannheim geboren, als die zweite Tochter des Erbprinzen Joseph Karl Emanuel aus der pfalz-sulzbachischen Nebenlinie des wittelsbachischen Geschlechts. Schon mit sieben Jahren Doppelwaise, kam sie zur Erziehung nach Mannheim an den Hof des Kurfürsten Karl Philipp, ihres Großvaters von mütterlicher Seite. Hier verblieb Maria Anna bis zum 17. Januar 1742, dem Tage ihrer Vermählung mit Herzog Klemens aus der jüngern wittelsbachischen Hauptlinie, einem Sohne Herzog Ferdinand Marias, der ein Bruder des Kurfürsten Karl Albrecht war. Die sechs Kinder ihrer Ehe, insofern sie überhaupt lebend zur Welt kamen, verblichen alle noch in den ersten Stunden des Daseins. Den Gatten, welcher von 1745 bis 1753 Präsident des Hofkriegsraths und ein

---

[1]) Heute 1. Chevaulegers-Regiment „Kaiser Alexander von Ruszland".

[2]) 1746 aufgelöst.

großer Freund der Musik war, verlor die Herzogin am 6. August 1770, während sie selbst erst am 25. April 1790 das Zeitliche segnete.

Hätten wir das schon so oft gewünschte, vollständig ausgeführte Lebensbild der Herzogin, man würde allenthalben erkennen, wie viel und wie mancherlei diese Frau von bedeutenden Anlagen, großer Thatkraft und glühendem Patriotismus für das engere Vaterland leistete. Bisher freilich gedachte man beinahe ausschließlich ihrer politischen Thätigkeit, und auch da zumeist nur der Jahre 1778 und 1779; aber fielen in diese beiden allerdings die glänzenden Resultate ihrer Bestrebungen, die Sorge Maria Annas für das Staatswohl Bayerns begann doch weit früher als man vielfach annimmt, nämlich bald nach ihrer Ankunft in der neuen Heimat (März 1743), und dauerte ununterbrochen bis kurz vor ihrem Tode. Sie erstreckte sich sodann, wie bemerkt, nicht bloß auf die äußern Angelegenheiten des Landes, sondern in gleichem Maße auf alle menschenfreundlichen und geistveredelnden Zwecke. Hier können jedoch nur die wichtigsten Verdienste der Fürstin hervorgehoben werden.

Mit vorzüglichen Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet, konnte es Maria Anna nicht schwer fallen, am bayerischen Hofe, wohin sie mit ihrem Gemahle nach der Verehelichung ständig übergesiedelt war, eine einflußreiche Rolle zu spielen. Während des österreichischen Erbfolgekriegs hatte die Herzogin hierzu noch wenig Gelegenheit, da sie je nach dem schwankenden Erfolg der einzelnen Feldzüge ihren Aufenthaltsort meist außerhalb Münchens, in Augsburg, nehmen mußte. Aber sogleich nach Kaiser Karls VII. Hintritt, als die Meinungen noch zwischen Fortsetzung des Kriegs und Friedensschluß mit Oesterreich getheilt waren, faßte die junge Fürstin festen Fuß auf dem diplomatischen Boden, trat mit allem Eifer auf die Seite der Kriegspartei und erklärte es als eine Ehrensache, den nun einmal begonnenen Kampf angesichts des von Preußen und Frankreich zugesicherten thätigen Beistands und im Hinblick auf die vielen gebrachten Opfer an Zeit, Geld und Leuten mit Aufbietung aller Kräfte zu Ende zu führen, da ein für Bayern günstiger Ausgang ihrer Ansicht nach nicht zu bezweifeln wäre. Sowohl durch eine umfassende politische Korrespondenz, als auch durch fortgesetzte persönliche Einwirkung auf den erst achtzehnjährigen Kurfürsten suchte sie ihr vom hochherzigsten Patriotismus getragnes Streben mit Erfolgen zu krönen; aber Maximilian III. entschied sich, den Thränen seiner Mutter Amalie Maria, einer österreichischen Kaisertochter, den Vorstellungen seines Onkels, des Kurfürsten und Erzbischofs Klemens August von Cöln, dann dem Andringen des Feldmarschalls Graf Seckendorf nachgebend, für den Frieden, welcher zu Füssen am 22. April 1745 wirklich zum Abschlusse kam. Maria Anna, einer Unglück weissagenden Prophetin gleich, blieb ihren politischen Anschauungen treu; durch mehrere Friedensbestimmungen aufs tiefste verletzt, bewog sie ihren Gemahl, der selbst nicht protestieren wollte, seine Rechte als Geschlechtsverwandter und möglicher Regierungsnachfolger dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz schenkungsweise abzutreten, für den Fall, daß davon einmal Gebrauch gemacht werden könnte (10. Mai 1745). Mit mißtrauischen Augen die Thätigkeit des österreichischen Kabinets fort und fort beobachtend, ließ Maria Anna keine Gelegenheit vorübergehn, das ganze Gewicht ihres Talents und ihrer Stellung in die gegentheilige Wagschale zu werfen. Die etwas mehr denn zwanzig Jahre später folgenden Ereignisse haben ihre Befürchtungen und Voraussagungen zur Genüge gerechtfertigt. Dem österreichischen Gesandten zu München erschien daher die Herzogin stets als eine den Interessen seines Hofs höchst gefährliche Gegnerin.

Eine warme Vorliebe zeigte die edle Fürstin für die Armee und sie bestand aus naheliegenden Gründen nicht nur auf deren Vermehrung, sondern auch auf ihrer bessern Bekleidung und Verpflegung, so daß man sie in Wahrheit eine „Soldatenmutter“ nennen könnte. Bei den damals, der drückenden Schuldenlast des Landes wegen in Aufnahme gekommnen Ersparungsversuchen ging man nämlich um das Jahr 1750 so weit, die Tuchröcke der Soldaten für überflüssig zu erklären und die Mannschaft in schlechte leinene, sogar im Wachtdienst und während des Winters zu tragende Kittel zu stecken. Das empörte die treffliche Frau. Sie setzte sich an den Schreibtisch und legte dem Kurfürsten das Ungereimte dieser Maßregel in energischer Weise dar. Der höchst erregte Brief schloß mit der Versicherung, daß, wenn der Kurfürst seine Soldaten nicht mehr kleiden könne, sie selbst die Sorge dafür übernehmen wolle, denn so sei es eine Schande für das bayerische Volk. Wir werden der wackern Fürstin später noch einmal in ähnlicher Lage begegnen.

Den kleinlichen Kämpfen und Ränken, welche von 1745 bis 1763 am bayerischen Hofe zwischen den österreichisch Gesinnten und der sogenannten Patrioten-Partei — Maria Anna mit ihren Anhängern — herrschten, machte der Ausbruch des siebenjährigen Kriegs ein Ende. Wäre es nach dem Willen der feurigen, unternehmenden Herzogin gegangen, so hätte Bayern an der Seite Preußens gegen Oesterreich fechten müssen; Kurfürst Max III. aber stellte gewissenhaft sein Kontingent zur Reichsarmee und außerdem noch 6000 Mann Hilfstruppen für das bedrängte Oesterreich. Maria Anna schwärmte für den Preußenkönig, sein Bildniß zierte ihr Arbeitszimmer in der Herzog-Max-Burg und schon damals begann sie jenen geschichtlich bedeutsamen schriftlichen Verkehr mit ihm, der bis zu seinem letzten Lebensjahre andauerte. Diese Briefe, in kerniger Sprache abgefaßt und vom König in nicht minder eigenthümlicher Weise beantwortet, bilden ein theures Vermächtnis Maria Annas für das bayerische Volk; denn aus ihnen geht ergreifend hervor, mit welcher Begeisterung und Hingebung sie unabläßig über den vaterländischen Interessen wachte. In ihrem grenzenlosen Eifer für die gute Sache ist diese echt bayerisch fühlende und denkende Wittelsbacherin manchmal allerdings zu weit gegangen und nicht selten hat sie sich auf dem diplomatischen Felde verirrt: ihrem Andenken geschieht jedoch in den Herzen der Bayern hierdurch kein Eintrag, da ja jede ihrer politischen Handlungen von den reinsten und edelsten Beweggründen ausging. Leider sind von jenen wichtigen Schreiben erst achtzehn aufgefunden! In mehreren derselben unterzeichnet sich der König als Maria Annas „Freund“ — und diese Freundschaft des „alten Fritz“ hat in der Stunde höchster Gefahr die Probe bestanden.

Im Hinblick auf die zunehmende Wahrscheinlichkeit, daß er kinderlos sterben werde, hatte Kurfürst Max III., der Letzte aus dem Blute Ludwig des Bayers (der wilhelminischen oder auch bayerischen Hauptlinie), mit dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz sowohl am 5. September 1766 zu Nymphenburg, als am 26. Februar 1771 und den 19. Juni 1774 zu München „Erb- und Besitzverträge“ abgeschlossen, welche die Sicherung einer ungestörten Regierungsnachfolge bezweckten. An der Ausfertigung dieser höchst nothwendigen Traktate hatte die Herzogin wesentlich Antheil genommen, da sie durch ihre vorsorgliche Thätigkeit zunächst den bayerischen Staatskanzler Freiherrn von Kreittmayr und den geheimen Rath von Obermayr veranlaßte, alles bis ins kleinste zu ordnen. Gleiche Anerkennung gebührt den Maßregeln der Prinzessin beim Eintritt des Todesfalls Max Josephs am 30. Dezember 1777: ihrer Umsicht war es zu

danken, daß der Regierungswechsel rasch und glatt vor sich ging. Freilich geschahen inzwischen Dinge, welche Maria Anna nicht hatte vermuthen können.

Als sich nämlich Oesterreichs Ansprüche auf bayerisches Gebiet in einer Ausdehnung enthüllten, daß bei ihrer Verwirklichung der Rest nicht mehr das Hauptland des Kurfürstenthums hätte bilden können, sondern zur Provinz geworden und über kurz oder lang noch leichtern Kaufs dem begehrlichen Nachbar zugefallen wäre, da zeigte der rechtmäßige Erbe Karl Theodor, längst mit dem Erzhause einverstanden, kein Gefühl für das erste Land seiner Väter. Kaum waren die Trauerfeierlichkeiten für den verblichnen Kurfürsten beendigt, als schon die österreichischen Kolonnen an zwei Punkten über die Grenze gingen, um zuerst Niederbayern und dann die obere Pfalz zu besetzen. Am 16. Januar 1778 erschien ein Manifest, worin Oesterreich seine Rechte auf einen Theil Bayerns, den Besitz der ehemaligen Linie Straubing-Holland, aus einem alten Lehensbrief, den Kaiser Sigmund im Jahre 1426 dem Herzog Albrecht von Oesterreich über jene Landstriche ertheilt hatte, herleitete, und weil man die Grenzen derselben nicht mehr genau wußte, ward gleich ganz Niederbayern eingenommen. Auch sprach Oesterreich viele Lehen an, welche die Krone Böhmen in der Oberpfalz hatte, und besetzte daher diese Provinz ebenfalls.

Allgemeiner Schrecken verbreitete sich in Bayern, naturgemäß waren die Blicke aller auf den neuen Regenten gerichtet, von ihm hoffte man Rettung. Doch bald verbreiteten sich dunkle Gerüchte, die Besetzung sei mit Einwilligung des Kurfürsten geschehen, er möge die Bayern nicht und suche sie an Oesterreich zu verhandeln. Als die Stände Niederbayerns vor Karl Theodor erschienen, über die Zertrümmerung des Vaterlands klagend, und daß es gerade der schönste und fruchtbarste Theil des Landes sei, welcher von demselben abgerissen werde, verfinsterte sich die Miene des Fürsten; er erklärte nicht mehr helfen zu können, sie müßten sich an den wiener Hof wenden. Diese Aeußerung verursachte unter dem Adel und Volke große Bestürzung; überall hieß es, auch der Fürst wisse keine Hilfe, mit Bayern sei es aus. Dagegen ersahen die alten bayerischen Staatsmänner Kreittmayr, Obermayr, der geheime Rath von Lori u. a. aus dieser räthselhaften Antwort, daß etwas vorgefallen sein müsse, was ihnen allen unbekannt geblieben war; und weil sie ihr Vaterland so überaus liebten, versuchten sie, bei des Regenten nächsten Verwandten Rettung zu finden und hinter das Geheimnis zu kommen. Sie baten Karl Theodors Schwägerin, die Herzogin Maria Anna, um ihre Vermittlung bei dem Landesherrn. Diese ging sogleich zum Kurfürsten und ersuchte ihn flehentlich, Bayerns Zerstückelung um keinen Preis zuzugeben. Ihr nun entdeckte derselbe den traurigen Sachverhalt: über Bayerns Loos wäre bereits entschieden, mit Oesterreich sei am 3. Januar ein Staatsvertrag abgeschlossen worden, in welchem er (Karl Theodor) dessen Ansprüche als gültig anerkenne.

Eine solche Nachricht brachte Maria Anna den auf sie wartenden Staatsmännern aus der Audienz zurück! Die Patrioten, welche bereits ahnten, daß etwas dergleichen geschehen sei, erschraken zwar, als die Ahnung sich in Gewißheit verwandelte, indessen verzweifelten sie nicht an der Zukunft des Vaterlands; nur müsse die Fürstin mithelfen, sprachen sie, von ihr hänge jetzt die Rettung Bayerns ab. Sogleich rief sie ihre Sekretäre André (zugleich ihr Kammerzahlmeister und langjähriger Vertrauter) und dessen Neffen, den jungen Utzschneider, herbei. Man kam überein, zwei Briefe abzusenden, einen nach Zweibrücken an den voraussichtlichen Regierungsnachfolger Herzog Karl, den andern an König Friedrich II. nach Berlin. Dem Herzog Karl schrieb Maria Anna, er möge, als künftiger Erbe Bayerns, ja den schmählichen Vergleich nicht unterzeichnen,

welchen der Kurfürst von Pfalzbayern mit Oesterreich abgeschlossen habe, er sei ungerecht und führe zu nichts Gutem; — den König von Preußen, ihren Freund, bat sie, er möge in einer trostlosen, auch für Deutschlands Freiheit höchst gefährlichen Sache schleunig Beistand leisten, er allein wäre der Fürst, welcher hier helfen und Bayerns Selbständigkeit wider Oesterreichs Uebermacht retten könne.

Der Herzog Karl von Zweibrücken, welcher von jenem Vertrag noch keine Kenntnis hatte, war sehr erstaunt, daß man ohne sein Wissen und gegen seinen Willen über eine Angelegenheit, worin er so nahe betheiligt sei, irgend etwas habe vereinbaren können. Er gab der Herzogin günstige Antwort; beim Kurfürsten aber beschwerte er sich, daß man in dieser wichtigen Sache ohne ihn unterhandelte. Karl Theodor schrieb zurück, suchte das Versäumnis mit Oesterreichs ungestümem Drängen zu entschuldigen und lud den Herzog ein, nach München zu kommen.

Hoch erfreut über Maria Annas Hilferuf zeigte sich Friedrich der Große. Ihn verdroß es ungemein, daß Oesterreich einen Staat des deutschen Reichs angegriffen, dessen Unversehrtheit er, sowie jeder andre Reichsstand, gewährleistet hatte; noch vor dem Eintreffen der Zuschrift Maria Annas war deshalb von ihm ein Botschafter, der Graf Eustach von Görtz, heimlich nach Bayern geschickt worden, um dort auszukundschaften, was es denn eigentlich mit diesem sonderbaren Verhalten des Kurfürsten für eine Bewandtnis habe. Görtz kam am 6. Februar 1778 gegen Abend in München an und wurde sogleich von André in das vor dem Neuhauserthor gelegene Gartenpalais der Herzogin geführt, wo der Graf unter Tags verborgen bleiben sollte. Er bewohnte dort die Zimmer, welche gegenwärtig die Räume des Kadettenkorps-Kommandeurs sind. Noch spät am Abende des 6. stellte sich Görtz in der Herzog-Max-Burg Maria Anna und dem Herzog Karl vor und hatte dann am 7. Februar in einem Gemache des Dachgeschosses jenes Schlosses eine bis tief in die Nacht währende geheime Konferenz mit Herzog Karls Ministern, von Hofenfels und von Esebeck, die entscheidend für den Bestand des bayerischen Staats war. Am ersten Abend wies der Graf seine Vollmacht vor und erklärte dem Herzog, was sein König ihm befohlen, nämlich, wenn der Herzog standhaft bleibe und die Zustimmung zur Abtretungsakte verweigere, Friedrich II. seine ganze Macht aufbieten werde, um Bayerns, seines einstigen Erbes, Zerreißung zu verhindern. Herzog Karl versprach, was man von ihm forderte. Nun wurden den nächsten Abend die Verabredungen über den Gang getroffen, welchen die diplomatischen Geschäfte zu nehmen hätten. Gemäß denselben sollte der Herzog den von ihm verlangten Beitritt nicht nur ablehnen, sondern in einem öffentlichen Aktenstück erklären, daß er nicht zustimme, und diese Weigerung an den münchener und wiener Hof, sowie an den Reichstag nach Regensburg senden; den König von Preußen aber habe der Herzog zur Gewährleistung der Hausverträge aufzurufen, welche innerhalb der letzten Jahrzehnte zwischen Kurbayern und Kurpfalz errichtet worden seien. Zu gleicher Zeit sollte sich Herzog Karl an Frankreich mit der Bitte wenden, diese Macht wolle ihn in seinen Gerechtsamen gegen die Angriffe des Hauses Habsburg-Lothringen schützen. Damit endete die Unterredung. Niemand, weder in München noch in Wien, ahnte das mindeste von dem, was in der Herzog-Max-Burg vor sich gegangen, und wenn es der Graf Görtz nicht durch eine Druckschrift bekannt gemacht hätte, es würde wohl nur unvollständig ans Tageslicht gekommen sein, was damals eine Frau, ausgezeichnet durch feinen und gebildeten Verstand, edle Gesinnung und warme Vaterlandsliebe, für Bayerns politische Erhaltung that.

Als wenige Tage später der österreichische Gesandte, Freiherr von Lehrbach, bei dem Herzog Karl auffuhr und ihm namens der Kaiserin Maria Theresia den Orden des goldnen Vließes überreichen wollte, lehnte derselbe eine Auszeichnung ab, deren er noch nicht würdig sei. Erschrocken berichtete Lehrbach dem Kurfürsten diesen Zwischenfall. Beide drangen nun mit Bitten, mit Versprechungen und am Ende mit Drohungen in den Herzog; man verhieß ihm, alle Schulden, die auf dem Herzogthum Zweibrücken und seinen böhmischen Gütern hafteten, zu bezahlen und die Grafschaft Falkenstein zu schenken, wenn er seine Zustimmung geben wolle. Doch Herzog Karl schwieg und reiste nach Zweibrücken ab, wohin ihm Graf Görtz am 12. Februar folgte und nun dort öffentlich als preußischer Gesandter auftrat.

Voll der Anerkennung für Maria Annas Thätigkeit und Umsicht schrieb ihr Friedrich II. am 13. Februar: „Ach, warum sind Sie nicht Kurfürst! Wir würden dann nicht diese schmählichen Vorfälle erlebt haben, über welche jeder gute Deutsche bis in den Grund seines Herzens erröthen muß. Jedenfalls verdankt es Bayern Eurer Hoheit, wenn das Uebel noch so viel als möglich verhütet wird. Vorausgesetzt, daß der Herzog festhält, verzweifle ich an nichts und hoffe es als eine Wirkung der göttlichen Gerechtigkeit, daß die Urheber dieser Unruhen den Schaden davon tragen werden.“ Hierauf erwidert die Herzogin: „Wenn ich Kurfürst wäre, wie Eure Majestät es mir wünschen, hätten Sie an mir eine recht treue Verbündete, die für Ihre Interessen kämpfen würde; aber leider bin ich nur ein Weib!“

Sobald der Herzog Karl die Verweigerung seines Beitritts und den Vorbehalt aller seiner Rechte dem münchener und wiener Hof, ebenso dem Reichstage zu Regensburg angezeigt hatte (16. März 1778), forderte der König von Preußen Oesterreich auf, Bayern zu räumen, und als nach vier Wochen lang dauernden Verhandlungen dieses nicht geschah, gab er am 10. April den Besatzungen von Berlin und Potsdam Befehl zum Aufbruch nach Schlesien.

Die Friedrichs II. bewaffnetes Einschreiten für Bayern mit Ungeduld erwartende Herzogin ward nun von wirklich kriegerischem Geiste beseelt, bot dem König 20 000 „junge Bären“ (Bayern) an, und wollte sogar deren Führung übernehmen. „Es wäre in der That schön“ — schreibt sie am 30. April an Görtz — „eine alternde Frau an der Spitze von Kriegern zu sehen! Ich möchte die Geister meiner Ahnen herbei rufen, um das Vaterland zu retten, so empört fühle ich mich; es gibt selbst Augenblicke, wo ich ehrgeizige Wünsche hege und bedauere, daß ich nicht Kurfürst bin.“ Sicher wäre Maria Anna Friedrich II. eine beherzte Kriegsgefährtin gewesen. Bewies doch mehr als eine wittelsbachische Fürstin, bis auf die neuesten Tage herab, inmitten von Kriegsgefahren männlichen Muth. Noch in den letzten Monaten des Feldzugs wollte die Herzogin für den König in Bayern heimlich ein Freikorps werben, was jedoch dieser wie seine Minister im Hinblick auf die beständig von österreichischer Seite unternommnen Ausgleichsversuche als zu gefährlich und störend ablehnten.

An der Spitze von 81 Bataillonen Infanterie und 123 Eskadronen Kavallerie rückte am 5. Juli der bereits graue Held auf die ihm wohlbekannten Schlachtfelder Böhmens vor, in deren Nähe sich Oesterreicher und Preußen achtundachtzig Jahre später abermals begegnen sollten. Den bayerischen Erbfolgekrieg endigten, wie bekannt, keine Schlachten, sondern langwierige diplomatische Verhandlungen, da Friedrich zuletzt mehrere europäische Mächte gegen Oesterreichs Vergrößerungssucht aufzuregen wußte. Maria Theresia gab nach und begnügte sich mit einem kleinern Theil dessen, was sie angesprochen, dem Gebiete, welches Bayern jenseits der Salzach und des Inns besaß. So verlor das Kurfürsten-

thum, wie man heute geschichtlich nachweisen kann, bloß durch das Recht des Stärkern, eine schöne Provinz, das sogenannte Innviertel; die Erhaltung des übrigen verdankt Bayern dem Auftreten Friedrichs II., dem Patriotismus einer hochgesinnten Wittelsbacherin, dem durch sie gekräftigten Willen des zweibrücker Herzogs und den klugen Anstrengungen edler Männer, deren Opfermuth die Vorsehung segnete. Unter ihnen leuchten außer den schon genannten Personen noch der bayerische Reichstagsgesandte Freiherr von Leyden und der gelehrte Benediktiner und Akademiker Kennedy hervor. Ohne die Bemühungen dieser Patrioten wäre vielleicht heute ganz Bayern eine österreichische Provinz.

Wir haben oben gehört, wie der Herzogin Fürsorge für ausreichende Bedürfnisse der Soldaten sich in energischer Weise offenbarte. Ihr klarer, praktischer Verstand erkannte die Nothwendigkeit eines gut ausgerüsteten, allzeit schlagfertigen Heeres in einer Zeit, wo ringsum alles bis an die Zähne gewappnet stand; in der Armee sah sie mit vollem Rechte den ausgiebigsten Faktor für des Landes Macht und Selbständigkeit. Aber Maria Anna begriff auch, wie wesentlich es sei, daß die Truppen gute Führer besäßen, deren Ersatz gesichert wäre. In dieser Richtung zu wirken, sollte ihrer Opferwilligkeit nun vergönnt sein. Die unter dem Namen „Kadettenkorps“ seit 1. Juli 1756 bestehende Bildungsanstalt für Offiziere wurde nämlich von dem mit Karl Theodors Regierungsantritt von Mannheim nach München berufnen Generallieutenant Freiherrn von Belderbusch für überflüssig erklärt und sollte infolge dessen gemäß Erlaß vom 29. Mai 1778 aufgelöst werden, nachdem sie während ihres zweiundzwanzigjährigen Bestehns eine große Anzahl von Männern herangezogen hatte, deren verdienstvolles Wirken sich theilweise bis in das 19. Jahrhundert erstreckte. Schon die im siebenjährigen Kriege das bayerische Truppenkorps befehligenden Generale rühmten die guten Dienste, welche die im Kadettenkorps zu München unterrichteten Zöglinge als Feldingenieure leisteten. Eben war die Ausführung des Aufhebungsbefehls in der ersten Hälfte des Juli begonnen, als sich der Ingenieur-Oberst Chevalier d'Ancillon, seit dem 26. September 1775 Kommandant des Kadettenkorps, voll Schmerz an die Herzogin wandte. Er schilderte ihr besonders in beredten Worten das Schicksal, welches durch das Aufhören des ihm untergebnen Instituts so vielen bisher dort versorgten Waisen und Kindern dürftiger Eltern bevorstände. „Sei er unbekümmert, lieber Oberst“, entgegnete die herrliche Frau, „ich werde mir's von meinem Schwager zur Gnade ausbitten, daß ich Mutter dieser Verlassnen sein darf.“ Statt einer Bittschrift fertigte Ancillon rasch eine Zeichnung, die Herzogin vorstellend, wie sie die zu ihr Zuflucht nehmenden Eleven mit ihrem Mantel schützend umfängt. Begleitet von dieser Zeichnung, erschien die Herzogin beim Kurfürsten ihn bittend, das in der That sein zu dürfen, was sie hier nur im Bilde vorstelle. Karl Theodor, welcher ihre Bitten für Erhaltung der ursprünglichen Anstalt bereits entschieden zurückgewiesen hatte, gewährte, von der Art und Weise, wie das Gesuch jetzt vorgetragen ward, gerührt, das Verlangen der Fürstin; alles, Gebäude, Einrichtung, Kommandant und Lehrer sammt Eleven wurden ihrer freien Verfügung überlassen. Als „herzoglich marianische Landesakademie“ nahm dann seit 14. Juli die Anstalt ihren ungestörten Fortgang, für welche die Herzogin aus ihrem jährlichen Einkommen 6—8000 fl. verwendete. Elf Jahre lang, bis zum November 1789, ward mit diesen für die damalige Zeit bedeutenden Geldopfern das Institut unterhalten; in einem Briefe an André aus Landshut vom 10. November 1788 sagt Maria Anna selbst: „Ich gestehe Ihnen, mein lieber Freund, daß ich durch die Vermehrung der Ausgaben, welche mir meine theuern Kinder verursachen (d. h. die Kadetten), etwas in Geldverlegenheit bin.“ Der

Dichter des Festspiels bei Gelegenheit des hundertjährigen Jubiläums des Kadettenkorps am 1. Juli 1856 hat diese folgenreiche That der Herzogin schön verwerthet, indem er Bavaria sprechen läßt:

„Der neue Herrscher zog vom Rheine her,
und in die Zukunft blickt' ich sorgenvoll;
denn anders wurde manches, als es war.
Auch meine Kriegerschule war bedroht;
sie solle enden hieß es. Doch mit Muth,
mit warmem Wort, vor Karl Theodor
trat jene hohe Frau, die zum Altar
einst Herzog Klemens führte, die im Streit,
im unheilvollen, sich ein bayrisch Herz
bewahrte und des Lands Zerstückelung
mit festem Sinn erfolgreich abgewehrt —
Maria Anna — Preis ihr! — trat vor ihn.
Sie wies ein Bild ihm, ein Gemälde vor;
sie selber war's, die Tochter Wittelsbachs,
die unter ihres Mantels Faltenschutz
der Kriegerschule Pflegbefohlne nahm.
Verwaister Knaben hilfsbedürftige Schar.
Der Kurfürst stand gerührt und sagte zu.
Gerettet war die Anstalt und sie trug
noch lang den Namen jener edlen Frau,
die einer Mutter gleich für sie gesorgt,
elf Jahre lang zum Dank des Vaterlands
sie ganz allein mit Opfern aufrecht hielt.
Ihr Angedenken will ich heut' erneu'n
zuerst vor allen, wie sie es verdient!"

Durch diese Bewahrung der Anstalt vor gänzlichem Untergang ward sie nicht nur eine Pflanzschule vieler sich später im Heere wie im Civildienste auszeichnender Männer, sondern auch kommenden Tagen erhalten, indem der geistvolle General Graf Rumford den Kurfürsten zu einem Befehl vom 23. September 1789 veranlaßte, nach welchem die marianische Landesakademie und die Hauptkriegsschule zu Mannheim in eine Militär-Akademie zu München verschmolzen werden sollten. Seit dem 19. Januar 1805 wieder seine ursprüngliche Benennung führend, blüht das Kadettenkorps heute noch, wenn auch mehrmals eingreifend umgestaltet und neben andern Militärbildungsanstalten, welche sich seit etwa 25 Jahren einer so außerordentlichen Sorgfalt erfreuen. Bis 1858 ging ein großer Theil des bayerischen Offizierkorps nur aus dem Kadettenkorps hervor. Wie viele aber von dessen ehemaligen Zöglingen, theilweise noch im Jünglingsalter, seit 123 Jahren auf den Schlachtfeldern ihr Leben ließen, zeigt eine im Speisesaale der Anstalt angebrachte Gedenktafel.

Einem kochenden, gährenden Strudel gleich bewegten mehr als ein Menschenalter vor dem Ausbruche der französischen Revolution die sonderbarsten Gedanken und Ansichten über Politik, Völkerleben und Menschenrechte die civilisierte Welt; eine der merkwürdigsten Erscheinungen jener Epoche bleibt der in Bayern seit 1. Mai 1776 gegründete Orden der Illuminaten, d. h. der Erleuchteten. Die Geschichte hat über diese geheime Verbindung — Jesuitismus in neuer Auflage — der anfänglich eine Reihe trefflicher Menschen und ausgezeichneter Köpfe, zuletzt aber auch sehr viel Gesindel angehörte, längst ein verwerfendes Urtheil ausgesprochen. Es besteht ferner kaum mehr ein Zweifel, daß Oesterreich zur Verwirklichung seiner noch immer nicht vergessnen Anschläge auf Bayern sich des Ordens bediente, der zunächst die Patriotenpartei in München, die Herzogin Maria Anna an der Spitze, ausspionieren sollte. Nicht „um seine Ergebenheit zu prüfen", wie allenthalben zu lesen ist, forderte der Orden von dem ihm

jedenfalls nicht ohne Wissen seiner Gebieterin angehörenden Sekretär Utzschneider, die Aushändigung der Briefe, welche König Friedrich II. und dessen Minister Graf von Herzberg an Maria Anna gerichtet hatten. Dem Orden waren ausreichende Andeutungen über den Inhalt jener Korrespondenz zugegangen, und deshalb trachtete er, ihrer habhaft zu werden. Noch im Jahre 1778 gedachte die Herzogin die Illuminaten als Mittel für ihre patriotischen Zwecke zu benützen. Mit ihrer Genehmigung waren fast sämmtliche Professoren der von ihr unterhaltnen Akademie der Verbindung beigetreten. Aber die anfänglichen Hoffnungen der Fürstin, durch die geheime Gesellschaft für ihre Pläne wirken zu können, wichen bald der Ueberzeugung, daß mit einer ohne bestimmtes Ziel, ohne einheitliche Leitung zusammengewürfelten Handvoll Leute, welcher alles eher, denn das Wohl Bayerns am Herzen lag, nichts Zweckdienliches auszurichten sei. Aus den seit einigen Jahren veröffentlichten Berichten des österreichischen Gesandten am münchener Hofe, Freiherrn von Lehrbach, wissen wir jetzt bestimmt, daß die Pläne, unser Land gegen ein zu schaffendes „Königreich Burgund" einzutauschen, mindestens bis zum 21. März 1780 zurückgehn, und Karl Theodor damals wie später stets den Vorschlägen Wiens beitrat. Als nun die Illuminaten sich von Oesterreich zu jenen Umtrieben gebrauchen ließen, kehrte sich die Herzogin, durch Vermittlung ihres königlichen Freunds in Berlin genau und rechtzeitig von allem, insbesondre der Betheiligung des Ordens im österreichischen Interesse, unterrichtet (25. Januar 1785) zu einem vernichtenden Schlage gegen letztern. Ihr Sekretär erklärte auf die ihm gestellte Zumuthung, Briefe aus der Schreibmappe seiner Herrin an den Orden auszuliefern, seinen Austritt und legte der Herzogin auf Verlangen eine Namenliste der Gesellschaftsmitglieder vor. Diese erhielt durch Maria Anna der Kurfürst, welchem Utzschneider überdies in einer dreistündigen Audienz die höchst staats- und religionsfeindlichen Absichten des Geheimbunds erläuterte. Gleiche Schritte thaten, ob mit oder ohne Veranlassung höhrerseits, die Professoren der herzoglichen Akademie. Damit waren der Staatsgewalt genügende Waffen zur gewaltsamen Unterdrückung des Ordens geliefert, die denn auch rasch vollzogen wurde (2. März und 16. August 1785). Nur von rein patriotischen Erwägungen geleitet, war die Herzogin bei diesem an sich unerfreulichen Handel in Thätigkeit getreten.

Aber noch einmal sollte die erlauchte Frau für ihr geliebtes Land mit Aufgebot aller Kräfte einstehn. Das erwähnte Austauschprojekt hatte zu Anfang 1785 bestimmte Formulierung erhalten, obwohl Karl Theodor am 13. Februar, eine Vorstellung der Haupt- und Residenzstadt verbescheidend, alle bezüglichen Gerüchte in Abrede stellte. Mag auch die Standhaftigkeit des Herzogs Karl von Zweibrücken in den ersten Tagen des Januar gegenüber dem Auftreten des russischen Gesandten Romanzow in dem Gedanken an das schöne Erbland ihren Grund gehabt haben, und stiftete Friedrich II. den Fürstenbund für Bayerns Erhaltung (23. Juli 1785) zunächst wohl in eignem Interesse: es ist doch zweifellos, daß Maria Anna die Entschlüsse des erstern gekräftigt und den Beistand des letztern nachgesucht hat. Freilich läßt sich aus ihrem Briefe an den König vom 14. März 1785 erkennen, wie sie unter den zunehmenden Jahren zu ermüden beginnt. „Majestät ich bin betagt", schreibt die Fürstin, „und meine Sorge, alles zu überwachen, reicht nicht mehr hin, sämmtliche Schritte und Schlingen zu entdecken, die hier vorkommen; theils entfernt mich mein zurückgezognes Leben von ihnen, theils sucht man sie mir sorgfältig zu verbergen. Um diese Schleichwege aufzuspüren, wäre mir ein Vertrauensmann Eurer Majestät nöthig."

Zwanzig Jahre nachdem ihr der Gemahl in die Ewigkeit vorangegangen war, machte eine kurze Krankheit dem reichbewegten Leben der Herzogin Maria Anna ein Ende, welches einer ihrer Biographen treffend in folgendem Urtheil zusammenfaßt: „Seit ihrem Eintritt in das Land, dessen Fürstenhause sie durch Abstammung angehörte und durch Heirat noch enger verbunden ward, bis zu ihrem letzten Athemzuge widmete sie ihr Dasein der Größe und dem Wohle des geliebten Vaterlands. Sie kannte keine selbstsüchtigen Rücksichten, hatte keinen Kindern ein Erbe zu wahren, trug keine Krone, deren Bewahrung ihr obgelegen hätte — sie betrachtete alle Bayern als ihre Kinder. Ein aus wahrhafter Charaktergröße und dem hochherzigsten Rechtsgefühle stammender Patriotismus bildeten die edelsten Perlen ihres Fürstendiadems, zeigten ihr die so muthig betretne Bahn. Möge ihr Name nie, so lange bayerische Herzen schlagen, dem Gedächtnisse entschwinden! Ihr kühnes Handeln in Tagen der Gefahr, ihre Opferwilligkeit und Liebe zum Lande bleibe für alle Zeit anzustrebendes Muster und leuchtendes Vorbild!"

24. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Ferdinand Schmidt.

1. Die Schlacht bei Wartenburg.

Oesterreich hatte sich zwar den Verbündeten angeschlossen, jedoch nur bedingungsweise. Erst als durch preußische Kraft einzelne Armeen Napoleons vernichtet worden waren, erfolgte der Anschluß (am 9. September zu Teplitz) förmlich und öffentlich.

Napoleons Lage ward indes mit jedem Tage düstrer. Zweimal brach er gegen das böhmische Heer, zweimal gegen das schlesische Heer auf. Hier wie dort wich man einer Schlacht aus, und er mußte jedesmal unverrichteter Sache wieder in sein kleines, ausgezehrtes Gebiet zwischen Berggieshübel, Bautzen und Torgau zurückgehn.

Während in dieser Weise Napoleon nutzlose Stöße ins Leere führte, die nur dazu dienten, sein Heer zu ermüden und zu schwächen, wurde ihm von Freikorps, die in seinem Rücken umherschwärmten, alle Verbindung mit Frankreich abgeschnitten. Von Tschernischef ward der König Hieronymus aus Cassel verjagt; Tettenborn bemächtigte sich Bremens, Marwitz mit preußischer Landwehr-Kavallerie Braunschweigs; Fabeky nahm mit achtzig Mann über fünfhundert Franzosen in Querfurt gefangen. So diente auch der kleine Krieg bis in den Oktober hinein dazu, das Heer Napoleons zu schwächen.

Aber dieser kleine Krieg genügte den preußischen Helden von Großbeeren, Dennewitz, Hagelsberg, Culm nicht; sie wünschten — keiner mehr als der feurige Heldengreis Blücher — ungesäumt ein allgemeines Vorrücken der drei großen Heere gegen den verhaßten Feind, der das Vaterland nun so lange schon an Gut, Blut und Ehre beraubt hatte. Noch zögerte man im Hauptquartier; der Gedanke, mit dem großen Schlachtenlenker, der bisher aus allen Kämpfen als Sieger hervorgegangen war, den Entscheidungskampf auf Tod und Leben zu wagen, ließ trotz der feurigen Mahnungen Steins, des Blüchers im Rathe, kräftige Entschlüsse nicht aufkommen. Endlich erwirkte Stein, mit dem Blücher fortgesetzt in Verhandlungen stand, daß diesem von dem Monarchen gestattet ward, eine entscheidende Vorwärtsbewegung zu machen. Nach dem nun von Blücher und Schwarzenberg verabredeten Plan sollte Blücher, während Schwarzenberg die unter Bennigsen heranrückende Reserve von 70 000 Mann an sich

zog, gegen Norden aufbrechen, den zögernden Bernadotte mit sich fortreißen, über die Elbe gehn und sich dem französischen Heer in den Rücken werfen. Als Blücher bei dem Dorfe Wartenburg die Elbe überschreiten wollte, fand er den Uebergang besetzt und den Feind — 20 000 Mann unter Bertrand — in außerordentlich fester Stellung. Bertrand hielt die Stellung für uneinnehmbar und hoffte, den Preußen, wenn sie den Fluß überschritten, das Schicksal der Franzosen an der Katzbach zu bereiten. Der Heldenschar Yorks war es beschieden, der schlesischen Armee den Uebergang zu erzwingen. York griff den Feind am 3. Oktober an. In dem fünfstündigen Kampfe erwarb sich der General Horn den Preis der Tapferkeit. Er, der fünfzig und einige Jahre alte, aber noch in voller Manneskraft stehende, hochgewachsne, schlanke Held rief in dem Augenblicke der höchsten Gefahr: „Ein Schurke, wer noch einen Schuß thut. Gewehr zur Attacke rechts! Marsch!" Unter dem Dröhnen des Sturmmarsches und unter Hurrahruf stürmen die tapfern Landwehrmänner vor. Horns Pferd stürzt. Da ist's, als ob der Geist des alten Dessauers, des Helden von Turin, über ihn komme. Er ergreift das Gewehr eines Gefallnen; Führer und gemeiner Soldat zugleich, stürmt er der Heldenschar voran, deren Reihen fortgesetzt durch Kartätschensalven gelichtet werden. Der Sumpf wird durchwatet, ein befestigter Damm nach dem andern dem Feinde im Sturmkampfe genommen. Der Feind flieht, tausend Mann und dreizehn Kanonen fallen in die Hände der Sieger. Horns Heldenthat nöthigt dem wortkargen York den Ruf ab: „Gegen Horn ist Bayard nur ein Lump gewesen!" Einige Landwehr-Regimenter aus der Brigade Horn, die hier zum ersten Male im Feuer gewesen waren, hatten mit so ausgezeichneter Tapferkeit gekämpft, daß York, der früher ein eifriger Gegner Scharnhorsts gewesen war, ausrief: „Den besten Grenadieren soll man von jetzt an die Landwehren an die Seite setzen!" Der Ruhm des Tages gebührte dem zweiten Bataillon des Leibregiments. Als dasselbe nach der Schlacht an York vorüberzog, entblößte er sein Haupt.

Zweier Vorgänge möge hier Erwähnung gethan werden, die da zeigen, in welchem Geiste der Krieg von Seiten der Verbündeten geführt ward. Nachdem die Franzosen auch aus dem Kirchhofe des Dorfes Wartenburg, den sie zuletzt noch gehalten hatten, hinausgetrieben worden waren, drangen die Landwehrmänner massenweise in die offenstehende Kirche. Der Pfarrer des Orts, eine Beraubung der Kirche fürchtend, eilt zum Prinzen Karl von Mecklenburg und bittet um eine Schutzwache. Sogleich geht dieser mit ihm. Nahe der Kirche vernehmen sie Orgelklang. Indem sie eintreten, schallt ihnen das Lied: „Nun danket alle Gott!" entgegen, und sie sehen die Krieger mit gefalteten Händen in den Bänken, in den Gängen und vor dem Altare theils sitzen, theils knien.

Blücher nahm sein Hauptquartier in dem gräflichen Schlosse, dessen Fenster und Wände vielfach Kugelspuren trugen. Bei dem Mahl am Abend wurde der in dem Kriege heimgegangenen Mitkämpfer, namentlich Scharnhorsts gedacht, und aller Anwesenden bemächtigte sich eine feierliche Stimmung. Unter den Tischgenossen befand sich der Sohn jenes Helden, der jugendliche Lieutenant Scharnhorst. Ihn rief Blücher zu sich heran, ergriff seine Hand und sprach: „Blicke herab, verklärter Geist unsers Scharnhorst und vernimm es, wie wir alle in die Hand deines Sohns geloben, dir nachzueifern in Wort und That, bis daß wir das deutsche Vaterland von den Feinden und Unterdrückern befreit und den preußischen Namen wieder zu Ehren gebracht haben!"

Vorgänge solcher Art waren in dem Heere Napoleons unmöglich; dort ward nur gekämpft für den Ruhm eines Eroberers und für Söldnerehre.

Der Uebergang des schlesischen Heers über die Elbe bewirkte, daß auch Bernadotte, wollte er anders nicht offenbar als Verräther erscheinen, sich gezwungen sah, nachzufolgen. Er überschritt die Elbe bei Dessau. Blücher ging gegen die Mulde vor, zog Bernadotte unerbittlich nach sich, und die Vereinigung beider Heere fand bei Düben statt.

Während dieser Zeit — zwischen dem 3. und 14. Oktober — ging Schwarzenberg mit dem Hauptheer über das Erzgebirge und drang in Sachsen ein. Da nun Napoleon erkannte, daß es in der Absicht seiner Gegner lag, sich hinter seinem Rücken zu vereinigen, um ihm die Straße nach dem Rhein zu sperren, zog er — in der Absicht, dies zu verhindern — mit seiner Heersmacht in die Gegend von Leipzig. Sein Glaube an sich, als „den Herrn des Fatums", war dahin; düster, wie er, blickten die Seinen darein, nur noch von dem Wunsche beseelt, im unvermeidlichen Kampfe die Ehre zu retten und den Rhein zu gewinnen.

2. Der Vorabend der Völkerschlacht bei Leipzig.

Am Abend des 15. Oktober stiegen aus Schwarzenbergs Hauptquartier bei Pegau drei weiße Raketen zum dunklen Himmel empor; bald darauf erhoben sich aus Blüchers Hauptquartier bei Halle drei rothe Raketen: es war dies das Zeichen, daß der Feind am nächsten Tage — 16. Oktober — mit vereinter Kraft angegriffen werden sollte.

Von Schwarzenberg war folgender Aufruf an die Heere der Verbündeten erlassen worden: „Die wichtigste Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen, wackre Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt! Bereitet euch zum Kampfe! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem Kampfe vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde enger und fester geknüpft. Russen, Preußen, Oesterreicher! Ihr kämpft für eine Sache, kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit eurer Söhne, für die Unsterblichkeit eurer Namen. Alle für einen! Jeder für alle! Mit diesem erhabnen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist euer!"

Mit Ausnahme der Türken waren in der Völkerschlacht bei Leipzig alle Völker vom Nordkap und Ural bis zur Meerenge von Gibraltar vertreten. Die sich bekämpfenden Heere wurden von großen Feldherren geführt. Als Theilnehmer oder als Zeugen des Entscheidungskampfs waren zugegen: drei Kaiser — Franz, Alexander und Napoleon; drei Könige — Friedrich Wilhelm, Friedrich August von Sachsen, und Murat, König von Neapel; und zwei Thronfolger — Friedrich Wilhelm und Bernadotte. Für die Völker, die gegen Napoleon kämpften, stand in Frage: Recht oder Gewalt — Ehre oder Schande — Freiheit oder Knechtschaft — die Möglichkeit eigenartiger Entwicklung oder der Fluch, unter der gewaltsamen Einwirkung fremden Wesens im innersten Kern aufgelöst, vernichtet zu werden.

Am ersten Schlachtentage betrug die Stärke der Truppen auf jeder Seite etwa 190 000 Mann; mit dem Erscheinen Bernadottes und Bennigsens am folgenden Tage brachten es die Verbündeten zu einer den Feind erdrückenden Ueberlegenheit. Es muß aber von vornherein betont werden, daß die eigentliche Entscheidung der Schlacht auf den ersten Tag — den 16. Oktober — fällt, demnach in eine Zeit, in der von einer Uebermacht der Verbündeten nicht geredet werden kann. Bringt man außerdem noch die Vielköpfigkeit der Leitung des verbündeten Heers, gegenüber der einheitlichen, kräftigen und genialen Führung des französischen Heers, in Anschlag, so muß man bekennen, daß die Sieger von Leipzig sich einen unvergänglichen Heldenlorber erwarben.

3. Der 16. und 17. Oktober.

Kalt, trübe und regnerisch brach der Morgen des 16. Oktober an. Gegen zehn Uhr begann im Süden von Leipzig (bei Wachau) der Angriff des böhmischen Heers mit einer furchtbaren Kanonade, die Napoleon sogleich aus den Batterien der wachauer Höhen kräftig erwidern ließ. Trotz der Feuerschlünde, welche ihnen Tod und Verderben entgegenschleuderten, gingen die Preußen und Russen unter Kleist und dem Prinzen Eugen von Württemberg muthig vor, und es gelang ihnen, die Höhen zu gewinnen.

Während sich hier die Entscheidung bald nach der einen, bald nach der andern Seite neigte, wurden die Franzosen im Westen von Meerveldt und Giulay angegriffen. Das Ziel des Kampfes auf dieser Seite für die Verbündeten war die Ueberschreitung der Pleiße und die Eroberung des Dorfes Lindenau. Die Franzosen setzten den Verbündeten den tapfersten Widerstand entgegen, und nach stundenlangem vergeblichen Ringen erkannte endlich Schwarzenberg, daß es nicht gelingen werde, auf dieser Seite vorzudringen.

Auch bei Wachau begann der Kampf für die Verbündeten ein zweifelhaftes Ansehen zu gewinnen. Die Gefilde um Wachau hatte sich Napoleon zum Kampfplatz ausersehen. In frühern Schlachten war es seine Art gewesen, gewaltige Massen Fußvolk im entscheidenden Augenblicke zu vereinen und gegen einen Punkt zu werfen, um die feindliche Schlachtreihe zu durchbrechen. Heut sollte der gleiche Zweck durch eine gewaltige Zahl von Geschützen, die hinter Anhöhen verborgen standen, erreicht werden. Plötzlich werden im Angesichte der Verbündeten auf den östlich von Wachau gelegnen Anhöhen dreihundert Geschütze aufgefahren, und es beginnt eine Kanonade, wie sie in Schlachten wohl selten gehört worden ist. Die Erde erbebt, man vernimmt nicht einzelne Schüsse, sondern nur ein einziges, ununterbrochen anhaltendes Donnergebrüll. Einzelne Häuser, die zwischen den Kämpfenden stehn, verschwinden, als ob ein Orkan sie wegwehe; in dem über zwei Stunden entfernten Leipzig erklirrten die Fenster.

Grauenerregend war die Wirkung dieses Feuers. In wenigen Minuten lagen dreiundzwanzig Geschütze Eugens zerschmettert am Boden, um ihn her häuften sich mit jedem Augenblicke die Leichen. Eugen ließ neue Geschütze auffahren, auch sie wurden alsbald von dem eisernen Hagel zertrümmert. Jetzt stürmte französisches Fußvolk herbei; fünfmal verloren und gewannen die Verbündeten Wachau. Eugen wußte, was auf dem Spiele stand. Er hielt mit seinen Tapfern aus; aber immer dringender wünschte er auch, daß die Hilfe kommen möge, nach der ausgesandt war.

Napoleon hoffte mit Sicherheit, daß der beabsichtigte Schlag gelingen werde. Achtzig neue Geschütze wurden aufgefahren, die schadhaften Stücke ersetzt. Zu einem Vertrauten that er die Aeußerung: „Die Welt dreht sich noch um uns!“

Inzwischen waren Hilfstruppen der Verbündeten von der Westseite herbeigerückt. Schwarzenberg nahm mit den Monarchen seinen Standort auf dem südlich von Wachau liegenden Wachtberg. Doch die angerückten Truppen waren durch andauernde Kämpfe und durch einen langen Marsch ermüdet, daher man auf Seiten der Verbündeten sich genöthigt sah, sich auf die Vertheidigung zu beschränken.

Napoleon hatte inzwischen noch einen Stoß der gewaltigsten Art vorbereitet.

Der Donner der Geschütze schweigt, Trompetengeschmetter erhebt sich, und unter dumpfem Getöse und Gerassel jagen zwölftausend Reiter auf die geschwächte Mitte der Verbündeten ein. Da schlug auf Seiten der letztern manchem Braven aus Besorgnis das Herz. Eugen blieb unverzagt; Schwarzenberg zeigte in

diesem Augenblick eine bewunderungswürdige Ruhe. Den Weg, welchen die französischen Reiter zurückzulegen hatten, überblickend, sagte er: „Sie sind athemlos, wenn sie da sein werden; ihre beste Kraft geht verloren." Nachdem er die Monarchen gebeten hatte, sich zurückzuziehen, sprengte er hinab in die Schlachtreihe, um Anordnungen zum Empfange des Feindes zu treffen.

Einzelne kleine Abtheilungen der Verbündeten waren bereits von den französischen Reitern niedergeworfen worden. Nahe am Wachtberge aber hemmen zwei Teiche ihren Weitersturm. Sie stutzen. Da erhebt sich Geschützfeuer der Verbündeten gegen sie. Jetzt sprengt Reiterei von der Seite gegen sie ein. Eugen, der so todesmuthig ausgehalten hat, geht zum Angriff über. Kurze Zeit noch, und es bricht Verwirrung ein in die Reihen der Feinde; sie jagen zurück, der furchtbare Stoß ist abgeschlagen.

Sehen wir nun, was im Norden von Leipzig geschah, wo Blücher mit seinem Heerestheile den Kampf aufgenommen hatte. Seine Anrede an seine Truppen war kurz gewesen. „Wer heut Abend", hatte er leuchtenden Auges gerufen, „nicht todt oder wonnetrunken ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer Hundsfott!" Die Lage und Bauart des von den Franzosen besetzten Dorfes Möckern eignete sich außerordentlich gut zur Vertheidigung. York leitete den Hauptsturm auf das Dorf, aus dem die Angreifenden mit einem verheerenden Feuer aus achtzig Kanonen empfangen wurden. Grauenvoll wüthete der Tod in ihren Reihen. Möckern ward genommen und verloren, viele Häuser gingen in Feuer auf. Auch die Reiterei kämpfte heldenmüthig. Aber die Franzosen erhielten Zuzug, ihre Stellung befestigte sich aufs neue. York sandte zu Blücher und ließ ihm sagen, Gewinn und Verlust ständen für ihn nur noch auf einer Karte. Jetzt führte der General Horn seine Brigade vor. „Kinder", rief er, „wir haben heut einen schönen Tag. Seht, dort stehn die Franzosen, die jahrelang euren Eltern und euch so viel Leides zugefügt haben; heut wollen wir es ihnen vergelten! Wir werden jetzt auf die große Batterie losgehn und sie nehmen. Schießt nicht viel, sondern geht mit dem Bajonett drauf los! murkst sie alle ab, kalt sind sie mir am liebsten. Brigade — Marsch!" Gleichzeitig setzt sich York an die Spitze der Husaren und stürzt sich mit dem Rufe: „Es lebe der König!" auf den Feind. Die Franzosen werden in die Flucht geschlagen, 53 Kanonen und über 200 Gefangne fallen in die Gewalt der Sieger, deren Verlust etwa 7000 Todte und Verwundete beträgt. Der hereinbrechende Abend macht dem Kampf und der Verfolgung ein Ende.

Ueber die unvergleichliche Tapferkeit des York'schen Korps sagte der russische General Langeron: „Dieser unerschrockne General York und seine braven Soldaten hatten sich bereits in allen Gefechten dieses Kriegs mit Ruhm bedeckt; aber, es sei erlaubt zu sagen, sie übertrafen sich selbst in dieser denkwürdigen Schlacht. Man kann den Heldenmuth nicht höher steigern, als jeder General, jeder Offizier und jeder Soldat von diesen tapfern Truppen es that. Sie verdienen an diesem Tage die ewige Anerkenntnis ihres Vaterlands und die Bewunderung aller Militärs." Selbst die alten Generale Napoleons äußerten später, daß sie nur selten einer Tapferkeit begegnet seien, die sich mit jener der Preußen bei Möckern messen könne. Um nicht ihre Stellungen dem Feinde zu verrathen, lagerten die Preußen in der rauhen Oktobernacht auf freiem Felde ohne Wachtfeuer; sie bauten sich Schutzwände von Leichen gegen den kalten Wind auf, während sie, wie es in der Kirche zu Wartenburg geschehen war, das Lied: „Nun danket alle Gott!" anstimmten.

Um dieselbe Zeit und ohne zu ahnen, welche Vortheile die Preußen bei

Möckern erfochten hatten, beschied Napoleon den gefangnen österreichischen General Meerveldt zu sich und trug ihm auf, dem Kaiser Franz Vorschläge zu einem Waffenstillstande zu überbringen. Er begehrte freien Rückzug hinter die Saale, erbot sich, Hannover und die Hansestädte zurückzugeben, sein Verhältnis zu Polen und den Rheinbundsstaaten zu lösen und über Italien, Spanien und Holland mit den Hauptmächten Europas gemeinsam zu beschließen.

Zu einem solchen Entschluß war Napoleon durch den Hinblick auf den Umstand geführt worden, daß — so weit ihm die Ereignisse der Schlacht bekannt geworden waren — er so gut wie keine Vortheile errungen hatte; er mußte sich daher sagen, daß für den folgenden Tag noch weniger zu hoffen sein werde, da ja, wie er wohl wußte, die Verbündeten noch auf einen Zuzug von wenigstens hunderttausend Mann frischer Truppen zu rechnen hatten.

Kaum war Meerveldt von ihm entlassen, so empfing er die üble Kunde von den schweren Verlusten, die sein Heer bei Möckern betroffen hatten. In peinvoller Unruhe verbrachte er die Nacht.

Der nächste Tag (17. Oktober) war ein Sonntag. Düster, wie der bedeckte Himmel, von dem von Zeit zu Zeit Regenschauer niedergossen, war die Stimmung des Kaisers und die seiner Soldaten; unheimliches Schweigen herrschte an den Wachtfeuern.

Die Verbündeten dagegen standen frohen Muths zum Kampfe bereit und hofften von Augenblick zu Augenblick, Napoleon werde ihn aufs neue aufnehmen, indes dieser ungeduldig der Zurückkunft des als Botschafter an Kaiser Franz abgesandten Meerveldt harrte. Stunde auf Stunde verging, Meerveldt kam nicht. So verging der Tag. Die verbündeten Monarchen hatten es zu oft zu ihrem Schaden erfahren, was dem Kaiser der Franzosen Treue und Glauben galten, und deshalb beschlossen, sich auf Verhandlungen mit ihm nicht einzulassen. So mußte denn der Mann, der ein halbes Jahr früher noch der stolzen Zuversicht gewesen war, „mit Europa fertig zu werden“, ja, dessen Pläne sich bis auf Asien hin erstreckt hatten, es sehen, daß man ihn auf seine Friedensvorschläge nicht einmal einer Antwort würdigte! Keine seiner Mienen verrieth die geringste Bewegung in ihm; die Züge seines Angesichts schienen völlig erstarrt zu sein, so daß dasselbe, zumal beim flackernden Scheine des Wachtfeuers, den Eindruck einer Todtenmaske machte; nur aus seinen hastigen, fast krampfhaften Bewegungen war es erkennbar, wie seine Seele in ihrem tiefsten Abgrunde von Groll und Pein durchwühlt ward.

Wie anders leuchtete zu derselben Zeit das Heldenangesicht Blüchers, des kernhaften deutschen Mannes, der unter rauher Schale Schätze barg, Geschmeide köstlicher Art, wie sie in einem deutschen Gemüthe nie herrlicher geleuchtet haben! Er allein unter den Führern auf Seiten der Verbündeten hatte es nicht vermocht, den 17. Oktober ohne Kampf vorübergehn zu lassen. Das französische Fußvolk wurde von ihm aus dem Dorfe Eutritzsch vertrieben, die französische Reiterei unter Arrighi in die Flucht geschlagen und bis dicht an das hallesche Thor vor Leipzig verfolgt, wobei man dem Feinde fünfhundert Gefangne und fünf Kanonen abnahm. Als Blücher sich hiernach anschickte, über die Partha zu gehn, um Leipzig anzugreifen, sprengte ein Adjutant Schwarzenbergs herbei, der ihm die Nachricht brachte, daß der allgemeine Angriff auf den folgenden Tag angesetzt sei und er demnach von einem weitern Kampf für heut abstehn möge.

4. Der 18. Oktober.

Der 18. Oktober, einer der Ehrentage der deutschen Nation, brach an, der Tag, an welchem die letzte große Schlacht gegen den Gewalthaber auf deutscher Erde geschlagen, und durch Ströme Bluts die Schmach gesühnt werden sollte, die durch fremdes und eignes Verschulden über das deutsche Volk gekommen war. Hell ging die Sonne auf an diesem für unser Volk bis in die fernsten Zeiten denkwürdigen Tage, und ihre Strahlen erhöhten die Siegeszuversicht und den freudigen Kampfesmuth vieler tausende, deren Augen ihr Aufsteigen zum letzten Male sehen sollten.

Noch fehlte Bernadotte auf dem Schlachtfelde. Ihm wäre es ein Leichtes gewesen, schon am 16. Oktober mit Blücher zugleich den Kampf gegen die Franzosen aufzunehmen. Wäre dies geschehn, so hätte der Kampf bei Möckern nicht so schwere Opfer erfordert, ja es hätte das edle Blut, das am 18. vergossen werden mußte, vielleicht gespart werden können. Zum englischen Bevollmächtigten, dem Generallieutenant Stewart, der ihm in der Frühe des 16. Oktober mittheilte, daß er ein mahnendes Schreiben an Bernadotte erlassen habe, sagte Blücher, alles schriftliche laufe an Bernadotte wie Wasser ab; er müsse ihm aufs Leder rücken und ihn womöglich beim Kragen nehmen und auf das Schlachtfeld schleppen. Stewart warf sich auf sein Pferd, brachte es aber nicht dazu, Bernadotte zu sprechen. Da schrieb er ihm noch am Abend desselben Tags: „Es ist kein Augenblick zu verlieren; Eure königliche Hoheit haben es mir versprochen. Ich rede jetzt als Soldat, und nur bereuen könnten es Eure königliche Hoheit, wenn Sie jetzt nicht Ihren Marsch begönnen!“ — Darin lag für Bernadotte eine zu deutliche Hinweisung darauf, daß, wenn er seine übernommene Pflicht jetzt nicht erfülle, wahrscheinlicher Weise auch England seine Zusage, für den Anfall Norwegens an Schweden einzutreten, als nicht geschehn betrachten würde. So sah er sich gezwungen, sich zur Theilnahme an dem Kampfe des 18. Oktober bereit zu machen.

Seit dem 17. Oktober befand sich auch Kaiser Franz in der Nähe von Leipzig. Schon in der Frühe des 18. Oktober hatten sich Friedrich Wilhelm und Alexander auf das Schlachtfeld begeben. Um acht Uhr begann die Schlacht; die drei Monarchen nahmen auf dem Galgenberge — ihnen zu Ehren nachmals Monarchenhügel genannt — ihre Stellung, von wo aus sie das Feld des Kampfes übersehen konnten. Napoleon leitete von der hochgelegnen Tabaksmühle die Schlacht.

An dem heutigen Schlachttage waren die Verbündeten dem französischen Heer an Truppenzahl fast um das doppelte überlegen; doch hatte Napoleons Heer eine gute, befestigte Stellung, in der es sich auf das damals noch mit einer Mauer umgebne Leipzig stützte, und Bennigsen schritt erst nachmittags zwei Uhr, Bernadotte gar erst um vier Uhr zum Angriff. Am heißesten ward im Zentrum gestritten. Als auf der östlichen Seite des Schlachtfeldes die Verbündeten den Feind geworfen hatten, befahl Reynier den Sachsen, die während der auf den Waffenstillstand folgenden Kämpfe von 18 000 Mann bis auf eine Brigade von 4166 Mann zusammengeschmolzen waren, noch einmal vorzurücken. Diese tapfern Krieger, längst grollend im Herzen, daß der Soldateneid sie zwang, dem Feinde Deutschlands zu dienen, gingen zu den Verbündeten über, von denen sie mit Jubel gegrüßt wurden. Der Uebergang der Sachsen konnte auf den Ausfall der Schlacht um so weniger wirken, als dieselben, trotz ihres laut ausgesprochnen Wunsches, sogleich gegen die Franzosen geführt zu werden, in die Reserve gewiesen wurden. Den Sachsen folgte eine schwächre Abtheilung

Württemberger unter Normann. — Von französischen Schriftstellern ist freilich hinterher dieser Vorgang benutzt worden, die Niederlage Napoleons zu beschönigen, wobei man sich nicht entblödet hat, die Zahl der übergegangnen sächsischen Truppen bis auf 30 000 zu vergrößern! —

Ueberall, wo nicht Schwarzenberg unmittelbar befehligte, waren indes die Truppen der Verbündeten siegreich vorgedrungen; der Halbkreis, den die Franzosen inne hatten, verengte sich zusehends, und schon war es zu erkennen, daß Napoleon Anordnungen zum Rückzug traf. — Während Schwarzenberg sich auf die Fortsetzung des Kampfes für den nächsten Tag bereit machte, verlangte Blücher 20 000 Mann Reiterei, um den fliehenden Feind auf seinem Rückzuge zu vernichten. Blücher drang mit seiner Ansicht nicht durch, theils weil Schwarzenberg den Sieg noch nicht für gesichert hielt, theils weil er, wie er später gestand, „einen Feind, der noch Kräfte hatte, nicht zur Verzweiflung bringen wollte.“ Wie viel Blut und Thränen wären für die folgende Zeit gespart worden, wenn Blücher an Schwarzenbergs Stelle gestanden hätte! —

Als am 19. Oktober die Herbstsonne den Nebel durchbrach, sahen die Verbündeten das Schlachtfeld von Feinden leer. Unermeßliche Freude durchströmte der Sieger Brust, bei allen Regimentern erhob sich der Klang der Feldmusik. Jetzt rückten Blücher, Bülow, Sacken und Langeron mit ihren Truppen gegen Leipzig vor. Ein königsberger Landwehrbataillon — die tapfern Leute waren seit 36 Stunden auf den Beinen gewesen und hatten in dieser Zeit fast gar keine Nahrung zu sich genommen —, geführt von dem Major Friccius, bahnte sich, mit einem Heldenmuth kämpfend, wie er wohl selten übertroffen worden ist, durch das vormals grimmasche Thor zuerst den Weg in die Stadt. In den Straßen der Stadt war ein so furchtbares Gedränge, daß Napoleon bei seiner Flucht erst, während in den Vorstädten schon gekämpft ward, das Thor erreichte. Zur Vertheidigung Leipzigs ließ er Badener, Hessen-Darmstädter und Polen zurück, ja um die Trümmer seiner Hauptmacht zu retten, befahl er, die Elsterbrücke zu sprengen, was den Tod und die Gefangenschaft vieler tausende seiner Soldaten, die noch zurück waren, zur Folge hatte. Eine große Zahl derselben ertrank in der Elster, unter ihnen der tapfre Polenführer Poniatowski, dessen wilder Hengst sich im Wasser überschlug.

Noch währte der Kampf in einzelnen Stadttheilen, als bereits unter dem Schall kriegerischer Musik und unter dem lauten Zuruf der Bevölkerung Friedrich Wilhelm und Alexander ihren Einzug in Leipzig hielten. Auf dem Marktplatz traf Alexander mit Blücher zusammen und umarmte ihn mit den Worten: „Sie sind Deutschlands Befreier!“ Friedrich Wilhelm dankte ihm gerührt und verlieh ihm die Feldmarschallswürde.

Die Schlachttage, in denen außer den unzählbaren Gewehrschüssen nach mäßiger Berechnung mindestens fünfmalhunderttausend Kanonenschüsse von beiden Seiten abgefeuert wurden, hatten den Verbündeten zwischen 46 und 47 000, den Franzosen 38 000 Mann Todte und Verwundete und letztern außerdem 30 000 Mann Gefangne gekostet. Die Sieger erbeuteten 370 Geschütze, 30 000 Gewehre, 7 Adler, eine große Zahl von Fahnen und gegen tausend Kriegswagen. „Die kaiserliche Größe war zum zweiten Mal, sie war jetzt unrettbar bis auf den Tod getroffen.“

25. Nächtliche Erscheinung zu Speyer.

Wolfgang Müller von Königswinter.

„Wach auf!“ erklingt's in des Schiffers Traum,
„wach auf, du Wächter am Strome!“
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
und zwölfe schlägt es vom Dome;
grosz vor ihm steht einer in dunkelm Gewand;
der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand
halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
beginnt es um ihn zu leben;
viel riesige, hohe Gestalten nahn;
er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid;
wie Nebel durchziehn sie die Dunkelheit;
so steigen sie all in den Nachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
stöszt schweigend und fürchtend vom Lande;
kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn;
bald sind sie am anderen Strande:
„Wir kommen zurück; da find'st du den Lohn.“
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon;
fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert sinnend zurück
durch der Nacht ernstfriedliche Feier;
wo sich die Heimat hebet dem Blick,
das dunkeltürmige Speyer,
sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum;
und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
er hüllet es tief in den Busen.

Und sieh, es ruft ihn die vierte Nacht
als Wächter wieder zum Strome;
wohl hält er schlaflos heute die Wacht —
da schlägt es zwölfe vom Dome.
„Hol über“, ruft es vom anderen Strand,
„hol über!“ — Da stöszt er den Kahn vom Land
in stiller, banger Erwartung.

Und wiederum ist es die düstere Schar,
die schwebend den Nachen besteiget;
der Kahn zieht wieder so wunderbar;
doch jeder der Dunkeln schweiget;
und als sie gelandet zu Speyer am Land,
gibt jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
er aber harret und staunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
und Seiden- und Sammetgebilde;
rasch aber umhüllet sie wieder das Kleid;
wie Nebel durchfliehn sie die Dunkelheit
und schwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
mit sinnend erregtem Gemüthe.
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum
als blendend der Morgen erglühte,
er hält in den Händen das lohnende Geld,
drauf leuchten aus alter Zeit und Welt
viel stolze Kaiserbilder.

Wohl sah er manchen Tag sie an
in forschenden, stillen Gedanken;
da riefen sie drüben um seinen Kahn,
das waren die flüchtigen Franken;
geschlagen war die leipziger Schlacht,
das Vaterland frei von des Fremdlings Macht. —
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

Und löstet ihr, Kaiser, die Grabesnacht
und die ewigen Todesbande
und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
dem geängsteten Vaterlande:
steigt oft noch auf und haltet es frei
von Sünden und Schmach und Tyrannei;
denn noth thut uns das Wachen!

26. Die unechten Fahnen von der Hanauerschlacht.

Friedrich Rückert.

Kaiser Napoleon,
da er dem Rhein zuzog,
und als er war entflohn,
gesiegt zu haben log;
ließ er von dannen
zwanzig Kriegsfahnen
tragen nach Parise
zur Kaiserin Marie Luise.

„Meine Frau Kaiserin,
die Fahnen schick ich euch,
weil ich der Sieger bin!
Sie sind von deutschem Zeug.
Weil ihr, indessen
ich an der Elb bin gesessen,
so gut habt hausgehalten,
sollt ihr zum Dank sie behalten.“

Die Kaisrin sieht sie an,
spricht mit bedächt'gem Muth:
„Ach, mancher deutsche Mann
ließ wohl daran sein Blut!
Doch nein, ach neine,
sie sind ja ganz reine!
Ich seh' es an den Nahten,
die sind nicht von deutschem Faden.

Da sag mir an geschwind:
Wo sind die Fahnen her?
Bin selbst ein deutsches Kind;
was deutsch ist, kenn' ich eh'r.“
„Ach, wenn ihr nicht wollet
zürnen, so sollet
ihr hören alles zusammen,
woher die Fahnen stammen!

Wir waren gar zu schnell
auf unsrem Siegeslauf;
kein deutscher Kriegsgesell
bot uns 'ne Fahn zum Kauf:
da mußten die Sachen
wir uns selber machen;
wir hatten genug am Flicken
und dachten nicht dran, sie zu sticken.

So sind sie unecht zwar,
was dieses anbelangt;
doch wenn so ganz und gar
nach echten euch verlangt,
ich bitt unterthänig,
verzieht nur ein wenig:
die Deutschen werden mit nächsten
selbst hier sein mit den echtsten.“

27. Der Heldentod des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig.[1])

Romulus Heilmann.

Hell leuchtet die Halle
in schimmerndem Glanz;
es woget und wirbelt
der fröhliche Tanz;
und hoch von der Bühne
schallt klingendes Spiel,
beflügelnd und zügelnd
das bunte Gewühl.

Aber wie der Sternenhimmel
draußen einsam, ernst und hehr
stand der Herzog im Getümmel
bunten Jubels um ihn her.
Seiner Heldenbrust
ekelt Spiel und Lust.
An des deutschen Landes Marken
steht der Feind.

---

[1]) Gegen 10 Uhr abends des 15. Juni 1815, als Friedrich Wilhelm gerade im Begriffe war, zu einem Balle, den der Herzog von Richmond in Brüssel gab, zu fahren, ging in dem eine Viertelstunde von Brüssel entfernten Laeken die Ordre ein, daß das braunschweigische Korps bis Tagesanbruch versammelt sein sollte. Sogleich ließ der Herzog die erforderlichen Befehle für die verschiednen Truppenabtheilungen ausfertigen und besuchte alsdann den Ball, um sich von der Lage der Dinge zu unterrichten und sich mit Wellington zu besprechen. Nicht lange litt ihn sein unruhiger Eifer auf dem Balle. Am 16. früh führte er seine Truppen persönlich ins Gefecht, setzte sich kaltblütig der Gefahr aus und war seinen Kriegern während des ganzen Tags ein leuchtendes Vorbild von ausdauernder Tapferkeit. Eben will er gegen 7 Uhr abends den Folgen einer eingerissnen Unordnung vorbeugen, als ihn die tödtliche Kugel trifft. Der Herzog und seine muthige Schar haben durch ihre Standhaftigkeit das schon wankende Gefecht bei Quatrebras wiederhergestellt und so in Verbindung mit den Hannoveranern und Engländern den am 18. nachfolgenden großen Sieg von Waterloo (Belle-Alliance) vorbereitet.

Sinnend durch das Fenster lehnet
er sich in die Nacht hinaus,
und des Festes Rauschen tönet
ihm wie wildes Kampfgebraus.
Horch! Da dröhnt ein Stoß
aus der Ferne Schoß.
Horch! Ein zweiter; jetzt
ohn' Ende Stoß auf Stoß.

Rasch zum Feldherrn [1]) drauf gewendet
mahnt der hocherglühte Held:
„Auf! Der Feind! Die Lust geendet!
Auf! Zum Ernst hinaus ins Feld!“
Doch der Feldherr spricht:
„Lieber, zage nicht!
Unser Bundesheer begrüßet
seinen Herrn.“

Aber Sorg' und Kampflust wogen
in des Herzogs Busen fort.
Wie gebannt im Fensterbogen
horcht er nach des Donners Ort.
Jetzt ergreift es ihn:
„Feldherr, laß mich ziehn!
Laß mich ziehn, zu mächtig dränget
mich das Herz!“

Hell leuchtet die Halle
in schimmerndem Glanz;
es woget und wirbelt
der fröhliche Tanz;
und hoch von der Bühne
schallt klingendes Spiel,
beflügelnd und zügelnd
das bunte Gewühl.

Aber draußen ordnet stille
schon der Herzog seine Schar,
spricht aus tiefster Herzensfülle
von des Vaterlands Gefahr.
Und sein Wort — es fährt
wie ein Flammenschwert
in die Herzen seiner Krieger
tief hinein.

Und geschworen wird's bei allen
Sternen, bei der heil'gen Nacht,
nicht zu weichen, nur zu fallen
vor des stolzen Galliers Macht.
Jeden Zweifels Spur
tilgt der Männerschwur
aus des hochentzückten Herzogs
Heldenbrust.

Und er führt die Seinen schweigend
durch die Mondnacht hell und mild,
horchend auf den Geist, der zeugend
leis ihm sein Geschick enthüllt;
doch sein Busen wallt,
wie der Donner schallt,
freudig stets und drängt nur heißer
ihn zur Schlacht.

Fern dämmert die Halle
im schwindenden Glanz;
doch woget und wirbelt
der fröhliche Tanz;
und hoch von der Bühne
schallt klingendes Spiel,
beflügelnd und zügelnd
das bunte Gewühl.

Endlich ist die Nacht durchschritten
mit der Eile raschem Lauf.
Ihren Nebeln sanft entglitten
schwebt die Sonne jetzt herauf;
und ihr erster Stral
zeigt ein Hünenmal,
überschauend das Gefilde
weit umher.

Und der Fürst von seiner Spitze
sieht der Donnerschlünde Dampf.
Schwert und Auge sprühen Blitze:
„Kinder, auf! Dort ist der Kampf!“
Und wie Windesbraut,
wenn ein Wetter graut,
stürmet hin die Schar — der Führer
stets voran.

Aber ach, wie schnell sie stürmet,
wie das Schlachtgewühl sie sucht —
Leichen überall getürmet,
überall schon wilde Flucht!
Wie ein brausend Meer
wogt der Feind daher:
Herzog flieh! — Umsonst; er stürzet
auf den Feind.

Die Halle des Himmels
hellt sonniger Glanz;
es woget und wirbelt
der tödtliche Tanz;
hinüber, herüber
schallt donnerndes Spiel,
beflügelnd und zügelnd
das wilde Gewühl.

---

[1]) Wellington.

Auf der Straße fliegen Boten,
schnell dem Feldherrn zugesandt:
„Uns empfängt das Reich der Todten,
doch gerettet wird das Land.
Komm nur rasch heran,
eh der letzte Mann
kämpfend sinkt!"

Und die Schar der Reiter stehet
in des Streits gewalt'gem Drang,
wie der Tod auch schrecklich mähet,
bis zum Sonnenuntergang.
Wo des Kampfes Wuth
flammt in höchster Glut,
ist auf hohem Roß der Herzog
stets zu schaun.

Doch das Heldenhäuflein schmelzet
immer mehr des Feinds Geschoß.
Stolz und immer stolzer wälzet
sich heran der wilde Troß.
Feldherr, kommst du bald? —
Ha! Dort wogt und wallt
hoch der Staub; im Zwielicht schreitet
rasch das Heer.

Und der Feind, bestürzt, erbittert,
läßt die Blitze mächt'ger sprühn;
doch das Häuflein unerschüttert
steht im Wetter fest und kühn.
„Rettung ist ersiegt!
Kinder, Dank!" — Da fliegt,
ach, der Tod in des geliebten
Führers Herz!

Die Halle des Himmels
hellt Dämmerungsglanz;
fort woget und wirbelt
der tödtliche Tanz.
Hinüber, herüber
schallt donnerndes Spiel —
der Herzog schläft ruhig
im wilden Gewühl.

28. Die Schlacht bei Waterloo.

Ludwig Häusser.

Napoleon hielt ohne Zweifel die Wirkungen des Schlages von Ligny für bedeutender, als sie waren, und unterschätzte die Elastizität seines preußischen Gegners. Sonst läßt sich die an ihm so ganz ungewöhnliche Erscheinung kaum erklären, daß er nach der Schlacht ruhig nach Fleurus zurückritt, am andern Morgen (17. Juni) nicht allzu früh die Wahlstatt und die Truppen besichtigte und erst am Mittag Anordnungen zum Aufbruch traf. Militärische Beurtheiler wollen allerdings finden, daß er nicht mehr der alte, und daß die Kraft des Genius, die 1814 noch einmal so mächtig aufgeleuchtet, im Nachlassen begriffen war. Soviel ist gewiß, daß ihm die politische Unbefangenheit früherer Tage verloren gegangen war; nicht die Schärfe seines Denkens, aber die rastlose Kraft seines Wollens war erschüttert. Wie er selber einmal auf St. Helena sagte: „Ich hatte das Gefühl des sichern Erfolges nicht mehr", so ist es bezeichnend, daß er am Morgen nach dem Besuch des Schlachtfeldes mit seiner Umgebung nicht von der Verfolgung des Feindes, sondern von den innern Verhältnissen und Parteien Frankreichs sich unterhalten hat. Dennoch bleibt es auffallend, daß er sich so leicht bei der Zuversicht beruhigte, die Preußen seien völlig geschlagen und auf dem Rückzuge nach Namur.

In dieser Richtung wurden am Morgen des 17. von ihm zwei Reiterkorps abgesandt. Am Mittag bekam dann Grouchy den Auftrag, mit ungefähr 32 000 Mann die Preußen zu verfolgen, nicht aus den Augen zu lassen und wo sie sich zeigten, sie anzugreifen. Mit Grund wandte Grouchy ein, daß sie einen Vorsprung von zwölf Stunden hätten, und wäre, schon um der geringern Verantwortlichkeit willen, lieber dem Gros des Heers auf dem Marsche gegen die Engländer gefolgt. Aber es blieb dabei. Grouchy sollte die Preußen nach

Namur verfolgen, wohin sie, wie Napoleon irrthümlich glaubte, ihren Rückzug genommen hatten. Die Dinge kamen dann freilich so, wie es sich erwarten ließ. Sowohl jene Reiterkorps als Grouchy zogen theils in der Richtung auf Namur, theils gegen Gembloux in der Irre umher und sammelten nur unvollständige und falsche Nachrichten über die Richtung des feindlichen Rückzugs. Als Grouchy am Abend des 17. in Gembloux angelangt war, noch ungewiß, ob Blücher mit dem Gros seiner Armee sich nach Lüttich oder nach Wavre gewendet, waren die Preußen schon bei Wavre angelangt und versammelten dort ihr ganzes Heer. In dem Augenblick, wo dies geschah und sie die Verbindung mit den Engländern vorbereiteten, theilte also Napoleon seine Armee in zwei Theile; statt daß es seine Lage und sein Feldzugsplan gebot, die Gegner vereinzelt zu bekämpfen, gab er sich selber vereinzelt ihrem vereinten Angriffe preis.

Auch Ney erhielt späte und unbestimmte Weisungen. Am Morgen erst wurde ihm der Sieg bei Ligny gemeldet und dabei angekündigt, der Kaiser selbst werde nach Quatrebras aufbrechen; dort solle er seine Stellung nehmen. Am Mittag ward ihm befohlen, den vor ihm stehenden Feind anzugreifen; dieser hatte sich aber kurz vorher auf die Höhen von Mont St. Jean zurückgezogen. Dorthin wandte sich jetzt auch Napoleon selbst, als er endlich um Mittag von Ligny aufbrach; als die Nacht herabsank, hatte seine Vorhut die Gegend erreicht, die das Schlachtfeld des kommenden Tags war. Warum kann ich nicht — äußerte er gegen seine Umgebung — wie Josua, die Sonne noch zwei Stunden aufhalten? Statt der Sonne empfing ihn dort ein starker Platzregen, der die Nacht hindurch fortdauerte und die Entwicklung von Reiterei und Geschütz bedeutend erschwerte.

So war der 17. Juni, den die Gegner rastlos benutzt hatten, für Napoleon beinahe ein verlorner Tag. Er hatte nichts erreicht, als die Aussicht auf eine Schlacht, die, wie er hoffte, gegen Wellington allein geschlagen werden sollte. An Grouchy erging am Morgen des 18. Juni die Weisung, auf Wavre zu marschieren, um sich dem Hauptheere zu nähern und „die preußischen Korps“ zu drängen, die sich dorthin gezogen hätten. Aber es war jetzt schon zu spät, das am vorigen Tage Versäumte einzuholen. Wie Grouchy in den Morgenstunden des 18. Juni, allerdings nicht allzu früh, von Gembloux aufbrach, hatte sein Marsch mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sie vor ihm die Preußen zu überwinden hatten; nur äußerst langsam und mühevoll vermochten die Truppen des Marschalls auf dem bodenlosen Wege fortzukommen. Um Mitternacht konnte man den Kanonendonner hören, der von Mont St. Jean herübertönte; es tauchte jetzt wohl die Meinung auf und ward namentlich von Gérard verfochten, man müsse geradeswegs dorthin ziehen, aber Grouchy widersetzte sich, und insofern mit Grund, als er ohne Zweifel zu spät gekommen wäre, um auf die Entscheidung des Kampfes noch einzuwirken. Es war schon vier Uhr nachmittags, als endlich die französische Infanterie sich Wavre näherte. Der größte Theil des preußischen Heers, Bülow voran, Pirch und Zieten ihm folgend, hatte jetzt bereits die Dyle überschritten und erreichte eben das große Schlachtfeld; nur von Thielmanns Korps war noch ein Theil bei Wavre und an dem Flusse zurückgeblieben. Mit ihm entspann sich in den Abendstunden ein hitziger Kampf um die Uebergänge der Dyle, der bei Wavre wie bei Bierge von den Preußen, besonders der kurmärkischen Landwehr, tapfer abgeschlagen ward; als es dann später eine Strecke oberhalb den Franzosen gelang, einen preußischen Posten zu überraschen und über den Fluß zu kommen, war das Schicksal des napoleonischen Kaiserreichs bereits entschieden.

Das Terrain, auf welches sich Wellington am Tage nach dem Kampfe bei Quatrebras zurückgezogen, war zu einer Defensivschlacht wohl geeignet; die

beiden Straßen, die von Nivelles und von Genappe herkommen, vereinigen sich beim Dorfe Mont St. Jean und führen von hier als Hauptstraße nach Brüssel; vor dem Dorfe zieht sich ein langgestreckter Höhenrand mit sanften Abfällen hin, der sich von selbst dem ersten Treffen der verbündeten Armee zur Aufstellung bot. Weiter rückwärts senkt sich das Terrain wellenförmig und gestattet, Reserven und Reiterei so aufzustellen, daß sie dem Auge des Feindes entzogen bleiben. In dieser Position durfte Wellington wohl hoffen, auch gegen einen stärkern Feind sich so lange zu halten, bis die preußische Hilfe kam.

Auf dem äußersten rechten Flügel, der zugleich die Verbindung mit den westwärts detachierten Korps unterhielt, beim Ort Braine La Leud, standen zwölf Bataillone Niederländer unter General Chassé; ihm zunächst einige britische von der Brigade Mitchell und die Division Clinton, zu welcher eine leichte Brigade Briten, die Brigade Du Plat von der deutschen Legion und die vom Oberst Halkett kommandierten vier Landwehrbataillone Bremervörde, Osnabrück, Quakenbrück und Salzgitter gehörten. In zweiter Linie hinter diesen Truppen war das braunschweigische Korps aufgestellt. Im Zentrum zwischen den beiden Straßen von Nivelles und Genappe hielten die britischen Garde-Regimenter, an welche sich die Division Alten reihte, erst Colin Halketts britische Brigade, hierauf Kielmannsegge mit den hannoverschen Feldbataillonen Bremen, Verden, York, Lüneburg, Grubenhagen und dem Feldjäger-Korps, dann die Brigade Ompteda von der deutschen Legion. Als zweites Treffen und als Reserve schloß sich daran das nassauische Kontingent. Jenseits der genapper Straße folgten Picton mit den britischen Brigaden Kempt und Pack und fünf Bataillone Niederländer. Daran reihten sich als linker Flügel die hannoverschen Brigaden Best und Vincke mit den Landwehrbataillonen Verden, Lüneburg, Osterode, Münden, Hameln, Gifhorn, Hildesheim und Peine. Den äußersten linken Flügel bildeten drei Regimenter Reiterei unter Vivian, theils Briten, theils von der deutschen Legion. Im zweiten Treffen war die Masse der Reiterei aufgestellt; rechts die Brigaden Grant, Dörnberg, Arentschildt, aus Briten und aus Kavallerie der deutschen Legion gebildet, dann Lord Edward Somerset mit der englischen Leibgarde und Ponsonby mit den Königsdragonern, den „schottischen Grauen" und den irischen Dragonern. Eben dort hielt auch die niederländische Reiterdivision Collaert, die mit dem braunschweigischen Korps und einer eben erst angelangten Brigade unter Lambert die Reserve bildete.

Vor der Front des Zentrums, zwischen den beiden Heerstraßen, lag das Schloß Hougomont, das mit seinen massiven Gebäuden, Gärten und Gehölz sich trefflich zum Stützpunkte des Widerstands eignete. Während der Nacht zur Vertheidigung eingerichtet und von einigen Kompagnien britischer Garde, einem Bataillon Nassauer und einer Abtheilung Hannoveraner besetzt, hat dieser Punkt einen bedeutsamen Antheil an den Ereignissen der Schlacht gewonnen, theils durch die wüthenden Angriffe der Franzosen, theils durch den heroischen Widerstand, womit dieselben abgeschlagen worden sind. Weiter links und näher vor der Front der Verbündeten lag das Vorwerk La Haye Sainte, durch ein Bataillon von der deutschen Legion besetzt; vor dem äußersten linken Flügel die Gehöfte Papelotte und La Haye, deren Vertheidigung der nassauischen Brigade unter Herzog Bernhard, welche in niederländischem Solde stand, anvertraut war.

Es waren im ganzen 49600 Mann Infanterie, 12400 Reiter und 150 Geschütze, die der Herzog auf dem Schlachtfelde beisammen hatte; mit der Artillerie eine Masse von 67600 Mann, darunter nahezu 24000 Briten, 30000 Deutsche und 13—14000 Niederländer.

Napoleons Infanterie war an Stärke den Gegnern beinahe gleich

(48950 Mann); aber er war an Reiterei und Artillerie überlegen. Von ersterer hatte er 15700 bei sich, die Masse seiner Geschütze belief sich auf 246. Er führte im ganzen 71900 Mann und dazu beinahe hundert Geschütze mehr als der Feind gegen die Höhen von Mont St. Jean heran. Sein äußerster rechter Flügel, aus Reiterei bestehend, berührte das Schloß Frischermont; daran reihte sich bis zum Pachthof „La Belle-Alliance“, wo ungefähr die Mitte seiner Linie war, die Infanterie des Erlon'schen Armee-Korps in zwei Treffen. Westlich davon stand der größte Theil des Korps von Reille. Hinter dem rechten Flügel waren Milhauds Kürassiere und die leichte Garde-Reiterei, hinter dem linken Flügel Kellermanns schwere Kavallerie. Hinter dem Zentrum hielt gleichfalls Reiterei und was von Lobaus Korps anwesend war; eine Strecke weiter rückwärts standen die Garden zu Fuß und ihre schwere Kavallerie.

Nach einer regnerischen und gewitterreichen Nacht schien der Morgen des 18. Juni sich klären zu wollen; aber der Boden war noch aufgeweicht und für Geschütz wie Reiterei schwer gangbar. Das mag wohl auch die Hauptursache gewesen sein, weshalb Napoleon erst spät seine Truppen in Linie treten ließ und, was manche tadeln, den ganzen Morgen damit hinbrachte, eine Schlachtordnung zu bilden, die durch ihre Einfachheit dem Gegner imponierte, und deren prachtvoller Aufmarsch nach britischem Zeugnis die Verbündeten auf den Höhen selber mit Bewunderung erfüllte. Sein Plan war, den Hauptangriff nach dem linken Flügel Wellingtons zu richten; eine Attacke auf das Zentrum und namentlich auf Hougomont sollte diese Bewegung maskieren und einen Theil der feindlichen Kräfte dorthin ziehen.

Es war fünfundzwanzig Minuten vor Mittag, als eine Division von Reilles Armee-Korps (unter Jerome Bonaparte) die Schlacht begann. Von ihr warf sich eine Kolonne auf das Schloß Hougomont, suchte es zu erstürmen, ward aber zurückgeworfen. Ein erneuter Angriff führte die französischen Tirailleurs bis in das Gehölz und in die Nähe des Gartens; dort mußten sie abermals weichen. Es war der Anfang eines Kampfes, der in gleicher Weise den größten Theil des Tags hindurch fortgedauert hat. An die Truppen Jeromes schloß sich bald die Division Foy, später noch andre Abtheilungen, während auch die Besatzung von Hougomont durch den größten Theil der britischen Garden und ein braunschweigisches Bataillon verstärkt ward. Die Angriffe waren eben so heftig, wie die Vertheidigung hartnäckig. Das Schloß selber zu nehmen, obwohl ein Theil der Gebäude in Flammen stand, wollte allen Anstrengungen nicht gelingen; es brach sich dort jedes Mal der Angriff, auch wenn er bis an die Mauer des Gartens und der Gehöfte vorgedrungen war.

Indessen war die große Bewegung gegen die Mitte und den linken Flügel der Verbündeten begonnen worden. Ueber siebzig Geschütze eröffneten ihr gewaltiges Feuer, unter dessen Schutze Ney mit dem Erlon'schen Armee-Korps und einem Theil von Kellermanns Reiterei sich in Marsch setzte, um die Vorwerke La Haye Sainte und Mont St. Jean wegzunehmen, das feindliche Zentrum zu durchbrechen und den linken Flügel zu umgehn. Der Angriff hatte früher beginnen sollen; aber in dem Augenblick, wo Ney vorgehn wollte, glaubte Napoleon zur Rechten, zwar noch in weiter Ferne, den Anmarsch neuer Kolonnen zu bemerken; eine aufgefangene Depesche gab gleich darauf die Gewißheit, daß es Bülows Korps war, dessen erste Spitzen von Wavre her sich näherten. Der unerwartete Zwischenfall verschob den Angriff, aber eine ganz genügende Vorsorge gegen die Bedrohung der Flanke von dieser Seite ward nicht getroffen.

Gegen zwei Uhr griff Ney an; die vier Divisionen des Erlon'schen Korps setzten sich in vier Kolonnen gegen die Stellungen von La Haye Sainte bis

Smouhen in Bewegung. Das erste Vordringen verhieß Erfolg. Die Division Durutte nahm Smouhen und Papelotte, ohne freilich dies letztere halten zu können; die Division Douzelet nahm die Gärten bei La Haye Sainte, und als ein hannoversches Bataillon zu Hilfe eilte, wurde es mitten in der Entwicklung von der Reiterei zersprengt; weiter rechts hatten die niederländischen Bataillone durch das gewaltige Geschützfeuer ihre Haltung verloren und gaben bei den ersten Salven des Fußvolks in eiliger Flucht ihre Stellungen preis. Jetzt hielt aber Picton das weitre Vordringen des Feindes auf; der heldenmüthige Mann, der schon bei Quatrebras das Beste gethan und dort eine Wunde davongetragen, die er im Kampfeseifer verbarg, führte die beiden Brigaden Kempt und Pack, die zwei Tage vorher so wacker gefochten, aber auch so stark gelichtet worden waren, zum Angriff gegen die schon die Höhe herankommenden Franzosen und warf sie in kurzem, glänzendem Gefecht den Abhang hinunter. Der Erfolg ward freilich theuer erkauft; Picton selber war durch eine feindliche Kugel niedergestreckt worden. Indessen hatte der Führer der Kavallerie, Lord Uxbridge, gleich beim ersten Vorgehn des Feindes die beiden Reiterbrigaden unter Somerset und Ponsonby, die rückwärts standen, vorrücken lassen; es waren die Garden, die Königsdragoner, die „schottischen Grauen", die irische „Inniskilling", also das Auserlesenste, was das britische Heer an Reitern zählte. Der Angriff war so, wie er sich von solchen Truppen erwarten ließ. Somersets Garden warfen in einem furchtbaren Handgemenge die feindlichen Kürassiere, welche die Höhen heraufgedrungen waren, vor sich nieder; die schottischen Grauen und die Irländer brachten das Fußvolk in Verwirrung, während die Königsdragoner die Spitze der Division Alix über den Haufen warfen. Nur waren die tapfern Reiter selbst völlig auseinander gekommen und sprengten in aller Hast und Tollkühnheit des Sieges, „verheerend wie ein Heuschreckenschwarm", bis in die feindliche Linie hinein. Somersets Garden stürmten auf die französischen Positionen bei Belle-Alliance, Ponsonbys Schwadronen richteten erst unter der weichenden Infanterie große Verheerungen an, drängten sich bis in die Batterien des Feindes und hieben die Mannschaften nieder, bis sie von frischer Reiterei, Kürassiere und Lanciers, in der Front und Flanke attackiert wurden und, schon aufgelöst, wie sie waren, mit großem Verlust zurückgehn mußten. Ponsonby selbst und eine Menge höherer Offiziere sind dabei gefallen. Aber weit vorzudringen gelang doch auch den Franzosen nicht; es warf sich ihnen Vandeleurs Brigade entgegen und hemmte die fernere Verfolgung.

Dieses ganze wilde Drängen hatte nicht viel über eine Stunde gedauert. Der große Angriff der Franzosen auf die feindliche Mitte und Linke war fruchtlos gewesen; nur das Schlachtfeld zeigte allenthalben die fürchterlichen Spuren des Kampfes. Beide Theile zogen sich in ihre Stellungen zurück und suchten die Lücken auszufüllen, die der Kampf gelassen. Die tapfre Schar Pictons und die Reiterei waren stark gelichtet; Somersets und Ponsonbys Schwadronen hatten beinahe die Hälfte verloren, von 2407 nicht weniger als 1058 Mann. Aber es war dem Feinde auch eine gewaltige Attacke mißglückt; von Erlons Korps blieben gegen 3000 Mann in Gefangenschaft, eine Anzahl Geschütze waren zum Schweigen gebracht, weil die Bedienung niedergehauen war. Und bei Hougomont waren alle Versuche glücklich abgeschlagen worden.

Es begann nun wieder eine furchtbare Kanonade, während die Franzosen die Kräfte zu einem neuen Angriff sammelten. Die Reiterei führte diesmal den Hauptschlag; Milhauds Korps und ein Theil der Garde, im ganzen vierzig Schwadronen, sollten sich gegen die feindliche Mitte und Rechte wenden, um

zwischen Hougomont und La Haye Sainte durchzubrechen, indessen zur Seite die Infanterie ihre Angriffe auf die Vorwerke und Gehöfte erneuerte. Es war ein Anblick imposantester Pracht, als die Masse bepanzerter Kürassiere, denen die Lanzenreiter und die Chasseurs von der Garde folgten, sich dem Rande der Anhöhe näherten und ihn, von dem Kartätschenhagel unerschüttert, erstiegen. Früherer Weisung gemäß hatte die Bedienung der britischen Geschütze, als die Kavallerie sie erreicht, sich in die nächsten Carrés zurückgezogen; so fanden die feindlichen Reiter die Geschütze ungedeckt und stürmten unter Triumphgeschrei vorwärts. Aber auf dem innern Abhange stand schachbrettförmig in Carrés geordnet die verbündete Infanterie; schweigend erwartete sie den Feind, und erst als der Reiterschwarm heranbrauste, gab sie auf dreißig Schritte Feuer. Die Reiter geriethen in Verwirrung, einzelne Schwärme jagten durch die Zwischenräume durch bis zur verbündeten Kavallerie, die dann in Ordnung vorging und den Feind den Abhang hinunterwarf. Jetzt eilten auch die Artilleristen zu ihren Kanonen zurück und sandten dem weichenden Feinde ihre verheerenden Geschosse nach.

Nach kurzer Pause ward der Angriff wiederholt; wieder gelangten die Reiter bis auf die Höhen unter die Geschütze und die Carrés, abermals entspann sich ein hitziges Gefecht zwischen der Kavallerie beider Heere, wobei wie vorher die bescheidne Macht einiger britischer und braunschweigischer Reiterregimenter und der Dragoner von der Legion glanzvoll Stand hielt gegen den viel zahlreichern Feind; der Erfolg war nicht günstiger, als das erste Mal. Jetzt verstärkten sich die Franzosen durch Kellermanns schwere Reiterei und den Rest der Garde; es soll eine Masse von 77 Schwadronen gewesen sein, die, glänzend und bewegt, der wogenden See gleich von neuem auf den Rand der Höhen anstürmte. Mit trotziger Verwegenheit warfen sich die Franzosen abermals auf die Vierecke, aber diese boten unerschrocken trotz, die jungen Braunschweiger mit gleicher Tapferkeit wie die britischen Veteranen. So ward auch dieser Reitersturm abgeschlagen.

Indessen hatte die Infanterie den Kampf mit neuer Energie wieder aufgenommen. Hougomont ward von den Divisionen, die am Mittag die Schlacht dort eröffnet, fortwährend in immer neuen Stößen angegriffen, aber von den Verbündeten, die durch Clintons Division (Briten, deutsche Legion und Hannoveraner) verstärkt waren, glücklich behauptet. Auch La Haye Sainte ward jetzt von einer Division des Erlon'schen Korps wieder heftig bedrängt und nach einer verzweifelten Gegenwehr, die wiederholte Stürme abschlug, von der heldenmüthigen Besatzung (es waren Bataillone der deutschen Legion, die gewaltig gelichtet und deren Offiziere meist todt oder verwundet waren) endlich geräumt, weil die Munition ausgegangen war. Die Menge von einzelnen Gefechten und Schlachtscenen, theils an den genannten Stellen, theils zur Seite, die Züge von Heroismus, worin Angreifer und Vertheidiger, alte und junge Truppen wetteiferten, und in denen kaum eine unrühmliche Ausnahme zu verzeichnen ist, dies alles aufzuzählen, würde auch der ausführlichsten Erzählung schwer fallen; wir müssen uns ohnedies darauf beschränken, den allgemeinen Gang in den Hauptzügen zu verfolgen.

Es war jetzt ein Moment der Krisis eingetreten. Mit der Einnahme von La Haye Sainte, zwischen fünf und sechs Uhr, hatten die Franzosen einen nicht unbedeutenden Vortheil gewonnen. Wohl waren ihre Streitkräfte fast alle, bis auf sechzehn Gardebataillone, verwandt und einzelne Theile, wie Erlons Korps und die Reiterei, sehr stark gelichtet, auch hielten die Verbündeten Hougomont mit frischen Kräften gegen alle erneuten Attacken fest; allein die Angriffe der

Franzosen hatten nun doch mehr Halt gewonnen, sie standen der Mitte der britischen Linie näher und konnten mit größerm Nachdruck in immer wiederholten Stößen die Kraft des Gegners ermüden, bis sie gebrochen war. Wellingtons Kampfesmittel waren ohnedies furchtbar geschmolzen. Die auserlesensten Reiterregimenter zählten nur noch die Hälfte; einzelne Infanteriedivisionen, und natürlich nicht die schlechtesten, wie Kempt und Pack, Ompteda bei der deutschen Legion, Kielmannseggs Hannoveraner, waren auf kleine Häuflein reduziert. Es mochte nicht viel mehr als die Hälfte der Armee und der Geschütze noch in kampfesfähigem Stande sein; vielleicht reichten einige kraftvolle Stöße des Gegners hin, die Entscheidung herbeizuführen. Wenn der Herzog, sagt ein britischer Bericht, bei einem Blick auf die schrecklich geschmolzene Stärke seiner Linie eine gewisse Ungeduld für die Ankunft der preußischen Armee äußerte, so darf dies nicht befremden. Seine Regimenter zeigten nur noch die Trümmer jener stolzen Pracht, welche sie noch am Morgen entfaltet hatten. Da sie während so vieler Stunden einer fürchterlichen Kanonade ausgesetzt gewesen waren und dieselbe nur aufhörte, um den Attacken der Kavallerie und der Infanterie Platz zu machen, so schien ihre exemplarische, passive Ausdauer manchmal ihrem Ende nahe zu sein. So tauchte denn auch wohl in der Umgebung des Oberfeldherrn die Meinung auf, man müsse bei der Ungewißheit der preußischen Hilfe lieber an den Rückzug denken, ehe es zu spät sei. Aber Wellington blieb unerschütterlich in seiner kaltblütigen Ausdauer, wie in seinem Vertrauen auf den Verbündeten. „Unser Plan", soll er zu Lord Hill gesagt haben, „ist jetzt ganz einfach: Blücher oder die Nacht".

Die Zuversicht sollte ihn nicht täuschen.

Die Preußen kamen; schon vor den jüngsten Gefechten hatten Lobaus Korps, einige Reiterabtheilungen und eine Gardedivision gegen sie abgesandt werden müssen; bald mußte auch Napoleon seine letzte Reserve, die sechzehn Gardebataillone, daransetzen, diesen neuen Feind zu bekämpfen.

Noch ehe der Tag anbrach, war Bülow hinter Wavre aufgebrochen, um das Schlachtfeld zu erreichen; ihm, dessen Macht die zahlreichste und durch die letzten Kämpfe nicht gemindert war, ward die Auszeichnung, die Spitze von Blüchers Heer zu bilden. Auch Bülows Korps freilich war, wenn nicht durch große Kämpfe, so doch durch die angestrengtesten Märsche, durch Nässe, Kälte und Hunger auf schwere Proben gestellt worden, und dieser entscheidende Marsch nach dem Schlachtfelde von Waterloo reihte sich würdig an die vorangegangnen an. Die Wege waren so beschaffen, daß z. B. nur die Strecke von kaum anderthalb Stunden bis Wavre beinahe die doppelte Zeit kostete. Doch hatte um Mittag der größte Theil des Fußvolks St. Lambert erreicht, dann kam die Reiterei, nur das Geschütz war noch zurück. Die Vorhut schob sich nach Lasne vor und besetzte das Gehölz, das sich zwischen Lasne und Frischermont ausbreitete, später auch Frischermont selbst. Die Verbindung mit dem östlichen Rande des Schlachtfelds war also hergestellt; kurz nach vier Uhr kam Bülow selbst und rekognoszierte zwischen Frischermont und Planchenois; man mußte nur noch auf die eben herankommende Artillerie warten, um anzugreifen. Vor vier Uhr, so hatte Bülow selbst schon am Mittag dem Adjutanten Müfflings erklärt, könne er bei dem Zustand der Wege nicht eintreffen.

Auch Blücher war jetzt angekommen und belebte die Truppen durch seinen Zuruf. Mannschaft und Geschütze waren in den kothigen Defileen kaum vom Fleck zu bringen; „wir können nicht weiter", hörte man wohl da und dort rufen. „Wir müssen", rief der Feldmarschall, „Kinder, ich habe Wellington

mein Wort gegeben, und ihr werdet doch nicht wollen, daß ich wortbrüchig werde." Auch Blücher hätte mit dem Angriff wohl noch gewartet, bis die Masse sich vollständiger entwickelt, aber Wellingtons Mahnungen und das gewaltige Feuer, das von der nahen Schlachtlinie herübertönte, erlaubten nicht, länger zu zögern. Es war ungefähr halb fünf Uhr, als die ersten preußischen Geschütze auf den Höhen von Frischermont ihr Feuer eröffneten und zwei Reiterregimenter zum Angriff vorgingen. Von den französischen Streitkräften hatten sie zunächst Domonts Reiterdivision gegenüber; Lobaus Korps war im Anrücken. Nach einander trafen nun die einzelnen Brigaden von Bülows Korps zwischen Frischermont und Planchenois ein, erst Losthin und Hiller, dann Haacke, Ryssel und die Reservekavallerie. Lobau leistete Widerstand, aber seine Kräfte reichten nicht aus gegen die immer mächtiger anschwellende Zahl der Gegner. Gegen sechs Uhr hatten diese bereits achtundvierzig Geschütze im Feuer, ihre Kugeln erreichten zum Theil schon die Straße von Genappe, Lobau mußte sich gegen Planchenois zurückziehen, ein Dorf, das nur eine kleine Strecke hinter dem Meierhof Belle-Alliance dem französischen Zentrum im Rücken lag.

Das war der Augenblick, wo Napoleon schon einen guten Theil seiner letzten Reserven daran setzen mußte, um diese Gefahr abzuwenden; es war aber auch der gleiche Moment, wo Wellingtons Linie anfing erschüttert zu werden und eine Schwächung der französischen Angriffskraft für die Kämpfer bei Mont St. Jean von unschätzbarer Bedeutung war. Acht Bataillone von der Garde und vierundzwanzig Geschütze sandte Napoleon dem Marschall Lobau zu Hilfe, damit in jedem Falle Planchenois gehalten werden könne.

Um Planchenois entspann sich nun ein blutiger Kampf, an dessen Ausgang das Loos der Schlacht hing. Bald nach sechs Uhr begann die Brigade Hiller das Dorf zu erstürmen. Sie drang ein, nahm den Kirchhof weg, aber ein wüthendes Feuer aus den Häusern zwang die Angreifenden, den Ort wieder zu räumen. Beide Theile zogen nun neue Kräfte ins Gefecht; Napoleon sandte noch vier Gardebataillone; an Hillers Kolonnen schloß sich ein Theil von Ryssels Brigade an, um einen neuen Sturm zu versuchen. Abermals ward das Dorf genommen, aber auch wieder verloren; die Franzosen drängten heraus, bis gegen die preußische Linie. Allein diese erhielt eben jetzt frischen Zuzug durch die erste Brigade (Tippelskirch) von Pirchs Korps, von der sich ein Theil dem erneuerten Sturm auf Planchenois anschloß. Von den übrigen preußischen Truppen traf gegen sieben Uhr Zieten mit der Brigade Steinmetz in der Nähe des linken Flügels der Schlachtlinie der Verbündeten ein und schloß sich diesem beim Kampf gegen La Haye und Papelotte an. Was später kam, konnte an der eigentlichen Entscheidung keinen Theil mehr nehmen.

Der Ausgang des Kampfes stand jetzt nahe bevor. Wenn es den Preußen gelang, den Garden Planchenois zu entreißen, ehe Wellingtons Schlachtlinie durchbrochen war, so war die furchtbarste Niederlage der Franzosen gewiß. Darum versuchte es Napoleon mit einem letzten großen Schlage, an dessen Erfolg für ihn der schwache Rest von Hoffnung hing. Bei den Truppen wurde die Nachricht verbreitet, Grouchy sei da, wiewohl Napoleon seit Mittag wissen konnte, daß auf ihn nicht mehr zu zählen war.

Von La Haye aus begann ein neues heftiges Feuer der Geschütze, das die Vierecke der Gegner mit Kartätschen überschüttete. Dann drang eine Division von Erlons Korps gegen die Mitte der Aufstellung der Verbündeten vor; es gelang ihnen anfangs, die erschütterten Reihen der Gegner, Nassauer, Braunschweiger, Hannoveraner und Reste von der deutschen Legion eine kleine Strecke zum Weichen zu bringen; die meisten Führer, der Prinz von Oranien, Alten, Halkett,

waren verwundet, das Schlachtfeld bot ein Gemälde grauenvoller Verwüstung. Jetzt eilte Wellington selbst herbei und führte, von Kielmannsegge unterstützt, die deutschen Bataillone zum neuen Angriff vor. Das Gefecht ward wieder zum stehn gebracht und die weitern Attacken der Franzosen blieben erfolglos. Indessen waren zur Seite links vier Bataillone der Garde unter Neys Führung, vom Feuer der Geschütze unbeirrt, gleichfalls nach den Höhen vorgegangen. Aber dort harrte ihrer unbemerkt ein furchtbarer Feind; das erste britische Garderegiment, unter Maitland, das sich auf den Boden geworfen hatte, den Feind zu erwarten; in seiner Nähe stand eine Batterie und ein Theil von Colin Halketts Brigade. Wie der Feind herankam, rief ihnen Wellington selbst das Kommandowort zu: „Auf, Garden, fertig!“ Wohlgezielte Salven aus einer Entfernung von fünfzig Schritt brachten die Angreifenden in Verwirrung, ein Bajonettangriff warf sie fast aufgelöst die Höhen hinunter. Beinahe gleichzeitig hatten sechs andre Bataillone der Kaisergarde, die zur Linken vordrangen, das gleiche Schicksal. Eine rasche und geschickte Bewegung des Oberst Colborne mit drei britischen Regimentern faßte sie in die Flanke und trieb sie mit einem Bajonettangriff die Anhöhe hinunter nach Belle-Alliance. Die Angriffe auf dem rechten und linken Flügel hatten keinen bessern Erfolg; bei Smouhen und Papelotte griff bereits Zietens eine Brigade (Steinmetz) wirksam in den Kampf ein. Ihre Spitze, von Hofmann geführt, war bei La Haye angelangt, als die Nassauer dort im Weichen waren. Sie drängte den Feind zurück und verfolgte ihn, Frischermont links lassend, bis Maison du Roi, während der Rest der Brigade bei La Haye und Papelotte zur Entscheidung mitwirkte. Ihr kräftiges Nachdrängen ließ die weichenden Gegner nicht mehr zur Sammlung kommen.

Damit wäre die Schlacht schon entschieden gewesen, denn überall waren die Franzosen im Weichen begriffen; zur Seite von Belle-Alliance sammelten sich, stark zusammengeschmolzen und zum Theil verworren genug, ihre Reste. Nur die Garden hatten ihre Haltung noch einigermaßen bewahrt, von den übrigen Truppen begann schon die jähe Flucht nach der Sambre hin.

Die völlige Niederlage kam durch ein Ereignis von der andern Seite. Fast um die Zeit, wo der letzte große Sturm von den Höhen abgeschlagen war, und schon einzelne britische Kolonnen gegen Belle-Alliance herabstiegen, die Fliehenden zu verfolgen, waren die Preußen nach wiederholtem Anstürmen in Planchenois Meister geworden. Die zwölf Gardebataillone wurden — es war etwa acht Uhr — zum Weichen gebracht, mit ihnen Lobaus Korps. Jetzt drängten die Preußen kraftvoll nach, die Reiterei hing sich den Besiegten an die Fersen. So war die französische Linie umklammert, ihr rechter Flügel eingedrückt, die von zwei Seiten her Flüchtenden mehrten gegenseitig ihre Auflösung. Bei Belle-Alliance, wo die Mitte der französischen Stellung gewesen, begrüßten sich Wellington und Blücher als die Sieger. Gern hätte der preußische Feldherr nach dem beziehungsvollen Namen dieses Meierhofes die Schlacht getauft, aber Wellington zog es vor, sie nach seinem Hauptquartier Waterloo zu nennen. Doch darüber waren beide Feldherren gleich jetzt einig, daß man ohne Säumen nach Paris ziehen müsse.

Daß dies mit einer Schnelligkeit, die in der Geschichte der Kriege kein Seitenstück hat, möglich gewesen ist, dazu trug Gneisenau durch seine nächtliche Verfolgung das meiste bei. Sie setzte dem glorreichen Sieg die Krone auf und war eine reiche Vergeltung für die verhängnißvolle Nacht, die den Schlachten von Jena und Auerstädt gefolgt war. „Wie man siegt“, sagte Gneisenau, „haben wir jetzt gezeigt; nun wollen wir auch zeigen, wie man verfolgen kann.“ Gleich auf dem Schlachtfelde sprengte er zu den Füsilieren vom fünfzehnten

Regiment, die hinter Planchenois standen, heran und fragte, ob das Bataillon in Ordnung sei? Dann nahm er es mit sich und führte es unter lautem Hurrah dem Feinde nach. Füsiliere vom zweiten und fünfundzwanzigsten Regiment und eine Schwadron Ulanen schlossen sich an. Anfangs gaben die flüchtigen Haufen noch Feuer, bald verstummte auch dies, und ohne Widerstand drängten die rastlosen Verfolger vorwärts. Wie sie nach Genappe kamen, suchte ein Trupp Infanterie den Eingang zu vertheidigen. „Wir trieben sie“, sagt ein Augenzeuge, der mit fünfzehn bis achtzehn Füsilieren die Spitze des Bataillons führte, „mit dem Bajonett vor uns her und gelangten so bis in die Mitte des Dorfs, wo sich unsern Augen ein Schauspiel seltner Art bot. Vor uns war die Straße völlig gesperrt; Mann an Mann standen sie so dicht zusammengedrängt, daß sie nicht vermochten, sich irgend zu bewegen. Ein am entgegengesetzten Ende des Dorfes aufgehendes mattes Feuer erleuchtete die Straße und ließ uns die ganze, wohl aus tausenden bestehende Masse überblicken.“ Anfangs schien sich der Knäuel nicht entwirren zu können; als das Bataillon herankam, löste sich alles zu wilder Flucht auf; viele ließen sich gefangen nehmen, vor dem Dorfe standen etwa achtzig verlassene Geschütze. Gneisenau sammelte nun die Füsiliere, gab ihnen kurze Ruhe und ließ sie das Lied „Herr Gott, dich loben wir“ anstimmen; dann ging unter stürmischem „Vorwärts“ die Verfolgung weiter. Wer ermüdet war, vor allen Trommelschläger und Trompeter, wurden auf erbeutete Pferde gesetzt. Bald stieß man auf weite Biwakfeuer, um die sich die Reste des flüchtigen Heers gelagert hatten. Das Nahen der Verfolger trieb sie in die Flucht; ein Theil ward gefangen. Schon vor Genappe hatten die Füsiliere einen Wagen ausgespannt gesehen, der ohne Zweifel der Napoleons war; jetzt fanden sie an der Straße seine Geldwagen, seine Bagage und die seiner Marschälle. Reiche Beute an Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art ward hier gemacht; vieles ward verschleudert, oder um eine Kleinigkeit weggegeben. Man sah, wie Soldaten die Brillanten verschenkten, weil sie sie für Glas ansahen; jeder nahm was er glaubte gebrauchen zu können, und warf es wieder weg, wenn er etwas besseres fand. Ein Theil der Verfolger blieb nun zurück; mit dem Reste machte sich Gneisenau auf und eilte bis Quatrebras und Frasne, überall, wo der Feind sich zeigte, ihn aufscheuchend und weiter treibend. Als er um Tagesanbruch bei Frasne anlangte, hatte er noch etwa funfzig Mann bei sich und auch denen that Ruhe Noth. Aber die Verfolgung hatte ihren Zweck erfüllt.

29. Belle-Alliance.

Julius Sturm.

Der Blücher war so lahm und wund,
dasz kaum im Bett er liegen kunnt;
doch stand er auf, rief nach dem Pferd
und schnallte um sein schart'ges Schwert,
Da kam, um ihn erst einzureiben
der Feldscher. Doch der greise Held
rief: „Lasz nur heut dein Schmieren bleiben!
Denn geht's in eine andre Welt,
ist's unserm Herrgott einerlei,
ob ich einbalsamieret sei.“
Rief's, steigt aufs Pferd und kommandiert:
„Vorwärts, ihr Kinder, nicht geziert!

Vorwärts, laszt hoch die Fahnen wehn!
Was gehen soll, das musz auch gehn!
Ich hab's dem Wellington versprochen
und hab' noch nie mein Wort gebrochen.
Vorwärts, und wenn zu dick die Reihn
der Feinde, schlagt mit Kolben drein!" —
Und fort ging's muthig drauf und dran;
da ging ein lust'ges Tanzen an.
Die Preuszen nahmen mit den Britten
viel tausend Franzen in die Mitten
und lieszen sie nicht eher los,
als bis sie endlich athemlos
vom blutbefleckten Tanzplatz flohn,
voran ihr Held Napoleon.
Und als der Tag vorüber war,
umarmte sich das Heldenpaar
und theilte sonder Neid den Kranz
des schönen Siegs bei Belle-Alliance.

30. Der Kriegsvorwand 1870.

Im September 1868 hatte das spanische Volk seine Königin Isabella II. vom Throne gestoßen und aus dem Lande getrieben. Man entschied sich nach langem Streite für die Beibehaltung der monarchischen Regierungsform, und der General Prim schlug, nachdem mehrere Fürsten die deshalb an sie gestellten Anträge ausgeschlagen hatten, den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern zum Könige vor, der einer Seitenlinie des preußischen Königshauses angehörte. Den Franzosen gab dieser Vorschlag Anlaß mit Preußen Krieg anzufangen. Herzog Grammont, der französische Minister des Auswärtigen, erklärte am 6. Juli 1870, Frankreich dürfe nicht dulden, daß Preußen einen seiner Prinzen auf den spanischen Thron setze; dadurch würde Frankreichs Ehre verletzt und seine Macht geschädigt. Er hoffe, Spanien und Deutschland würden das nicht geschehen lassen; wenn es aber dazu käme, würde Frankreich seine Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwachheit erfüllen. Das hieß mit andern Worten: „Wenn der König von Preußen nicht den Prinzen Leopold zum Rücktritte nöthigt, wird Frankreich ihm den Krieg erklären."

Im Bade Ems hatten sich im Juni zahlreiche Gäste aus allen Theilen der Erde eingefunden. In dem waldigen, bergumschlossnen Thale, wo die Lahn ihre klare Flut rheinwärts rollt, lustwandelten viele Gäste aus allen Ständen in dem Kurhause und in den angrenzenden Anlagen.

Aus der Menge der Gäste ragte eine hohe und mächtige Gestalt um Hauptes-länge hervor, ein Greis mit silberweißem Haar und Bart, aber jugendfrisch noch in seinem Schritt und in seiner ganzen Erscheinung. Meist in einfacher, schwarzer Kleidung auftretend, verräth doch seine feste, stramme Haltung auf den ersten Blick den Soldaten; ein schärferes Auge entdeckt unter dem einfachen und leut-seligen Wesen des alten Herrn den hochgebornen Fürsten. Es ist König Wilhelm von Preußen, der alljährlich nach dem anstrengenden Winter einige Wochen in Ems sich Erholung gönnt, obgleich er auch hier noch täglich stundenlang mit seinen Räthen arbeitet. Die Bewohner des Städtchens, wie seine regelmäßigen Besucher freuen sich jedesmal über seine Ankunft. Jedermann hat ihn lieb, wie einen alten Freund. Nur wenige Wochen sollte dies Stillleben dauern. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel fielen in dasselbe zu Anfang Juli die leiden-schaftlichen Reden, die in Paris gehalten wurden. In Ems erschien ganz un-

erwartet am 9. Juli der französische Botschafter, Graf Benedetti, eine glatte und geschmeidige Persönlichkeit, und richtete an den König die Forderung, dem Prinzen von Hohenzollern zu verbieten, König von Spanien zu werden; der König konnte dem Prinzen aber nur abrathen, und das hatte er wiederholt gethan. So oft sich der Graf Benedetti dem geraden, deutschen Antlitz des Königs nahte, gewahrte man Spuren unruhiger Bewegung auf demselben. Dennoch blieb er ruhig und wohlwollend auch gegen den ungebetnen Gast. Die Unterhandlungen mit ihm konnten freilich zu nichts führen, da nicht einmal der augenblickliche Aufenthalt des Prinzen bekannt war. Während diese Dinge schwebten, lief die Nachricht ein, daß Prinz Leopold selbst beschlossen habe, auf den Thron Spaniens zu verzichten. Er wolle nicht um seinetwillen Preußen in einen Krieg verwickeln. Am 11. Juli hatte er dem Marschall Prim diesen Entschluß mitgetheilt.

Es schien nun alles in Ordnung zu sein; König Wilhelm vergaß die ihm widerfahrene Belästigung und freute sich des erhaltenen Friedens. Aber nur kurze Zeit währte die Täuschung. Die Franzosen hatten ja Krieg mit uns anfangen und das linke Rheinufer nehmen wollen; dazu war ihnen jetzt der Vorwand genommen. Sie sannen daher auf einen neuen Kriegsvorwand. Dieser war schnell gefunden. Bereits am 12. Juli traten sie mit einer neuen Forderung auf. Um die aufgeregte Stimmung in Frankreich zu beschwichtigen, sollte König Wilhelm an den Kaiser Napoleon III. einen Brief schreiben, worin er sich wegen seiner früher dem Prinzen Leopold gegebnen Ermächtigung zur Annahme der Krone Spaniens entschuldigte und verspräche, daß niemals ein hohenzollerscher Prinz die Erlaubnis zur Annahme jener Königskrone erhalten solle. Da der preußische Gesandte v. Werther die Uebermittlung dieser schamlosen Zumuthung mit Entrüstung zurückwies, so empfing Graf Benedetti telegraphisch den Befehl, dem Könige diese Forderung vorzulegen. Am Morgen des 13. Juli befand sich der König auf der Promenade des Badeortes. An seiner Seite war Graf v. Lehndorff, der diensttuende Adjutant. Da kam ihnen der französische Botschafter entgegen. Der König reichte ihm in seiner freundlichen Weise die Hand und äußerte seine Freude über die glückliche Lösung der Sache. Graf Benedetti antwortete etwas zurückhaltend, kam aber seinem Ziele immer näher und richtete endlich seinen Auftrag aus. Der König fertigte ihn kurz ab, blieb aber ruhig und verwies ihn an seine Minister, mit denen die französische Regierung die Angelegenheit weiter verhandeln könne, wenn sie wolle.

Aber Graf Benedetti fuhr fort: „Von der Regierung des Kaisers beauftragt, kann ich leider nicht anders, als Eure Majestät selbst —“

Der König unterbrach ihn mit der nun scharf betonten Bemerkung: „Jedenfalls ist dies der Ort nicht zu solchen Verhandlungen!“

Als der Franzose in seiner Zudringlichkeit noch weiter ging, hörte die Langmuth des Königs auf. Er wandte sich, ehe Benedetti seinen Satz vollenden konnte, von ihm ab und sprach laut zum Grafen Lehndorff: „Sagen Sie doch diesem Herrn, daß ich ihm nichts weiter mitzutheilen habe!“ Und ohne sich noch einmal umzusehen, schritt er vorwärts und begab sich sofort mit seinem Adjutanten in sein Hôtel.

Von der Promenade zurückgekehrt, ging der König mit großen Schritten in seinem Gemache auf und ab, und vor ihm tauchten alle die trüben Bilder aus der Zeit des ersten Napoleon, aber auch aus der Zeit der Erhebung auf. Dann ruft er laut: „Gott, du bist mein Zeuge, daß ich den Krieg nicht will; wenn sie mich aber dazu zwingen, dann werde ich ihnen zeigen, daß auch der

dreiundsiebzigjährige Mann noch vermag, was einst der siebzehnjährige Jüngling vollbracht!"

Es klopft an der Thür. Der hereintretende Adjutant erbittet für den Grafen Benedetti eine Audienz.

„Sagen Sie dem Grafen, ich hätte ihm nichts neues zu sagen nach der Entscheidung, die ich ihm heute Morgen gegeben", erwiderte der König mit ruhiger Miene.

Darauf verläßt Frankreichs Gesandter die Vorgemächer des Monarchen.

Am 15. Juli früh um acht Uhr trat nun der König den vierundachtzig Meilen langen Weg nach Berlin an. Alles, was geschehen war, hatte die Herzen tief erregt; dicht gedrängt stand die Menge vor dem Kurhause; man hatte den Weg zum Wagen mit Blumen bestreut. Ein begeistertes Hochrufen empfängt den Monarchen. „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!" ruft er, Thränen der Rührung in den Augen, aus dem Wagen, der ihn zum Bahnhofe führt. Auch dort der gleiche Empfang. Unter den Hochrufen der Versammlung braust der Zug dahin. Ueberall auf der Reise, in Cassel, in Göttingen und der Residenzstadt Berlin fand ein begeisterter Empfang des Königs statt.

In den begeisterten Ruf „zu den Waffen", der Berlin und die preußischen Lande erfüllte, stimmte ganz Deutschland ein. Das war eine besondre Veranlassung zum Loben und Danken; denn in den frühern Jahrhunderten war unser deutsches Volk oft besiegt worden, weil es sich durch Uneinigkeit geschwächt hatte.

Die Franzosen, als sie ihren gottlosen Krieg planten, hatten darauf gebaut, daß es bei uns noch so stände, wie in alten Zeiten, daß die andern deutschen Fürsten und Stämme sich freuen würden, wenn sie den alten, ehrwürdigen König von Preußen ins Gesicht schlügen; ja, sie glaubten wohl, Bayern und Württemberg, dazu noch die Hannoveraner und die Hessen, würden mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen.

Aber sie hatten sich verrechnet, die Franzosen! Ganz Deutschland erhob sich wie ein Mann. Aus allen Stämmen Deutschlands, aus allen Provinzen Preußens, aus allen Kreisen des Volks, selbst von Amerika, gelangten an König Wilhelm täglich, stündlich Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit in dem Kampfe für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit. Bayern und Württemberg stellten sofort — ihrem Vertrage getreu — ihre Truppen unter seine Befehle. „Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen", telegraphierte König Ludwig von Bayern an König Wilhelm. Die andern Fürsten Deutschlands äußerten sich in ähnlicher, begeisterter Weise, vor Allen auch der brave, alte König Johann von Sachsen.

Die Tage von 1813 waren wieder aufgelebt. Ja, es war noch viel großartiger und herrlicher als damals. So einig war Deutschland damals nicht gewesen. Jetzt galt erst recht der Ruf des alten Ernst Moritz Arndt, der einst gesungen:

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
und wollen die Welschen ihn haben,
so sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann
und bringe die blutigen Gaben,
und bringe das Schrecken und trage das Grauen
von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen,
und klinge die Losung: „Zum Rhein! Uebern Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!"

Sie wollen's; so reiße denn, deutsche Geduld,
reiß durch von dem Belt bis zum Rheine.
Wir fordern die lange gestundete Schuld —
auf! Welsche, und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen.
Wir klingen die Losung: „Zum Rhein! Uebern Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!"

Mein einiges Deutschland, mein kühnes, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
von dem, was die schleichende List euch gewann,
von Straßburg und Metz und Lothringen:
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben!
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: „Zum Rhein! Uebern Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!"

Solche und andre — alte und neue feurig patriotische Lieder erklangen durch das ganze Vaterland. Ein solcher Sangeseifer war seit Jahrzehnten nicht dagewesen. Am meisten ward aber die Wacht am Rhein gesungen.

31. Kriegslied.

Emanuel v. Geibel.

Empor mein Volk! Das Schwert zur Hand
und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn ums Vaterland
mit Feuer laß dich taufen.
Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott,
das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!

Dein Haus in Frieden auszubaun
stand all dein Sinn und Wollen,
da bricht den Hader er vom Zaun,
von Gift und Neid geschwollen.
Komm' über ihn und seine Brut
das frevelhaft vergossne Blut!
Vorwärts!

Wir träumen nicht von raschem Sieg,
von leichten Ruhmeszügen;
ein Weltgericht ist dieser Krieg
und stark der Geist der Lügen;
doch der einst unsrer Väter Burg,
getrost, er führt auch uns hindurch.
Vorwärts!

Schon läßt er klar bei Tag und Nacht
uns seine Zeichen schauen;
die Flammen hat er angefacht
in allen deutschen Gauen;
von Stamm zu Stamme lodert's fort,
kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord!
Vorwärts!

Voran denn, kühner Preußenaar,
voran durch Schlacht und Grausen!
Wie Sturmwind schwellt dein Flügelpaar
vom Himmel her ein Brausen;
das ist des alten Blüchers Geist,
der dir die rechte Straße weist.
Vorwärts!

Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach,
ein einig Volk in Waffen,
wir stürmen nach, ob tausendfach
des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir: Flieg, Adler, flieg!
Aus unserm Blute wächst der Sieg.
Vorwärts!

32. Weißenburg (4. August 1870).

Nach Georg Hiltl.

Ein trüber, regnerischer Morgen, der des 4. August. Der Nebel will nicht von den Bäumen und von den kahlen Hügelrücken fort, welche sich durch die Gegend ziehen. Aus dem sinkenden Gewölk treten die Häuser hervor, und bald genug sieht man auf der Straße nach Rohrbach zu die langen, endlosen Züge der Proviantkolonnen. Der Nebel hat sich in Regen verwandelt, die Blättern rascheln, von den Tropfen geschüttelt, grauer Himmel hat die Gegend bewölkt, welche sonst so lachend dreinschaut. Aus der Ferne schallt es dumpf und schauerlich, und die Bewohner der nahe liegenden Dörfer eilen an die Fenster und Thüren der Häuser. Da blinkt es trotz des Nebels und Regens von der Straße her, der eherne Tritt gewaltiger Kolonnen knirscht in tausendfachem Takte auf dem feuchten Sande der Chaussee. Massen von Bewaffneten tauchen auf, Bataillon nach Bataillon windet sich aus dem Walde hervor; drüben am Horizonte zieht eine andre unabsehbare Reihe hin, zwischen beiden bricht ein dritter Haufe heraus, eine vierte, ebenfalls endlos scheinende Masse wälzt sich durch das Feld. Es sind die vier Kolonnen der III. Armee, welche am frühen Morgen aufgebrochen ist und noch heut dem Feind an der Lauter, jenseits der französischen Grenze, den blutigen Tagesgruß bringen will.

Gegen Weißenburg! heißt die Losung der zweiten Division des zweiten bayerischen Korps, welche die Avantgarde bildet. Der Korps-Kommandeur ist der greise General v. Hartmann. Die Avantgarden-Division führt General Graf Bothmer. Die nächsten im Zentrum dieses großen Knäuls sich bewegenden Körper sind die Bataillone des fünften preußischen Armee-Korps. Auf Altstadt! lautet seine Weisung. Sein Führer ist Ewald v. Kirchbach, ein Name von gutem Klang. Neben diesen Massen schreiten die tausende, welche das elfte Armee-Korps bilden. Es wird, wie das fünfte, den Lauterfluß überschreiten und durch den Bienwald vordringen, um bei der Mühle die Passage auf das linke Ufer zu beginnen. Generallieutenant v. Bose ist der Führer, der Tapfre von 1866, der in der furchtbaren Nacht von Podol mit dem Gewehr in der Hand sich an die Spitze seiner stürmenden Truppen stellte. „Lauterburg wird besetzt“, so ist der Befehl für die Kolonne des linken Flügels, welche die Söhne der badischen und württembergischen Lande bilden. Sie haben zum Führer den Generallieutenant v. Werder, dessen Name durch den Feldzug gegen Frankreich unsterblich werden sollte. Als schon die Arrièregarden der vier Kolonnen am düstern, nebligen Horizonte verschwinden, wälzt sich ihnen die Reserve nach: das erste bayerische Korps unter dem Freiherrn v. d. Tann. Es bedarf keines Hinweises auf diesen Namen, jeder Deutsche kennt ihn, und die, welche heut unter preußischer Fahne stehend, mit ihm, neben ihm in den Kampf ziehen, sind gewiß stolz, seine Waffenbrüder zu heißen. Mit diesem bayerischen Korps vereint ist die vierte Kavallerie-Division der preußischen Armee. Sie hat zum Führer einen Prinzen des preußischen Hauses. Dieser Prinz, der jüngste Bruder des Königs, Albrecht (Vater), hatte sich diese Führung besonders erbeten. Der wackre, treffliche Prinz scheute die Strapazen eines so schwierigen Feldzugs nicht. Es litt ihn nicht daheim oder in einer Stellung, welche ihm vergönnt hätte, mit weniger Anstrengung den Pflichten als Soldat zu genügen, und obwohl er im Jahre 1866 als Kommandierender ein ganzes Kavallerie-Korps geführt hatte, trat er jetzt in die Reihen der Führer als Divisions-General. Beweis genug, in welchem Geist und Sinn der Prinz die großen Ereignisse, und wie

er die Stellung eines Hochgebornen dem Vaterlande gegenüber auffaßte. Leider raffte ihn schon bald nach dem Kriege Krankheit dahin.

Trommelwirbel und Pfeifenklang auf französischer Seite! Tanz um die Wachtfeuer und Gesang der Chansonnetten, welche man aus Paris mitgebracht, weithin ein lebendiges Treiben, welches die Wachtfeuer ringsum bei Weißenburg bestrahlen. Am Waldessaume dehnt sich die Postenkette, diese entlang reitet ein Trupp französischer Offiziere. Ihnen voran General Abel Douay. Er hat seine Division bis Weißenburg vorgeschoben, um den Marsch Mac Mahons zur Annäherung an Failly in der rechten Flanke zu decken. „Qui vive!" schallt es dicht vor ihm. Die Offiziere halten. Zwei Infanteristen vom 50. Regimente bringen drei Bauersleute heran. Sie wollen Meldung machen. Douay läßt sie heranführen. „Starke Kolonnen sind von Landau her gegen die Grenze in Anmarsch", so lautet die Meldung. Der eine dieser Leute ist im Galopp einer großen Abtheilung vorbeigefahren. Sie waren alle blau gekleidet, hatten kleine, schwarze Helme mit wulstigen Kämmen darauf. „Es sind bayerische Truppen gewesen", meinte der Mann aus Saint Remi. Douay, dem schon verschiedne andre Mittheilungen zugegangen waren, zögerte nun nicht länger. Es war der Abend des 3. August, der General befand sich auf dem äußersten Punkte der französischen Armee. Er hatte nur eine Division von elf Infanterie-Bataillonen. Kavallerie fehlte ihm ganz. Im Galopp fliegen die Staffetten nach allen Seiten; was von Telegraphendrähten in Arbeit gesetzt werden kann, arbeitet. Abel Douay versammelt seine Offiziere, er wartete auf Antwort von Ducrot, der für einen derartigen Fall die Disposition über Douay's Division mit erhalten hat. Ducrot antwortet: „Stehn bleiben bei Weißenburg, den Kampf annehmen." Der General Douay muß den Feind hier erwarten. Er sendet noch in der Nacht einige Streifpatrouillen aus, sie kommen mit der Nachricht zurück, daß der Feind nicht zu sehen sei. Die französischen Offiziere neigten sich der Ansicht zu, daß, wenn die gemeldeten Kolonnen wirklich im Marsch gegen die Grenze begriffen seien, es sich nur um eine Rekognoszierung handeln könne.

General Douay hatte nach den erhaltnen Antworten von Ducrot seinen Posten für einen halbverlornen erklärt. Dennoch war zur möglichsten Sicherung desselben wenig gethan. Einige Schwadronen Kavallerie waren noch in der Nacht bei dem Douayschen Korps eingetroffen. Der Morgen brach an, — er fand die französischen Truppen mit gewohnter Sorglosigkeit sich ihr Frühstück bereitend. Auf den Höhen bei Weißenburg lagerten sie. Kleine Wölkchen, welche aus dem Gehölz aufstiegen und durch die Büsche zogen, deuteten an, daß man auf Seite des Feindes dem Geschäfte des Kaffeekochens obliege. Douay hatte soeben einen Gang durch das weißenburger Schloß gemacht, als plötzlich athemlos die Vedetten heranbrausen. „Der Feind! der Feind ist da!" schallt es durch die Gruppen. Auf diesen Ruf entsteht die wilde Hast, welche bei einer plötzlich und unerwartet aufgescheuchten Truppe der Vorbote schlimmer Ereignisse ist. Die Hörner rufen, die Trommeln rasseln. Von den Höhen der Berge stürzen die Truppen hinab in das Thal zu den Stellungen an der Lauter. Eiligst wird die Gefechtslinie gebildet. Deutlich sieht man nun das Heer des Feindes sich entwickeln, Bataillon auf Bataillon quillt hervor aus den Waldesgründen. Es ist neun Uhr. General Douay hatte allerdings auf die am Abend eingegangnen Meldungen hin Weißenburg besetzt. Zwei Bataillone der gefürchteten Turkos und das 74. Linien-Regiment bildeten die Besatzung.

Die Avantgarde Bothmers marschierte gegen Weißenburg auf. Da erscheint

eine Reiterschar im Mittelpunkt der deutschen Heeresmassen — ein donnerndes Hurrah empfängt und geleitet sie. Es ist der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen mit seinem Stabe. Hoch zu Rosse, die kraftvolle, schlanke Gestalt weithin sichtbar, eilt er zu dem Gefechte, das heut als das erste großartige sich gegen den gefährlichen Feind entwickeln soll. Bewegung auf der ganzen Linie; — wer es von oben herab doch sehn könnte; wie sie von allen Seiten herandringen, wie des Feindes Truppen sich zusammenballen, dem furchtbaren Stoße zu begegnen, der jetzt gegen sie geführt werden soll. Auf der Höhe von Schweigen hält der Kronprinz mit den Seinen, vor ihm liegt das große, weite Feld mit den Städtchen, Dörfern und Wäldern. Die Felskegel und Kuppen steigen ringsum auf, aus der Ferne leuchten, durch den niederfallenden Regen nur matt verschleiert, die Zelte des französischen Lagers. Ein Schuß donnert von Weißenburg herüber — es folgen drei bis vier schnell aufeinander, der Feind feuert. Jetzt knattert eine Salve des Chassepotgewehrs. Es gilt den drei vordersten Bataillonen Bothmers. Die bayerischen Chevauxlegers jagen heran, hinter ihnen die Batterien der Blauen. Hinauf auf die Höhen von Schweigen geht der Zug. Schon schlagen die Kugeln der Feinde in die Reihen, man trägt bereits Verwundete aus den Schwadronen, aber Bothmer hat auf den Höhen Stellung genommen. Seine Geschütze fahren auf, Schuß auf Schuß donnert herab, die Granaten zischen durch den Regenschleier und zerreißen ihn mit ihrem Blitz, indem sie prasselnd durch die Dächer der Häuser niederschlagen. Kaum zehn Minuten Pause und — an zwei Stellen steigen die Rauchwolken auf, denen die rothe Feuerzunge nachleckt. Es brennt in Weißenburg. Die Sturmglocke heult, aus den Umgebungen der Stadt flüchtet unter dem beginnnenden Feuer alles in fieberhafter Angst durch die Felder. „Vorwärts! Vorwärts!" ruft der Hornist den Blauen zu. Ein Jubelruf begleitet dieses Signal. Die Bayern haben nach ihrer Ansicht viel zu lange still gestanden, sie brennen vor Begierde sich mit den „Wilden" zu messen. Kraftvolle Söhne ihrer heimatlichen Berge und Fluren, ist ihnen der Kampf Mann gegen Mann ein Vergnügen, welches sie schon allzulange entbehrten. Im Geschwindschritt avanciert Bothmer mit seinen Jäger-Bataillonen vorauf gegen Weißenburg. Da tauchen sie empor aus dem Niederholz — schwarze, wilde Gesichter. Der weiße Turban, der rothe Fez hintenüber auf dem häßlichen Kopfe; in buntem Farbenschimmer huschen die Tirailleure der afrikanischen Horden durch die Büsche. Sie sind gelenkig und schnell, an drei bis vier Orten zugleich. Hier knattert eine Salve von zehn Schüssen, dort pfeifen nach einander fünf bis sechs Kugeln hervor. Am Bahnhofe haben sich die schwarzen Kerle eingenistet, das kleine Zollhaus am Eingange zur Festung ist gleichfalls von ihnen besetzt. Hinter diesen Schützenketten zieht es heran, was General Douay in der Eile dem Feinde entgegenzuwerfen vermocht hat. Am Fuße des Gaisbergs formieren sich die Zuaven zu Bataillonen, und auf den Höhen entwickeln sich neue feindliche Kolonnen; zwei Batterien südwestlich von Weißenburg beginnen ein wüthendes Feuer gegen die Geschütze bei Schweigen, und diese erwidern die Grüße des Feindes. Da ruft das Signal „Halt!" Die Bayern stehn. Eine Pause in dem Vormarsch, aber nur, um sofort wieder zum Gefechte vorzugehn, dieses Mal nicht im Geschwindschritt, sondern langsam im ruhigen Marsche avancieren die Kolonnen Bothmers. Der Kugelhagel umsaust diese eisernen Männer, vor deren regelmäßigen Tritten und fester Haltung die Schützenketten des Feindes sich zurückziehen, während über Freund und Feind hinweg deutsche und französische Granaten die Lüfte durchschneiden. Wieder ein Halt — dann ruft das Signal jene Töne in die Weite hinaus,

welche den Angriff verkünden. Wie ein ungeheurer Fächer breiten sich die bisher geschlossenen Reihen auseinander, soweit das Auge blickt, liegt die Gegend vor der Stadt mit Kriegern bedeckt, die auf den Feind anrücken. „Schwärmen" — so heißt es, und wohl ist es mit dem sinnverwirrenden Getümmel zu vergleichen, welches der Schwarm der Biene oder der schrecklichen Hornisse verursacht, wenn er sich auf eine Beute stürzt. Mit lautem Hurrah werfen sich die Bayern in den Kampf, aber der Feind ist auf der Hut; was er in der Eile thun konnte, das hat er gethan. Er hat jede Hecke, jeden Busch, den Graben, die langen und breiten Holzstöße und die Pyramiden aus Hopfenstangen zu Vertheidigungsplätzen umgeschaffen. Aus diesen festen Verstecken blitzten seine Schüsse auf, stöhnend sinkt so mancher der Braven, welche für die Sache des Vaterlands fechten, in den Sand. Erbittert, mit der Wuth des Schakals, kämpfen diese wilden, schwarzen Scharen, und aus dem stark verbarrikadierten Weißenburg knattern die Salven regelmäßig auf das bayerische Korps. Zuweilen stürzt ein Troß jener arabischen Unholde gegen die Deutschen, ein wüthender Kampf beginnt dann, und nur das heftige Feuer des wohlgedeckten Feindes nöthigt die Bayern, wieder halt zu machen. Hier steht das Gefecht — man hat einen solchen Widerstand kaum erwartet.

Der Kronprinz gibt Befehl, das Gefecht in der Front hinzuhalten, bis ein Flankenangriff zu Hilfe kommen kann. Die Geschütze donnern unaufhörlich, — die Lagen des Gewehrfeuers prasseln dazwischen, — die Bayern halten sich wacker, aber sie müssen Hilfe haben, eine so treue Hingebung und solches Ausharren im Angesicht des Todes ist es doppelt werth, daß preußisch und bayerisch Blut sich mische auf der schon roth gefärbten Erde.

Während dieser heftige Angriffskampf um Weißenburg tobte, war die 17. Infanterie-Brigade des V. Armee-Korps, welche für dieses die Avantgarde bildete, in ihrer Entwicklung begriffen und stand so, daß sie Weißenburg von Südosten fassen konnte, während die Bayern von Norden angriffen. Sie hatte, über das Gehag vordringend, die Lauter passiert und griff sofort das Vorwerk Gutleuthof an, welches von den inzwischen herbeigeeilten Franzosen mit großer Bravour vertheidigt ward. So drängte sie sich zwischen Weißenburg und die Hauptmasse der Division Douay, der Stadt jede Unterstützung abschneidend. Oberst v. Bothmer führte diese Brigade, das 58. und 59. Infanterie-Regiment, gegen den Feind. Zu gleicher Stunde sollten zwei Führer, welche denselben Namen trugen, sich Ehre vor dem Feinde erwerben — der Bayer und der Preuße.

Die preußischen Kolonnen standen um dreiviertel auf zehn Uhr bei Gutleuthof im Gefecht. Der Feind warf sich mit gewaltigem Anprall ihnen entgegen, aber die Preußen hielten den Stoß aus, dessen Wogen eben so stark zurückgingen. Mit ihnen wälzten sich die ersten Bataillone der Achtundfünfziger in das Vorwerk, den Feind nach zwei Seiten hin auseinander werfend. Aber von den Höhen des Gaisbergs herab sandten jetzt die Geschütze des Feindes einen Hagel von Geschossen gegen die Vordringenden. Die erste Wirkung dieser Geschütze war eine verderbliche. Der Feind, welcher seine Ziele klar vor sich hatte, schoß mit großer Genauigkeit. Aber hier ist Ewald v. Kirchbach, der Kommandeur des V. Armee-Korps, zur Stelle, der Mann von Skalitz, Nachod und Königgrätz; er hatte seine Regimenter gegen die Geschütze der Oesterreicher geführt, und die 10. Division hat damals so wenig gezaudert, in den Tod zu gehn, als heute die Brigaden der 9. zaudern können. Die Höhen müssen genommen, der Feind muß heruntergejagt oder zerschmettert werden. In diesem Augenblick erhält Kirchbach die Meldung, daß bei Weißenburg das Gefecht stehe, daß Bothmer mit seiner Division im heftigen Feuer mit dem Feinde um jeden

Fuß breit ringe. Auf! Vorwärts, 18. Infanterie-Brigade, — vorwärts gegen den Feind nach Altenstadt, — Königs-Grenadier-Regiment und Siebenundvierziger, vor! Die Reihen entfalten sich, die matte Sonne blitzt auf die tausende von Bajonetten, deren Träger sich gegen Altenstadt wälzen. Die Königsgrenadiere thun wenige Schüsse. Mit dem Bajonett stürzen sie gegen den Feind, der ihnen mannhaften Widerstand leistet, aber die kraftvollen Grenadiere und die Siebenundvierziger an ihrer Seite werfen die behenden Feinde zurück. Als die Turmuhr in Altenstadt auf ihrem durchschossnen Zifferblatt halb zwölf Uhr weist, ist Altenstadt genommen.

„Schwerer Stand der Division Bothmer", lautet die neue Meldung. — Immer stärker wird das Feuer des Feindes von den Höhen herab; die Mitrailleusen geben eine Lage, die Todten und Verwundeten häufen sich. Der Gaisberg muß genommen werden, das ist die Losung. Kirchbach hält inmitten dieses wüthenden Feuers. Er formiert die Brigade zum Sturm auf die Höhen, gleichzeitig fliegen die Ordonnanzen nach rechts, zwei Bataillone der Siebenundvierziger, ein Bataillon des 58. Infanterie-Regiments werden den Bayern zur Hilfe gesandt. Kirchbach avanciert mit den Seinen. Begleitet von den unaufhörlich sausenden Geschossen des Feindes, befindet sich die Hilfe schnell auf dem Wege nach Weißenburg, geleitet von dem Führer, dessen Gestalt, allen deutlich sichtbar, an der Tête zu finden ist. „Dorthin, dorthin!" sagt seine Geberde; mit der Hand deutet er den Seinen die Richtung an, in welcher die Entscheidung des Tags zu finden ist.

Der Kronprinz hat in dem heftigen Feuer, welches rings um Weißenburg tobte, die Befehle ertheilt. Er war ja kein Neuling mehr. Gewaltiger Kanonendonner hatte ihn umwogt, als er bei Königgrätz die Entscheidung herbeiführte, aber er war sich wohl bewußt, daß am Tage von Weißenburg eine andre, nicht minder wichtige Entscheidung fallen sollte. Es galt den ersten großen Kampf gegen die Franzosen zu bestehn, von dem Siege hing gewaltig viel ab, der Verlust dieses Tags mußte auf den Unterliegenden mit niederschmetternder Gewalt wirken. Kronprinz Friedrich Wilhelm war mit seinen Getreuen an den gefahrvollsten Stellen. Von Blumenthal begleitet, neben ihm der Herzog von Coburg, der Prinz Otto von Bayern, war er bereits zweimal die Höhen von Schweigen unter dem Feuer der Granaten, die von Süden her fielen, hinabgeritten, um durch seinen Zuruf die Bayern bei der harten Arbeit zu stärken. Von dem Außenposten am landauer Thore konnte man diese gefährlichen Ritte deutlich sehen, und die Tirailleure am Graben haben den Kronprinzen sehr bald bemerkt. Sie meldeten es den Kanonieren sofort, und diese beeiferten sich, ihre Geschosse nach der angegebenen Richtung zu entsenden. Beim zweiten Ritt erhielt der Kronprinz die Meldung, daß General v. Bose mit dem XI. Armee-Korps bereits an der Seite des V. Armee-Korps seine Têten vorzuschieben beginne. Die ganze Macht ist bald beisammen, der große, entscheidende Stoß kann dann geführt werden.

Der Kronprinz gibt Befehl zum allgemeinen Vorgehn. Nun donnert es von allen Seiten, und der vernichtende Kampf wird noch heftiger, nur bis zu dem Eintreffen aller hat man ihn hingehalten. Schon ist Kirchbach herangekommen. Seine Bataillone dringen entschlossen von Süden und Osten gegen die Stadtmauer vor. Ein wildes Getümmel rings um Weißenburg! Von Norden her dringen die Bayern, von der preußischen Hilfe wirksam unterstützt, gegen das landauer Thor vor, während die drei ihnen zugesandten preußischen Bataillone gegen das hagenauer Thor stürmen. Die Granaten haben die Barrikaden zerschmettert. Das Geheul und Wuthgeschrei ist furchtbar. Unter

den gellenden Rufen Vive l'Empereur! drangen die Franzosen den Einstürmenden entgegen. Die bayerischen Jäger waren die ersten auf der mit starkem Geländer versehenen Brücke am landauer Thore.

Dieses Thor war durch einen starken Turm überwölbt und mit starken Thorpfeilern versehn. Weißenburgs Umwallung ist nur mittelmäßig stark, aber die Stadt hat einen dreißig Schritt breiten Graben, der das Andringen erschwert. Gegen das landauer Thor drängten sich die Bayern mit einem solchen Ungestüm, daß einige der Stürmenden in den Graben fielen. Jetzt dringt die bayerische Tête in die Stadt. Ein verzweifelter Kampf beginnt. Hier tauchen dicht vor ihnen die Turcos auf. Das Handgemenge wüthet, Mann gegen Mann wird gefochten, und die Schwarzen wehren sich Schritt für Schritt. In der ersten Straße wüthet der Kampf; mit dem Bajonett warfen sich die Franzosen zweimal den Anstürmenden entgegen und drückten sie gegen das Thor zurück. Unterdessen waren die Preußen durch das hagenauer Thor in die Stadt gedrungen. Das Gefecht in den Straßen wüthete an beiden Stellen zugleich und drängte sich gegen die Mitte zu, woselbst endlich Bayern und Preußen zusammentrafen. Aus einigen turmähnlichen Gebäuden ward noch scharf gefeuert, als schon die Signale zum Haltmachen bliesen. Der Kampf Mann gegen Mann aber überwiegt das Feuergefecht. Die Stadt befand sich nach dem heftigsten, in ihren Straßen tobendem Kampfe gegen zwei Uhr in den Händen der Deutschen. Die beiden französischen Bataillone hatten sich zum größten Theile als Gefangene ergeben.

Das Toben und Kämpfen in der Stadt, das Krachen der Schüsse, das Donnern der Geschütze war zugleich das Signal für den Beginn des umfassenden Angriffs gegen die stark besetzten Höhen des Gaisbergs. Abel Douay hat von dessen Rande aus die wüthenden Kämpfe innerhalb Weißenburgs und dessen nächster Umgegend deutlich wahrgenommen. Isoliert von der Armee Mac Mahons, hat der General im Augenblicke des Kampfes geleistet, was in seiner Kraft gestanden. Noch bleibt ihm der Gaisberg; diese Position scheint uneinnehmbar. Douay hat noch Zeit, sich geordnet zurückzuziehen, obwohl überall seine Truppen gedrängt werden — aber er will nicht weichen. Bald jedoch wird die Lage noch gefahrvoller. Auf dem Wege nach Schleithal blitzt und blinkt es, lange Kolonnen entwickeln sich mit großer Schnelligkeit, Tirailleurlinien gehn vorwärts. Der Feind erscheint in der rechten Flanke. Es sind die Têten des XI. Armee-Korps, gebildet von der 41. Infanterie-Brigade (Füsilier-Regiment 80, Infanterie-Regiment 87) unter Führung des Obersten v. Koblinsky. General Douay ist von der rechten Flanke wie von der Front bedroht. Unter dem Feuer seiner Artillerie läßt er den rechten Flügel zurückgehn und Frontstellung gegen das XI. Armee-Korps nehmen. Während dieses Zurückgehns hat sich das Königs-Grenadier-Regiment, ein Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 47 und das 5. Jäger-Bataillon zur Erstürmung des Gaisberges in Marsch gesetzt. Der Gaisberg liegt innerhalb eines Ovals, welches die Bahnen nach Sulz und Hagenau bilden, dicht daran die Kopfstation Weißenburg mit ihrem Bahnhofe. Drei Vorwerke liegen an seinem Fuße: Gaisberg, Gutleuthof und der Schafbusch. Aus Gutleuthof waren die Franzosen verdrängt, in Gaisberg sollten sie angegriffen werden. Schafbusch besetzt Douay noch jetzt in Eile. Der Gaisberg selbst ist mit natürlichen Terrassen versehen, durch welche sich die Wege nach der Höhe winden, die von dem festen Schlosse gekrönt wird.

Da das Schloß der Stadt gegenüber liegt, und die umher liegenden Anhöhen mit Geschütz trefflich zu besetzen sind, bildet das Gebäude nebst Umgebung eine der besten Positionen, die besonders dadurch leicht zu vertheidigen ist, daß

die im Schlosse eingenisteten Schützen ihr Feuer etagenförmig vertheilen können. Die Franzosen hatten alles zur Abwehr hergerichtet. Die Wege nach dem Schlosse hinauf waren in der Eile verhauen und die Stämme gefällter Bäume hineingewälzt. Das Gehöft in der Flanke hatte man ebenfalls zum Gefechte eingerichtet. Gegen diese außerordentlich feste Stellung avancierten die Königs-Grenadiere, die Siebenundvierziger und die 5. Jäger, die 17. und 41. Infanterie-Brigade von ihren verschiedenen Positionen. Mit schlagenden Tambours avancierten die Bataillone. Das Feuer, welches bei Weißenburg schon in großer Heftigkeit raste, that den Vordringenden bis zu dem Augenblicke wenig, wo sie an den Bahnhof gelangten. Die hier eingenisteten Tirailleurs der Franzosen mußten sich die Arbeit zwischen den Königs-Grenadieren und den bayerischen Jägern theilen. Kaum aber hatten die Têten der Avantgarde die Häuser hinter sich, als ein mörderisches Feuer aus den am Fuße der Anhöhe sich hinziehenden Hopfengärten und Weinbergen sie empfing. Der Feind hat treffliche Stellungen, er sendet seine Kugeln aus bester Deckung, zahlreiche Tirailleurschwärme tauchen auf und dringen unter heftigem Feuer vor. Ihnen entgegen werfen sich Jäger vom 5. Bataillon. Eine Lage der Zündnadelbüchsen fegt den Feind hinweg, und die zweite räumt unter den Fliehenden auf. Aber das feindliche Feuer erneut sich immer wieder und stärker, die Chassepots schütten einen Hagel von Kugeln aus, in welchem die Königs-Grenadiere festen Schrittes geschlossen vordringen. Aber unter den dichtgeschlossenen Angriffskolonnen räumen die feindlichen Geschosse furchtbar auf, es wird klar, daß die bis jetzt übliche Formation den Erfolg im Kampfe schwer bezahlen muß. Aber rasch entschlossen und unter klugem Verständnis der Lage gegenüber solchen Waffen, benutzen die Führer der Bataillone und Kompagnien das Terrain und führen die trefflich disziplinierten Truppen, welche alles vermögen, in zerstreuter Ordnung vor. Hier schwärmen Züge auseinander und eilen vor, um hinter dem Terrassenhang da vorne niederzukauern; dort wendet eine Kompagnie sich seitwärts, um in einzelnen Zügen den Graben zu gewinnen, und aus dem sicher geleiteten Rohre in deutscher Faust saust überall die tödtliche Kugel dem Feinde entgegen. Eine bewegliche Kette von kleinen Abtheilungen zieht sich eng und enger um die französische Feuerlinie, schmiegt sich jeder Biegung an und drängt sich in jede Lücke hinein. Hier siegt der bessere Schütze über das bessere Gewehr. Und hinter den vordersten Kompagnien rücken die Reserven in unaufhaltsamem Anmarsch, aber gleichfalls unter kluger Benutzung von Höhe und Thal immer näher vor gegen den Feind. Die Füsiliere des Königs-Grenadier-Regiments halten die Mitte, sie dringen geraden Wegs auf das Schloß zu; den rechten Flügel bildet das erste Bataillon, den linken das zweite. So geht es unter heftigem Feuer bergan. Jedes Bataillon hat zwei Kompagnien vorgezogen, sie bilden das erste Treffen; die andern formieren sich im zweiten Treffen. Noch scheint es, als könne man Terrain gewinnen ohne die schwersten Verluste. Da prasselt es von oben hernieder, — eine bleierne Saat schlägt, von den Schützen im Schlosse ausgestreut, in die Glieder der Königs-Grenadiere. Aus den Verhauen erheben sich die französischen Schützen; an hundert Orten zugleich blitzt es auf, die Geschosse schwirren umher. Vorwärts! rufen die Signale, Vorwärts! mahnen die Offiziere. Schon schreiten die Grenadiere über die Leichen der gefallnen Brüder, immer steiler wird der Weg, aus der Windung des Gehölzes stürzen die Bataillone des 74. französischen Linienregiments, tapfre, entschlossne Gegner, die nicht glauben wollten, daß ein Feind in diese Stellungen dringen könne. Mit dem lauten Rufe „Vive l'empereur!“ stürmen sie gegen die Grenadiere. Die Schußwaffe ist für einige Zeit bei Seite gedrängt, das Bajonett kommt an die Reihe; Stöße und Hiebe — wildes Rufen klirrt und tönt durch die

Waldung. Die Grenadiere erwidern diesen stürmischen Angriff; nur kurze Zeit währt der Kampf, den der Feind aufgibt. „Hurrah!" donnert es, und aufwärts zum Schlosse klimmen die Preußen. Schon sieht man die Umrisse des Baus, den die Rauchwolken der fallenden Schüsse umziehen. — „Vorwärts!" Da hüllt sich das Schloß plötzlich in einen undurchdringlichen Mantel von Dampf; es scheint ein Krater geworden, aus welchem die Blitze fahren; ein entsetzliches Feuer prasselt aus allen Fenstern, Luken und von den Mauern hernieder. Die vordersten der Grenadiere sinken nieder, der Vormarsch muß gehemmt werden, die Verwirrung, welche des Feindes wohlgezielte Schüsse erzeugen, die fallenden Kameraden, das Getümmel ringsum, die versteckten Feinde, dies alles zwingt die Grenadiere zum Halten. Eilig wird das Feuergefecht wieder hergestellt. Zwei Kompagnien werden als Tirailleurschwärme aufgelöst und beginnen dem Feinde ihre Kugeln mit größter Ruhe zu senden. Das Halbbataillon des zweiten Treffens schickt sich unter dem Krachen des Feuers an, das Schloß mit Sturm zu nehmen. Zitternd vor Kampfeslust und Zorn dringt diese heldenmüthige Schar vorwärts. Des Feindes Voltigeure werfen sich ihm entgegen; neues Handgemenge — die Franzosen werden geworfen, das Füsilier-Bataillon dringt weiter. Hoch voran Major v. Kaisenberg, neben ihm flattert die Fahne des Bataillons, nach oben winkt der tapfre Major mit dem Säbel, seine Leute folgen ihm. Schon hat das Feuer der Feinde den Boden vor den Kolonnen mit Verwundeten und Todten bedeckt, zwei Kompagnieführer liegen stumm da, für immer sind diese Augen geschlossen, welche so kühn auf den Feind blitzten, aber die Lebenden achten der Schrecken nicht, sie klimmen weiter hinan, sie können die Feinde auf den Mauern deutlich sehen, dennoch — dennoch: Halt! aufs neue. Diesem furchtbaren Schnellfeuer der Franzosen können die Tapfern nicht standhalten. Sie wollen nicht weichen, sie werden alle hier ihr Ende finden; noch einmal versucht Kaisenberg vorzudringen, mit Hurrah stürmen sie vor, ein Schuß streckt den Fahnenträger nieder, dessen Hand der Major die Fahne entnimmt. Ein Schuß trifft den Fahnenstock. Kaisenberg hält das getroffene Banner, und hoch es erhebend, stürmt er voran. Da saust es herbei, ein dumpfer Schmerzenslaut — Kaisenberg sinkt schwer getroffen nieder, mit ihm die Fahne. Dasselbe Geschick traf den Führer der 9. Kompagnie, Premierlieutenant Siemon, als er die Fahne wieder erhoben hatte, welche nunmehr von einem Unteroffizier ergriffen wurde. Alles geht wild durcheinander, denn der Tod hält seine Ernte. Das Bataillon geht feuernd zurück, die Kugeln des Feindes fegen über die Wege, und in den Hohlgängen, in der Nähe der Hofgebäude suchen die schwer Betroffenen Deckung, sie harren aus und richten ihr Feuer gegen den Park, aus dessen Umgebung der Feind bereits abzuziehen beginnt, während die neu anstürmenden Bataillone des Königs-Grenadier-Regiments lautlos, in fester Formation den letzten Abhang des Berges heraufdringen. Diese unvergleichlichen Soldaten haben das Gewehr im Arm, sie wollen nicht nutzlos ihre Munition verschwenden gegen den gedeckten Feind, sie wollen an ihn kommen; falle, was da will — sie müssen das Schloß haben.

Die Feinde drinnen gewahren dieses Vorrücken, sie werden unruhiger, ihre Schüsse fallen nicht mehr so schnell aufeinander, die Treffer sind bedeutend geringer geworden, aus einzelnen Orten blitzt es nicht mehr auf. Abel Douay wirft sich noch einmal den anstürmenden Preußen entgegen, das Rasseln der Mitrailleusen erschallt, ihre Kugeln schwirren heran. Da kracht es dicht an der Linie des 16. Fußjäger-Bataillons; eine verheerende Explosion schmettert die Jäger zusammen und zerreißt die Pferde, die Mannschaft der Mitrailleusen. In den Protzkasten ist eine preußische Granate geschlagen. Das mörderische Spritzgeschoß vernichtet

seine eignen Diener. Droben kracht eine neue Salve aus dem Schlosse. Abel Douay, dessen Gesicht bleich wie der Tod ward, der, laut rufend: „C'est incroyable!“ die Preußen vordringen sieht, will an die unbenutzt stehende Mitrailleuse. Sie ist hart an der Flanke postiert, schon dringen die Mannschaften der 41. Infanterie-Brigade herauf; Abel Douay richtet das Geschütz, er will selbst die Kurbel drehen; da er nicht wirksam mehr kommandieren kann, will er fechten. Da schmettert es aus dem Dickicht; mit den zersplitterten Zweigen saust ein Granatstück heran — der General ist getroffen, schwer getroffen. Er sinkt neben dem Geschütz nieder, von einem Kanonier aufgefangen, der bald nur noch eine Leiche in den Armen halten sollte.

Die Preußen rücken von allen Seiten heran, sie sind dicht am Schlosse. Unter dem tosenden Rufe „Vive l'empereur!“ von dem Feuer ihrer Tirailleurs gedeckt, werfen sich die Franzosen ihnen nochmals entgegen, aber die Arbeit ist gethan, die Königs-Grenadiere sind im Schlosse. Der Kampf ist nur kurz; was sich nicht ergibt, wird niedergemacht.

Vergebens ist die letzte Anstrengung der im innern Gebäude befindlichen Franzosen, denn nachdem die 41. Infanterie-Brigade Schafbusch genommen hatte und vorgedrungen war, war das Schloß umstellt. Dennoch feuern die Franzosen ohne Unterlaß aus den Fenstern; sie können von oben herab noch einen heftigen Kampf beobachten; er täuscht sie, denn sie hielten das für ein stehendes Gefecht, was nur noch Verzweiflung war.

Auf dem rechten Flügel wogte indessen noch der Kampf, den die Artillerie der Franzosen sehr lange hinzog. Aber hier zeigt sich das 5. Jäger-Bataillon. Ungeachtet des heftigen Granatfeuers avancieren die Jäger. Ihre wohlgezielten Schüsse strecken die Mannschaft und Pferde der Batterie bald nieder. Unter dem Feuer der Jäger zieht sich der Feind zurück. Von ihrer Stellung aus gewahren die Jäger ein Geschütz, welches aus Mangel an Pferden verlassen zu stehn scheint. Es blinkt so einladend herüber zu den Preußen, — die Jäger können sich am Ende den Ruhm erwerben, die erste Kanone zu erobern. Da eilen schon französische Infanteristen, einige Zuaven unter ihnen, heran; sie sammeln sich bei dem verlassenen Lieblinge, sie werden ihn decken. Da knallt es plötzlich aus dem kleinen Hohlwege, und preußische Jäger erscheinen neben den Franzosen. Feldwebel Meyer, Oberjäger Hausknecht und Jäger Leuschner sind mit einem halben Zuge herangedrungen. Sie wollen das Geschütz haben. Der Hirschfänger ist aufgepflanzt, im nu ist man mit der feindlichen Infanterie handgemein. Neue Pferde kommen heran, „Feuer auf diese“, heißt es, und bald genug stürzen die Männer und Rosse. Die Infanterie hält sich wacker gegen die Preußen, und heftiger Kampf entbrennt um das Geschütz. Die Jäger haben schwere Arbeit, aber sie werfen endlich die Vertheidiger, ein donnernder Ruf erschallt: Die Jäger vom 5. Bataillon haben die erste feindliche Kanone erobert! Sie sind würdige Nachkommen jener schlesischen Schützenbataillone, die bei Bautzen, Culm, Dresden und Leipzig gegen Frankreichs Krieger fochten, die bei Waterloo sich mit Ruhm bedeckten, und deren Nachfolger schon bei Skalitz und Königgrätz den Namen ihres Bataillons mit neuen Lorbern schmückten.

Freilich hatten sie schwere Verluste, darunter ihren tapfern Führer, den Grafen Waldersee, der eine Kugel in den Unterleib erhielt und zwei Wochen später starb.

Und nun weiter hinauf, um mit den andern Braven zusammenzutreffen, die den Gaisberg gewonnen!

Noch kämpft man da unten in und um Weißenburg. Die Deutschen sind zwar in der Stadt, aber der Feind hält sich noch in den Gassen, und dort unten in den Gärten tobt ein erbittertes Gefecht. Dort ist nicht mehr der große, in Massen geführte Kampf, dort beginnt das wilde Gemetzel gegen die Schwarzen, welche in den Hecken, zwischen den Weinpflanzungen sich eingenistet haben. Die weißen, wie aus gebröckeltem Gestein gebildeten Mauern klimmen die Bayern hinan, die Bajonette treffen aufeinander, der Handjar blitzt gegen die Deutschen, deren Wuth angefacht ist durch mancherlei Greuel, welche die Farbigen verübten. In den Gärten um Weißenburg haben blutige Scenen sich abgespielt, und die Weinstöcke dort am Rande des Berges bei dem Steinbachhof sind mit Blut getränkt worden.

Zwei Uhr nachmittags! Das Feuer schweigt allmählich. Aus dem Fenster des Schlosses weht die weiße Fahne; dreihundert Franzosen strecken dort oben die Waffen. In der Stadt fallen noch einzelne Schüsse, in den Gärten wird hie und da noch gekämpft, aber der Tag ist entschieden. Auf der Straße nach Steinselz wälzen sich in wilder Hast die geschlagnen Korps der Franzosen in drei Kolonnen. Noch einmal hat die Nachhut den Versuch gemacht, vorzustoßen, um den Abzug bewerkstelligen zu können. Das Zeltlager der Feinde ist eine Beute der Sieger geworden. Vom Höhenzuge des Gaisberges feuert die Artillerie des V. Armee-Korps auf die Flüchtenden, und zwei Scharen blauer Reiter jagen die Straße entlang, den Feind zu verfolgen und die Fühlung mit ihm zu behalten. Es sind die Dragoner-Regimenter Nr. 4 und 15.

Der erste Sieg ist erfochten. Alles jubelt und sinkt einander in die Arme. Heut haben die Kinder Deutschlands von Nord und Süd, von West und Ost zum ersten Male neben einander, für einander gefochten. Die Unüberwindlichkeit des Feindes ist eine Sage geworden, an die keiner der mit Schweiß und Blut bedeckten glaubt. Da sprengt er heran, der Kronprinz! — Er reitet die Höhen des Gaisbergs hinauf, umringt von den jubelnden tausenden. Jetzt muß die starre Disziplin einmal dem überströmenden Gefühle weichen. Die Reihen lösen sich, alles stürzt um ihn her, um den Königssohn, der heut einen neuen Sieg erfochten, der sich des großen Werths wohl bewußt ist, den dieser Kampf beanspruchen darf, und der mit dankenden Blicken all die Tapfern begrüßt, welche ihr Leben einsetzten! Tiefe Wehmuth umzieht seine Stirn, als er über das furchtbare Gefechtsfeld gegen den Pfarrhof von Schweigen reitet, wo sein Hauptquartier sich befindet.

Schrecklicher, herzzerreißender Anblick! — Ringsum, weit verstreut jenes Gewirre von Waffen, Leichen, Blutlachen, Tornistern, Wagen, Rädern und tausend andern Dingen, deren ursprüngliche Bestimmung schwer zu errathen ist. Dort die Massen der heimkehrenden Bataillone, neben ihnen die langen Züge der Proviantkolonnen, welche herankommen, die schauerlichen Konvois der Verwundetenwagen, ringsum das dumpfe Getümmel, in der Ferne Schüsse und zuweilen noch ein Schuß in der Nähe. Lange Reihen gefangner Franzosen kommen herbei, Wuth und Scham malen sich in den Blicken aller. Die Tage waren noch nicht da, wo ihnen die Gefangennahme willkommen war. Am Pfarrhofe von Schweigen kommen große Haufen gefangner Turkos. Schauerlicher ist der Anblick der Todten. Aus den Gärten, den Hopfenpflanzungen leuchten die Turbane, und die rothen Hosen der Gefallenen hervor.

In Weißenburg war die Erregung ganz ungeheuer. Die ganze Einwohnerschaft lief durcheinander; auf dem Glacis wimmelte es von Gefangnen, Schlachtvieh und Fourage, unaufhörlich trug man Verwundete herbei. Eintausendfünfhundert Todte und Verwundete, darunter 91 Offiziere, hatte der Tag den

Deutschen gekostet, aber tausend feindliche Soldaten, 30 Offiziere, 20 Geschütze und 4 Mitrailleusen waren in die Hände der Sieger gefallen. Die Todten und Verwundeten des Feindes beliefen sich auf 700 Mann, — er stand in gedeckten Stellungen. Alle Orte ringsum waren mit Verwundeten angefüllt; die Liebeswerke, welche schon vor Beginn des Kriegs eingeleitet waren, begannen sich zu erfüllen. Von allen Seiten zogen die rothen Kreuze im weißen Felde herein, und bis nach Kaiserslautern hinauf drängten sich die Wagen mit Erfrischungen, die langen Züge der Sanitätskolonnen.

Noch während des Herumrittes nach seinem Hauptquartier am Fuße des Gaisbergs traf der Kronprinz auf den Schützenzug des Füsilier-Bataillons der Königs-Grenadiere, welchen Lieutenant v. Salisch rangiert hatte. Der Kronprinz nahte sich diesen tapfern Leuten. Der Offizier wies ihm die glücklich gerettete, zerschossene Fahne, welche der Prinz küßte. Dann rief er, das Banner hoch erhebend: „Es ist ein prächtiger Anblick, meine Herren, und das verdiente Kreuz soll ihr zu theil werden." Und Kaisenberg? — Nach seiner Verwundung war er in einem Hohlwege niedergelegt worden. Als er zur Besinnung kam, war sein erstes Wort: „Wo ist die Fahne?" Auf die Meldung von der glücklichen Rettung derselben lächelte er befriedigt. Man brachte ihm die Fahne an sein Lager, er drückte sie an das Herz. Er hat sie nie wieder flattern sehen. Der Tod raffte den Tapfern hinweg.

Die Nacht sank auf die Gegend nieder und brachte den Ermüdeten einige Ruhe. An den Feuern in und um Weißenburg saßen viele, mit Briefschreiben in die Heimat beschäftigt. Bis zum Morgen tönte aus einigen Orten die Wacht am Rhein herüber, und die fünften Jäger waren besonders lustig. Sie hatten einen herrlichen Fang gethan; zwar war einer der braven Bursche um eine Hand ärmer geworden, aber das erste Geschütz hatten sie doch glücklich genommen, und Graf v. Waldersee, der tödtlich verwundete Kommandeur, konnte stolz auf seine tapfern Leute blicken. Alles war glücklich, und die Gewißheit künftigen Sieges lebte in allen. Das Vertrauen auf die Führer hielt gleichen Schritt mit dem Vertrauen auf die deutsche Waffenbrüderschaft.

33. Der erste gefangne Turko.

Willibald Winckler.

Im Feuer stand bei Weißenburg
das fünfte Regiment
der tapfern Bayern Infant'rie,
die man mit Achtung nennt.

„Daß dich die Pest", ein Hauptmann brummt,
„daß dich die Schwerenoth!
die Kerle schießen wirklich mir
den letzten Turko todt.

Wie Fliegen fallen die da um,
es ist nicht auszustehn;
ich hätte solchen Heiden gern
lebendig 'mal besehn."

Wenn's das nur ist, denkt Köhler sich,
dann ist die Sach nicht schwer:
„Du, Kamrad, halte mir doch 'mal
a Bissel mein Gewehr!"

Und durch den Kugelregen springt
er auf die Turkos los
und packt den nächsten beim Genick
und sagt: „Komm mit, Franzos!"

Er hält ihn seinem Hauptmann hin
und salutiert und spricht:
„Da haben's aanen, doch verzeih'ns,
der schönste ist es nicht."

34. Die Kapitulation von Sedan.

Aus dem „Generalstabswerk".

Der blutige Kampf auf den Höhen um Sedan lag sichtlich in seinen letzten Zuckungen, und auf einigen Stellen fand schon ein friedlicher Verkehr der beiderseitigen Vortruppen statt. Seine Majestät der König befahl nunmehr dem Oberstlieutenant v. Bronsart und dem Hauptmann v. Winterfeld vom Generalstabe des groszen Hauptquartiers, in Seinem Namen den französischen Oberbefehlshaber zur Uebergabe der Armee und der Festung aufzufordern. Die preuszischen Offiziere wurden am Eingangsthore von Torcy durch den Platzkommandanten empfangen, und der erstgenannte betrat darauf die von Haufen kampfesmüder Soldaten angefüllten Straszen der Stadt. Nachdem er den Wunsch ausgesprochen hatte, im Auftrage des Königs mit dem Oberfeldherrn des französischen Heers zu unterhandeln, führte man ihn nach dem Gebäude der Unterpräfektur vor den Kaiser Napoleon, von dessen persönlicher Anwesenheit in Sedan das deutsche Hauptquartier bis dahin noch in Unkenntniss geblieben war. Der Kaiser war eben damit beschäftigt gewesen, in einem eigenhändigen Schreiben an den König von Preuszen seiner hoffnungslosen Lage Ausdruck zu geben. Er erklärte dem Oberstlieutenant v. Bronsart, welcher die Absendung eines mit Vollmacht zum Unterhandeln versehenen höhern französischen Offiziers beantragte, dasz General Wimpffen an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl führe. Mit dieser Antwort begab sich der preuszische Generalstabsoffizier wieder zu Seiner Majestät dem Könige; gleichzeitig entsandte der Kaiser den General Graf Reille, um das eben erwähnte Schreiben zu überreichen. Inzwischen war die weisze Flagge in Sedan aufgezogen worden und das Feuer auf der ganzen Schlachtlinie allmählich verstummt. Der König, welcher auch den Kronprinzen von dessen nahegelegenen Standpunkte her nach der Höhe von Frénois berufen hatte, um ihn an den zu erwartenden Verhandlungen Theil nehmen zu lassen, empfing daselbst aus den Händen des französischen Generals den Brief des Kaisers, welcher nur folgende wenige Worte enthielt: „Nachdem es mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen." Da sich hiernach der Kaiser nur für seine Person als Gefangener ergab, und General Reille erklärte, dasz er zu weitern Verhandlungea nicht ermächtigt sei, so antwortete der König folgendermaszen: „Indem ich die Umstände, unter denen wir uns begegnen, bedauere, nehme ich den Degen Eurer Majestät an und bitte Sie, einen Offizier zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu verhandeln, welche sich so brav unter Ihrem Befehle geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General v. Moltke hierzu bestimmt." Die Kunde von den Vorgängen auf der Höhe bei Frénois verbreitete sich mit Blitzesschnelle in den Reihen des siegreichen Heers rings um Sedan und rief überall den lautesten Jubel hervor. Angesichts der beispiellosen Grösze des eben errungenen Waffenerfolges traten ruhigere Betrachtungen vorerst noch in den Hintergrund; viele Herzen erfüllte die zuversichtliche Hoffnung auf einen unmittelbar bevorstehenden, ruhmvollen Friedensschlusz und baldige Rückkehr in die Heimat. General Reille begab sich mit dem Antwortschreiben Seiner Majestät des Königs nach Sedan zurück. Für das deutsche Heer wurde alsdann um 7¹/₄ Uhr abends nachstehender Befehl erlassen: „Es sind Verhandlungen eingeleitet. Angriffsbewegungen dürfen daher von unsrer Seite während der Nacht nicht erfolgen. Dagegen ist jeder Versuch des Feindes, unsre Linie zu durchbrechen, mit bewaffneter Hand zurückzuweisen. Sollten die Verhandlungen nicht zum Abschlusz gelangen, so werden, jedoch erst nach erfolgter Mittheilung, die Feindseligkeiten wieder aufgenommen. Als solche ist eine Eröffnung des Artilleriefeuers von den Höhen östlich Frénois

aufzunehmen.“ Von Seiten der beiden Armee-Kommandos wurde nunmehr angeordnet, dasz die einzelnen Heerestheile im allgemeinen etwas rückwärts der bei Beendigung des Kampfes eingenommenen Stellungen in Biwaks zusammengezogen, die Vortruppen aber überall gegen Sedan stehn bleiben sollten.

In Donchery begannen noch am späten Abend die Kapitulationsverhandlungen. Als deutscher Bevollmächtigter hatte sich General v. Moltke in Begleitung des General-Quartiermeisters v. Podbielski und des Generalstabes dorthin begeben; auf Befehl Seiner Majestät des Königs wohnte auch der Bundeskanzler Graf Bismarck der Besprechung bei, welche Rittmeister Graf Nostiz an Ort und Stelle stenographierte. Von französischer Seite war infolge nochmals ergangener Aufforderung General Wimpffen mit mehreren Offizieren erschienen, unter ihnen auch General Castelnau, welcher insbesondere mit Vertretung der Interessen des Kaisers beauftragt zu sein schien, während der Oberbefehlshaber lediglich für die Armee verhandelte.

Schon auf dem Wege nach Donchery hatten Graf Bismarck und General v. Moltke sorgfältig erwogen, inwieweit es möglich sein werde, den nach tapferm Widerstande überwundenen Gegner zu schonen. Man blieb sich jedoch hierbei dessen bewuszt, dasz die Franzosen, welche sogar von andern gegen andre errungene Erfolge zum Gegenstand einer Anklage gemacht hatten, eine selbst erlittene Niederlage nicht verschmerzen würden, noch weniger aber eine gegen sie geübte Groszmuth. General v. Moltke forderte daher vor allem das Niederlegen der Waffen und die Kriegsgefangenschaft der französischen Armee. General Wimpffen erklärte hierauf den Abschlusz einer Kapitulation nicht verantworten zu können; er machte den Vorschlag, man möge den Truppen das Versprechen abnehmen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen und sie dann in ihre Heimat entlassen. Bei aller Geneigtheit des deutschen Bevollmächtigten, dem militärischen Gefühl des Gegners Rechnung zu tragen, stand aber aus den vorher angegebnen Gründen die Ueberzeugung fest, dass moralische Verpflichtungen hier nicht ausreichten, dasz es vielmehr eines wirklichen Pfandes bedürfe, um das Ergebnis des errungenen Waffenerfolges im Interesse Deutschlands dauernd zu sichern. General v. Moltke erklärte daher, an einer bedingungslosen Kapitulation unabänderlich festhalten und dieselbe im Weigerungsfalle am nächsten Morgen mit den Waffen erzwingen zu müssen. Es wurde dem General Wimpffen ausdrücklich gestattet, die Stellungen des deutschen Heers in Augenschein nehmen zu lassen, um sich von der Unmöglichkeit eines fernern Widerstandes zu überzeugen. Der Bundeskanzler Graf v. Bismarck trat den Ausführungen des Generalstabschefs bei. Den französischen Gegenvorschlag bezeichnete er als vollkommen unannehmbar, weil sich bei den augenblicklich so unsichern Zuständen des Landes eine neue Regierung entwickeln könne, welche dann unter Nichtachtung des hier etwa geschlossenen Vertrags die ganze Bevölkerung zu den Waffen rufen werde, wie es schon im Jahre 1792 geschehen sei. Frankreich, welches im Laufe der letzten Jahrhunderte wohl an zwanzigmal ohne triftigen Grund Deutschland den Krieg erklärt habe, werde auch diese Niederlage zu rächen suchen. Letzteres bedürfe daher sichrer Bürgschaften, um endlich in Frieden leben zu können. General Wimpffen bat nunmehr um Bewilligung eines vierundzwanzigstündigen Waffenstillstands, damit er innerhalb dieser Frist mit den übrigen französischen Generalen zu einem Kriegsrath zusammentreten könne. General v. Moltke lehnte aber auch dieses Ansinnen ab und kündigte schliesslich für den Fall, dass die von ihm gestellten Bedingungen bis neun Uhr morgens nicht angenommen wären, den Wiederbeginn der Feindseligkeiten an. Um ein Uhr nachts wurden die Verhandlungen abgebrochen, ohne zu einem bestimmten Ergebnis geführt zu haben, und die französischen Bevollmächtigten begaben sich nach Sedan zurück. Da es indessen keinem

Zweifel unterlag, dasz die besiegte und fest umschlossene Armee sich den gestellten Bedingungen werde fügen müssen, so wurde der Wortlaut der letztern noch im Laufe der Nacht vom Generalstabe des groszen Hauptquartiers aufgesetzt. Zur Fortsetzung der Verhandlungen erschien am 2. September morgens nicht der französische Oberbefehlshaber, sondern der Kaiser Napoleon in Person, welcher nach seiner am vorigen Tage abgegebnen Erklärung zum Abschlusse einer Kapitulation nicht mehr berechtigt sein konnte. Der Kaiser war in Begleitung einiger Offiziere seiner nächsten Umgebung in aller Frühe von Sedan nach Donchery aufgebrochen und hatte gleichzeitig durch General Reille den Grafen Bismarck um eine Unterredung ersuchen lassen. Letzterer traf den Kaiser auf dem halben Wege zwischen Sedan und Donchery. Als dieser zunächst um eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige bat, theilte ihm der Bundeskanzler mit, dasz sich das Hauptquartier Seiner Majestät in Vendresse befinde, beide begaben sich darauf zu weitrer Besprechung in ein Häuschen, an der groszen Strasze. Graf Bismarck richtete an den Kaiser die Frage, ob derselbe zu Friedensverhandlungen geneigt sei, erhielt aber die Antwort, sich dieserhalb an die Regierung in Paris zu wenden. Da unter solchen Umständen die Sachlage ihren rein militärischen Charakter behielt und lediglich von diesem Standpunkt aus behandelt werden muszte, so wurde General v. Moltke zum Kaiser entboten, welcher letztere nunmehr den Wunsch aussprach, dasz die französische Armee auf belgisches Gebiet übergeführt werden möge. Der deutsche Generalstabschef vermochte hierauf nicht einzugehn. Er begab sich nun auf den Weg nach Vendresse, um dem Könige über den Verlauf der Verhandlungen mit dem französischen Oberfeldherrn zu berichten. — Inzwischen hielten sich die deutschen Truppen zur Wiederaufnahme des Kampfes bereit; die Artillerie stand schuszfertig in ihren Stellungen. Da von französischer Seite noch immer kein Bevollmächtigter erschien, so wurde Hauptmann Zingler vom Generalstabe des groszen Hauptquartiers in Begleitung des Generals Grafen Reille nach Sedan entsandt, um dem General Wimpffen mitzutheilen, dasz die Feindseligkeiten um zehn Uhr vormittags wieder beginnen würden, falls bis dahin das Zustandekommen der Kapitulation nicht gesichert sei. Der französische Oberbefehlshaber weigerte sich dennoch, die Verhandlungen wieder aufzunehmen, indem er sich auf eine Weisung des Kaisers berief, die Festung vor dessen beabsichtigter Unterredung mit dem Könige nicht zu verlassen. Als indessen der Hauptmann erklärte, dasz er in solchem Falle den Auftrag habe, auf seinem Rückwege den vor Sedan befindlichen deutschen Truppen Befehl zum Feuern zu überbringen, entschlosz sich General Wimpffen endlich zum Aufbruche. In den Reihen des französischen Heers hatte seit dem Abend des 1. September die Entmuthigung begreiflicherweise erheblich zugenommen, und von Stunde zu Stunde lockerten sich in immer höherm Grade die Bande des Gehorsams. Zahlreiche Offiziere und Mannschaften aus Sedan erschienen bereits bei den deutschen Vorposten, um sich diesen zu ergeben; man muszte sie zurückweisen, weil ihr Geschick von dem der übrigen nicht getrennt werden durfte. Unter solchen Umständen traten die französischen Bevollmächtigten von neuem in die Verhandlungen ein. Mittlerweile war General v. Moltke um neun Uhr morgens auf dem Wege nach Vendresse Seiner Majestät dem Könige begegnet, welcher die ihm vorgetragnen Kapitulationsbedingungen durchaus genehmigte und zugleich erklärte, dasz er nur im Falle der Unterzeichnung derselben zu einer Unterredung mit dem Kaiser bereit sei. Nachdem General v. Moltke mit dieser Entscheidung im Schlosse Bellevue bei Frénois eingetroffen war, erfolgte daselbst um elf Uhr vormittags ohne fernern Widerspruch die Unterzeichnung der Kapitulation auf der am vorigen Abend von deutscher Seite aufgestellten Grundlage. General Wimpffen muszte anerkennen, dasz seine Armee, bei gänzlichem Mangel an Lebensmitteln

und Munition und angesichts der sie umgebenden überlegnen Streitkräfte, kaum noch widerstandsfähig sei, dasz eine Fortsetzung des Kampfes daher nur zu nutzlosen Opfern führen könne.

Der Abschlusz dieser denkwürdigen Kapitulation wurde Seiner Majestät dem Könige gemeldet, welcher mit den deutschen Fürsten und einem zahlreichen Gefolge auf der Höhe von Frénois eingetroffen war. Unter dem mächtigen Eindrucke des hier vor sich gehenden weltgeschichtlichen Ereignisses richtete der König an die um ihn Versammelten tiefgefühlte Worte des Dankes für alle Theile des deutschen Heers und zuversichtlicher Hoffnung auf eine glückliche Zukunft. Darauf begab sich der königliche Heerführer, vom freudigen Zurufe der Truppen begleitet, nach Schlosz Bellevue, wo mittlerweile auch Kaiser Napoleon eingetroffen war. Ein bayerisches Bataillon bildete die Ehrenwache. Die Begegnung unter so auszergewöhnlichen Umständen hatte das Herz des siegreichen Monarchen mit hohem Ernste erfüllt. In kurzem, schonungsvoll geführten Gespräch nahm er die Wünsche des Ueberwundenen entgegen und traf Bestimmungen für dessen nunmehrigen Aufenthalt. Demnächst beritt der König mit seinem Gefolge bis tief in die Nacht hinein das ausgedehnte Schlachtfeld, um die Truppen in ihren Biwaks zu begrüszen.

Das deutsche Heer hatte in der Schlacht bei Sedan ungefähr 460 Offiziere, 8500 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Französischerseits betrug der durch die Schlacht und die Kapitulation herbeigeführte Verlust nach den darüber vorliegenden Berichten im ganzen 124 000 Mann; auszerdem 1 Adler und 2 Fahnen, 419 Feldgeschütze und Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze, 1072 Fahrzeuge aller Art, 66 000 Gewehre, 6000 noch brauchbare Pferde.

35. Sedan.

Hugo Arnold (Manuskript).

Von dem Rheine bis zur Mosel,
von der Marne bis zur Maas,
durch die Wälder der Argonnen
schweifen die geschwinden Reiter,
Furcht und Grauen mit sich tragend.
Endlich treffen sie den Feind. —
Beaumont, Remilly und Sedan,
blutgetränkt sind eure Felder;
aber goldne Lorberkränze
winden eure Namen ewig
glorreich um die deutschen Fahnen!

Wo im grünen Thal die Maas
sonst an rauchenden Fabriken
wälzt den gelben Strom vorbei,
dehnt sich weit ein flutend Becken
fesselloser, freier Wogen.
Um den Kamm der steilen Kuppen
schlingt sich jetzt ein düstrer Kranz
schweigend bräu'nder Batterien.
Und die Wellen rauschen klatschend
an den Damm zu ihren Füßen,
und der fahle Strahl des Mondes
zittert drauf wie flüss'ges Blut,
flimmert auf den blanken Rohren,
blitzt hell auf den Bajonetten
schlummernd ruh'nder Bataillone.
Lautlos liegen Flur und Schläfer,
nur der Werdaruf der Wachen
schallt schrill durch die stille Nacht.

Fern im Ost zieht langsam auf
bleich der neugeborne Tag.
Aus den Wassern wallt und qualmt
finstrer Nebel feuchter Brodem,
sich zum dichten Schleier ballend,
der das weite Thal umhüllt.
Sieh, jetzt regt sich's auf den Hügeln!
Dunkle schweigende Kolonnen
steigen von den Höhn herab,
überschreiten rasch den Strom,
dringen in Bazeilles ein.
Plötzlich knattert, horch, ein Schuß!
und nun bricht mit einem Male
los der höllische Orkan,
Blitz auf Blitz zuckt aus den Häusern,
von den hohen weißen Wällen
wüthen grimmig die Kanonen;

von den Hügeln dröhnt der schwere
Donner bayrischer Geschütze.
Heulend sausen durch die Lüfte
krachend-berstende Granaten,
Feuer loht durchs ganze Thal,
röthet rings die schwarze Nacht,
hellt den düstren Qualm des Nebels
und die grauen Pulverwolken.
Bei den feuernden Batt'rien
steht der edle General
von der Tann, der Bayern Führer,
lauscht dem wilden Schlachtenlärm.
Freudig leuchtet auf sein Auge,
wie der Kampfesruf der Jäger
aus dem Grund schlägt an sein Ohr.
Und er wendet sich und spricht
zu dem Lieutenant Karl von Heußlein:[1])
„Reiten Sie, mein lieber Herr,
nun so rasch als Ihres Rosses
Hufe Sie von dannen tragen.
Melden Sie dem Prinzen Georg,
daß die Feinde wir gefaßt
und nicht mehr entweichen lassen!"

Fort im flüchtigen Galopp
sprengt darauf der Lieutenant eilig
durch die Dämmerung gen Osten.
Hinter ihm im Rücken weiter
rast und tobt die grimme Schlacht.
Fester drückt er seinem Pferde
noch die Sporen in die Weichen.
Plötzlich raschelt's in den Büschen,
und verdächtige Gestalten
huschen durch des Morgens Zwielicht.
Eine Büchse knallt, vorüber
hart am Ohre zischt das Blei,
aus dem Boden wächst vor ihm
eine Schar mit blauen Kitteln,
fällt ihm wüthend in die Zügel.
Nieder saust mit Wucht sein Säbel,
wimmernd stürzen die Getroffnen
blutend rechts und links zu Boden;
offen steht die Bahn. Von neuem
hemmen steilgerissne Wände
eines rauschenden Gewässers
seinen Ritt; der Brücke Trümmer
stauen die geschwellten Fluten.
Schnaubend scheut das schaumbedeckte,
treue Roß; der scharfe Sporn
zwingt es rasch zum jähen Sprung,
daß der Gischt der Wellen schäumt.
Von den Wogen fortgewirbelt
ringen mühsam Roß und Reiter
sich zum Rand des Ufers durch.
Unaufhaltsam vorwärts, vorwärts!
Ob des Pferdes Flanken fliegen,
ob erschöpft sein Athem keucht,
matt die müden Beine straucheln —
vorwärts, vorwärts! harre aus!
Zärtlich klopft er seines braven
Thieres Bug, und fröhlich wiehernd
wendet es das kluge Haupt,
stürmt ermuthigt wieder vorwärts. —
Endlich stößt er auf die Sachsen,
die in eil'gem Marsche nahen.
Und er meldet ihrem Führer,
wie die Bayern, kühn entschlossen,
auf den übermächt'gen Feind sich
muthig warfen, wie ergrimmt,
wuthentbrannt und racheschnaubend,
an dem letzten Heil verzweifelnd
Mac Mahon sich setzt zur Wehre.

Fort und fort ununterbrochen
aus der Ferne rollt das schwere,
dumpfe Dröhnen der Geschütze.
Nacht und Nebel wichen flüchtig
vor dem goldnen Sonnenstrahl.
Um Bazeilles rast die Schlacht.
Wie der Krater des Vulkans
Feuer speit in wildem Toben,
also zuckt aus Fenstern, Dächern,
aus den Kellern Blitz um Blitz;
aus den brennenden Gehöften
wirbelnd steigen Flammengarben
durch den Rauch zum Morgenhimmel,
leuchten glühend aus den Bächen
purpurfarbnen Heldenblutes,
welche durch die Straßen quellen.
Mit den wetterharten Söhnen
von dem Strand des Ozeans,
die durch alle Erdballs Zonen
auf den Borden der Geschwader
Frankreichs Fahne glorreich trugen,

[1]) Daß Lieutenant Freiherr Heußlein von Eußenheim früh morgens beauftragt war, die Verbindung mit dem XII. Armeekorps aufzusuchen, ist geschichtliche Thatsache. Die Art der Befehlsertheilung hierzu, sowie die Schilderung des anstrengenden Ritts gehören dagegen der Phantasie des Dichters an.

ringen dort um Haus und Garten
und um jede Scholle Bodens
zäh die sturmgestählten Recken
aus des Hochlands grünen Thälern.
Wie am Felsen ihrer Berge
aller Stürme Graus zerschellt,
so auch stehn sie unerschüttert,
ob der Feindesscharen Brandung
Wog' um Woge auf sie schleudert. —
Doch jetzt kündet heller, kurzer
Trommelschlag die treuen Sachsen.
Hoch im Norden, tief im Westen
aus den Schluchten der Ardennen,
deren schwarze Tannenforste
rings im Saum die Höhn beschatten,
dort bei Illy, Floing, Givonne
tauchen dunkle Bataillone;
schwarz-weiß flattern ihre Fahnen,
Friedrichs Adler fliegt vorauf;
auf dem weiten Kranz der Kuppen
reiht Batt'rie sich an Batt'rie,
und der weiße Pulverdampf
wallt empor in dichten Wolken.
Unterm Sturmlied der Kanonen
schmiedet mit gewalt'gen Hämmern
Glied an Glied des eh'rnen Ringes
fest die deutsche Siegerfaust.
Und die platzenden Granaten,
die von allen Seiten schmettern,
hageln Schrecken und Entsetzen
in die dichtgedrängten Scharen
der umschlossenen Franzosen.
Todesgraun, Verzweiflung herrscht
in der Brust der tapfern Krieger.
Frankreichs glänzendste Schwadronen,
Lanzenreiter, Kürassiere
brausen vor, mit wucht'gem Stoß
sich die freie Bahn zu brechen.
Salv' auf Salve kracht entgegen,
rückwärts wenden sie zur Flucht,
reiterlos viel Sättel klaffen.
Nochmals stürzen auf die Bayern
wild verzweifelnd tolle Haufen:
an den blanken Bajonetten
jäh zerstiebend bricht der Schwall. —

Wie der angeschossne Eber
schweißend, abgejagt, gehetzt,
eingekeilt und rings umstellt,
bis zum letzten Hauch der Rüden
stand hält noch im harten Strauß:
also fechten die Franzosen;
Schritt um Schritt zurückgeworfen,
abgedrängt auf allen Fronten
durch umzingelnde Kolonnen
suchen sie den letzten Hort
hinter Sedans Bastionen,
von den siegentflammten Bayern
bis zum Fuß des Walls verfolgt.

Scheidend sinkt im West die Sonne.
Ihre letzten Strahlen tauchen
wie in Blut das Himmelszelt.
Rings am Horizonte schlagen
aus den Dörfern, den Gehöften
loh'nde Riesenfackeln auf.
Sieh, so weit dein Auge reicht
leuchtet Erde roth und Himmel!
Erde trieft von Strömen Blutes;
und den grellen Wiederschein
trägt der Flammen düstre Glut
aufwärts zu den stillen Sternen.
Unter Blut und Eisen stürzt
morsch ein Kaiserthron zusammen;
über seine Trümmer weg
auf vom blut'gen Schlachtgefilde
hebt der deutsche Kaiseraar
stolz zur Kronfahrt seine Schwingen! —

Enger um die festen Werke
schließt der Ring sich der Batt'rien,
wüthend gleich der Hölle Schlund.
Rings von allen Seiten rast
neues Krachen, Prasseln, Dröhnen,
gellt der Wehschrei des Entsetzens.
Schwarzer, dichter Rauch qualmt wirbelnd,
liegt in Wolken auf den Dächern;
helle, lichte Flammen lecken
zuckend aus dem Dunkel auf.
Plötzlich flaggen weiße Fahnen
von den Türmen, von den Zinnen:
jäh verstummt der Lärm der Schlacht.
„Sieg, der Kaiser ist gefangen!"
braust es jubelnd durch die Lüfte,
braust vom Thale zu den Bergen,
braust vom Berg zurück ins Thal!
Der Verwundete, der stöhnend
sich auf seiner Bahre krümmt,
und der Held, um dessen Auge
schon der Todesschatten flort,
hebt empor sein blutend Haupt,
legt zufrieden sich zum Sterben!

Siegreich flattern hoch die Banner
mit dem Adler und dem Löwen
und dem grünen Rautenkranz;
und wo König Wilhelm sich
zeigt den jubelnden Soldaten,
huldigt ihm der hehre Ruf:
Macte senex imperator!
Barbablanca, triumphator![1])

36. Die Eroberung des Plateaus von Chatillon am 19. September 1870.

Michael Heilmann.

Mit dem glücklichen Ausgang des gewaltigen Kampfes bei Sedan wurde das letzte geschulte Heer des französischen Kaiserreichs aus dem Felde geschlagen, und somit befand sich kaum einen Monat nach Beginn der Feindseligkeiten fast die ganze 300 000 Mann starke Streitmacht, welche Kaiser Napoleon III. für den Feldzug nach Deutschland aufgestellt hatte, entweder dort in Kriegsgefangenschaft oder war in ihren eignen Festungen eingeschlossen. Nur das XIII. französische Korps des Generals Vinoy war der Katastrophe bei Sedan entgangen und auf dem Rückzuge nach Paris begriffen. Somit beruhte die Widerstandskraft Frankreichs im Monat September beinahe ausschließlich auf seinen Festungen, besonders auf der größten derselben, Paris, wo sich die Reste der geschlagnen Heere sammelten und wo die junge republikanische Regierung die angestrengteste Thätigkeit und nachhaltige Energie entfaltete.

Deshalb dirigierte auch die oberste Heeresleitung die bei Sedan überflüssig gewordne Maasarmee und die III. Armee möglichst rasch nach Paris, um diese Festung einzuschließen. Dem Verband der III. Armee angehörend, brach das II. bayerische Korps, welches bei Sedan tapfer mitgerungen hatte, am 3. September aus seinen dortigen Stellungen auf und richtete seinen Marsch gegen die Südseite der feindlichen Hauptstadt, zu deren Cernirung es mitbestimmt wurde. Schon am 16. September erreichte das Korps die Seine bei der Stadt Corbeil, 30 km südlich von Paris. Da einige Joche der über diesen Fluß führenden steinernen Brücke gesprengt waren, so mußten die Pioniere am Morgen des 17. eine Feldbrücke mit 14 schwimmenden und 6 stehenden Unterlagen herstellen, eine Arbeit, die in $3\frac{1}{2}$ Stunden ausgeführt wurde. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr konnte mit dem Defilieren über die Schiffbrücke begonnen werden. Zugleich setzte man auch einzelne Truppentheile mittelst Pontons über. Am linken Seineufer stehend, ließ der Korpskommandeur, General der Infanterie v. Hartmann, welcher trotz seiner 76 Jahre alle durch sein jugendliches Feuer begeisterte, das ganze Korps an sich vorbeimarschieren. Es war ein schöner Herbsttag als die Truppen über den breiten Strom zogen, bei wolkenlosem Himmel die Sonne freundlich auf Wasser und Waffen blinkte, und am jenseitigen Ufer ein Musikchor heitre Weisen spielte. Auch ohne dies äußre Zeichen empfand doch wohl die Mehrzahl den Ernst und die Weihe des Augenblicks und dankte Gott, daß es den Franzosen nicht gelungen war, in solcher Weise unsern deutschen Rhein zu überschreiten.

Den 17. September kantonnierte das Korps unter den entsprechenden Vorsichtsmaßregeln bei Corbeil, den 18. aber um Lonjumeau, ein Städtchen, das den meisten Deutschen durch die liebliche Operndichtung Adams „Der Postillon von Lonjumeau“ bekannt ist. Bereits hier wie weiter gegen Paris waren die Dörfer größtentheils von den Einwohnern geräumt, Vieh und Getreide nach Paris geflüchtet worden, so daß den Deutschen die Lebensmittel

[1]) Heil und Preis dir, Herr und Kaiser,
Weißbart, greiser Siegesheld!

spärlicher zu fließen begannen und die Requisitionen ziemlich weit ausholen mußten. Doch nicht genug damit, die ganze Umgegend war von der Nationalgarde und den Franktireurs auf das gräulichste verheert und trug das Gepräge sinnloser Zerstörung. Theilweise bot sich den Truppen ein schaudervoller Anblick, und nur ihrem energischen Vordringen nach der Hauptstadt hatten sie es zu danken, daß sie nicht jene vollendete Wüste fanden, deren Herstellung die Franzosen beabsichtigten.

Der Vormittag des 19. September nun war von der obersten Heeresleitung zum Beginn der Einschließung von Paris bestimmt und hierbei dem II. bayerischen Korps im allgemeinen der Terrainabschnitt zwischen dem Bièvreflüßchen und dem Thale von Sevres zugewiesen worden, während links von ihm das V., rechts das VI. preußische Korps die Einschließungslinie verlängern sollte. Der bezeichnete Abschnitt ist einer der wichtigsten in der Umgebung von Paris, weil er die Hochfläche von Chatillon oder auch Villacoublay genannt enthält. Diese Hochfläche überragt die drei ihr gegenüberliegenden Forts von Paris, Issy, Vanves und Montrouge um fast 80m, daher die Franzosen trachten mußten, sich mit Entschiedenheit in ihrem Besitze zu behaupten, wenn sie aus diesen Forts wirksame Ausfälle machen wollten. Abgesehen davon, ist die Hochfläche gegen einen wie das II. bayerische Korps von Süden kommenden Feind leicht zu vertheidigen, und sagt z. B. der französische General Ducrot, welcher am 19. September den Gegner führte, sie sei „eine Stellung ersten Rangs und der Schlüssel zu Versailles und Paris".

Am Nachmittag des 18. lief im Korps-Stabsquartier die Meldung ein, daß die Hochfläche vom Feinde besetzt sei und derselbe an Verschanzungen arbeite. Auf Grund dieser wie noch andrer Nachrichten faßte General v. Hartmann den Entschluß den auf der Hochfläche stehenden Gegner am kommenden Tage auf beiden Flanken anzugreifen, während er ihn in der Front nur zu beschäftigen beabsichtigte. Deshalb theilte er sein Korps für den 19. in drei Kolonnen; die linke, 6. Brigade unter Oberst Diehl, erhielt den Auftrag nach Petit-Bicêtre zu marschieren, die mittlere, 5. Brigade, Generalmajor v. Schleich, ward gegen die Höhen nordwestlich von Sceaux dirigiert, die rechte endlich, 7. Brigade unter Generalmajor v. Thiereck sollte einstweilen auf der Heerstraße von Longjumeau vorrücken. Die 8. Brigade unter Generalmajor Maillinger folgte als Reserve auf der nämlichen Straße. Alle diese Abtheilungen brachen den 19. morgens zwischen 5 und 6 Uhr aus ihren Rendezvous auf. Zur linken Flügelkolonne kam schon in Bièvre ein preußischer Offizier vom V. Korps, welcher dringend Artillerie verlangte und erklärte, daß die schwache preußische Avantgarde bei Petit-Bicêtre nicht im stande sei, den Feind noch länger aufzuhalten. In dichten Massen war die französische Infanterie bis nahe an dieses Gehöft gedrungen, während drei feindliche Batterien ein heftiges Granatfeuer auf dasselbe unterhielten, anscheinend als Vorbereitung zu einem beabsichtigten Sturm. Ging aber dieser wichtige, an einem Straßenkreuze und dem Rande des Plateaus gelegne Punkt verloren, so konnte er nur mit schweren Opfern wiedergewonnen werden. Man sieht, die Gefahr hatte ihren Höhepunkt erreicht, und daher beschloß Oberst Diehl, alle verfügbaren Kräfte auf den bedrohten Punkt zu werfen. Diese waren in erster Linie das 3. Jägerbataillon und die Batterie Lößl. Oberstlieutenant Freiherr v. Horn führte das genannte Bataillon sofort in die Gefechtslinie bei Petit-Bicêtre, wo die Hellblauen von den hartbedrängten Preußen als ersehnte Helfer begrüßt wurden. Die Situation welche Oberstlieutenant v. Horn vorfand, konnte in jeder Beziehung eine kritische genannt werden, weshalb derselbe die preußischen Offiziere aufforderte

zur Vermeidung des Schlimmsten mit ihm einen Offensivstoß auszuführen. Das begeisternde Signal „Das Ganze! Vorwärts!“ that seine Wirkung, und so wurden die Franzosen wenigstens auf der Straße bis zur Ferme Trivaux zurückgeworfen, wenn es auch noch nicht glückte, sie aus dem Wäldchen rechts der Straße zu vertreiben. Unter dem Schutze des Jäger=Bataillons fuhr nun auch die bayerische Batterie neben der preußischen auf, welche trotz schwerster Verluste an Mannschaft und Pferden in ihrer seit länger gefährdeten Stellung ausgehalten hatte. Bald darauf bekam die Artillerie noch weitre Verstärkung durch die Batterie Reuß und zwei preußische Batterien vom V. Korps. Nachdem auch die übrigen Theile der 6. Brigade, das 14. und 15. Infanterie=Regiment, sowie das 5. Chevaulegers=Regiment näher herangekommen waren, konnte Oberst Diehl daran denken, weiter vorzudringen. Durch die vereinten Anstrengungen jener Abtheilungen und unter besonders kräftiger Mitwirkung der eben eingetroffenen Batterie Reuß wurden die Franzosen gezwungen, sich mit Zurücklassung von etwa 70 Gefangnen theilweise in den Wald von Meudon, zum größten Theile jedoch nach Plessis=Piquet zurückzuziehn. Während dieses Vorgehens unsrer Infanterie dauerte auf der Hochfläche der heftigste Artillerie=kampf fort. Die Franzosen hatten jetzt etwa 50 Geschütze in Aktion, die, im weiten Bogen von der Ferme Pointe de Trivaux bis zur versailler Straße stehend, für einen Augenblick das Feuer der deutschen Batterien ersticken; aber auch unsre Artillerie erhielt, wie angegeben, Verstärkung. Als die französische Infanterie bald nach 9 Uhr in der erzählten Weise zurückgedrängt war, entstand bei der 6. Brigade eine kleine Gefechtspause, welche sehr willkommne Gelegenheit zum Sammeln der Verwundeten und Ergänzen der Munition bot. Zugleich wurde die Verbindung mit der mittlern Kolonne in der Richtung auf Chatenay angestrebt. Um 10½ Uhr mußten die Truppen des V. Korps auf bestimmten Befehl ihres Kommandeurs nach Versailles abmarschieren, wodurch die 6. Brigade in eine bedenkliche Lage gerieth, aus der sie jedoch der General v. Hartmann bald erlöste. Dieser hatte von Oberst Diehl rechtzeitig die Meldung über den drohenden Abzug der Preußen und vor allem der so nothwendigen Batterien empfangen und der 6. Brigade auf ihre Bitte sogleich 2 Batterien aus der Korpsreserve geschickt.

Die 5. Brigade, mittlere Kolonne, erhielt den Befehl, die 6. durch Vorgehn auf Plessis=Moulins zu unterstützen, während die entfernt in Reserve verweilende 8. Brigade bis Chatenay herangezogen ward, wo sie, im Centrum der ganzen Stellung sich befindend, nach allen Seiten hin verwendet werden konnte.

Die rechte Kolonne, 7. Brigade, war auf der Heerstraße von Orleans bis Bourg la Reine vormarschiert und besetzte mit dem 1. Bataillon des 5. Infanterie=Regiments diesen Ort. Verschleiert und geschützt durch das Bataillon vollzog dann die Brigade eine Linksschwenkung gegen Sceaux und Fontenay aux Roses. Diese Frontveränderung wurde unter dem lebhaften Feuer des Feinds ausgeführt, das er von den Höhen bei Fontenay und Bagneux herabsandte; besondern Antheil hieran nahmen die Plänkler, welche in den Weinbergen standen. Nun ging das 2. Bataillon des 5. Regiments vom Bahnhofe in Bourg la Reine gedeckt gegen jene Höhen vor, begann ein heftiges Feuergefecht, erleichterte dadurch der 7. Brigade die Bewegung und Frontveränderung und bedrohte nach Vereinigung mit derselben Flanke und Rücken des auf der Hochfläche stehenden Feinds.

Die nunmehrige günstige Lage der Verhältnisse, sowie die schon angedeutete Wichtigkeit des Plateaus von Chatillon, welche der General v. Hartmann infolge einer im Jahre 1854 vorgenommenen Besichtigung zu schätzen wußte, und vor

allem die Rücksicht, dem Feind keine Zeit zu weitern Vertheidigungseinrichtungen zu geben, bewogen ihn, sich der Hochfläche schon am 19. vollkommen zu bemächtigen. Der Kommandeur der 3. Division, Generallieutenant v. Walther, dessen beide Brigaden, 5. und 6., ohnehin schon in Verbindung getreten waren, erhielt sofort den bezüglichen Befehl. Die Reserve, 8. Brigade, sollte über Chatenay nördlich gegen die Anhöhe vorgehn, die 7. Brigade aber die Bewegung der Reserve abwarten und ihre rechte Flanke decken.

Die 5. Brigade war um 10¼ Uhr angetreten, und hatte das 1. Bataillon des 6. Infanterie-Regiments, ohne besondern Widerstand zu finden, das noch von feindlicher Infanterie besetzte Plessis-Moulins genommen. Nun faßte der Generallieutenant v. Walther, den Anordnungen des Korpskommandeurs entsprechend, den Plan, mit seiner Division Plessis-Piquet zu erobern. Der Hauptangriff sollte durch die 5. Brigade von Süden her erfolgen, während die 6. Brigade ihn durch alle verfügbaren Kräfte zu unterstützen hatte. Plessis-Piquet war schon am Tag vorher vom 15. französischen Marschregiment besetzt und zur Vertheidigung eingerichtet worden, wozu zwei große Parks günstige Gelegenheit gaben, deren Mauern, von West nach Ost laufend, dem Angriff eine förmliche Barriere entgegensetzten. Als Oberst Diehl den Befehl des Divisionskommandeurs bekam, stellte er sogleich die ganze 6. Brigade zur Unterstützung des Angriffs bereit. Dieselbe ging vom rechten Flügel aus bataillonsweise mit Kompagniekolonnen staffelförmig vor, so daß einem allenfallsigen Vorstoß des Feindes aus dem Walde von Meudon rasch Front geboten werden konnte, und in dem zur letzten Staffel bestimmten 3. Jäger-Bataillon eine Art Reserve bildete. Die Artillerie sollte den Angriff durch Beschießung der Gehöfte und Parkmauern einleiten, doch konnte dies nur durch die Batterie Lößl vom linken Flügel her geschehn. Weiter rechts bei der 5. Brigade führte Oberst Freiherr v. Treuberg unter heftigem Gewehrfeuer des Gegners das 1. Bataillon des 15. und die 2. Kompagnie des 14. Infanterie-Regiments sprungweise bis auf 300m an die Südwestecke des Parks von Plessis, während sich vor dessen Westseite das 2. Bataillon letztgenannten Regiments einnistete. Als nach halbstündigem Feuergefecht die Kraft des Gegners sichtbar zu erlahmen begann, drang die ganze Linie von neuem vor. Das 1. Bataillon des 6. Regiments bemächtigte sich unter Führung von Oberst Höfler des Schlosses Chateaurouge und bedrohte vom Nordrande der dortigen Waldanlagen von Hachette aus bereits die Hauptstellung des Feindes auf der Hochfläche. Einen Theil der südlichen Umfassungsmauern des Parks von Plessis-Piquet hatten die Geschosse der Artillerie schon zum Einstürzen gebracht, wobei außer der erwähnten Batterie Lößl besonders die Batterie Bauer thätig mitwirkte. Durch diese von den Pionieren erweiterte Bresche, sowie über eine die Straße sperrende Barrikade gelangten die in der Mitte befindlichen Kompagnien des 7. und 15. Regiments in den bezeichneten Park. Die mehr links vorgegangnen Abtheilungen, welche an der Südwestecke keinen Eingang gefunden hatten, wendeten sich gegen die Westseite des Dorfs und drangen, den Feind vor sich her treibend, längs der großen Straße in dasselbe ein. Obgleich die französische Artillerie auf dem Plateau und namentlich aus einer großen Erdschanze ein starkes Feuer gegen die genommnen Oertlichkeiten und den vor ihr liegenden freien Theil der Hochfläche unterhielt, wurde der Vorstoß dennoch fortgesetzt. Das 2. Bataillon und die 2. Kompagnie des 14. Regiments durchschritten die Gehölze und Gärten am Hang nördlich von Plessis, rechts schlossen sich ihnen Theile des 15. Regiments an, während zur Linken die Batterie Lößl mit großer Bravour zuerst auf der pariser Straße und dann etwas östlich derselben auffuhr und sich mit der

Infanterie alignierte. Sie eröffnete alsbald ein wirksames Feuer wider die in der Schanze und am Plateaurande aufgestellte Artillerie, welche ihrerseits die wackre Batterie mit einem Hagel von Geschossen überschüttete. Hier traf den Chef der Batterie Hauptmann Ritter v. Lößl, einen vortrefflichen Soldaten, ein Granatsplitter so schwer am Kopfe, daß er seiner Verletzung bald darauf erlag. Nun wurden zwei weitre Batterien vorgerufen, welche neben der Batterie Lößl auffuhren, von denen aber nur noch eine in das Gefecht eingriff. Oberstlieutenant v. Horn, welcher mit 2 Kompagnien seines Bataillons und 1 Kompagnie des 15. Regiments in der Nähe stand, übernahm die Deckung der vereinigten Batterie. Unterdessen hatte General Ducrot, welcher seine Stellung auf der Hochfläche in der Flanke bedroht sah, den Befehl zum allmählichen Rückzug gegeben. Zur Deckung desselben unterhielt die französische Artillerie noch bis in die 3. Nachmittagsstunde ein lebhaftes Feuer, dann ward letztres eingestellt, und gleichzeitig gingen auch die am weitesten vorgeschobnen Abtheilungen der Infanterie aus ihren Posten zurück. Kurz nach dem Abzug schwiegen die Mitrailleusen in der Schanze, und bald nachher verstummten auch die übrigen Geschütze in derselben. Hauptmann Freiherr v. Imhoff war mit dem Feinde andauernd in Fühlung geblieben und den Zurückweichenden auf dem Fuße gefolgt, hatte sodann mit dem 2. Bataillon und 2 Kompagnien des 14. Regiments hinter Hecken und Steinhaufen, sowie zwischen der pariser Straße und Plessis-Piquet Stellung genommen, und als der Kanonendonner verstummte im tiefen Straßengraben eine Schleichpatrouille gegen die Schanze vorgeschickt. Auf das verabredete Zeichen, daß sie verlassen sei, war er im Laufschritt nachgeeilt, in die Schanze eingedrungen und hatte noch 9 Mann gefangen genommen. Der in wilder Flucht begriffnen Besatzung sendete v. Imhoff von der Nordostecke der Schanze mehrere Salven nach und erbeutete in dieser 8 Geschütze, 1 außerhalb derselben; der Feind hatte nur Zeit gehabt, 2 zu vernageln. Die Besatzung der Schanze, 1 Bataillon der Mobilen von Rennes und 1 Bataillon des 87. Regiments, schon entmuthigt durch die Flucht der Abtheilungen in Plessis-Piquet und erschüttert durch das bayerische Geschützfeuer in der Front und Flanke, war infolge des Vorrückens der 7. Brigade in eine solche Panik verfallen, daß sie das vollkommen sturmfreie, mit allen Vertheidigungsmitteln versehene Werk ohne weitern Widerstand verließ.

Außer den angegebnen Geschützen befanden sich in der Schanze viele Gewehre, dann eine Masse Ausrüstungsgegenstände, Tornister und Vorräthe jeglicher Art, die theils im Innern des Werks in großer Unordnung umherlagen, theils in den bombensichern Räumen desselben untergebracht waren. Wie das Innre der Schanze, so zeigte sich auch deren Umgebung auf allen Seiten mit Resten eines plötzlich verlassnen Lagers bedeckt. Es fanden sich ringsum: tausende von Decken, Schutzzelte, Kochgeschirre, Tornister, große Ballen gepreßten Heus, Sättel und Geschirre, hunderte von Brotlaiben, gefüllte und geleerte Ambulanzen, Protz- und andre Munitionskasten, Offizierskoffer, Schanzzeug u. s. w. In dem östlich der Schanze an der pariser Straße gelegnen Gebäude waren ganze Magazine voll Wein, Zwieback, Mehl, Hülsenfrüchte, Pökelfleisch, ja sogar ein Eiskeller, so daß mit der Schanze auch ihr ganzer, gewiß dreimonatlicher Proviant in die Hände der Bayern fiel. Alle übrigen Lagerplätze der Franzosen auf der Hochfläche im Walde von Meudon deuteten auf den gleichen übereilten Rückzug. Sie lieferten den Beweis, wie schnell das Vertrauen auf die eigne Kraft in einen Rückzug ausgeartet war, der aller militärischen Zucht und Ordnung Hohn sprach. Ein Zuaven-Regiment hatte sich hierbei vor allen Abtheilungen hervorgethan und war schon am frühen Morgen nach Paris zurück-

geflohn, wo es über Verrath schrie, aber verdientermaßen mit Schmähungen empfangen wurde.

Oberstlieutenant v. Horn besetzte mit den drei früher erwähnten Kompagnien, die Schanze links lassend, das am Abhange der Hochfläche gegen Paris zu liegende Dorf Chatillon. Es war 2½ Uhr als auf solche Weise das wichtige Plateau und die Schanze von Chatillon in bayerischen Besitz kamen, und der Korpskommandeur dorthin eilte, um die fernern Anordnungen für das Festhalten dieser Stellung zu treffen. General v. Hartmann befahl, daß außer den Theilen des 14. Regiments auch das 3. Jägerbataillon zur Belohnung seines tapfern Verhaltens an diesem Tage mit 2 Kompagnien die Besatzung der Schanze bilde, eine Auszeichnung und Anerkennung, die so echt militärisch, ungesucht und prompt war, daß sie mehr zündete, als dies von allen spätern Dekorationen zu erwarten stand. Das Oberkommando der III. Armee ehrte die Leistungen des II. Korps ebenfalls höchst sinnig, indem es die Schanze von Chatillon fortan mit dem Namen „Bayernschanze" belegte.

Auf der Hochfläche verblieben am 19. September die 6. Brigade, 2 Bataillone der 5. Brigade, das 3. Chevaulegers-Regiment und 4 Batterien. Die Vorposten liefen den Plateaurand entlang bis zur Fabrik von Meudon, wo sich jene des V. Armeekorps anschlossen. Die Truppen richteten sich sofort auf dem Plateau ein, und wurden vor allem durch die herbeigezogne 5. Genie-Kompagnie die nothwendigsten Befestigungsarbeiten an der Schanze vorgenommen, als deren wichtigste man die Verlegung des Eingangs von der Ost- in die Westfront und die Unschädlichmachung etwaiger Minen, deren jedoch keine vorhanden, erachtete.

Gegen Abend stand der Korpsstab längre Zeit am Rande der Nordostecke der Hochfläche und schwelgte in Betrachtung der Weltstadt und Riesenfestung, die sich den erstaunten Blicken in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit, beleuchtet von der untergehenden Sonne, zeigte. Der prachtvolle Anblick des terrassenförmig an einem Hange aufsteigenden Clamart und des Häusermeers von Paris in seiner reichen nächtlichen Beleuchtung lockten noch spät abends die meisten Offiziere an den Höhensaum, wo sich auch bald gegen 10 Uhr das Schauspiel einer elektrischen Erhellung des ganzen Terrains bot. Die dankbare Freude über den erlangten Sieg im Angesichte des heutigen Babel erinnerte an jene der ersten freiwilligen Jäger, als sie 1814 und 1815 vor Paris eintrafen, oder an die Begeisterung einer Pilgerschar vor Rom, der Kreuzritter vor Jerusalem. Wie die Nordostecke des Plateaus die schönste Fernsicht über Paris gewährte, so bildete sie auch später die wichtigste Position für die Beschießung der Hauptstadt.

Durch den „Tag von Chatillon" und den Verlust der Hochfläche waren die Franzosen gezwungen, sich auf die Linie der Forts zu beschränken und jeden Gedanken, die Einschließung zu verhindern, aufzugeben. Diesen schönen Erfolg hatte das II. bayerische Korps mit verhältnismäßig sehr geringen Opfern errungen, denn obwohl es 20500 Mann und 10 Batterien ins Gefecht gebracht hatte, beklagte es doch nur an Todten und Verwundeten einen Verlust von 15 Offizieren und 270 Mannschaften.

Die Fülle der Belohnungen für die Leistungen des II. Korps sollte nicht ausbleiben. Der Kommandant der III. Armee, Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, verlieh nämlich am 1. Oktober eigenhändig an jene Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, welche sich am 19. September ungewöhnlich hervorgethan hatten, das eiserne Kreuz. Zu dieser Feier waren 6 Bataillone, 2 Eskadronen und 2 Batterien (letztere zu Fuß) der 3. Infanterie-Division ausgerückt, welche sich bei Petit-Bicêtre, dem Orte, wo die 6. Brigade so ent-

scheidend in das Gefecht eingriff und von dort aus so muthig auf dem Plateau in östlicher Richtung vordrang, im Viereck aufstellten, um Zeugen einer Handlung zu sein, welche dem II. Korps unvergeßlich bleiben wird. Punkt 3½ Uhr nachmittags traf der Kronprinz bei Petit-Bicêtre ein. Nachdem er die Brigade zuerst unter den Klängen der Musik gemustert hatte, schritt er zur Vertheilung der eisernen Kreuze. In der Mitte des Carrés waren zu diesem Zwecke die zur Dekorierung bestimmten Unteroffiziere und Mannschaften in einer Linie aufgestellt. Namentlich aufgerufen, trat jeder Einzelne vor den erlauchten Führer, um von ihm unter kräftigem Händedruck das ersehnte Kreuz zu empfangen. Als dieses geschehn, sprach der Feldherr in herzerhebender Weise zu den Dekorierten. Er betonte hierbei ganz besonders die Tapferkeit und Hingebung, welche die Bayern von jeher und so auch während dieses Feldzugs wiederum glänzend an den Tag gelegt hätten. Der greise General v. Hartmann ließ hierauf den König von Preußen als obersten Feldherrn der deutschen Heere leben, was der Kronprinz mit einem Hoch auf König Ludwig II. von Bayern, wobei er den Säbel schwang, erwiderte. Zugleich theilte der siegreiche Führer bei dieser Gelegenheit den erfreuten Truppen mit, wie er von König Ludwig beauftragt sei, der braven bayerischen Armee den fürstlichen Gruß ihres Kriegsherrn kundzugeben. Hierauf sprach General v. Hartmann dem Kronprinzen seinen Dank für die dem Korps gewordne Auszeichnung aus und brachte mit über dem Haupte kreisenden Säbel demselben ein Hoch, in das alles begeistert einstimmte. Mit dem Vorbeimarsche endete die ergreifende militärische Feier.

37. Die Bayernschanze.

Aus Franz Wilhelm v. Ditfurths „historischen Volksliedern des bayerischen Heeres“.

Die Bayernschanze, die getauft
mit unserm Blut, um die gerauft
auf Tod und Leben in der Schlacht,
wir halten sie in treuer Wacht;
käm selbst der Teufel auf uns her,
wir geben sie nicht wieder her.

Du windiger Musje Franzos,
hast du geprahlt so dick und groß,
den Rhein wollt'st stecken gleich in Sack,
Berlin dazu mit Sack und Pack,
jetzt halten wir in deinem Nest
dich in der eignen Schanze fest!

Ja, dürften unsre Batterien
dich nur mit Bomben recht bedien,[1])
sollt'st pfeifen bald auf'm letzten Loch;
dich soll der Hunger zwingen noch.
Hab acht, daß dir dein schöns Paris
nicht werd ein Rattenparadies!

Ihr Brüder all aus Preußenland,
aus Hessen-, Baden-, Schwabenland,
halt't fest und tapfer eure Schanz,
bald ist zu End französisch[2]) Tanz!
Viktoria, hurrah, hurrah!
Die blauen Teufel, und die sind da!

38. Die erste Einnahme von Orleans am 11. Oktober 1870.

Hugo v. Helvig.

Noch am Abend des Gefechts von Artenay wurde vom I. bayerischen Armeekorps der Ort Chevilly mit 2 Bataillonen (1. Jäger-Bataillon und 1. Bataillon des 3. Infanterie-Regiments) und 1 Vierpfünder-Batterie besetzt, wodurch eines der Hauptthore, welche in den großen, die Stadt Orleans nördlich umgebenden Wald führen, in den Besitz der Deutschen kam. Die feindlichen Truppen, welche am 10. Oktober der Heeresabtheilung des Generals der

---

[1]) bedienen; [2]) französischer.

Infanterie Freiherrn v. d. Tann gegenüberstanden, schlugen sich, die Kavallerie ausgenommen, die sehr zeitig und unnöthig rasch zurückging, recht brav, was um so mehr Anerkennung verdient, als ja die Franzosen bald die bedeutende Ueberlegenheit der Deutschen, namentlich an Artillerie und Kavallerie, bemerken und fühlen mußten. Nur die eigentliche Prüfung einer Truppe, welche darlegt, ob sie echten militärischen Gehalt birgt, den Rückzug nämlich, bestanden die bei Artenay im Gefecht gewesnen Franzosen mittelmäßig. Sie ließen sich in den Häusern wie auf dem offnen Felde truppweise fangen. Der Eindruck, den diese Gefangnen auf unsre Soldaten machten, war kein den Feinden günstiger, man sah eben doch gar zu vielen an, wie sie froh waren, gefangen und damit vor weitern Kriegsstrapazen und Lebensgefahren sicher zu sein. Die bayerischen Offiziere wie deren Soldaten trugen nach dem Gefecht von Artenay die feste Ueberzeugung in sich, daß sie andern Tags, sollten ihnen die Franzosen wirklich noch einmal die Besitznahme von Orleans streitig machen wollen, wieder siegen würden und — im Hinblick auf die Gefangnen, diese lebendigen Beweise für die Elemente, aus welchen die neugebildete Loire-Armee bestand — wahrscheinlich noch leichter siegen würden als bei Artenay. Die höhern Führer, vertrauend auf die Tüchtigkeit der ihnen untergebnen Truppen, zweifelten auch keinen Augenblick, den Feind zu werfen, wenn er sich nördlich von Orleans nochmals stellen sollte. Es war dies jedoch kaum anzunehmen. Abgesehen von der bei Artenay erlittnen Niederlage, welche die Haltung der Loire-Armee jedenfalls stark erschüttert haben mußte, schienen zudem die übrigen Umstände einen ernstlichen Widerstand vor Orleans nicht zu begünstigen.

Die Stadt, in Gestalt eines Halbmonds am rechten Ufer des nördlichen Stromknies in einer freundlichen, durch ihre Bodenkultur berühmten Ebne gelegen, ist im Norden und Osten von dem „Wald von Orleans" umgeben, der an manchen Stellen bis auf eine Stunde an die Vorstädte heranreicht; im Westen zieht sich der Wald von Montpipeau fast ebenso nahe an die Stadt; zwischen ihm und jenem von Orleans bleibt dagegen bei Ormes (nordwestlich der Stadt) eine waldfreie Lücke. Wo die Waldungen enden, beginnt ein wellenförmiges, dicht mit Wein bepflanztes Gelände, auf dem hunderte von Gehöften zerstreut liegen. Zahlreiche kleine Feldwege winden und kreuzen sich in diesem Terrain, das, einem großen, zusammenhängenden Weingarten gleich, Orleans von drei Seiten, im Westen, Norden und Osten umgibt. Die einzelnen Gehöfte sind alle aus Stein erbaut und mit Mauern umzogen, jedes ist für sich zur hartnäckigen Vertheidigung geeignet. Die bezeichneten Waldungen und der Anbau der charakterisierten, etwa eine Stunde breiten Terrainstrecke bilden gleichsam einen doppelten, dichten Schleier um Orleans, hinter dem der Vertheidiger und seine Anstalten zur Gegenwehr nur schwierig zu sehen sind, der es aber anderseits ebenso dem Angreifer ermöglicht, seine Streitkräfte unbemerkt zu vereinigen. Der Vertheidiger wußte erst, woher er den Angriff zu erwarten habe, wenn dieser sich ihm bereits fühlbar zu machen begann, während dem Angreifer unbekannt blieb, in welcher Richtung er die Hauptstärke des Feinds suchen sollte, die er nicht früher kannte, als wenn er in nächster Entfernung kühn auf sie stieß. Ferner erschwerte die Weinkultur die Verbindung der verschiednen Truppentheile außerordentlich; Reiter vermochten innerhalb der Rebenpflanzungen nicht durchzukommen, während die zahlreichen, sich schneidenden Wege für Befehlsüberbringer und Truppen wenig Nutzen hatten, da es bei der Unübersichtlichkeit der Gegend sehr schwer hielt, den richtigen Weg herauszufinden. Kurz, das Terrain um Orleans ist wie geschaffen für das Gefecht mit ganz kleinen Abtheilungen, Kompagnien und Zügen. Freilich können auf

solchem Gefechtsfelde die höhern Führer ihren Streitkräften nur die allgemeine Direktion geben, eine weitre Leitung ist höchstens möglich nach dem aufsteigenden Pulverdampf, dem nähern oder fernern Geknatter des Infanteriefeuers und den hie und da eintreffenden Meldungen. Eine Abtheilung, einmal in dieses Gelände eingedrungen, ist für das Auge des Führers verschwunden, selbst die Bataillone sind in ihren Theilen nicht zusammenzuhalten, bald muß sich ihr Kommandeur einer Kompagnie anschließen und kann sogar mit dem besten Willen und bei der aufopferndsten Thätigkeit seine Kompagnien nicht mehr leiten; sie und deren einzelne Züge sind es, welche das Gefecht mehr oder minder auf eigne Faust durchführen. So wurde das Treffen um Orleans recht eigentlich ein Prüfstein sowohl für die taktische Detailausbildung der kleinern Truppeneinheiten als auch für die Selbständigkeit und Sicherheit der untern Führer. In dieser Beziehung durften aber die deutschen Truppen zuversichtlich einem Kampf in dem durchschnittnen Terrain entgegengehn, während bei den Franzosen, trotz aller nicht zu leugnenden Tapferkeit, in ihrer so zu sagen rasch zusammengewürfelten Loire-Armee der Gefechtsunterricht kleiner Körper kaum noch Wurzel gefaßt haben konnte. Endlich ist eines Umstands zu gedenken, der ein nochmaliges Halten der Franzosen zweifelhaft erscheinen ließ. Der Feind mußte nämlich, wenn er, wie wohl vorauszusehen, zum Rückzug gezwungen wurde, nicht bloß die Stadt Orleans mit ihren defiléeartigen Straßen, sondern auch die breite und rasch fließende Loire auf nur zwei Brücken (einer steinernen Fahr- und einer Eisenbahn-Brücke) überschreiten, was möglicherweise sehr bedenklich werden konnte. Doch da man im Kriege nie einer einseitigen, obgleich an sich noch so berechtigten Anschauung Rechnung tragen darf, sondern häufig selbst auf Unwahrscheinliches gefaßt sein muß, so waren die für den 11. Oktober getroffnen Maßregeln auch darauf berechnet, dem Feind noch vorwärts Orleans, diesseits der Loire, zu begegnen und ihn umfassend anzugreifen.

Eben sank die Sonne, welche den ersten Sieg über die Loire-Armee beleuchtet hatte, als der Generalstabschef der Armeeabtheilung, Oberstlieutenant v. Heinleth, im Auftrage des kommandierenden Generals v. d. Tann auch schon die Befehle ausfertigte, welche am nächsten Tage die Deutschen gegen Orleans führen sollten. Die Armeeabtheilung bestand aus dem I. bayerischen Korps, der 22. preußischen Infanterie-Division und der 4. preußischen Kavallerie-Division; mit ihr hatte außerdem die 2. preußische Kavallerie-Division gemeinschaftlich zu operieren. Die Gesammtstärke betrug 21 000 Mann Infanterie, 6700 Reiter und 160 Geschütze. Dem Operationsbefehl gemäß sollte die Vorrückung nach der Stadt am 11. in drei Kolonnen geschehn. Die Hauptkolonne, die 22. preußische Division, verstärkt durch 5 Batterien der bayerischen Korps-Artillerie und durch 2 bayerische Kürassier-Regimenter, ward gegen die oben angegebne Lücke zwischen dem Wald von Orleans und dem von Montpipeau dirigiert und hatte um 9 Uhr morgens bei les Barres zu stehn. Eine andre Kolonne, aus der 3. Infanterie-Brigade gebildet, sollte zur gleichen Stunde bei Chevilly an der Hauptstraße, welche von Paris nach Orleans führt, eintreffen. Zur Verbindung dieser beiden Kolonnen mußte, ebenfalls um die nämliche Zeit, die 4. Infanterie-Brigade bei Gidy nahe der alten von Chartres nach Orleans ziehenden Straße als dritte Kolonne vereint sein. Zur allgemeinen Reserve war die 1. Infanterie-Division bestimmt, welche der auf der großen pariser Straße vorrückenden Kolonne zu folgen hatte. Die 4. preußische Kavallerie-Division bekam den Auftrag, die rechte Flanke der Armee-Abtheilung zu sichern und gegen die Loire sowie gegen Chateaudun aufzuklären; die

2. preußische Kavallerie-Division, deren Pferde durch die vorausgegangnen starken Märsche sich sehr ermüdet zeigten, blieb in ihren Kantonnements um Pithiviers und ließ Patrouillen in den vorliegenden Wald von Orleans streifen. Zu bemerken dürfte sein, daß schon bei Beginn des Vormarsches an die Loire jeder Infanterie-Brigade, um dieselbe bei den bevorstehenden Operationen selbständiger zu machen, ständig eine leichte Batterie zugetheilt worden war, somit nur die beiden schweren Batterien die Divisions-Artillerie bildeten.

Der Morgen des 11. Oktober versprach einen prächtigen, sonnenhellen Tag. Die aus ganz engen Kantonnements oder herbstlich kalten Biwaks aufbrechenden Truppen traten fröhlich ihren Marsch nach den bestimmten Sammelpunkten an. Einige Abtheilungen hatten noch die Genugthuung, die lange Kolonne der tags vorher gemachten Gefangnen, über 1000 Mann, welche in früher Morgenstunde zurücktransportiert wurden, an sich vorüberziehn zu sehen, wodurch die Siegeszuversicht eine wesentliche Steigerung erfuhr. Die dem umfassenden Angriffsplan zufolge ziemlich entfernt von einander marschierenden Kolonnen trafen rechtzeitig auf den ihnen zugewiesenen Plätzen ein. Bis zum Spätnachmittag bestand der Kampf um Orleans eigentlich aus drei, der Anzahl der Kolonnen entsprechenden, von diesen selbständig durchgeführten Kämpfen. Erst gegen Abend, als Orleans von allen Seiten umklammert war, traten die einzelnen Kolonnen in direkte Verbindung. Deshalb erscheint es auch zweckmäßig, bei der Darstellung der ersten Einnahme von Orleans die verschiednen Kolonnen in ihren Bewegungen und Gefechtsleistungen so lange gesondert zu betrachten, bis sie sich für die Entscheidung zu der eisernen Kette vereinten, welche zuletzt die Ruhmesstätte der Jeanne d'Arc umspannte.

Der erste Kanonenschuß fiel bei der Hauptkolonne bald nach 9 Uhr vormittags. Dieselbe war bei Boulay eingetroffen, um den Marsch gegen les Barres fortzusetzen, als die eclairierenden Husaren aus diesem Orte, einem langgestreckten Dorfe, Infanteriefeuer erhielten. Um den Angriff gehörig vorzubereiten, ließ Generallieutenant v. Wittich, Kommandeur der 22. preußischen Division, die 4 Batterien seiner Divisions-Artillerie auf einer Höhe bei Boulay auffahren und Les Barres beschießen. Die Granaten trafen gut, bald zeigte sich die Umfassung genügend durchlöchert, und es wäre der feindlichen Infanterie wohl schwer geworden, hinter den Mauern auszuharren und den eigentlichen Sturm abzuwarten. Noch während des Artilleriefeuers gingen auch die bayerischen Kürassier-Regimenter zuerst im Trab und dann im Galopp vor. Mehrere feindliche Kürassier-Schwadronen hatten sich nämlich in der Umgebung von Les Barres sehen lassen, was rasch in den Reihen der bayerischen schweren Reiter bekannt ward. Der lebhafte Wunsch mit den französischen Kollegen kräftig anzubinden, mochte dazu beitragen, daß die Kürassier-Brigade in sehr scharfer Gangart an Boulay vorbei dem Feinde entgegenjagte. Doch sowohl die französischen Kürassiere als auch die Besatzung von Les Barres, die, wie sich später ergab, nur aus einigen Freischaren bestand, waren verschwunden.

In der schon einmal erwähnten Lücke zwischen dem Walde von Orleans und jenem von Montpipeau breitet sich eine kleine Ebne aus, auf der nun die bisher bei Boulay massierte 22. Infanterie-Division sich zur weitern Vorrückung entwickelte und zwar die 44. Brigade rechts an der großen, von Chateaudun nach Orleans führenden Straße, links von dieser die 43. Brigade, jede derselben in zwei Treffen formiert. Der 44. Brigade folgte die bayerische Korps-Artillerie, der 43. die bayerische Kürassier-Brigade; die Divisions-Artillerie marschierte zwischen beiden Infanterie-Brigaden. Alle diese Bewegungen geschahen mit einer Ruhe und Genauigkeit, wie sie die strengste Friedensbesich-

tigung nicht strammer fordern konnte. Das Terrain, in dem der Aufmarsch stattfand, war eben und stieg erst weiter gegen Orleans zu, dort wo die Ortschaft Ormes und die Rebenkultur beginnen, sanft an. Eine Menge Landhäuser flimmerten, weißen Punkten gleich, durch das herbstlich-rothe Laub der Weinberge und, alles weit überragend, erblickte man im Hintergrund die gewaltigen Thürme des Doms von Orleans. Es ist ein eigenthümliches, nicht zu beschreibendes Gefühl, wenn man Heeresmassen im Sonnenglanze zum Ernstgefechte sich entfalten und rasch und sicher jene reglementarischen Bewegungen ausführen sieht, welche man so oft auf den heimatlichen Exerzierplätzen geübt hat. Und an die Heimat dachte jetzt gewiß so mancher in den Kolonnen! Was wird der heutige Tag noch bringen? Soll es wirklich möglich sein, jene Stadt, deren Kathedrale so ernst emporragt, ohne Kampf zu besetzen? — so mochten wohl viele sich fragen. Es herrschte eine fast feierliche Stille bis kurz vor 11 Uhr, der Zeit, zu welcher der Vormarsch der 22. Division gegen Ormes begann. Beinahe im selben Augenblick hörte man deutlich von links vorwärts aus der Richtung, in welcher die mittlere Kolonne (4. Brigade) vorzugehn hatte, das Geknatter von Gewehrfeuer — die 4. Brigade war somit dem Feind begegnet. Die 22. Division dagegen fand noch immer keinen Widerstand, obwohl ihre Kavallerie (13. Husaren-Regiment) nach echter Husarenart weit voraus aufklärte. Da plötzlich stieg aus dem Terrain südlich der großen Straße, bei dem Gehöft Les Masures, weißer Pulverdampf auf, und Granate auf Granate sauste in die Reihen der vorrückenden Division, hauptsächlich in deren rechten Flügel (44. Brigade). Man stieß auch hier auf die Franzosen und das Treffen nahm seinen Anfang. Vor der Schilderung der sich hier abspielenden Ereignisse dürften die Bewegungen der übrigen Kolonnen nachzuholen sein.

Die mittlere Kolonne hatte, ehe sie die Vorrückung begann, ein Seitendetachement, bestehend aus dem 7. Jäger-Bataillon, dem 1. Bataillon des 10. und dem 1. des 13. Infanterie-Regiments und eine Vierpfünder-Batterie formiert, welches wo möglich die Verbindung mit der Hauptkolonne herstellen und deshalb über das Gehöft Sary vorgehen sollte, während das Gros der Kolonne über Saran marschierte. Als die 4. Brigade mit ihren beiden Kolonnen aus dem Wald debouchirte, traf sie auf den Gegner, der mehrere Gehöfte besetzt hatte. Auch hier begann der Kampf kurz vor 11 Uhr.

Die linke Kolonne (3. Brigade), welche auf der Hauptstraße von Paris nach Orleans über Chevilly vorzurücken hatte, ensendete ein linkes Seitendetachement, bestehend aus dem 1. und 3. Bataillon des 12. Infanterie-Regiments und bestimmt, östlich der großen Route durch den Wald gegen Les Aides, einer langgedehnten, nördlichen Vorstadt von Orleans, vorzudringen. Das Gros der Kolonne stieß bei Cercottes an der Heerstraße, das Seitendetachement im Wald auf schwache feindliche Vortruppen, die nach wenigen Schüssen südlich zurückwichen. Gegen 11 Uhr war auch die 3. Brigade mit ihren zwei Kolonnen im Begriff, aus dem Wald von Orleans in das Weingelände zu debouchiren und in gleicher Höhe mit der 4. Brigade eingetroffen, die eben bei Saran und südlich Sary das Gefecht eröffnete.

Wenn nun die Hauptkolonne sich im freien, übersichtlichen Terrain entwickeln und zum Angriff vorgehn konnte, so lagen die Verhältnisse für die zwei andern Kolonnen durchaus nicht im gleichen Maße günstig. Im Beginn ihres Vorrückens stets im Walde steckend, der jede Umsicht hinderte, wurde die Situation fast noch unvortheilhafter, als die Truppen in das wellige, dicht mit Wein bepflanzte Gefechtsfeld traten, das jeden Ueberblick und hiermit jede geordnete

Leitung beinahe unmöglich machte. Sobald die Kolonnen den schützenden Wald verließen, erhielten sie lebhaftes Feuer aus verschiednen, zur Vertheidigung besonders glücklich gelegnen Fermen; es wurden die vordersten Bataillone auseinander gezogen, die Plänkler schwärmten aus, aber von diesem Augenblick an hörte auch die eigentliche Befehlsgebung auf; die einzelnen Schützengruppen und Soutiens verschwanden in den Weingärten den Augen ihrer Vorgesetzten, kaum die Kompagniechefs und Bataillonskommandeurs, geschweige denn die höhern Führer, konnten noch leitend eingreifen. So wurde beispielsweise ein Bataillon gegen zwei nahe beisammen liegende Gehöfte entwickelt, aus welchen es heftiges Feuer bekommen hatte; die beiden Flügel-Kompagnien sollten umfassend, eine der mittlern Kompagnien in der Front vorgehn, während die letzte Kompagnie die Reserve bildete. Doch sobald die Kompagnien auseinander gezogen waren, hörte ein gemeinschaftliches Handeln gewissermaßen vollständig auf. Jede Kompagnie konnte die Bewegungen und etwaigen Fortschritte der nebenstehenden Abtheilung bloß nach dem aufsteigenden Rauch und den mehr oder weniger laut tönenden Gewehrschüssen beurtheilen; hierdurch war es unvermeidlich, daß öfter sehr gut disponierte Angriffe nicht klappten, Flankierungen zu früh oder zu spät eintraten, daß einzelne Kompagnien, welche sich bei ihrem Vorgehn auf der einen oder andern Seite unterstützt glaubten, plötzlich einem überlegnen, oder noch nicht genügend durch Feuer erschütterten, gut gedeckten Feind gegenüberstanden u. s. w. In solchen Lagen hing es allein von der Entschlossenheit und Selbständigkeit der untern Führer, Kompagnie- und Zugskommandanten ab, den kritischen Moment zu überwinden, d. h. entweder mit äußerster Aufopferung den einmal begonnenen Angriff, auch ohne Unterstützung, durchzukämpfen, oder in zäher Vertheidigung das gewonnene Terrain so lange festzuhalten, bis jene herankam.

Unter diesen ungünstigen Umständen begann die Infanterie der mittlern und linken Kolonne den Kampf, der hauptsächlich in der Wegnahme einzelner, nicht gerade sehr hartnäckig vertheidigter Fermen bestand. Die Artillerie fand hier nur im Anfang theilweise Raum und Schußfeld, um eingreifen und der Infanterie vorarbeiten zu können, nicht mehr aber im spätern Verlauf des Gefechts. Zuerst konnte die 4. Brigade einige Geschütze in Thätigkeit bringen, und später gelang es auch bei der 3. Brigade eine Batterie ins Feuer zu setzen; aber der taktische Grundsatz: den Angriff der Infanterie bis zum Momente des eigentlichen Sturms durch Artillerie vorzubereiten, vermochte keine Anwendung zu finden, und es blieb der Infanterie überlassen, ohne Unterstützung der Schwesterwaffe, die blutige Arbeit allein zu vollführen.

Anders war es bei der Hauptkolonne! — Während die beiden Nebenkolonnen sich mühsam und unter manchen Opfern in den Weinbergen durcharbeiteten, die Batterien rathlos unthätig auf den schmalen Wegen in Marschkolonne standen, dabei aber doch vielfach von den weit fliegenden Chassepot-Geschossen erreicht wurden, hatten sich bei der Hauptkolonne bald nach 11 Uhr auf nur 1200 Schritt vom Feind 6 Batterien entwickelt, um denselben nach allen Regeln der Kriegskunst tüchtig zu erschüttern, ehe die Infanterie zum Angriff schritt. Als die aufmarschierte und im Vorrücken begriffne 22. preußische Division, wie erwähnt, ganz unvermuthet lebhaftes Geschützfeuer aus Schanzen erhielt, welche die Franzosen am Nordwestausgang von Ormes aufgeworfen hatten, ließ Generallieutenant v. Wittich sofort 3 preußische und 3 bayerische Batterien auffahren, um das Feuer gegen die feindliche Artillerie zu eröffnen. Die rechte Flügel-Brigade (44.) nahm inzwischen, die Wirkung des Artilleriefeuers abwartend, eine gedeckte Aufstellung nahe an der Hauptstraße; die linke

Flügel-Brigade (43.) setzte ihre Bewegung derart fort, daß sie später, wenn der Infanterie-Angriff begann, den feindlichen rechten Flügel umfassen konnte. Länger als 1½ Stunden hielten die Franzosen in ihren Verschanzungen tapfer aus und machten sogar einigemal Miene zum Gegenstoß vorzubrechen, allein sobald sich die Tête einer feindlichen Kolonne in den Lücken der Befestigungen zeigte, richtete sich das Feuer mehrerer Batterien konzentrisch gegen dieselbe und vereitelte die Absicht der Franzosen stets im Beginn. Außerdem hatte Generallieutenant v. Wittich die bayerische Kürassier-Brigade bei Bois Girard am linken Flügel der Artillerie gedeckte Aufstellung nehmen lassen; wagte der Feind wirklich einen Ausfall, so hätten sich die beiden Regimenter auf die während ihres Vorrückens von der Artillerie übel zugerichtete französische Kolonne gestürzt.

Das zähe Aushalten des Feinds bei Ormes und seine sorgfältig ausgeführten Verschanzungen ließen den Höchstkommandierenden mit Recht annehmen, daß man hier die Hauptkräfte der Vertheidiger von Orleans vor sich habe, und schien diese Voraussetzung um so mehr begründet, als um jene Zeit von den andern Kolonnen noch keine Meldung eingetroffen war, welche nennenswerthen Widerstand anzeigte. General v. d. Tann sandte deshalb der an der pariser Straße haltenden Hauptreserve (1. Infanterie-Division) den Befehl, die 1. Brigade nach Ormes abrücken zu lassen. An die 4. Kavallerie-Division unter Kommando des Prinzen Albrecht von Preußen, des Königs Bruder, welche bei St. Péravy stand, war gleich zu Anfang des Kampfs um Ormes das Ersuchen gestellt worden, an den rechten Flügel heranzurücken, um diesen gegen allenfalls von Süden kommende Angriffe zu decken.

Noch ehe diese Verstärkungen eintrafen, war der Kampf bei Ormes entschieden. Nachdem die preußischen und bayerischen Batterien über eine Stunde gewirkt, und die linke Flügel-Brigade (43.) allmählich den feindlichen rechten Flügel zu umfassen und damit den Rückzug des Gegners zu bedrohen anfing, zeigte sich innerhalb der feindlichen Befestigungen eine auffallende Unruhe. Man erkannte deutlich, wie kleinre und größre Gruppen sich aus der Schanzenlinie loslösten und eilig in den Weinbergen gegen Orleans hin verschwanden. In diesem Augenblick protzten eine bayerische und eine preußische Batterie auf und jagten, ohne Befehl, aus eignem Antrieb ihrer Chefs, bis auf weniger als 800 Schritt an den Gegner heran und überschütteten ihn mit Geschossen. Jetzt verließ der Feind seine Deckungen. Gleichzeitig aber brach die 44. Brigade vor und eilte im Sturmschritt gegen die Schanzen. Das Signal „Das Ganze! Vorwärts!" und das Hurrah ward vom linken Flügel (43. Brigade) rasch aufgenommen, und nun ging die ganze Division mit schlagenden Tambouren konzentrisch wider die Verschanzungen vor. Es machte einen erhebenden Eindruck, als dieses tausendfache Hurrah in den klaren Herbsttag hinausschallte und die Masse der Gewehre und Helme in der Mittagssonne erglänzten! Noch mancher Tapfre sank bei diesem stürmischen Anlauf tödtlich getroffen zur Erde, denn obwohl die Hauptmacht der Franzosen die schützende Brustwehr bereits verlassen, Theile derselben, geführt von besonders muthigen Offizieren harrten aus, bis die Preußen an den Gräben und Wällen waren — dann erst warfen sie die Gewehre weg und gaben sich gefangen. Die im ersten Treffen der beiden Brigaden gestandnen Regimenter, Nr. 32 und 83, machten über 1000 Gefangne; der erstgenannten Abtheilung, welche die Schanzen nördlich umgangen hatte, liefen ganze Züge der fliehenden Vertheidiger geradezu in die Hände.

Eine Verfolgung nach Einnahme der feindlichen Position, sei es durch direktes Nachrücken oder durch Feuer, erschien nicht möglich; beides verhinderte

die Weinkultur in dem welligen Terrain. Was vom Feinde rechtzeitig zurückgegangen und sich der umfassenden Bewegung des preußischen Regiments Nr. 32 entzogen hatte, das verbarg sich in dem Rebengelände schnell den Blicken und damit auch den Geschossen des Siegers. Ein unmittelbares Nachdrängen in diesem vollständig unübersichtlichen Terrainabschnitt wäre aber doch recht gewagt gewesen. Freilich, jetzt, nachdem man den Verlauf des Gefechts beim Feind und dessen Stärke kennt, heute, wenn man das Treffen auf der am Arbeitstisch ausgebreiteten Karte studiert, heute kann die Kritik leicht fragen: warum sind die Bataillone des 2. Treffens dem fliehenden Gegner nicht auf der Ferse gefolgt? Hätte man Orleans nicht gleichzeitig mit den weichenden Franzosen erreichen können? — Die Beantwortung dieser Frage fällt jedoch in der Praxis, d. h. auf dem Schlachtfelde, einigermaßen anders aus, als sie sich wohl theoretisch ergeben würde. Erstens ist es ein taktischer Hauptgrundsatz, nach Eroberung einer feindlichen Position sich vor allem darin festzusetzen und die siegreichen Abtheilungen zu ordnen, ehe man dem Gegner folgt. Die Truppen waren aber durch den Sturm auseinander gekommen, sie mußten unbedingt zuerst gesammelt und wieder in die gewohnten Rahmen eingefügt werden, die sie im Kampfeseifer theilweise verlassen hatten. Hierzu war jedenfalls eine gewisse Zeit nothwendig. Zweitens, wußte man auch, daß der Feind, welcher die Schanzen vertheidigt hatte, gründlich geschlagen sei, wofür ja die Beweise vor Augen lagen: seine wahre Stärke kannte man damals doch so wenig, daß man keineswegs mit Sicherheit darauf rechnen durfte, nicht noch einmal auf hartnäckigen Widerstand und zwar durch frische Streitkräfte zu stoßen. Zur Ueberwindung eines solchen, immerhin möglichen Widerstands in einem dem Vertheidiger so vortheilhaften Terrain, waren aber ausgeruhte und gesammelte Truppen, wenn thunlich durch neue Abtheilungen unterstützt, erforderlich. Für letztre hatte General v. d. Tann durch Heranziehn der 1. Brigade vorgesorgt; bis diese eintraf, sammelte sich die preußische Division auf der ruhmvoll erkämpften Wahlstatt.

Während bei Ormes der reglementäre Angriffsruf einer ganzen Division gleichzeitig ertönte und eine ganze Division sich in rangierter Schlachtlinie auf den durch Geschützfeuer erschütterten Gegner stürzen konnte, erschallten auch bei den andern Kolonnen, bei der 4. und 3. bayerischen Brigade, manche energische Hurrahs, doch gingen sie nur von Zügen und höchstens Kompagnien aus, die sich mühsam und verlustvoll die einzelnen Gehöfte erobern und Schritt für Schritt erkämpfen mußten.

Betrachten wir zunächst die mittlere Kolonne, die 4. Brigade. Dieselbe hatte, gleichwie ihr früher angegebnes rechtes Seitendetachement, lebhafte Kämpfe um den Besitz mehrerer Fermen und näherte sich, den Feind langsam zurückdrängend, dem gegen Saran debouchirenden Gros der Brigade. Dieses fand hartnäckige Gegenwehr, bis es ihm endlich gelang, sich des hochgelegnen Kirchhofs und nach und nach des ganzen Dorfs Saran zu bemächtigen. Im Kampf um den Ort konnte die Brigade im ganzen noch acht Geschütze in Thätigkeit setzen, bei der weitern Vorrückung war es ihr nicht mehr möglich, selbst nur e i n Geschütz in Position zu bringen. Der aus Saran und Umgebung vertriebne Gegner zog sich durch die Weinberge in der Richtung auf Orleans zurück. Die einzelnen Bataillone und Kompagnien der 4. Brigade, bestrebt dem Feinde kräftig nachzudrängen, schoben sich bald mehr und mehr ineinander, und die eigentliche Gefechtsleitung hörte auf. Einige Stunden hindurch, während deren sich die Brigade schwierig in den Rebenkulturen fortschob, bestand das Gefecht aus einer Reihe unzusammenhängender Detailkämpfe, durchgeführt von

einzelnen Kompagnien und Zügen. Erst gegen Abend, als die Brigade sich wieder einem scharf markirten Terrainabschnitt, dem Damm der nach Beaugency und weiter nach Tours ziehenden Eisenbahn, gegenüber befand, ward sie dadurch gleichsam neu rangiert und in die Hände der höhern Truppenführer zurückgegeben. Bis zu dem Eintreffen vor diesem durch die Franzosen stark besetzten Bahndamm waren für das Bestreben jeder einzelnen Abtheilung, thunlichst schnell vorwärts zu kommen, zwei Direktiven maßgebend: als die eine erschien der weithin sichtbare Dom der Stadt, gewissermaßen point de vue des Vormarsches, die andre bildete das immer heftiger werdende Gewehrfeuer, welches von der pariser Straße herüber knatterte, auf der die 3. Brigade anrückte. Ohne besondern Auftrag, wie von selbst, zogen Stadt und Gewehrfeuer die 4. Brigade in eine Linksschwenkung, wodurch ihr linker Flügel mit seinen zunächst der pariser Chaussée vordringenden Abtheilungen sich an diese lehnte und später direkt in das Gefecht der 3. Brigade eingriff, während der rechte Flügel, fortgesetzt sich Orleans nähernd, den vorhin bezeichneten Eisenbahndamm erreichte und dort die Verbindung mit der Hauptkolonne aufnahm.

Ehe der letzte Gefechtsmoment des ehrenreichen Tages, der entscheidende Sturm auf die Vorstädte St. Jean und Bannier zur Darstellung gelangt, muß noch der blutigen Kämpfe bei der linken Kolonne Erwähnung geschehn. Erinnern wir uns, daß die 3. Brigade ein Seitendetachement links in den großen Wald entsendet hatte. Dieses sowohl wie das Gros der Brigade trafen bald auf einige vorgeschobne feindliche Abtheilungen, die ziemlich eilig zurückgingen. Der Vormarsch verzögerte sich der Terrainschwierigkeiten wegen sehr, und es war 2 Uhr als die Spitze des Gros die ersten Häuser von Bel Air erreichte. Es ist dies eine nördliche Fortsetzung von Les Aides, einer langgedehnten Ortschaft, welche mit der Vorstadt Bannier zusammenhängt. Aus Bel Air bekam die Spitze der Hauptkolonne heftiges Feuer; sogleich stürzte sich die Avantgarde auf die ersten Häuser und erstürmte dieselben im ersten Anlauf. Es gelang bis dorthin vorzudringen, wo das lange Häuserdefilée die Benennung Les Aides hat. Hier jedoch brach sich das kecke Draufgehn an einem verzweifelten Widerstand der feindlichen Infanterie und — der Bewohner. Die Häuser, sämmtlich aus Stein, waren mit Sorgfalt zur Vertheidung eingerichtet; die Höfe und Gärten, mit dicken Mauern umgeben, boten dem Feind vortrefflich gedeckte Stellungen. Aus allen Fenstern, aus Kelleröffnungen und Dachluken, hinter Zäunen und Hecken hervor, von allen Seiten sauste den Angreifern ein Hagel von Geschossen entgegen. Das Gefecht kam hier zum Stehn — immer eine bedenkliche Krise für den Angreifer, denn vom Anhalten bis zum Weichen ist nur ein kleiner Schritt und ein Angriff, der einmal zum Stillstand gekommen, gilt schon als halb abgeschlagen. Aber konnten die wackern Truppen der 3. Brigade auch nicht mehr vorwärts, so hielten sie doch mit eiserner Zähigkeit fest, was sie nach und nach mit schweren Opfern errungen, und wichen nicht zurück.

Während bei der linken Kolonne dieses hartnäckige Feuergefecht fast zwei Stunden andauerte, war das linke Seitendetachement in einen nicht minder heftigen und ebenso verlustreichen Kampf verwickelt gewesen. Dasselbe hatte, nachdem es aus dem Wald getreten, sein Vorrücken längs des Dammes der von Orleans nach Paris führenden Eisenbahn fortgesetzt und war bis an den Bahnhof Les Aubrais, wo sich die Linie nach Beaugency abzweigt, gelangt. An dem unaufhörlichen Infanteriefeuer, welches von der pariser Straße herüberschallte, erkannte das Detachement, wie zähe der Feind Les Aides festhielt; durch die Wegnahme des Bahnhofs durfte man hoffen, ihn im Rücken zu bedrohen und hierdurch zum Aufgeben seiner Stellung zu zwingen. Die sämmtlichen Bahnhof-

gebäude waren von den Franzosen auf das kunstreichste verstärkt, worin unsre Feinde überall außerordentliches Geschick zeigten. Kein Mittel der Feldbefestigung hatten sie übersehen; die Fenster und Luken zeigten sich mit Bohlen und Eisenschienen geblendet, die Eingänge und Zwischenräume durch Pallisadierungen geschützt; die außerhalb der Baulichkeiten in den angrenzenden Weinbergen stehende Infanterie fand Deckung in solid angelegten Schützengräben. Das Seitendetachement, wie bekannt, ursprünglich nur aus dem 1. und 3. Bataillon des 12. Regiments gebildet, war bis zu seiner Ankunft bei Les Aubrais noch durch je eine Kompagnie vom 1. und 4. Jäger-Bataillon und durch eine Kompagnie vom 2. Bataillon des 12. Regiments verstärkt worden. Den Bahnhof und die anstoßende Güterhalle nahmen das 3. Bataillon des 12. Regiments und die Kompagnie des 1. Jäger-Bataillons im ersten Anlauf. Jetzt erkannte man aber, daß der Besitz des Bahnhofs erst gesichert sei, wenn auch die nächsten Gehöfte und Weinberge erstürmt wären. Deshalb setzte man den Angriff mit derselben Energie, mit der man ihn begonnen, fort. Die benachbarten, ebenfalls zur Vertheidigung vorbereiteten Häuser und Gärten wurden nach einander erobert, endlich sogar auch die weiter südlich gelegnen Gebäude der Gasfabrik. Dieser ununterbrochne Angriff auf starke und vom Feinde nachhaltig vertheidigte Terrainobjekte hatte über eine Stunde gewährt, die Kräfte der Mannschaften erschöpft und, was das Schlimmste war, einem Theil der hier im Feuer befindlichen Truppen begann die Munition zu mangeln. Das 3. Bataillon des 12. Regiments, kürzlich aus der Heimat nachmarschiert, war mit Werder-Gewehren ausgerüstet und hatte vielleicht einen zu ausgiebigen Gebrauch von dieser schnellfeuernden Waffe gemacht — jetzt im Augenblicke der baldigen Entscheidung hatte sich das Bataillon nahezu ganz verschossen. Patronen besaßen bloß noch die beiden Jäger-Kompagnien, das 1. Bataillon des 12. Regiments, welches jedoch nur aus $1^1/_2$ Kompagnien bestand, und die Kompagnie des 2. Bataillons vom 12. Regiment. Der Feind mochte aus dem Abnehmen des Feuers und dem Stocken des Angriffs leicht errathen, wie die Offensivkraft der Bayern fast erschöpft sei, und in diesem taktisch richtigsten Moment erfolgte durch die Franzosen ein energischer, umfassender Gegenangriff. Das Feuer der vordringenden Feinde steigerte sich bis zur äußersten Leistung des Chassepots; die nunmehr plötzlich wieder zu Vertheidigern gewordnen Angreifer wurden im wahren Wortsinn von allen Seiten mit Geschossen überschüttet, denn auch im Rücken bekamen sie Feuer aus den Häusern von Les Aides. Unter diesen Umständen war ein Festhalten der sämmtlichen, so theuer erkauften Objekte nicht mehr möglich. Die am weitesten vorgedrungnen Abtheilungen, jene, welche die Gasfabrik gestürmt, mußten bis an das Hauptgebäude des Bahnhofs zurückgezogen werden. Doch dieselben Braven kamen eine Stunde später zum zweiten Mal! — Der Bahnhof, welcher im voraus von der Kompagnie des 4. Jäger-Bataillons besetzt worden war, blieb den Bayern, und alle Angriffe der Franzosen auf denselben wurden abgewiesen.

Es begann zu dämmern! Das Kampfziel, die Kathedrale von Orleans zeigte ihre massigen Formen schon weniger deutlich. Es schien höchste Zeit noch eine äußerste Anstrengung zu machen, um den Siegespreis vor einbrechender Nacht zu gewinnen. Diese Ueberzeugung führte auf beiden Flügeln, dem linken bei Les Aides und dem rechten in den Weingärten zwischen Ormes und Orleans eine letzte Anspannung aller Kräfte herbei. Auf dem linken Flügel, von dem wir zuletzt sprachen, wollte man um jeden Preis das wüthend vertheidigte Les Aides nehmen. Es war bald 5 Uhr nachmittags als bei dem Gros der 3. Brigade alles zum Sturm auf diesen Ort geworfen wurde. Mit Hurrah

ging es wieder vorwärts; allein es währte nicht lange, da zeigte sich ein weitres Vordringen absolut unmöglich. Bis zur Kirche gelangten die Jäger und Abtheilungen des 3. und 12. Regiments, bunt durcheinander gemengt; südlicher vermochten sie jedoch nicht mehr zu kommen. Es entspann sich hier ein Streit, der nur mit den Vorgängen in Bazeilles zu vergleichen ist, ein auf nächste Entfernung und an manchen Stellen buchstäblich mit Kolbe und Bajonett ausgefochtner Häuserkampf. Trotz aller Tapferkeit kamen hier die Bayern nicht vorwärts; ungeachtet die Gasfabrik durch das Seitendetachement zum zweiten Mal genommen ward, immer hielt sich der Feind noch in Les Aides.

Da machte sich etwa um $5^1/_2$ Uhr das Eingreifen der mittlern Kolonne fühlbar und das brachte endlich hier die Entscheidung. Die 4. Brigade war nämlich bei der angegebnen allmählichen Linksschwenkung mit den Abtheilungen ihres linken Flügels (3. Bataillon des 13. und einige Kompagnien des 10. Regiments) am Südende von Les Aides, also vollständig im Rücken der Vertheidiger eingedrungen. Das wirkte! Unter Zurücklassung vieler Gefangner gaben nun die Franzosen Les Aides auf und eilten nach Orleans. Das Gros der 4. Brigade, wie berichtet, gleichfalls durch die Schwenkung vor dem vom Feinde besetzten Eisenbahndamme angekommen, nahm nach rechts die Verbindung mit der vorgerufnen 1. Brigade auf. Diese hatte bald nach $4^1/_2$ Uhr ihren Aufmarsch nördlich der Straße Ormes-Orleans beendet und war im feindlichen Feuerbereich gleichzeitig mit der 4. Brigade vor dem Bahndamm eingetroffen. Als Reserve hatte der Höchstkommandierende zwei Bataillone (1. und 2. des 1. Infanterie-Regiments) an der großen Straße von Chateaudun zurückgehalten. Die 1. Brigade (die drei Bataillone des Leibregiments und das 2. Jäger-Bataillon) ging, ohne sich mit dem gut gedeckten Gegner in ein langes Feuergefecht einzulassen, zum Angriff wider den Damm vor; ihr Hurrah ward von der 4. Brigade sofort aufgenommen, gemeinschaftlich in einem Anlauf die Böschung des Dammes erstiegen und dem fliehenden Feind in die Vorstadt gefolgt.

Als das Feuer längs der Eisenbahn losbrach, zog General v. d. Tann auch noch das 1. Regiment auf der großen Straße und südlich derselben das preußische Regiment Nr. 32 zum Angriff vor; sie trafen den Damm bereits vom Feind verlassen und nur am geschlossnen Gitterthor der Vorstadt St. Jean fand das 1. Regiment kurzen, jedoch rasch bewältigten Widerstand. Mit Hurrah und unter Hörnerklang und Trommelschall zogen die 1. und 4. Brigade, sowie das preußische Regiment Nr. 32 in die dunkeln Straßen von Orleans ein. Die Einwohner hatten sich in ihre Häuser verkrochen, keine Spur von Gegenwehr ließ sich entdecken. Mit endlosem Jubelgeschrei begrüßten sich die eingedrungnen Truppen auf dem Platz Martroi, wo die Statue der Jungfrau von Orleans sich erhebt; ihrem Hurrah antwortete das der am Platz Bannier stehenden Kameraden. Die Stadt der Heldenjungfrau war im Besitz der Deutschen! —

39. Orleans.

Hugo Arnold. (Manuskript.)

Orleans, du Stadt der Jungfrau,
Frankreichs Preis und seiner Ehren
heiligstes Palladium![1])
Als ein Malstein deines Ruhmes
ragen die gewalt'gen Türme
deiner stolzen Kathedrale,
und zum ewigen Gedächtnis
ihrer Siege und Triumphe
prangt das Bild der hehren Heldin.
Vor der Gottesstreiterin

[1]) Schutzbild, Schutzheiligthum.

flohn entsetzt der Briten Heere;
hoch zu Rosz vor ihren Scharen
ins befreite Orleans
zieht die Jungfrau siegreich ein.[2])
Und in Demut und in Andacht
senkt das Schwert sie vor dem Herrn,
der so wunderbar im Kampfe
ihren Mädchenarm gestählt. —

Bebend liegen auf den Knieen
vor der Statue dichtgedrängte,
angsterfüllte Menschenhaufen;
flehend heben sie die Hände
zu der Jungfrau Bild empor:
„Rette Frankreich, Gottgesandte,
steig vom Himmel, heil'ge Jungfrau,
schirm' und schütze Orleans!"
Aus der Ferne rollt in dumpfen
Schlägen der Kanonendonner,
grelle Glocken heulen schrill
von den Türmen bang um Hilfe. —

Drauszen auf dem Plane steht
von der Tann mit seinen Bayern.
Und er deutet auf die Türme,
die, von goldnem Licht beglänzt,
winken als des Sieges Preis.
Hurrah! jubeln die Getreuen,
und sie stürmen muthig vorwärts.
Tapfer fechten die Franzosen,
aber vor der „blauen Teufel"
Ungestüm entweichen sie,
suchen Heil im Bann der Stadt,
wo der Glocken wildes Grollen
und der Jungfrau mächt'ger Zauber,
Muth und Hoffnung neu entfachend,
hemmt den fluchtgewandten Fusz.
Um den Bahndamm, in der Vorstadt
langgestreckter Häuserzeile
rast der frisch entflammte Kampf.
Auf der deutschen Scholle stand
einst gar manches frohe Wiege:
wie verzweifelt schlagen sich
die entflohen aus der Heimat,
die im Schiffbruch längst gescheitert,
die ihr Vaterland verloren —
Frankreichs Fremdenlegionäre!
Und die jüngst in frommem Glauben
als moderne Kreuzesritter
sich der Kirche Dienst geweiht,
päpstliche Zuaven, Söhne
aus den edelsten Geschlechtern,
streiten für die heil'ge Erde
Frankreichs mit den heimatlosen
armen Söldnern Seit' an Seite!
Garten, Mauer, Haus um Haus
wandeln sie zur starken Feste,
bis der Schwaben[1]) wucht'ge Fäuste
Thor um Thor in Trümmer splittern
und des rothen Hahnes Schwinge
flatternd First um First umhüllt.
Unter lautem Trommelwirbel,
unter brausendem Hurrah
stürmen mit dem Bajonette
überall die Bayern an.

Gegen das geschlossne Thor
rücken stürmend die Kolonnen.
Durch des Abends Dämmerdunkel
blitzen plötzlich aus den Häusern
knatternd ringsum die Gewehre.
Zischend platzen Handgranaten
in der Bataillone Gliedern,
dasz der Sturmlauf jählings stockt.
Schmetternd bricht der Schlag der Aexte
schnell den Trutz der Eisengitter:
mit gefälltem Bajonett
und mit rauschender Musik
und mit hellem Hurrahrufen
dringt in die erstürmte Stadt,
rings von allen Seiten flutend,
unaufhaltsam vorwärts brausend,
jetzt der Strom der Sieger ein.
Finsternis verhüllt die Straszen;
wie ein riesenhafter Schatten
ragt auf hohem Sockel dräuend
die Gestalt der Heldenjungfrau.
Mächt'ge Feuersäulen lodern
auf dem weiten Platz empor,
und der Flammen rothe Gluten
flackern zitternd auf den Wänden;
von den hohen finstern Mauern
wirft der laute Wiederhall
brausend das Hurrah zurück
und die vollen Siegeschöre.

---

[1]) Am 29. April 1429.
[2]) Die k. b. Infanterie-Regimenter No. 3 und 12 „Prinz Karl" und „Königin Amalie von Griechenland" (jetzt „Prinz Arnulf").

Unterm Jubel seiner Tapfern
reitet Gen'ral von der Tann
triumphierend in die Stadt.
Von der Flamme Glut umspielt,
von dem rothen Schein umloht
senkt das Schwert voll Schmerz die Jungfrau,
ritterlich den Sieger grüszend.

40. In der Batterie Nr. 17 vor Paris.

Karl Landmann.

a. Auf Batteriebau.

Seit dem 19. September 1870 hatten die deutschen Truppen Paris, die Hauptstadt und größte Festung Frankreichs, gänzlich eingeschlossen; doch so sehr war die einzige verfügbare Eisenbahnlinie durch Nachschübe von Mannschaften und Lebensmitteln, durch Rücktransporte von Verwundeten, Kranken und Gefangnen, von eroberten Geschützen u. s. w. in Anspruch genommen, daß erst im Dezember die Herbeischaffung der für einen förmlichen Angriff gegen eine Festung erforderlichen schweren Geschütze nebst Zubehör und Munition bethätigt und von der obersten Heeresleitung der Entschluß zum alsbaldigen Beginn der Beschießung gefaßt werden konnte.

Es war um diese Zeit der letzten Vorbereitungen für den artilleristischen Angriff auf der Südseite von Paris, eine grimmig kalte Dezembernacht, kein Stern war am Himmel zu erblicken, und tiefe Dunkelheit lagerte über der die Mitte des Angriffsfeldes bildenden Hochfläche von Moulin de la Tour.[1]) Auf der breiten Straße, welche von Südwesten kommend über jene Hochfläche gegen Chatillon und von da nach Paris führt, bewegte sich eine Abtheilung von etwa 80 Mann ohne Obergewehr eiligen Schritts vorwärts. Die hohen Bäume längs der Straße, später der über den Horizont sich erhebende Giebel des Granatenhäuschens — so genannt, weil hier die Granaten aus den Vorwerken stets besonders zahlreich einzuschlagen pflegten — und dann die dunkeln Umrisse der „Bayern-Schanze"[2]) (nach früherer französischer Bezeichnung Schanze bei Moulin de la Tour) gaben beiläufig die Richtung an.

Ein „Halt! — Wer da?" des unsern am Granatenhäuschen aufgestellten Zwischenpostens brachte die nächtlichen Wandrer plötzlich zum Stehn. „Ablösung für Batterie Nr. 17" lautete der Bescheid, und nach mit „Hau — zu; Friedrich" richtig abgegebner Losung und Feldgeschrei wurde der Marsch fortgesetzt. Vor der Bayern-Schanze links abbiegend, näherten sich die Kanoniere, nunmehr mit möglichster Vorsicht die völlig offnen Stellen umgehend, ihrem Bestimmungsort, der gegen Paris in nördlicher Richtung vorspringenden Spitze der Hochfläche, wo sich der größre Theil der Kompagnie bereits mit Herstellung der Batterie beschäftigte. Vorsicht konnte wohl nicht schaden, denn eben befand sich der elektrische Beleuchtungs-Apparat auf dem hochgelegnen Vorwerk Mont Valérien in gewohnter Weise thätig und hatte gerade in diesem Augenblick seinen Lichtstrahl gegen den Bauplatz gerichtet. „Achtung — Licht" tönte es zwar den Ankommenden entgegen, aber für diesmal kam die Warnung zu spät. Des Gegners Beobachtungsposten auf dem 2000 Schritt entfernten Vorwerk Vanves mußten das Herankommen der Ablösung bemerkt haben, denn kurz nacheinander erfolgten aus dieser Richtung drei Lagen von etwa 4 Geschützen, deren glücklicherweise sämmtlich zu hoch gehende Geschosse ein fast allgemeines Niederbeugen oder Niederwerfen der im Kanonenfeuer noch nicht erprobten Mannschaften veran-

---

[1]) Turm-Mühle, eine große Windmühle mit steinernem Turm.
[2]) Vergl. S. 415 u. 416.

laßten. Die Franzosen schienen sich indes mit dieser Beunruhigung vorläufig begnügen zu wollen, denn das elektrische Licht verschwand nach wenigen Minuten und kein weitrer Schuß erfolgte.

Nachdem der Führer der Ablösung dem anwesenden Kompagniechef Meldung gemacht hatte, ging es nun mit frischen Kräften an die Arbeit. Wohl durften frische Kräfte eintreten, denn trotz aller Anstrengung vermochte man nur langsam in dem fest gefrornen Boden vorwärts zu kommen. Die Werkzeuge versagten beinahe den Dienst und schon waren deren viele als unbrauchbar bei Seite gelegt worden; das Einrammen der Schanzkorbpfähle verursachte die größten Schwierigkeiten, wie es anderseits kaum erreichbar schien, der in steinharten Schollen aufgeworfnen Erde die nöthige Widerstandsfähigkeit gegen Geschosse schweren Kalibers zu geben. Bei alledem war Eile geboten, denn von der Vollendung der Batterie, der 17. auf der Südfront vor Paris, hatte man den Beginn der Beschießung der Vorwerke abhängig gemacht, nachdem die schon seit längrer Zeit und zwar vor Eintritt der großen Kälte hergestellten 16 übrigen Batterien sich schließlich als nicht vollständig ausreichend zeigten; insbesondre sollte die auf dem Eisenbahndamm nächst dem Südbastion des Vorwerks Issy erst kürzlich entdeckte, mit sechs schweren Geschützen armierte, den weiter östlich liegenden Angriffsbatterien möglicherweise sehr gefährliche Batterie des Vertheidigers durch Batterie Nr. 17 niedergehalten werden.

Eine Stunde lang mochten die Kanoniere gearbeitet haben, wegen der nahen feindlichen Vorposten alles zu große Geräusch thunlichst vermeidend, als abermals der Ruf des Postens: „Achtung — Licht!“ erfolgte. Gespensterhaft streifte der elektrische Strahl vom Mont Valérien herüber von Meudon gegen Clamart, dann nach dem Tour des Anglais, um zuletzt an der Spitze der Hochfläche und somit am Batteriebauplatze etwas zu verweilen, gleich als ob er den Besatzungen der Vorwerke Issy und Vanves Gelegenheit geben wollte, diese Oertlichkeit genau ins Auge zu fassen. Der ertheilten Anweisung gemäß standen die Kanoniere sofort regungslos wie Bildsäulen, jeder die Stellung behaltend, in welcher ihn der Lichtstreifen traf. Diesmal schien das Mittel gefruchtet zu haben, denn langsam bewegte sich das Licht zurück, um alsdann zu erlöschen; die feindlichen Geschütze verhielten sich ruhig, und „Weiter arbeiten!“ befahl der den Bau leitende Offizier.

Welch ein Umschwung! Vor Wochen noch zurückgehalten in der Garnison Ingolstadt; beschäftigt mit der, infolge des Vorschreitens der deutschen Heere, glücklicherweise von Tag zu Tag an Bedeutung verlierenden Armierung der Festungswerke; dabei durch die als Hilfsarbeiter verwendeten französischen Kriegsgefangnen von Weißenburg und Wörth täglich bitter erinnert an das günstigere Los der im Felde stehenden Kameraden — und jetzt: auf Batteriebau vor Paris, im wirksamen Feuerbereich von wenigstens 60 französischen Geschützen, in der freudigen Erwartung, sich in nächster Zeit nun auch mit dem Erbfeind messen zu dürfen.

b. Während der Beschießung.

Das Feuer auf der Angriffsfront verstummte allmählich, nur noch vereinzelte Schüsse fielen aus der Linie der feindlichen Vorwerke, denn längst war die Sonne untergegangen. Durch den Laufgraben, welcher vom Granatenhäuschen zur Batterie Nr. 17 führte, bewegte sich ein Trupp von ungefähr 50 Artillerie-Mannschaften vorwärts, zeitweise im Trabe, dann wieder in langsamerm Schrittmaß, je nach der Gefährlichkeit der zu überschreitenden Stellen; es war die Ablösung für Batterie Nr. 17, welche um 8 Uhr einzutreffen hatte. Ihr kam ein Kanonier entgegen, sein Taschentuch an die blutende Stirn

drückend. „Wie ging es heute in der Batterie?" fragte der Führer der Ablösungs-Mannschaften. „Nicht gut, Herr Oberlieutenant" (Premierlieutenant), war die Antwort; „den Herrn Hauptmann hat's wohl nur leicht getroffen, aber von den Mannschaften mögen etwa 20 todt oder verwundet sein, auch sonst hat das Feuer viel Schaden angerichtet." Und so verhielt es sich wirklich. Die französische Artillerie hatte an diesem Tage das Feuer aller Geschützaufstellungen in und bei den Vorwerken Vanves und Montrouge und aus einzelnen Geschützen der Hauptumfassung gegen die Angriffsbatterien des Zentrums vereinigt und dasselbe von der zweiten Nachmittagsstunde an zur äußersten Heftigkeit gesteigert; die nach allen Seiten erkennbare Batterie Nr. 17 mußte, wie sich voraussehen ließ, unter diesem Feuer am empfindlichsten leiden. Der Batteriekommandeur hatte eine Kontusion erlitten, nahezu die Hälfte der Mannschaften waren außer Gefecht gesetzt, zwei Geschütze gebrauchsunfähig gemacht, die Eindeckungen theils durchschlagen, theils dem Einsturz nahe gebracht worden; ein großes Glück mußte man es dabei noch nennen, daß eine in die Pulverkammer eingedrungne 16 cm-Granate nicht explodierte.

Als die Ablösung sich bei dem Batteriekommandeur meldete, wobei auch der Stabsoffizier vom Tagesdienst zugegen, wurden Bedenken laut, ob es räthlich sei, die Batterie weiter besetzt zu halten, bevor die seinerzeit von einer hierzu befohlnen Pionierkompagnie gebaute, zugleich als Unterstand eingerichtete Schulterwehr jene Stärke erreicht habe, welche wenigstens gegen den horizontalen Schuß sicherte. Da ferner noch zur Sprache kam, daß die frontal gegenüberliegenden und von der Batterie Nr. 17 erreichbaren feindlichen Geschützaufstellungen in und bei Vorwerk Issy bereits zum Schweigen gebracht waren, und daß die Gefahr fast ausschließlich von Geschützaufstellungen in der Flanke in und bei den Vorwerken Vanves und Montrouge drohte, gegen welche die Batterie ohnehin nicht wirken konnte: so gab deren Kommandant, im Einverständnis mit dem diensthabenden Stabsoffizier, vor seinem Abgang dem ablösenden Offizier den Auftrag, die Batterie solle als nicht besetzbar gemeldet, und die Geschützbedienung in die Kantonnements zurückgeführt werden, falls mit Unterstützung der schon requirierten Hilfsmannschaften die Schulterwehr nicht ihrem Zweck entsprechend zu verstärken sei.

Eine Unterstützung an Mannschaften und zwar durch Pioniere kam nun wohl, aber viel zu schwach für den bestimmten Zweck. Was konnten den 42 Artilleristen 20 Mann mehr nützen, wo es sich handelte die ganze Schulterwehr, dann die Eindeckungen der Mitteltraverse und der Pulverkammer um 1 m Erde zu verstärken? Dabei mußte man noch die während des Tags Gefallnen begraben, die Munition ergänzen und eine Bedienung ständig am Geschütz lassen, um das befohlne Nachtfeuer zu unterhalten.

Trotz der geringen Aussicht mit so schwachen Kräften zum Ziele zu gelangen, gingen Kanoniere und Pioniere rüstig an die Arbeit. Was neben der Erde nur einigermaßen zweckentsprechend schien, wurde zur Verstärkung der Eindeckungen verwerthet; außer einer erbeuteten Matratze fanden Balken und Faschinenstücke, Sandsäcke, selbst die Trümmer einer eingeschossnen Mauer Verwendung, um den aufgeworfnen Erdschollen mehr Widerstandsfähigkeit zu geben. So war Mitternacht unter angestrengter Arbeit längst vorübergegangen, und da nun mit den ermüdeten Leuten Ausgiebiges nicht mehr zu leisten möglich, rückte das Pionier-Detachement in die Quartiere ab, und auch die Artillerie-Mannschaften setzten die Thätigkeit etwas aus. Für die letztre trat nun die Frage hervor, ob die Batterie in der That geräumt werden sollte, nachdem die Bedingungen für deren längres Besetzthalten nicht hatten erfüllt werden können; denn als gesichert

durfte vorerst nur der Raum in der Pulverkammer gelten. Wenn nun auch, wie schon gesagt, die frontal gegenüberstehenden Geschütze zum Schweigen gebracht worden waren und somit die eine Aufgabe der Batterie als gelöst betrachtet werden konnte: es blieb doch noch die andre Aufgabe, bei Ausführung eines Ausfalls seitens der Franzosen das hierfür günstige Terrain zwischen den Vorwerken Vanves und Issy unter wirksames Feuer zu nehmen. Ferner kam zu erwägen, daß die Batterie einen besondern Namen „Generalinspekteur" erhalten hatte, eine Auszeichnung, welche außer ihr nur noch drei andern (preußischen) Batterien zu theil geworden war. Eine derart vor den übrigen ausgezeichnete Batterie durfte nicht verlassen werden. Anderseits konnte den Lieutenant schwere Verantwortung treffen, falls im Laufe des Tags vielleicht abermals große Verluste durch das heillose Flankenfeuer veranlaßt würden, nachdem die vorhergehenden drei Tage der Batterie schon 36 Todte und Verwundete gekostet hatten. Ein Mittelweg mußte hier helfen: der Lieutenant entschloß sich, mit nur zwei aus Freiwilligen zusammenzusetzenden Geschützbedienungen in der Batterie zu bleiben und die übrigen Mannschaften abrücken zu lassen. „Freiwillige vor!" hieß es denn, und rasch hatten sich 1 Unteroffizier und 5 Mann, also ausreichende Mannschaft für ein Geschütz gefunden; etwas zäher ging es mit einer zweiten Bedienung, doch halfen einige aufmunternde Worte, um außer dem zweiten Geschützführer noch weitre 5 Mann zum freiwilligen Bleiben zu bewegen.

Wie erklärlich, sah die kleine Besatzung der Batterie Nr. 17 dem anbrechenden Tage mit einiger Spannung entgegen, und für immer mußten die Eindrücke jener Nacht sich dem Gedächtnis aller einprägen. Während die Batterie von Viertelstunde zu Viertelstunde ein Shrapnel gegen Vorwerk Issy entsendete, um die nächtlichen Herstellungsarbeiten dortselbst zu hindern, und die übrigen Batterien die ihnen für die Nacht zugewiesnen Ziele mit gleichen Feuerpausen beschossen, erfolgte mit kürzern Zwischenräumen Schuß auf Schuß aus der rechts rückwärts befindlichen Batterie Nr. 8; es galt 15 cm-Brandgranaten mit verstärkter Ladung in die schon vom Hunger gepeinigte Stadt zu schleudern. Doch nicht allein das Aufblitzen aus den deutschen Geschützen brachte Abwechslung in das Halbdunkel der Januarnacht. Gegen Osten zu flammte es in düstrer Glut, den Horizont matt beleuchtend; es waren die von deutschen Batterien in Brand geschossnen Kasernen des Vorwerks Montrouge, welche das Feuer allmählich verzehrte; mehr im Westen deutete ein matter Lichtstreifen an, wie der elektrische Beleuchtungs-Apparat auf dem Mont Valérien sich umsonst bemühte, den dichten Nebel zu durchbrechen, der über der Seine-Niederung lag. Vor der Front hingegen blieb alles in Dunkelheit gehüllt. Nacht und Nebel deckte jene Geschützmündungen, welche schon so viele Zentner Eisen gegen die deutschen Linien ausgespien hatten; die Franzosen mochten wohl sich ruhebedürftig in ihre Kasematten verkrochen haben, vielleicht aber auch das Feuer der Deutschen nicht noch mehr herausfordern wollen, um in ihren Ausbesserungsarbeiten nicht gehindert zu sein, denn zwei Lagen aus einer der Batterien bei Vanves waren die einzigen Lebenszeichen derselben innerhalb der ganzen Nacht.

Es kam der Morgen und mit dem Schlag 8 Uhr gab wie gewöhnlich die benachbarte Batterie Nr. 8 „Kronprinz" den Signalschuß zum Beginn des Feuers. Die Hoffnung der Freiwilligen in der Batterie Nr. 17, sich für den gestrigen Tag an den Feinden rächen zu können, ging nur zum theil in Erfüllung. Der dichte, im Verlauf des Tags blos zeitweise lichter werdende Nebel machte langsames Feuer nothwendig, welches von den Franzosen auch verhältnismäßig matt erwidert wurde; es schien, als ob dieselben gern die Hand dazu

bieten wollten, stillschweigend eine kurze Waffenruhe eintreten zu lassen. Es ward daher möglich, während man mit mäßigem Feuer die Zerstörung der feindlichen Brustwehren und Schußscharten fortsetzte, das eine der tags vorher gebrauchsunfähig gewordnen Geschütze wieder herzustellen und die zerschossne Laffete des andern durch eine telegraphisch requirierte Vorrathslaffete zu ersetzen. Selbst die letzte Pflicht, der Gefallnen zu gedenken, konnte noch ungestört erfüllt werden. Zwei niedre Grabhügel mit einfachen Holzkreuzen bezeichneten deren letzte Ruhestätte. Zur Verzierung derselben wurden die vielen in der Batterie und ihrer Umgebung zu findenden, nicht explodierten französischen Geschosse gesammelt, insbesondre die allen Truppen als „Zuckerhüte" wohlbekannten großen Marinegeschosse, und rings um die Kreuze ihrer Größe entsprechend aufgestellt; ein nahgelegner Garten lieferte Epheu für die Kränze, um damit die Kreuze zu schmücken. Auch der Feind ehrte, ohne es zu wissen, diese Gräber; denn so viele Geschosse an diesem Tag und in der nächsten Zeit noch herüberkamen, die Ruhe der Braven, die den Tod fürs Vaterland gefunden wurde nicht gestört.

Der Abend fand Batterie Nr. 17 in bester Ordnung; etwa 100 Schuß waren innerhalb der letztverflossnen 24 Stunden abgegeben worden. Anderseits hatte das feindliche Feuer keinen wesentlichen Schaden angerichtet, und als nun um 8 Uhr die volle Bedienungsmannschaft für 6 Geschütze als Ablösung eintraf, bestand kein Zweifel mehr, daß die Batterie sich auch in den kommenden Tagen noch halten müsse. Die Ablösung kam erwünschter denn je, weil die Mittagsstunde ohne Mahlzeit vorübergegangen war. Infolge der Verwundung des Oberfeuerwerkers (Feldwebel) hatte man übersehen, den Proviantkarren abgehn zu lassen, welcher in der Regel um 1 Uhr nachts Trinkwasser und Lebensmittel für den folgenden Tag in die Batterie brachte. Todtmüde, hungrig und durstig kehrten daher die „Freiwilligen" heim, jedoch mit dem befriedigenden Gefühl, einmal mehr gethan zu haben als die bloße Pflicht.

c. Einstellung des Feuers.

Schon am verwichnen Abend war bekannt geworden, der Feind habe sich neuerdings zu Waffenstillstandsunterhandlungen herbeigelassen; was erschien natürlicher, als daß die Kanoniere den ganzen Tag über ihre Augen anstrengten, um irgend ein Zeichen der Ergebung auf den Vorwerken oder vielleicht auf einem der Türme, der von der Batterie aus in weitem Kreise zu übersehenden Stadt Paris zu entdecken. Die erwartete weiße Fahne, wie sie von den Franzosen bei Sedan und bei der Uebergabe von Toul aufgezogen worden, war trotz der günstigen Beleuchtung nirgend zu sehen. Wohl deutete das aus einzelnen Geschützen der Anschlußbatterien bei Vanves und der Hauptumfassung nur matt und vorwiegend mit schwächren Geschützkalibern erwiderte Feuer darauf hin, daß es mit der Kraft der Vertheidiger zu Ende gehe. Die Bahnhofbatterie und Vorwerk Issy, beides die eigentlichen Ziele der Batterie Nr. 17, hatten ohnehin schon seit einigen Tagen ihr Feuer endgültig eingestellt; nur die etwas östlich davon hinter dem hohen Eisenbahndamm aufgeworfnen und indirekt feuernden Mörserbatterien regten sich noch zeitweise, doch genügten stets einige Shrapnels dieselben für mehrere Stunden zu beruhigen. So blieb denn in der Hauptsache nichts zu thun, als an der Zerstörung der feindlichen Werke weiter zu arbeiten. Nur eins von den 6 Geschützen, für welches in einer der frühern Nächte eine Brustwehr im stumpfen Winkel an die rechte Flanke der Batterie angebaut worden war, hatte eine dankbarere Aufgabe: es betheiligte sich an dem Feuer der weiter rechts befindlichen, von preußischen Kompagnien

besetzten Batterien wider die immer noch nicht zum Schweigen gebrachten Anschlußbatterien des Vorwerks Vanves.

Gegen Abend kam in der That von Versailles der Befehl, nachts 12 Uhr auf der ganzen Linie das Feuer einzustellen. Nachdem hiermit die Gerüchte ihre Verwirklichung gefunden, so wußte man sich darüber wie allerorts auch in der Batterie Nr. 17 wegen des nunmehrigen Abschlusses der kriegerischen Thätigkeit zu trösten. Selbstredend hätte die vollständige Durchführung des Angriffs, so lehrreich und anregend dieselbe immerhin gewesen wäre, noch weitre große Opfer, besonders an Menschenleben gekostet; auch würden die körperlichen Anstrengungen sicher nicht geringre geworden sein. Das inzwischen eingetretne Thauwetter hatte den lehmigen Boden aufgeweicht, in den Laufgräben stand das Wasser, das Fortschaffen von Geschützen und Munition war daher mit den größten Hindernissen verbunden, der Verkehr auf dem Angriffsfeld überhaupt äußerst erschwert. Traf der Dienst, was für den Offizier jeden zweiten, für die Mannschaften jeden dritten Tag der Fall sein konnte, stand man im Geschützkampf dem Feind gegenüber, so war es wohl ein erhebendes Bewußtsein, an sich selbst die Wahrheit zu erproben:

„wer dem Tod ins Angesicht schauen kann,
der Soldat allein ist der freie Mann“,

sich auch zu fühlen als einer von der „Wacht am Rhein“. Man vergaß dann alle Anstrengungen, die schlechte Nachtruhe zwischen Erde, Schanzkörben und Deckbalken, die wenig anregende Beschäftigung im Artilleriepark und die Langweile in dem von den Einwohnern fast ganz verlassnen Kantonnement, man vergaß auch Hammelfleisch und Erbswurst, den fast täglichen Speiszettel der Belagerungstruppen vor Paris. Um so stärker wirkten aber die unangenehmen Eindrücke des Belagerungskriegs, wenn der Dienst in der Batterie zu Ende war, und man daran dachte, wie viele Wochen noch verstreichen mußten, bis Paris endlich durch regelrechten Angriff eingenommen werden konnte, wenn nicht der Hunger vorher den Deutschen die Thore öffnete.

Um wie viel schöner waren dagegen die Aussichten, welche ein Waffenstillstand zeigte. Man sah sich im Geiste als Besatzung in einem der übergebnen Vorwerke, die eroberten Geschütze nach der Stadt kehrend, man sah sich im Triumphe einziehn in das überwundne Paris, einziehn durch jenes mächtige Siegesthor, den arc de triomphe, welches von der Batterie aus zu erblicken war; man dachte wohl auch an die bevorstehende Rückkehr in die Heimat, an den Einmarsch unter dem Jubel der Bevölkerung, an das Wiedersehen seiner Lieben.

Unter solchen Gedanken kam die Stunde heran, mit welcher die Feindseligkeiten eingestellt werden sollten. Kurz vor Mitternacht — nach der Uhr des großen Hauptquartiers in Versailles — donnerten noch einmal auf der ganzen Linie die deutschen Geschütze, jede Batterie gab einen letzten Schuß ab, ein Lebewohl der deutschen Fußartillerie an die Hauptstadt von Frankreich, und mit dem Schlag 12 Uhr war alles ruhig — der Waffenstillstand hatte begonnen.

41. An Moltke.

Otto Friedrich Gruppe.

Dir vertraute das Volk der Deutschen,
geeinigt in Waffen,
Lenker des schneidigen Schwerts,
Denker der siegenden Schlacht.

42. Ein Armeebefehl des Königs Ludwig II. von Bayern.

„An mein Heer!

Der gewaltige, Deutschland aufgezwungene Krieg ist beendet, auch Bayern zu unvergänglichem Ruhm. Meinem tapfern Heere gebührt ein reiches Maasz an den Ehren dieses Kriegs, ohnegleichen in der Geschichte Deutschlands. Mit dessen wichtigsten Kämpfen und Belagerungen verflochten, glänzt in erster Linie auch der bayerische Name an den Tagen mächtiger Entscheidung. Weiszenburg und Wörth, Beaumont und Sedan, die Gefechte von Plessis-Piquet und Chatillon vor Paris, die Feldschlachten bei Orleans und in den Ebnen der Loire — sie sind eben so viele herrliche Denkmäler des bayerischen Waffenruhmes. Doch auch alle, denen nicht gleich ihren glücklicheren Waffenbrüdern im Kampfe zu siegen vergönnt war: die Truppen, welchen der mühevolle Schutz der Verbindungen des Heers und des besetzten feindlichen Gebietes oblag, wie jene, welche die Deckung der eignen Festungen und die Pflicht steter Sorgfalt für die Neukräftigung der Feldarmee im Heimatslande zurückhielt — auch sie haben mit pflichttreuer Thätigkeit ihre Aufgabe erfüllt. Mit stolzer Freude spreche Ich denn heute von neuem Meinen Königlichen Dank aus Meinem gesammten treuen Heere, sowie allen, deren Patriotismus in liebevoller Sorge für die leidenden Opfer bes Kriegs sich bethätigt. Aus bewegtem Herzen gedenke Ich am heutigen Tage dieser Opfer, deren Blut dem Wohle des Vaterlandes flosz, der schmerzlichen Wunden, die der Krieg geschlagen. In das Hochgefühl wohlbegründeten Triumphes mischt sich die Trauer zumal um jene, welche ihr Leben gelassen auf feindlicher Erde. Ihre Namen mögen leuchten als erhebend Beispiel höchster Vaterlandsliebe, im Glanz unverwelklichen Nachruhms. Und nun, ihr Tapfern alle Meines Heers, bewahrt und pfleget auch unter den Segnungen des Friedens die echten Kriegertugenden, durch welche ihr denselben uns wiedergewonnen. Und auch ihr, die ihr nun in die bürgerlichen Verhältnisse zurückkehrt oder ausscheidet aus den Reihen der Armee — möget auch ihr jener herrlichen Tugenden stets eingedenk sein, dasz sie in lebendiger Kraft sich erhalten in Meinem Volke, und das Vaterland in euren Söhnen dereinst den Heldenmuth der Väter wiederfinde.

München, den 16. Juli 1871. Ludwig.“

43. Dem König.

Adolf Erhard.

Großvaters hoher Geist, er lebet unverklungen
im Reich der Kunst, in seinen Werken fort;
des Vaters Lob ertönt in allen Zungen;
nie stirbt des Guten mildes Friedenswort.
Ihr Geist, ihr Ruhm, ihr Glück sei stets mit dir:
erlauchter Herrscher Ludwig, edler Schyr'!

44. Den Gefallenen.

Ernst Scherenberg.

Deutsche Sieger, die ihr einsam,
hingestreckt auf blut'gem Sande,
ausgehaucht die letzten Seufzer
fern von uns im Feindeslande,
euren tausend stillen Hügeln
senden auf des Liedes Flügeln
wir der Heimat Grüße zu:
Deutsche Sieger, schlaft in Ruh!

Deutsche Sieger, in das Schlachtfeld
eingesenkt als theure Saaten,
seid getrost, bald reift die Ernte
eurer heldenkühnen Thaten!
Nicht umsonst war euer Ringen.
Unser Lied auf Sturmesschwingen
trag euch unsre Schwüre zu:
Deutsche Sieger, schlaft in Ruh!

Deutsche Sieger, eure Namen
blühen fort in Süd und Norden,
nun das deutsche Reich gegründet,
deutsche Freiheit uns geworden!
Heilig sind uns eure Grüfte;
und der Gruß der Heimatlüfte
trägt euch Dankakkorde zu:
Deutsche Sieger, schlaft in Ruh!